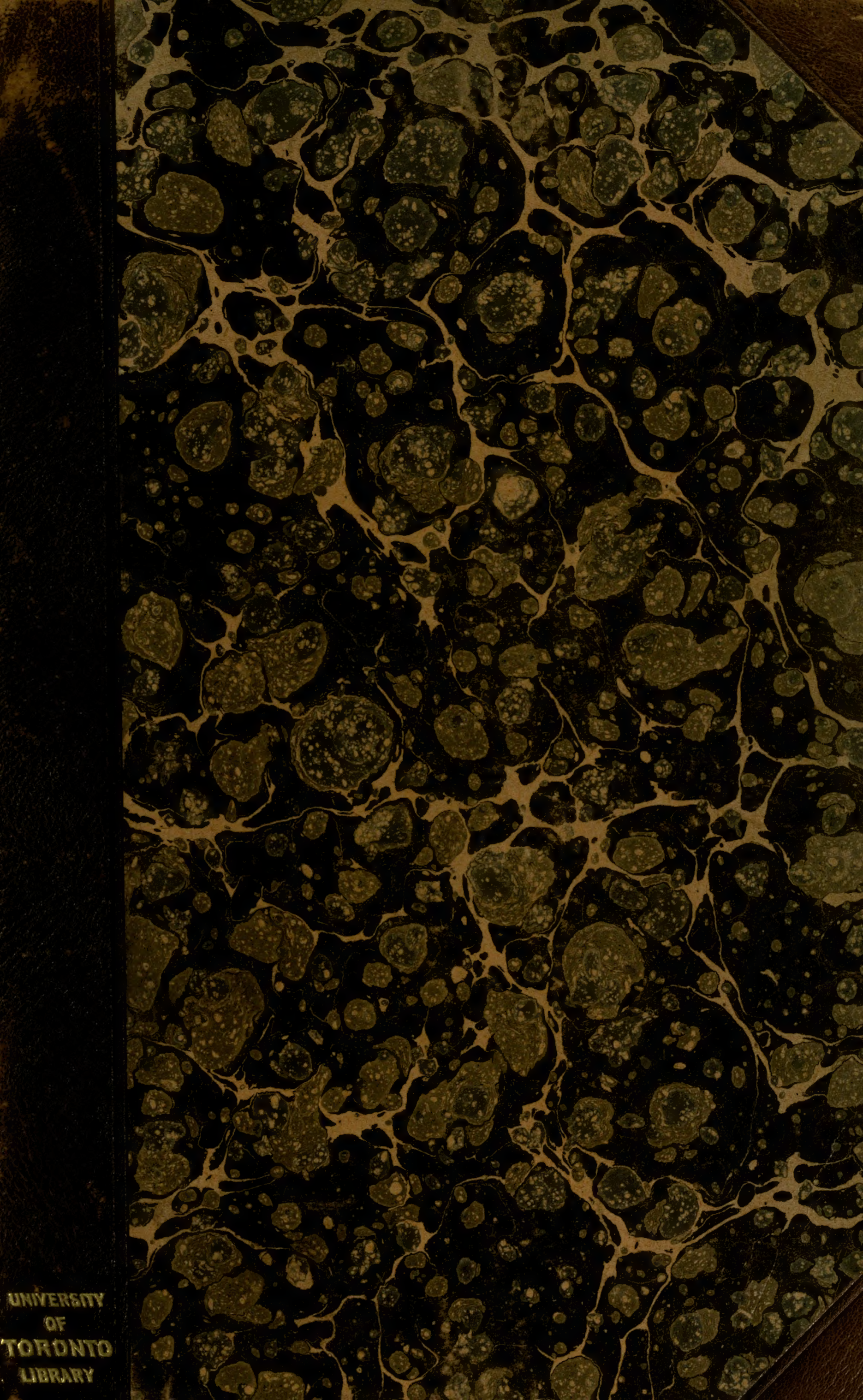
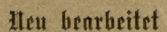

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Der deutsche Stil

von

Dr. Karl Ferdinand Becker.



Neu bearbeitet

von

Dr. Otto Lyon.

Dritte Auflage.



Leipzig: G. Freytag. 1884. Prag: F. Tempsky.

in Wort und Schrift seine Gedanken schön und klar und in einem natürlichen, durch fremde Einflüsse unverkümmerten Deutsch darstellen könne. Er wollte in diesem Buche eine wahrhaft deutsche Stilistik geben, welche sich in keiner Weise, wie die ältere Stilistik der Deutschen, namentlich die Adelungs, an die lateinische Stilistik anlehnte, sondern sich nur auf die besondere Natur und die besonderen Gesetze der deutschen Sprache gründete und der Natur der deutschen Sprache in vollem Umfange gerecht würde. Beckers Werk trägt daher nicht den Charakter eines Antibarbarus, wie es deren gegenwärtig in Deutschland eine auffällig große Zahl giebt, es will nicht Einzelvorschriften und Einzelregeln für bestimmte Fälle geben, sondern es will die allgemeinen, organischen Gesetze des deutschen Stiles entwickeln und darlegen, aus denen dann die speciellen Regeln von selbst hervorgehen.

Daß ein Buch, welches vor fünfunddreißig Jahren erschien, den Forderungen der Gegenwart nicht mehr vollständig entsprach, ist wohl natürlich und bedarf nicht erst einer besonderen Begründung. Die vergleichende Sprachwissenschaft, wie sie in unserer Zeit namentlich von Schleicher, Steinthal, Georg Curtius u. a. mit großem Erfolg ausgebaut worden ist, hat schon längst die Mängel des Beckerschen Systems klar ans Licht gestellt. Aber auch der Gegner der Beckerschen Theorie wird zugestehen, daß die sprachwissenschaftlichen Werke dieses Mannes eine Fülle feinsinniger Bemerkungen und beherzigenswerter Winke enthalten, welche nicht der Vergessenheit anheim fallen dürfen. Es gilt vielmehr, „das Fruchtbare in den Anschauungen Beckers für die deutsche Wissenschaft zurückzuerobern.“ Und von diesem Grundgedanken glaubte ich in der Neubearbeitung des vorliegenden Buches ausgehn zu müssen, um dasselbe den Forderungen der Gegenwart entsprechend umzugestalten.

Becker war der historischen Sprachforschung etwas abgeneigt, und daher war das Buch zunächst nach dieser Seite hin zu ergänzen. Ferner hatte sich Becker bei der Auswahl der Beispiele einen zu engen Kreis gezogen. Die Neubearbeitung hat diesen Kreis erweitert und namentlich auch dem Sprachleben der Gegenwart, wie der Sprache Luthers die gebührende Berücksichtigung zu teil werden lassen. Ein empfindlicher Mangel des Buches lag auch in einer nicht unbedeutenden Zahl veralteter und allzupeinlicher Regeln, welche das Leben der Sprache nur in seiner Entfaltung zu hemmen, aber nicht zu kräftigen und zu fördern vermochten, Regeln, wie sie allerdings auch jetzt noch zum Teil auf Beckers Autorität hin in vielen Lehrbüchern des deutschen Stiles fortleben. Diese einseitig philosophischen Bestimmungen sind beseitigt und durch andere ersetzt worden, wie sie mit der historischen Forschung im Einklang stehen. Mit dem genannten Umstande hing eng zusammen, daß Becker die Schriften unsrer klassischen Dichter, namentlich Goethes, fast mehr als Quelle für Beispiele von Stilfehlern, denn als Muster eines guten Stils benutzt hatte. Eine sorgfältige Prüfung derjenigen Beispiele, wo Goethes Stil mit Beckers Theorie in Konflikt gekommen war, ergab aber fast immer, daß nicht Goethes Stil sondern Beckers Regel falsch war, oder daß die betreffende Stelle aus Goethe von einem ganz andern Gesichtspunkte aus beurteilt werden mußte. Zahlreiche Beispiele dieser Art waren daher zu beseitigen. Zum Teil machte sich auch hier bei Becker der Grundirrtum geltend, der die meisten Lehrbücher des Stils noch jetzt beherrscht, die Meinung nämlich, daß die Schriftsprache die Hauptsache, die gesprochene, lebendige Rede aber eine höchst untergeordnete Nebensache sei. Das Verhältnis ist gerade umgekehrt, und die Neubearbeitung hat versucht, den genannten Irrtum überall auszuscheiden und den entgegenstehenden Grundsatz, daß in der gesprochenen Rede das eigentliche Leben unserer Sprache liegt, durchzuführen. Im übrigen ist aber der oben dargelegte Charakter

des Buches durchaus festgehalten und die Anordnung des Ganzen und zum Teil auch die Terminologie, soweit sie an sich selbst verständlich oder im Buche selbst erklärt war, beibehalten worden. Ausdrücke und Begriffsbestimmungen aber, deren Verständnis eine specielle Kenntnis der Beckerschen Grammatik erforderte, sind in der Neubearbeitung ausgeschieden und durch andere ersetzt worden, so daß das Buch jedem ohne weiteres verständlich ist, auch dem, der mit der Beckerschen Grammatik nicht vertraut ist. Endlich ist zum Schluß noch ein Register hinzugefügt worden, von dem ich hoffe, daß es den Gebrauch des Buches wesentlich erleichtern möge.

Das Buch soll auch in seiner neuen Gestalt ein Werk sein, das jedem Gebildeten unserer Nation zugänglich ist und sich für ihn als brauchbar erweist. Sein Zweck ist zunächst nicht ein gelehrter, sondern ein nationaler. Es soll jeden das Wesen und die Schönheit der deutschen Sprache genauer erkennen lehren und so dazu beitragen, daß unsre Sprache immer mehr hochgeschätzt und heilig gehalten werde. Möge es eine freundliche Aufnahme finden.

September 1883.

Otto Lyon.

Vorrede zur ersten Auflage.

Die Wissenschaft soll nicht bloß dem Nützlichen dienstbar sein, ihre Aufgabe besteht zunächst darin, daß sie den Geist ausbilde und das innere Leben frei mache: aber sie feiert auch vor der äußeren Welt ihre Verherrlichung, wenn das Wissen auch in einem Schaffen in die Erscheinung tritt und bildend in das äußere Leben eingreift. Das Verhältnis der Wissenschaft zum praktischen Leben hat sich jedoch nicht bei allen Völkern auf gleiche Weise gestaltet. Während die Wissenschaft bei andern Völkern mehr als billig ist, den praktischen Zwecken des bürgerlichen Lebens untergeordnet und dienstbar ist, macht man der deutschen Wissenschaft den Vorwurf, daß sie, nur den geistigen Interessen nachstrebend, zu wenig in das praktische Leben eingreife. Dieser Vorwurf trifft insbesondere die deutsche Sprachforschung. Diese hat in der neuern Zeit vorzugsweise die historische Entwickelung der Sprache und ihre Verwandtschaft mit andern Sprachen zum Gegenstande ihrer Forschungen gemacht, und die Ergebnisse dieser Forschungen haben in dem Reiche der Wissenschaft eine wohlverdiente Anerkennung gefunden: fragt man aber, ob aus der Sprachforschung und insbesondere aus der Grammatik ebenso, wie aus andern Wissenschaften, welche in der neuern Zeit einen großen Aufschwung genommen, auch das praktische Leben große Vorteile gezogen habe, so wird man um eine Antwort verlegen. Wir bedürfen nicht eigentlich der Grammatik um sprechen zu lernen, und selbst unter unsern Sprachforschern sind manche der Meinung, ein grammatischer Unterricht in der Muttersprache sei zwecklos. Weil der schriftliche Gedankenverkehr nicht wohl der Orthographie entbehren kann, hat man besonders auf den orthographischen Unterricht einen großen Wert gelegt: aber die Grammatik hat auf die Orthographie sehr wenig eingewirkt, und die in der neuern Zeit besonders von historischen Sprachforschern versuchten Verbesserungen der Orthographie haben keinen Eingang gefunden.

Die Sprachwissenschaft kann nur dadurch fördernd in das praktische Leben eingreifen, daß sie uns lehrt, wie wir durch Wort und Schrift unsere Gedanken nach Inhalt und Form mit Leichtigkeit und Sicherheit und in wohlgefälligen Formen des Ausdruckes darstellen und andern mitteilen können. Der in der Rede mitgeteilte Gedanke wirkt auf die Geister der Menschen mit einer wunderbaren Gewalt: er waltet schaffend und zerstörend in dem lebendigen Treiben ganzer Völker, und die Sprachwissenschaft findet ihre praktische Anwendung eigentlich nur in dem Stile

der Rede. Wir verdanken es der Einwirkung der Wissenschaft, daß in der Ausübung der Künste an die Stelle einer rohen, unbeholfenen Empirie ein rationelles, den Erfolg mit Sicherheit berechnendes Kunstverfahren getreten ist. So haben in der neuern Zeit die großen Entdeckungen der Naturwissenschaft einen bedeutenden Aufschwung in der Landwirtschaft und in den nützlichen Künsten herbeigeführt, und die praktische Heilkunde verdankt vorzüglich den Entdeckungen, welche die Physiologie in der neuern Zeit gemacht hat, größere Sicherheit ihres Verfahrens. Die rationelle Ausübung einer Kunst unterscheidet sich von der rohen Empirie dadurch, daß der Künstler die besondere Art und Natur des zu behandelnden Stoffes und der anzuwendenden Mittel genau kennt, und diese Erkenntnis seinem praktischen Verfahren zum Grunde legt. Nun ist die Sprache der Stoff, den die Kunst des Stiles bearbeitet, und in der Sprache liegen auch die Mittel, von denen diese Kunst Gebrauch macht: darum ist die Grammatik die natürliche Grundlage einer rationellen Stilistik. Es kann hier jedoch nicht die Rede sein von einer Grammatik, deren Anwendung sich auf die äußeren Formverhältnisse der Wörter und auf das beschränkt, was man gewöhnlich unter der Korrektheit des Stiles begreift; die Korrektheit ist in der Aufgabe des guten Stiles nur ein untergeordnetes Moment. Eine rationelle Stilistik kann sich nur auf eine Grammatik gründen, welche die Sprache physiologisch als den organischen Ausdruck der Gedanken auffaßt, und die organische Bedeutung ihrer besondern Formen nachweist, und die deutsche Stilistik kann ihre Grundlage nur in einer Grammatik finden, welche zugleich die besondere Art des deutschen Gedankenausdruckes und die Bedeutung der deutschen Sprachformen näher bezeichnet. Die in diesem Sinne aufgefaßte und durchgeführte Grammatik treibt aus sich selbst schon eine in demselben Sinne durchgeführte Stilistik hervor, und diese kann gewissermaßen als eine Ergänzung von jener angesehen werden. Der Verfasser hat es darum versucht, die Stilistik in ihrem ganzen Umfange auf die Grammatik als ihre natürliche Grundlage zurückzuführen, und er hofft, daß dieser Versuch bei denen, welche sich mit dem System seiner Grammatik vertraut gemacht haben, eine wohlwollende Aufnahme, aber auch eine nachsichtige Beurteilung finden werde. Was insbesondere zur Rechtfertigung des von dem Verfasser bei der Behandlung der Stilistik eingeschlagenen Weges zu sagen wäre, ist in der Einleitung ausführlich besprochen.

Schon lange Zeit ist die Klage der Schulmänner über die Unzulänglichkeit der vorhandenen stilistischen Lehrbücher vielfältig laut geworden, und das Bedürfnis eines zweckmäßigen Lehrbuches ist besonders denen sehr fühlbar geworden, welche sich eine rationelle Behandlung des Sprachunterrichtes angeeignet haben. Es trifft die Lehrbücher der Stilistik insbesondere der Vorwurf, daß es der Fassung der Begriffe überhaupt an Klarheit und Bestimmtheit fehlt, daß die Lehrsätze und Vorschriften in einer unbestimmten Allgemeinheit über dem Besondern schweben, daß sie zu abstrakt sind und daher nicht leicht verstanden werden. Begriffe und Lehrsätze werden von uns nur dadurch wahrhaft verstanden, daß wir das Allgemeine und Abstrakte in der geistigen Anschauung auf eine konkrete Besonderheit zurückführen. Was nicht auf diese Weise verstanden wird, bleibt unklar, und durch den Mangel der Klarheit wird die praktische Anwendung der stilistischen Vorschriften sehr erschwert und oft ganz unmöglich gemacht. Indem aber die Stilistik überhaupt von der Grammatik ausgeht und die besondern Formen der stilistischen Darstellung auf ihre Bedeutung in dem organischen Leben der Sprache zurückführt, gewinnt sie vor der älteren Stilistik den großen Vorteil, daß sie im stande ist, den Begriffen eine bestimmtere Fassung und den stilistischen Vorschriften einen bestimm-

teren Ausdruck zu geben, den stilistischen Lehrstoff in allem Besondern zu einer klaren Anschauung zu bringen, und so die besondern Vorschriften verständlicher und die praktische Anwendung derselben leichter zu machen.

Die Stilistik und die Grammatik stehen nach ihrer Natur mit einander in der innigsten Verbindung; mit den grammatischen Gesetzen werden zugleich sehr viele stilistische Vorschriften ausgesprochen oder doch angedeutet, und der Verfasser hat die Stilistik als eine Ergänzung der Grammatik bezeichnet: darum sollte der Unterricht in der allgemeinen Stilistik auch nicht von dem Unterrichte in der Grammatik getrennt werden, sondern mit ihm Hand in Hand gehen; nur für die besondere Stilistik sollte demnächst ein besonderer Unterricht nachfolgen. Man sieht leicht, daß durch eine solche Verbindung der stilistische und auch der grammatische Unterricht, der eine durch den andern, mehr belebt und verständlicher würde, und daß beide mit dem praktischen Leben in eine nähere Beziehung gesetzt und zugleich für die formelle Bildung des Geistes fruchtbarer gemacht würden. — Der Verfasser hat sich bemüht, alles Besondere des stilistischen Lehrstoffes durch Zurückführung auf die als bekannt vorausgesetzten grammatischen Verhältnisse und Formen verständlich und in Beispielen anschaulich zu machen. Er hat besonders darauf geachtet, den Gesetzen, nach denen schöne Formen der Darstellung gebildet werden, auch durch den Gegensatz fehlerhaft gebildeter Formen eine lebendigere Anschaulichkeit zu geben, und nicht nur die ephemeren Produkte der neuern Litteratur, sondern auch klassische Schriftsteller haben ihm reichlich Beispiele fehlerhafter Formen dargeboten. Der Verfasser hat sich jedoch zunächst nur die Aufgabe gestellt, ein allgemeines Prinzip aufzufinden, aus dem sich ein rationelles System der Stilistik entwickeln läßt, und dann nachzuweisen, wie dieses Prinzip durchgreifend in allen besondern Formen stilistischer Darstellung hervortritt. In diesem Sinne ist die allgemeine Stilistik sehr ausführlich behandelt; die besondere Stilistik hingegen beschränkt sich mehr darauf, nur die besondern Stilarten nach den besondern Arten der darzustellenden Gedanken näher zu bezeichnen, und die Anwendung der allgemeinen Stilistik auf die besondern Stilarten nachzuweisen; auch sind diesen keine Muster beigegeben. Insofern nun das vorliegende Buch zunächst diese theoretische Richtung hat, wird der Lehrer bei dem Unterrichte davon einen nützlichen Gebrauch machen können; aber es dürfte zu einem eigentlichen Lehrbuche für den Schüler nicht geeignet sein. Auch ist die Ausarbeitung eines praktischen Lehrbuches, das sich an den vorliegenden Versuch anschließt, schon vorbereitet, und der Verfasser hofft, er werde im stande sein, es noch vor dem Ablaufe des nächsten Jahres den Schulmännern vorzulegen.

Offenbach, im September 1848.

Der Verfasser.

Inhalt.

Einleitung.

Allgemeine Stilistik.

Erster Abschnitt.

Stilistik des einfachen Satzes.

Erstes Kapitel.

Darstellung des Inhaltes.

Zweites Kapitel.

Darstellung der logischen Form.

Zweiter Abschnitt.

Stilistik des zusammengesetzten Satzes.

Erstes Kapitel.

Darlegung des Inhaltes.

Einleitung.

§ 1.

Der Schöpfer unserer neuhochdeutschen Schriftsprache ist Luther, freilich nicht in dem Sinne, daß er diese Sprache gemacht hätte (denn keine Sprache kann willkürlich gemacht werden), sondern in dem Sinne, daß er einer bestimmten Gestaltung unserer deutschen Sprache allgemeine Geltung für das Gesamtgebiet aller deutschen Länder und Landschaften verschaffte. Es war keine Mundart, welcher er zu dieser Stellung verhalf, sondern es war eine Schriftsprache, die bereits vor Luther vorhanden war und vor ihm schon, wenn auch nur auf einem bestimmten Gebiete, angewendet wurde. Luther selbst sagt darüber in seinen Tischreden: „Ich habe keine gewisse sonderliche eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzelei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland; alle Reichsstädte und Fürstenhöfe schreiben mit der sächsischen und unseres Fürsten Kanzelei; darum ists auch die gemeinste deutsche Sprache." In dieser Kanzleisprache, welche eine Mischung verschiedener deutscher Mundarten ist, haben wir demnach die eigentliche Quelle unserer gegenwärtigen Schriftsprache zu sehen. Dadurch, daß Luther für seine Bibelübersetzung und für seine sittlich-religiösen Schriften diese Sprache wählte, wurde dieselbe so mächtig und gewaltig, daß sie nach und nach alle Mundarten verdrängte und schließlich in allen Gebieten Deutschlands, in Ober-, Mittel- und Niederdeutschland, zur Herrschaft gelangte.

Freilich darf man das nicht so verstehen, als ob Luther diese Kanzleisprache sklavisch nachgeahmt hätte. Davon war er weit entfernt; er hat vielmehr im Gegenteil erst mit seinem Geiste diese tote Papiersprache belebt, vieles hat er aus seinem Mitteldeutsch hinzugethan, und in Satzbau und Stil namentlich ging er völlig seine eignen Wege. Der steife Kanzleistil wäre auch wenig geeignet gewesen, die großen und

gewaltigen Gedanken dieses reformatorischen Geistes unserem Volke zu vermitteln. Es ist also nur auf den Lautstand und die Wortformen im allgemeinen zu beziehen, wenn Luther diese Kanzleisprache als sein Muster und Vorbild hinstellt. Er wählte sie, weil sie jeder verstand und verstehen mußte, weil sie allgemein deutsch war; ihre Schwächen und Unvollkommenheiten aber schied er mit dem echten Feingefühl eines Sprachgenius aus und wußte sich sein Werkzeug seinen Zwecken gemäß umzugestalten. Der große Inhalt erst, mit dem er diese Kanzleisprache füllte, ließ dieselbe zu wahrem Leben erstehen und mitten unter das Volk treten, wo sie dann in lebendiger Weise sich weiter entwickeln konnte.

Wie lebensfähig diese Sprache Luthers war, das ersehen wir daraus, daß sie sich siegreich im Kampfe gegen das Lateinische und Französische behauptet und sich trotz schwerer Hindernisse, die sich ihr in den Weg stellten, zu dem entwickelt hat, was sie gegenwärtig ist. Noch heute gelten die Lautgesetze der Sprache Luthers, und keine Mundart hat dieselbe aus ihrer beherrschenden Stellung zu verdrängen gewußt. Durch hervorragende Dichter und Denker, durch Geister ersten Ranges, ist diese Sprache im Laufe der letzten drei Jahrhunderte weitergebildet und zu einem immer vollkommeneren Werkzeuge des Gedankens gestaltet worden, so daß sie gegenwärtig eine der reichsten und schönsten Sprachen der Erde ist.

Wir nennen unsere Schriftsprache die hochdeutsche im Gegensatz zum Niederdeutschen, das sich sehr früh schon von dem Hochdeutschen abzweigte, und wir nennen sie die neuhochdeutsche im Gegensatz zum Alt- und Mittelhochdeutschen. Althochdeutsch nennen wir diejenige Gestalt unsrer hochdeutschen Sprache, welche dieselbe im achten bis zwölften Jahrhundert, Mittelhochdeutsch diejenige, welche sie im zwölften bis fünfzehnten Jahrhundert hatte. Alle diese Namen sind durch Jacob Grimm eingeführt worden, und es liegt kein Grund vor von denselben abzuweichen.

§ 2.

Man versteht unter Stil (franz. stile, engl. style, von lat. stilus und griech. *στύλος*, d. i. der Griffel, mit dem der Grieche und Römer durch Einritzen in eine Wachstafel schrieb) in der weiteren Bedeutung des Wortes die Art und Weise, wie in einem Kunstwerke ein Gedanke dargestellt wird; so spricht man z. B. von einem Baustil, von dem Stil eines Musikwerkes u. ähnl. Unter dem Stile der Rede versteht man die Art, wie Gedanken in der Sprache dargestellt werden, und nennt

den Stil, je nachdem die Form der Darstellung einen wohlgefälligen oder mißfälligen Eindruck macht, einen guten oder schlechten. Fragt man nun, was denn eigentlich unter einem guten Stile zu verstehen sei, so verweist uns die Schule auf die Aussprüche Ciceros und Quintilians, welche Klarheit, Schönheit und Angemessenheit als die Erfordernisse eines guten Stiles bezeichnen[1]). Bei diesen Bestimmungen vermißt man aber sogleich die Einheit eines höheren Grundsatzes, unter dem sie begriffen werden könnten, und man sieht es ihnen auf den ersten Blick an, daß sie nicht die eigentliche Natur und Bedeutung des Stiles wissenschaftlich erklären, sondern nur einer praktischen Rhetorik zur Grundlage dienen sollten. Auch verdanken die großen Redner und Dichter aller Zeiten ihre Meisterschaft wohl nicht einer mit Bewußtsein angewendeten Theorie. Man will sogar vielfach bemerkt haben, daß die Kunst des guten Stiles, wie viele andere Künste, gerade dann keinen glänzenden Erfolg hat, wenn sie streng nach den Regeln irgend einer Theorie ausgeübt wird, und die Theorie ist daher bei vielen in Verruf geraten. Aber was man auch gegen die Theorie sagen mag: jede wahrhafte Theorie ist auch praktisch. Selbst die Künste der Industrie sind unbeholfen, ohne großen Erfolg und bleiben in ihrer Kindheit stehen, so lange die Natur des zu behandelnden Stoffes und die Kräfte der anzuwendenden Mittel nur erfahrungsmäßig erkannt werden; und wenn diese Künste besonders in der neueren Zeit sich großartiger entfaltet haben und die Wirkung der angewendeten Mittel mit größerer Sicherheit berechnen als früher, so verdanken sie dies zunächst dem freien Aufschwunge, den das wissenschaftliche Denken nach allen Richtungen genommen hat. Wenn man nun auch von einem Lehrbuche, insofern es nur eine praktische Anleitung zum guten Stile sein soll, nicht fordern kann, daß es die Wissenschaft des Stiles in strenger Form aus einem obersten Grundsatz entwickele, so wird es doch für den Unterricht immer unzulänglich und sogar verwirrend sein, wenn nicht die Wissenschaft des Stiles das Ganze wie ein lebendiger Odem durchdringt, das Mannigfaltige zu einer Einheit verbindet und dadurch jedem Besondern seine eigentliche Bedeutung giebt. Was die Naturwissenschaft für die Künste der Industrie, das ist die Wissenschaft des Stiles für die Kunst zu sprechen und zu schreiben, und wenn irgend eine Kunst verdient, daß ihr auch auf dem Gebiete der Wissenschaft fester Grund und Boden gewonnen werde, so ist es die Kunst der schönen Rede.

---

[1]) Cicero de orat. L. III. c. 10. Quintilian. Instit. orator. L. I. c. 4, 2.

§ 3.

Die Stilistik hat zu ihrem Gegenstande zunächst die Formen, in denen die Gedanken in der Rede dargestellt werden; der oberste Grundsatz für ein Lehrgebäude des Stiles wird daher in der Natur der Sprache zu suchen sein, und die Wissenschaft des Stiles und die Wissenschaft der Sprache werden sich sehr nahe berühren. Natur und Bedeutung der Sprache können aber auf verschiedene Weisen aufgefaßt werden, und wir können nur dann hoffen, zu einer wahrhaften Wissenschaft des Stiles zu gelangen, wenn auch die Natur der Sprache von uns wahrhaft erkannt wird. Die Stilistik der Alten, die merkwürdigerweise trotz allem Wechsel wissenschaftlicher Lehrgebäude bis auf unsere Zeit immer dieselbe geblieben ist, gründet sich auf diejenige Ansicht von der Natur der Sprache und dem Verhältnisse des Wortes zu dem Gedanken, die bis in die neuere Zeit mehr oder weniger die herrschende war. Die Sprache wurde nämlich nicht als organischer Ausdruck der Gedanken und die Rede nicht als der notwendig in die Erscheinung tretende Gedanke aufgefaßt, sondern als eine Erfindung verständiger Überlegung, zuerst hervorgerufen durch die Bedürfnisse des äußeren Lebens, deren Befriedigung die Mitteilung der Gedanken fordert, und in dem Laufe der Zeit allmählich zu größerer Vollkommenheit ausgebildet durch menschlichen Scharfsinn. Die Sprache war nach dieser Auffassung ein Mittel, das erfunden ist, die Mitteilung der Gedanken der Zweck, für den es erfunden ist, und das Wort ein konventionelles Zeichen des Begriffes. So ungereimt auch diese Vorstellung von dem Ursprunge und der weiteren Fortbildung der Sprache war, so hatte sie sich doch in der Grammatik und überhaupt in der Sprachforschung bis in die neuere Zeit erhalten: noch bei Adelung ist oft die Rede von den Spracherfindern und von konventionellen Einrichtungen in der Sprache.

So lange man nun die Sprache nicht als den organischen Ausdruck der Gedanken erkannte, mit dem die Mitteilung der Gedanken eins ist, sondern sie als eine menschliche Erfindung auffaßte, die sich zu der Gedankenmitteilung verhalten sollte, wie ein künstliches Mittel zu einem äußeren Zwecke, betrachtete man auch den Stil als diejenige Form der Rede, durch welche sie ein in vollerem Maße geeignetes Mittel zu der in der Schriftsprache bezweckten Mitteilung der Gedanken überhaupt und für die besondern Zwecke der Rede werden sollte. Die Zweckmäßigkeit der Darstellung war nach dieser Auffassung das oberste Gesetz und Verständlichkeit der Rede das erste Erfordernis des guten Stiles, und die Stilistik gab nun sehr zahlreiche Regeln,

durch deren Anwendung im Besondern die Zweckmäßigkeit der Darstellung erreicht werden sollte. Hierher gehörten besonders die Regeln über den Gebrauch solcher Wörter und Redeformen, deren Bedeutung bekannt und bestimmt ist, über die richtige Wortstellung, über die Verbindung der Sätze und den richtigen Gebrauch der Konjunktionen. Weil man aber die Wörter und die besondern Redeformen nur als Zeichen der Begriffe und ihrer Verhältnisse in dem Gedanken auffaßte und nicht den organischen Vorgang erkannte, durch den das gesprochene Wort von dem Hörenden eigentlich verstanden, d. h. zu einem Gedanken des Hörenden wird, so waren diese Regeln im Besondern sehr oft unzulänglich, und es geschah sogar sehr oft, daß die Rede durch eine nur zu sorgfältige Anwendung derselben unverständlich wurde.

Indem man die Verständlichkeit als das erste Gesetz des guten Stiles auffaßte, wurde man jedoch bald gewahr, daß dieses Gesetz für den guten Stil nicht erschöpfend ist: die Rede sollte auch gefallen, und wir bezeichnen ja gewöhnlich den guten Stil als einen schönen Stil. Daher sagt Quintilian: oratio sit dilucida, sit ornata: man faßte aber den wohlgefälligen Eindruck, den die Rede auf den Hörenden macht, ebenfalls als Zweck und die Form der Darstellung als das Mittel zu diesem Zwecke auf. Man stellte so auch die Schönheit des Stiles unter den Begriff der Zweckmäßigkeit, und die Stilistik gab nun auch Regeln über den Gebrauch derjenigen Darstellungsformen, welche als Mittel dazu dienen sollten, daß die Rede gefalle. Hierher gehörten besonders die Regeln über den Wohllaut und Wohlklang der Wörter und Sätze, über die Vermeidung gemeiner und unedler Ausdrücke, über den Gebrauch der Figuren u. a. m. Aber auch diese Regeln waren unzulänglich, und eine zweckmäßige Anwendung derselben auf das Besondere war kaum möglich, so lange man nicht klar erkannte, wodurch eigentlich die Rede einen gefälligen Eindruck macht, und worin eigentlich die Schönheit der Darstellungsformen besteht. Daher geschah es sehr leicht, daß diese Regeln mit großer Sorgfalt, aber nicht am rechten Orte und nicht auf die gehörige Weise in Anwendung gebracht wurden und dadurch die Darstellung geschmacklos wurde.

Wenn man nun in der Stilistik auch die Schönheit der Darstellungsform auf die Zweckmäßigkeit zurückgeführt hat, so ist dagegen zu erinnern, daß Schönheit und Zweckmäßigkeit an sich verschiedenartige Dinge sind. Dazu kommt, daß die Schönheit und die Verständlichkeit des Stiles, wie sie in der alten Stilistik nebeneinander gestellt werden, leicht mit einander in Zwiespalt geraten; die Schönheit macht die Rede leicht unverständlich, und die Verständlichkeit verträgt sich

oft nicht mit der Schönheit. Es mangelt daher der alten Stilistik überall die innere Einheit des Ganzen und eine bestimmte Begrenzung des Besonderen, und man sucht in der ganzen Anordnung, in welcher das Besondere geschieden und zusammengefügt ist, vergebens eine Einheit, durch welche das Ganze übersichtlich und jedes Besondere durchsichtig würde. So zählte Adelung nach verschiedenen Gesichtspunkten zwölf Eigenschaften des guten Stiles auf und gab für jede derselben besondere Regeln, zugleich unterschied er die besondern Arten des Stiles nach den besonderen Zwecken der Darstellung. Durch die große Mannigfaltigkeit der verschiedenen Stilarten und die große Anzahl der gegebenen Regeln wurde die Stilistik unverständlich und in der Anwendung verwirrend. Und wenn man auch in der neuern Zeit versucht hat, in die Lehrbücher mehr Einheit und Bestimmtheit zu bringen und die besondern Formen der Darstellung, durch welche entweder die Verständlichkeit oder die Schönheit der Rede erlangt werden soll, genauer zu bezeichnen, so ist doch die Stilistik in ihrer Grundlage dieselbe geblieben, und aus den Lehrbüchern, so reichlich sie auch mit Regeln für jedes Besondere ausgestattet sind, hat wohl nicht leicht jemand guten Stil gelernt. Die Unzulänglichkeit der Lehrbücher ist den Schulmännern desto fühlbarer geworden, je mehr Wert man in der neuern Zeit auf die Bildung des Stiles legt; man beschränkt sich daher beim Unterrichte häufig darauf, in dem Schüler das Gefühl für die Schönheit des Stiles durch Vorlegung musterhafter Schriften auszubilden und ihn bei den in den Stilübungen vorkommenden Fehlern nicht auf die Regeln der Stilistik, sondern nur auf das Gefühl zu verweisen.

§ 4.

Erst in der neuern Zeit, nachdem die vergleichende Sprachforschung über die Entwickelung der Sprache ein helleres Licht verbreitet und die Grammatik ihr Augenmerk auch auf die syntaktischen Formen und ihre Bedeutung gerichtet hat, ist eine wissenschaftliche Auffassung der Sprache möglich geworden. Nach dieser Auffassung ist die Sprache nicht eine von den Bedürfnissen des äußern Lebens hervorgerufene Erfindung, sondern eine organische Verrichtung, das Wort nicht ein konventionelles Zeichen, sondern der organische Ausdruck des Begriffes, und jede besondere Sprach- und Redeform der organische Ausdruck einer besondern Form des Begriffes und Gedankens: die organische Entwickelung der Sprache und die organische Einheit der Sprachformen mit den Begriffen und Gedanken ist der oberste Grundsatz der ganzen Sprachlehre, und die Grammatik gehört eigentlich der Physiologie des Menschen an.

In den organischen Dingen hat jedes Besondere seinen Grund und zugleich seinen Zweck in dem organischen Leben des Ganzen. Der Mensch spricht, weil er denkt; denn alles Geistige strebt in einer sinnlichen Erscheinung leiblich zu werden, und der Gedanke tritt mit innerer Notwendigkeit in die Erscheinung. Der Mensch spricht, ehe noch ein äußeres Bedürfnis ihn zum Sprechen treibt, und der Gedanke selbst wird erst ein vollendeter Gedanke und tritt lebendiger vor das Bewußtsein, indem er gesprochen wird. Das organische Leben der ganzen Gattung, unter dem ja auch das geistige Leben begriffen ist, kann sich nur entwickeln, wenn durch Mitteilung die Gedanken der Einzelwesen sich zu einer allen gemeinsamen Weltanschauung vereinen und das geistige Leben der Einzelwesen zu einem Leben der ganzen Gattung wird. Man kann daher auch die Mitteilung der Gedanken, insofern durch sie die organische Entwickelung des geistigen Lebens bedingt ist, als Zweck der Sprache ansehen, man muß aber dieses Zweckverhältnis, das mit der organischen Entwickelung des geistigen Lebens notwendig gegeben ist, als ein organisches Verhältnis unterscheiden von demjenigen Zweckverhältnisse, in welches die Sprache tritt, wenn sie mit Willkür und Absicht als Mittel zur Erreichung äußerer Zwecke gebraucht wird. Diese Auffassung der Sprache, die der neuern Grammatik zu Grunde liegt, ist von der älteren wesentlich verschieden, und mit dieser Auffassung der Sprache ist auch der oberste Grundsatz für eine Wissenschaft des Stiles gegeben, der von dem der älteren Stilistik wesentlich verschieden ist.

Wenn die Sprache eine organische Verrichtung und die Rede der organische Ausdruck des Gedankens ist, so sind die Formen, in denen sich der Gedanke in der Rede darstellt, organische Formen, d. h. Formen, welche ihren Grund in der Natur des Menschen, nämlich in den organischen Gesetzen seines Denk- und Sprachvermögens haben. Die Formen der Darstellung werden daher, wie die Formen anderer organischer Verrichtungen, nicht mit Willkür und um eines äußeren Zweckes willen geschaffen und zugerichtet, sondern entwickeln sich mit innerer Notwendigkeit und sind eigentlich als Naturprodukte anzusehen. Die Darstellung der Gedanken hat zwar, weil der Gedanke die freieste That des menschlichen Geistes ist, größere Freiheit als alle anderen organischen Verrichtungen, und wir wählen oft mit Überlegung diejenige Form der Darstellung, welche uns für einen besondern Zweck die angemessenste scheint: aber diese Freiheit findet in den Gesetzen unseres Denk- und Sprachvermögens ihre natürliche Beschränkung. Eine mit Überlegung gebildete Form der Darstellung ist, wenn sie mit diesen Gesetzen in Widerspruch steht, immer fehlerhaft, während diejenige Form, welche nicht

mit reflektierendem Bewußtsein gebildet wird, sondern sich nach diesen organischen Gesetzen von selbst darbietet, fehlerfrei ist. Die Form der Darstellung ist desto vollkommener, je mehr sie den organischen Gesetzen unseres Denk- und Sprachvermögens entspricht; wir begreifen demnach unter dem guten Stile die organisch vollkommene Darstellung der Gedanken und unter der Stilistik die Lehre von der organischen Vollkommenheit der Darstellung. Die organisch vollkommene Entwickelung eines Naturproduktes, die man bei lebenden Dingen als Gesundheit bezeichnet, wird aber in ihrer Erscheinung als Schönheit aufgefaßt. Indem nämlich in der organisch vollkommenen Ausbildung eines Dinges eine innere Einheit des Mannigfaltigen und zugleich die organische Zweckmäßigkeit alles Besondern in die Erscheinung tritt, erregt es unser Wohlgefallen. Wir nennen ein organisches Produkt, z. B. einen Menschen oder eine Pflanze schön, wenn sich in seiner ganzen Erscheinung die Gesundheit des Dinges ausprägt: alles Krankhafte ist in der Erscheinung häßlich. So erregt auch jede organisch vollkommene Form der Darstellung an sich schon unser Wohlgefallen und wird schön genannt, und jede nicht organische Form der Darstellung ist nicht schön. Man kann daher die Stilistik als die Lehre von der Schönheit der Darstellung bezeichnen.

§ 5.

Indem wir die Schönheit der Gedankendarstellung als die Erscheinung ihrer organischen Vollkommenheit und als den eigentlichen Gegenstand der Stilistik bezeichnen, kann man die Frage aufwerfen, wie sich die Schönheit, in der nur die organische Gesundheit eines Naturproduktes in die Erscheinung tritt, zu der ästhetischen Schönheit der Kunstprodukte verhalte, und ob man überhaupt Naturprodukte, und insbesondere die Gedankendarstellung, die wir als ein Naturprodukt bezeichnet haben, in demselben Sinne schön nennen könne, in welchem man die Produkte der Künste schön nennt. Schön ist jede sinnliche Erscheinung einer Idee, wenn in der Idee nichts ist, was nicht sinnlich erscheint, und in der sinnlichen Erscheinung nichts, was nicht Ausdruck der Idee ist. Es giebt eine Weltanschauung, in welcher die Welt der wirklichen Dinge als ein organisches Ganzes gedacht und alles Besondere und Einzelne als ein Glied desselben aufgefaßt wird, das nur durch das Ganze und um des Ganzen willen sein Dasein hat. Diese Weltanschauung hat ihren Grund in der menschlichen Vernunft, die sich über die sinnliche Anschauung des Einzelnen und über den Verstandesbegriff erhebt und in dem Besondern ein Allgemeines, in dem Bedingten ein Unbedingtes zu erkennen strebt, und man nennt sie, weil in ihr

die realen Dinge eine geistige Gestalt (εἶδος) annehmen, die ideale Weltanschauung, und den Begriff und Gedanken, durch welchen die realen Dinge in die ideale Weltanschauung aufgenommen werden, eine Idee. Die französische Sprache bezeichnet mit dieser Benennung jeden von der sinnlichen Anschauung hergenommenen Verstandesbegriff, z. B. den Begriff einer Dampfmaschine oder einer Giraffe, und das Wort hat in dieser Bedeutung auch in dem Sprachgebrauche der Deutschen Eingang gefunden; wir verstehen hier aber unter Idee nur den in einer idealen Weltanschauung verklärten Begriff. Wenn nun das Ideale vor uns in die sinnliche Erscheinung tritt, so erregt diese Erscheinung in uns ein besonderes Wohlgefallen, das verschieden ist von dem angenehmen Eindrucke, den manche Dinge auf die äußeren Sinne machen, und von dem Wohlgefallen, welches wir an dem Nützlichen finden. Das Wohlgefallen an dem Schönen ist durchaus uneigennützig und hat seinen Grund nur darin, daß der menschliche Geist in der sinnlichen Erscheinung den Widerschein seines eignen Selbst erkennt, und dieses uneigennützige Wohlgefallen an der sinnlichen Erscheinung des Idealen ist das, was den eigentlichen Begriff des Schönen ausmacht.

In dem Schönen offenbart sich zunächst ein einzelner Gedanke des menschlichen Geistes und mittelbar die höchste Idee, in der alle Gegensätze des Realen und Geistigen sich zu einer Einheit verbinden. Das Schöne gehört darum zunächst dem Kreise des geistig bewegten menschlichen Lebens an, und die Bildung des Schönen ist das eigentliche Geschäft der Künste. Man faßt jedoch den Begriff des Schönen zu enge, wenn man ihn auf die sinnliche Darstellung eines dem Künstler bewußten Gedankens beschränkt und die Produkte der Natur von dem Gebiete des Schönen ausschließt. Die Natur und ihre Produkte überhaupt werden erst dann wahrhaft erkannt, wenn sie in einer höheren Weltanschauung als ein Ideales aufgefaßt werden: insbesondere kann das Wesen und der eigentliche Begriff jedes organischen Dinges als eine Idee — als ein Gedanke der schaffenden Natur aufgefaßt werden, der in dem organischen Dinge in die sinnliche Erscheinung tritt, und der organische Gliederbau und alle Bewegung desselben erscheint dann als ein Ausdruck dieses Gedankens. Ist sich auch die Natur der Gedanken nicht bewußt, die in den besonderen Organismen in die Erscheinung treten, so läßt uns doch die innere Zweckmäßigkeit ihres organischen Baues und ihrer Verrichtungen in ihnen einen Geist erkennen, der dem mit Bewußtsein schaffenden Geiste des Menschen verwandt ist. Aristoteles sagt[1]):

[1]) *Πάντα γὰρ φύσει ἔχει τι θεῖον.* Aristot. Eth. Nicom. VII, 14.

„In allem Natürlichen ist etwas Göttliches“, und die Erscheinung dieses Göttlichen in der Natur erregt in uns das uneigennützige Wohlgefallen, welches die eigentümliche Wirkung des Schönen ist. Dieses Wohlgefallen ist desto größer, je vollkommener in der ganzen Gestalt des organischen Dinges die Idee des organischen Lebens und die Beziehungen der besondern Dinge zu dieser Idee in die Erscheinung treten. Wir nennen daher eine Eiche, die nach allen Seiten kraftvolle Äste ausbreitet, und ein Pferd, daß sich in einem ebenmäßigen Gliederbau frei und kräftig bewegt, schön, während wir krankhaft entwickelte oder nach ihrer Natur unförmlich gebildete Organismen, wie manche Kaktusarten, Kröten und Krokodile, weil wir bei ihnen nicht ebenso einen in ihnen leiblich gewordenen Naturgedanken erkennen, nicht schön finden. Vor allen anderen Produkten der organischen Natur erregt aber die vollkommen entwickelte Gestalt des Menschen unser Wohlgefallen und wird schön genannt, weil in ihr die Idee von der lebendigen Einheit des geistigen und leiblichen Lebens auf die vollkommenste Weise in die Erscheinung tritt und die ganze Gestalt nur das leibliche Organ und die sinnliche Erscheinung des Geistes wird. Auch sind an dem Menschen manche Organe, wie die Hand, der Mund und besonders das Auge, denen wir vorzügliche Schönheit zuerkennen, weil sie vor anderen geschaffen sind, die innersten Bewegungen des Geistes in sinnlichen Erscheinungen auszudrücken.

Wir haben in der Sprache überhaupt und in der gesprochenen Rede insbesondere den organischen Ausdruck der Gedanken und somit ein Produkt der organischen Natur erkannt, und wir dürfen darum das, was eben von dem Begriffe der Schönheit und von der Schönheit organischer Naturprodukte gesagt worden ist, auch auf die gesprochene Rede anwenden. Die Sprache hat nur in dem Organismus des Menschen ein Dasein; sie ist, wie das Auge, ein Organ des Menschen, d. h. der leibliche Ausdruck einer besondern organischen Funktion: auch ist die Sprache, wie das Auge als ein Glied des menschlichen Organismus für sich genommen, ebenso wie der ganze Organismus, eine organische Einheit des Mannigfaltigen, durch welche nur eine besondere Seite derjenigen Idee in die Erscheinung tritt, die sich in dem Ganzen offenbart. Die Sprache ist zwar nicht eben so leiblich im Raume, wie das Auge, sondern erscheint nur als ein in jedem Augenblicke Werdendes in der Zeit, und man erkennt darum nicht sogleich, daß die Sprache ebenso, wie die mehr leiblichen Ausdrücke organischer Funktionen, als ein organisches Ding anzusehen ist: aber dieses Organ ist nur darum weniger leiblich, weil es mehr als alle andern Organe Ausdruck des Geistigen — der Geist selbst in seiner lebendigsten Erscheinung — ist.

Die Sprache unterscheidet sich endlich von allen andern Organen des Menschen dadurch, daß in ihr nicht nur die Idee des menschlichen Lebens überhaupt als einer Einheit von Geistigem und Leiblichem, sondern vorzugsweise die freie Bewegung des geistigen Lebens, und eigentlich nur diese, in die Erscheinung tritt. Wenn auch die Hand, der Mund und das Auge die Bewegungen des Geistes zur Erscheinung bringen, so sind sie doch zunächst leiblichen Verrichtungen dienstbar: die Sprache hingegen ist zunächst und ausschließlich das Organ des Geistes. Weil nun die Sprache das Organ ist, in dem die Idee des organischen menschlichen Lebens überhaupt, zunächst aber das Leben des Geistes in die Erscheinung tritt, so ist sie ihrer Natur nach mehr noch als andere Produkte der organischen Natur geeignet, sich zur Schönheit auszubilden. Die gesprochene Rede als eine besondere Erscheinung der Sprache ist, wie andere Naturprodukte schön, wenn sie sich in organischer Vollkommenheit darstellt, d. h. wenn sie, dem Sprechenden bewußt oder unbewußt, sich in Formen ausbildet, welche den organischen Gesetzen unseres Denk- und Sprachvermögens vollkommen entsprechen. Die so gestaltete Rede erregt, wie alles Schöne, immer ein besonderes Wohlgefallen, und man hat daher immer den Stil einer solchen Rede einen schönen genannt.

Wir dürfen nach allem dem eine organisch vollkommne Darstellung in demselben Sinne eine schöne Darstellung nennen, in welchem die Produkte der Kunst schön genannt werden, und nun die Schönheit als das oberste und eigentlich als das einzige Gesetz des guten Stiles bezeichnen. Die Aufgabe des guten Stiles ist demnach keine andere, als daß die Rede ein vollkommen entsprechender Ausdruck der Gedanken sei, oder, mit andern Worten, daß sich der Ausdruck vollkommen mit dem Gedanken decke. Nur dann ist die Rede schön, wenn diese völlige Übereinstimmung zwischen Ausdruck und Gedanke in ihr zu tage tritt; dabei wird natürlich vorausgesetzt, daß der Gedanke sich vollkommen mit der Sache decke, welche in der Rede dargestellt werden soll. So ist, allgemeiner gefaßt, die volle Übereinstimmung von Ausdruck und Sache das höchste Ziel des Stiles und durch sie in erster Linie entsteht das, was wir als Schönheit der Rede empfinden. Treffend sagt daher Goethe: „Gelangt die Kunst durch Nachahmung der Natur, durch Bemühung, sich eine allgemeine Sprache zu machen, durch genaues und tiefes Studium der Gegenstände selbst endlich dahin, daß sie die Eigenschaften der Dinge und die Art, wie sie bestehen, genau und immer genauer kennen lernt, daß sie die Reihe der Gestalten übersieht und die charakteristischen Formen nebeneinander zu stellen und nachzuahmen weiß: dann wird der Stil der höchste Grad, wohin sie gelangen kann,

der Grad, wo sie sich den höchsten menschlichen Bemühungen gleichstellen darf. Wie die einfache Nachahmung auf dem ruhigen Dasein und einer liebevollen Gegenwart beruht, die Manier eine Erscheinung mit einem leichten, fähigen Gemüt ergreift, so ruht der Stil auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis, auf dem Wesen der Dinge, insofern uns erlaubt ist, es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen."[1] Daher ist es, wenn man gut sprechen und schreiben will, vor allem nötig, daß man die Dinge rein, scharf und klar auffasse und dieselben vielfach zum Gegenstand seines Nachdenkens mache, bis man eine wahre und der Wirklichkeit vollkommen entsprechende Anschauung von denselben gewonnen hat. Darin liegt das eigentliche Geheimnis des guten Stiles, und jeder, der einen Gegenstand in dieser Weise erfaßt hat, wird auch gut und schön über denselben sprechen und schreiben.

§ 6.

Wenn die ältere Stilistik die Zweckmäßigkeit als das oberste Gesetz des guten Stiles aufstellte und die Formen, in denen die Sprache die Gedanken darstellt, nur als Mittel zu einem äußeren Zwecke auffaßte, so verkannte sie gänzlich die Natur und Bedeutung der Sprache. Wenn sie, um nur zu einer äußerlichen Einheit des Systems zu gelangen, die Verständlichkeit und die Schönheit als besondere Eigenschaften des guten Stiles nebeneinander stellte und sie dann dem Begriffe der Zweckmäßigkeit unterordnete, so war dadurch zwar eine Einheit des Systems gewonnen: aber diese Einheit war nicht eine natürliche, sondern eine erkünstelte. Wenn man dagegen die Darstellung der Gedanken als einen organischen Vorgang und die Schönheit der Darstellung als die Erscheinung ihrer organischen Vollkommenheit auffaßt, so ist, weil die Gedanken nur durch eine den organischen Gesetzen unseres Denk- und Sprachvermögens entsprechende Darstellung mitgeteilt und verständlich gemacht werden, mit der Schönheit der Darstellung auch die Verständlichkeit und die Zweckmäßigkeit gegeben. Die Rede, welche schön, d. h. nach den organischen Gesetzen des Denk- und Sprachvermögens gebildet und eine völlig getreue Wiedergabe der Gedanken und der Dinge ist, wird auch verstanden: die Verständlichkeit ist daher unter der Schönheit schon begriffen. Man kann nicht umgekehrt sagen, die Schönheit der Darstellung sei unter der Verständlichkeit begriffen. Eine Darstellung, die verständlich ist, ist darum noch nicht schön: und gerade dann, wenn man um besonderer Zwecke willen sein

---

[1]) Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil. Goethes Werke, Berlin bei Hempel, XXIV, 527.

Augenmerk zunächst und vorzüglich auf Verständlichkeit — auf scharfe Bestimmtheit des Ausdruckes und Vermeidung möglicher Mißverständnisse — richtet, wie bei der Abfassung von Kaufbriefen, Kontrakten und amtlichen Protokollen, wird die Darstellung gewöhnlich eine nicht schöne Darstellung.

Die eigentliche Aufgabe der Stilistik verhält sich wie die der Grammatik. Die Grammatik lehrt nicht eigentlich, wie man richtig sprechen soll; denn dies wird, da die Sprache eine organische Verrichtung ist, nicht eigentlich gelernt: sie lehrt zunächst nur die Sprachformen nach ihrer organischen Bedeutung verstehen, und wir werden dadurch, daß wir die organische Bedeutung der Sprachformen vollkommner verstehen, in stand gesetzt, auch mit Bewußtsein von ihnen einen richtigen Gebrauch zu machen. Ebenso lehrt die Stilistik nicht eigentlich, wie man die Gedanken schön darstellen soll, sondern erklärt uns zunächst die organische Bedeutung der Darstellungsformen und ihr Verhältnis zu den dargestellten Gedanken: sie lehrt, wie in der Sprache der Gedanke nach organischen Gesetzen in einer schönen Darstellung in die Erscheinung tritt, und setzt uns dadurch in stand, genauer zwischen schöner und nicht schöner Darstellung zu unterscheiden, und nun auch mit Bewußtsein schöne Formen der Darstellung zu bilden. Eine Stilistik, welche nicht von den organischen Gesetzen der Gedankendarstellung und nicht von der organischen Bedeutung der Darstellungsformen ausgeht, sondern von vorn herein nur Regeln giebt, wird für die praktische Anwendung immer unzulänglich sein.

Wie man die Zweckmäßigkeit als das oberste Gesetz des Stiles hingestellt hat, so pflegt man sehr oft auch die bloße äußere Sprachrichtigkeit als die höchste Aufgabe eines guten Stiles zu betrachten. Das ist ein verhängnisvoller Irrtum, der, wenn er zur Herrschaft gelangt, die ganze Sprachentwickelung zu hemmen und zu schädigen im stande ist, und in der That hat es wiederholt schon Perioden in der Geschichte unserer Litteratur gegeben, in denen das einseitige Dringen auf äußere Sprachrichtigkeit diesen schlimmen Erfolg gehabt hat. Namentlich der Lehrer, der ja den Schüler zunächst zur Sprachrichtigkeit zu bringen hat, kommt leicht in die Gefahr, auch die Werke unserer Dichter und schöpferischen Denker mit dem Auge anzusehen, mit welchem er die Stilübungen seiner Schüler zu betrachten pflegt, und die bloße äußere Korrektheit als Maßstab der Kritik anzulegen. Eine peinliche Beobachtung der äußeren Sprachrichtigkeit findet sich aber bei keinem Schriftsteller von Bedeutung, ja, je bedeutender der Schriftsteller ist, um so weniger pflegt er auf kleinliche Äußerlichkeiten zu achten. Schon Lessing, dieser geniale Kritiker, kämpfte gegen

die Pedanterei, mit der man an den Werken großer und bedeutender Schriftsteller nach dieser Richtung hin mäkelte. „Es ist kein geringes Lob“ schrieb er einmal von Winckelmann, „nur solche Fehler begangen zu haben, die ein jeder hätte vermeiden können.“[1]) Und ähnlich sagt der Ästhetiker Vischer: „Es kommt auf ein paar Nachlässigkeiten und Härten, auf ein Wärzchen nicht an, wenn nur der Satz rote Backen hat.“[2]) Es kann in der That nicht genug hervorgehoben werden, daß die höchste Aufgabe des Stiles die vollkommene Übereinstimmung von Ausdruck und Sache, von Rede und Gedanke, niemals aber die bloße äußere Korrektheit ist. Wird jene Übereinstimmung erreicht, so stellt sich von selbst Sprachrichtigkeit ein, aber freilich eine innere, die von der bloß äußerlichen oft weit abweicht. Unvergänglich schön und wahr ist, was Schiller in dieser Beziehung sagt: „Wenn der Schulverstand, immer vor Irrtum bange, seine Worte wie seine Begriffe an das Kreuz der Grammatik und Logik schlägt, hart und steif ist, um ja nicht unbestimmt zu sein, viele Worte macht, um ja nicht zu viel zu sagen, und dem Gedanken, damit er ja den Unvorsichtigen nicht schneide, lieber die Kraft und die Schärfe nimmt, so giebt das Genie dem seinigen mit einem einzigen glücklichen Pinselstrich einen ewig bestimmten, festen und dennoch ganz freien Umriß. Wenn dort das Zeichen dem Bezeichneten ewig heterogen und fremd bleibt, so springt hier wie durch innere Notwendigkeit die Sprache aus dem Gedanken hervor und ist so sehr eins mit demselben, daß selbst unter der körperlichen Hülle der Geist wie entblößt erscheint. Eine solche Art des Ausdruckes, wo das Zeichen ganz in dem Bezeichneten verschwindet und wo die Sprache den Gedanken, den sie ausdrückt, noch gleichsam nackend läßt, da ihn die andre nie darstellen kann, ohne ihn zugleich zu verhüllen, ist es, was man in der Schreibart vorzugsweise genialisch und geistreich nennt.“[3])

So wichtig auch die Sprachrichtigkeit ist, so darf sie doch nicht zum obersten und einzigen Gesetz des Stiles erhoben werden. Eine Wissenschaft des Stiles wird natürlich auch die Sprachrichtigkeit in ihrem ganzen Umfange mit zu erörtern und darzustellen haben, aber sie darf doch dabei der höheren Forderungen des Stiles nicht vergessen und dieselben namentlich nicht in eine untergeordnete Stellung herabdrücken.

---

[1]) Lessings Werke, VI, 293 f. u. 168. Berlin, bei Hempel.
[2]) Augsburger Allgem. Zeitung, 1874 Juli, Beilage.
[3]) Über naive und sentimentalische Dichtung. Schillers Werke, XV, 481. Hempel'sche Ausgabe.

§ 7.

Man begreift unter dem Stile gewöhnlich, was schon das Wort (*στύλος* Griffel) andeutet, nur die schöne Darstellung der Gedanken in der Schriftsprache, als ob nur die Schriftsprache zu einer schönen Darstellung geeignet wäre, oder als ob in der Schriftsprache die Schönheit der Darstellung nach andern Gesetzen gebildet würde, als in der nur gesprochenen Rede. Viele glauben wirklich, die Schriftsprache habe andere Gesetze der Darstellung als die mündliche Rede; daher geschieht es täglich, daß Menschen, die ihre Gedanken in der gesprochenen Rede gewandt und gut darstellen, wenn sie einen Brief schreiben oder irgend eine öffentliche Anzeige machen, in einen verschrobenen Stil geraten. Die Schriftsprache von der Sprache, wie sie gesprochen wird, zu trennen, und zwar in solcher Schärfe zu trennen, wie es gegenwärtig vielfach geschieht, ist ein schweres Unrecht, das an dem eigentlichen Leben der Sprache und an ihrer Entwickelung begangen wird. Die Sprache soll gesprochen und gehört, nicht aber bloß geschrieben und gesehen werden, sie ist für das Ohr da, nicht für das Auge. Gegenwärtig pflegt man die Schriftsprache als die stolze Herrin, die gesprochene Sprache aber nur als dienende Magd der ersteren zu betrachten. In den Zeiten gesunden Sprachlebens und reicher Sprachentwickelung war das Verhältnis aber gerade ein umgekehrtes: die gesprochene Sprache war die Hauptsache, und die Schriftsprache war derselben untergeordnet. So war es im zwölften und dreizehnten Jahrhundert im Zeitalter der Minnesinger, so war es zu Luthers, so war es zu Goethes und Schillers Zeiten. Und immer waren gerade diejenigen Zeiten, in welchen eine so gesunde Anschauung über das Verhältnis der gesprochenen zur geschriebenen Sprache herrschte, die wahren Blütezeiten unserer Sprache und Litteratur. Die gesprochene Sprache verachten und die Schriftsprache hoch über dieselbe erheben, das heißt unsre deutsche Muttersprache zu einer toten Papier- und Tintensprache machen. Als im vorigen Jahrhundert unserer Sprache diese Gefahr sehr nahe bevorstand dadurch, daß Gottsched, Adelung, Campe und andere einzig und allein das sogenannte Meißner Deutsch, d. i. das damals als Schriftsprache übliche Hochdeutsch, gelten ließen, traten Bodmer, Klopstock, Goethe und Schiller aufs entschiedenste für die gesprochene Sprache, d. i. für landschaftliche Worte und Wendungen ein, und namentlich Goethe und Schiller gaben unserer hochdeutschen Sprache eine großartige Erweiterung durch Einführung oberdeutscher Ausdrücke und Spracheigentümlichkeiten. Diese Erweiterung, so sehr sie von den Vertretern des

Meißner Deutsch bestritten wurde, hat die Nachwelt längst als eine völlig berechtigte anerkannt.

Es bedeutet einen Rückgang unseres Sprachlebens, wenn das Hauptgewicht auf die geschriebene Sprache gelegt wird. Die Hauptsache muß immer die gesprochene Sprache bleiben, und nur dann, wenn dieser Satz allgemein anerkannt und befolgt wird, namentlich auch in unseren Schulen, kann unsere Sprache sich gesund und kräftig weiter entwickeln. Wie haben unsre großen Dichter, die doch wohl hier auch ein Wörtchen mitzusprechen haben, geeifert gegen die von Laut und Ton unbeseelte Sprache, gegen das bloße stille Lesen mit den Augen! So sagt Klopstock:

„Aber Ihr kennt dies Lied nicht. — „Wir lasen's!" — Laset es nur, saht
Also, weil Ihr es nicht spracht, durch einen Flor ein Gemälde."[1])

Und ein andermal sagt er: „Ich kann und mag nicht mehr schreiben. Ich hasse es von ganzem Herzen."[2]) Aus Italien schreibt Goethe, als er zu Vicenza in einer Versammlung gewesen war, welche die Akademie der Olympier abgehalten hatte: „Wenn man auch vor seiner Nation so stehen und sie persönlich belustigen dürfte! Wir geben unser Bestes schwarz auf weiß; jeder kauzt sich damit in eine Ecke und knopert daran, wie er kann."[3]) Und als er mit der Umarbeitung der Iphigenie beschäftigt war, fiel es ihm auf, daß „ihm manche Stelle gelenker aus dem Munde ging, als sie auf dem Papier stand" (d. h. sie war so gedichtet, wie er sprach, und wurde erst beim Sprechen wieder lebendig). „Freilich, fügt er hinzu, ist die Poesie nicht fürs Auge gemacht."[4]) In Dichtung und Wahrheit (II, 10. Buch, am Schlusse) sagt er: „Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, stille für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede." Am lebhaftesten kämpfte für die lebendige, gesprochene Sprache Herder. „Welche Nation, sagt er z. B. in der Adrastea (6, 187.), in Europa hat ihre Sprache wesentlich so verunstalten lassen, als die deutsche? Gehen Sie in die Zeiten der Minnesinger zurück, hören Sie noch jetzt den lebendigen Klang der verschiedenen, zumal west- und südlichen Dialekte Deutschlands, und blicken in unsere Büchersprache. Jene sanften oder raschen An- und Ausklänge der Worte, jene Modulation der Übergänge, die den Sprechenden am

[1]) Klopstocks Werke V, 600. Berlin, bei Hempel.
[2]) Lappenberg, Briefe von und an Klopstock, S. 107.
[3]) Goethes Werke XXIV, S. 49. (Hempel'sche Ausgabe.)
[4]) G. W. XXIV, 155.

stärksten charakterisieren — da wir Deutsche so wenig öffentlich und laut sprechen, sind sie in der Büchersprache verwischt."

Unsere großen Dichter sahen in der Sprache etwas, was gesprochen wird, und sie schrieben, wie sie sprachen. Daher finden manche Kritiker unserer Zeit, die von dem Leben der Sprache keine Ahnung haben, so viele „Fehler" in den Werken derselben und zeigen dieselben mit stolzer Miene auf, als ob ein solcher „Fehler" wunderwas für ein Fund wäre. Namentlich Goethe wird da wacker mitgenommen; sie würden gerade bei diesem Dichter noch weit mehr Ausbeute haben, wenn nicht Riemer schon an vielen Stellen die lebendige Sprache Goethes in ein korrektes Bücherdeutsch umgewandelt hätte. Wenn Goethe im Tasso schreibt: „Und daß er klüger ist als wie man denkt" oder an anderen Stellen: „durch Inn- und Äußres", „in Tag hinein", „in solcher Pracht und Reichtum", „von tausend durchweinten Tag und Nächten", oder wenn er Formen braucht wie: stickt (von stecken), findt, genung, beschleunen, verlindern, was anders u. s. w., so sind das in den Augen jener Sprachrichter grobe Verstöße gegen die hochdeutsche Schriftsprache. Würde man aber der gesprochenen Sprache wieder ihr altes Recht einräumen, so würde man alle diese Wendungen und Ausdrücke nicht so hart anfechten; denn Goethe hat sie aus der lebendigen Sprache in die Büchersprache hinübergenommen, und das Lebendige hat doch wohl ein größeres Recht als das Tote. Darum wäre es für unsere Sprache ein großes Glück, wenn unsere Zeit wieder so naiv werden könnte, in der gesprochenen Sprache die Hauptsache zu sehen, nicht in der geschriebenen. Die Stilistik darf heute diesen Punkt nicht mehr unerörtert lassen und hat die Pflicht, auf den rechten Weg hinzuweisen und vor dem falschen zu warnen. Schule und Lehrer können hier viel, wenn nicht alles thun.

Nun fordert die Schriftsprache zwar, weil sie nicht, wie das gesprochene Wort, den Gedanken nur für den Augenblick der Rede und für einzelne Personen, sondern fortdauernd für nachkommende Zeiten und meistens für eine große Anzahl von Lesern darstellt, eine größere Aufmerksamkeit auf die Schönheit der Darstellung, und sie fordert, weil sie die Betonung nicht bezeichnet, besonders eine genauere Beachtung der Wortstellung, aber auch in der gesprochenen Rede sollen sich die Gedanken eben so nach den organischen Gesetzen des Denkens und Sprechens in schöner Form darstellen; und wer nicht in der gesprochenen Rede einer schönen Darstellung mächtig ist, wird nicht leicht im stande sein, in der Schriftsprache seine Gedanken schön darzustellen. Die Schönheit der Darstellung in der gesprochenen Rede verdient besonders darum alle Beachtung, weil sich in ihr durch die tägliche Übung insbesondere das Gefühl für die Schönheit der Darstellung ausbildet.

Eine vortreffliche Anleitung zur Ausbildung eines guten Stiles durch die gesprochene Rede hat Herder gegeben in seiner Abhandlung: „Von der Ausbildung der Rede und Sprache in Kindern und Jünglingen.“ Er sagt unter anderm darin: „Nur durch Hören lernen wir sprechen, und wie wir früher hörten, wie unser Mund, unsere Zunge sich in der Kindheit und Jugend formten: meistens sprechen wir so zeitlebens . . . . . . Daher muß jeder in frühen Zeiten bei noch biegsamen Organen seine Sprache bessern; er lerne sprechen, wie die Menschen, deren Sprache ihm am reinsten, deutlichsten, charaktervollsten, lieblichsten tönt; sein Ohr sei hierin Richter. . . . . . Für die Kunst, seine Sprache zu brauchen, giebt es eine vortreffliche Übung. Lesen heißt diese Übung — aber ein Lesen mit Verstand und Herz, ein Lesen im Vortrage jeder Art und neben ihm eigene Komposition und ein lauter, lebendiger Vortrag derselben. Dies ist die Schule, in welcher die Rede der Menschen gebildet und geübt wird . . . . . . Das Lesen, ein lautes Lesen der besten Schriften in jeder Art des Vortrags, Erzählungen, Fabeln, Geschichte, Gespräche, Selbstgespräche, Lehre und Lehrgedichte, Epopöen, Oden, Hymnen, Lust- und Trauerspiele, in Gegenwart anderer oder mit anderen ohne Zwang in der natürlichsten Art, giebt der Rede sowohl, als der Seele selbst eine große Vielförmigkeit und Gewandtheit . . . . . . Am innigsten aber wird die Sprache und Rede durch Umgang gebildet, und leider wir Deutsche nützen den Umgang zur Bildung unserer Rede und Sprache fast gar nicht; darum heißen wir bei anderen Nationen so oft stumme oder ungeschickt sprechende, grobe Barbaren . . . . Man sollte sich befleißigen, jedesmal aufs beste und anständigste zu reden. Wenn man gefragt wird, aufs bestimmteste und gefälligste zu antworten; wenn man erzählen soll und will, aufs anmutigste zu erzählen, oder wenn man eine Bitte, einen Antrag zu thun hat, sie aufs bescheidenste und würdigste zu thun; selbst unangenehme Dinge, Verweise und dergleichen ohne Zorn und Grobheit auf die anständigste, nachdrücklichste und zweckmäßigste Art zu sagen: das ist der wahre Atticismus, Politesse, Urbanität, oder wie man sonst den guten Ausdruck in der gemeinen Sprache des Lebens nennen möge . . . .! Das, was man sagen will, rein, ganz bestimmt und doch artig, höflich zu sagen und ein Ende in seiner Rede finden zu können — das ist der schöne Ausdruck der Gesellschaft und des Umganges. Er ist wie ein schöner Edelstein, ein Kind der Natur, aber durch Kunst gefaßt, voll Sinnes, voll Anmut, voll innern Wertes, klein und kostbar.“ — Adelung hat die eigentliche Bedeutung des Stiles so sehr verkannt, daß er sogar den Gebrauch der hochdeutschen Sprache als ein notwendiges Erfordernis des guten Stiles bezeichnet; aber Hebels allemanni-

sche Gedichte geben einen schlagenden Beweis, daß auch die Mundarten des Volkes die Schönheit der Darstellung nicht ausschließen. Treffend kennzeichnet August Schleicher das Wesen der Mundarten: „Die Mundarten sind die natürlichen, nach den Gesetzen der sprachgeschichtlichen Veränderungen gewordenen Formen der deutschen Sprache im Gegensatze zu der mehr oder minder gemachten und schulmeisterlich geregelten und zugestutzten Sprache der Schrift.“[1]) Wer das Wesen der Mundarten in diesem Sinne auffaßt und dieselben als etwas geschichtlich Berechtigtes erkennt, der wird auch nicht Gefahr laufen, dieselben in ihrer Bedeutung zu unterschätzen oder gar zu verachten.

§ 8.

Wenn die Darstellung nur dadurch ein vollkommen getreuer Ausdruck der Gedanken und eine schöne Darstellung wird, daß sie den organischen Gesetzen unseres Denk- und Spaachvermögens vollkommen entspricht, so muß die Stilistik zunächst den organischen Vorgang näher bezeichnen, durch den nach diesen Gesetzen die Gedanken dargestellt werden. Die Gedanken werden aber nach ihrem Inhalte und nach ihrer logischen Form dargestellt; der organische Vorgang der Darstellung ist darum ein zwiefacher: Darstellung des Inhaltes und Darstellung der logischen Form. Unter dem Inhalte des Gedankens verstehen wir die in den Gedanken aufgenommenen Begriffe und die grammatischen Verhältnisse dieser Begriffe zu einander und zu dem Sprechenden, nämlich die Verhältnisse, durch welche zwei Begriffe entweder zu einem Gedanken oder zu einem Begriffe verbunden werden. Zwei Begriffe werden zu einem Gedanken in dem prädikativen Verhältnisse, indem entweder der besondere Begriff eines Seins in den allgemeinen Begriff einer Thätigkeit aufgenommen wird, z. B. Wein erhitzt, Quecksilber ist flüssig, oder der allgemeine Begriff eines Seins auf eine Unterart zurückgeführt wird, z. B. dieses Messer ist stumpf (ein stumpfes Messer), das Buch ist alt (ein altes Buch). Zwei Begriffe werden zu einem Begriffe in dem attributiven und objektiven Verhältnisse, indem der Begriff einer Art auf den Begriff einer Unterart oder auf etwas Einzelnes zurückgeführt wird, z. B. ein altes Haus, ein weißes Pferd, Fische fangen, unter Zelten wohnen, und: des Pfarrers Haus, Alexanders Pferd, er hat den Dieb gefangen, er wohnt in Frankfurt. Durch die Verhältnisse zu dem Sprechenden werden gewöhnlich Begriffe einer Art auf etwas Einzelnes zurückgeführt, z. B. mein Haus, dieses Messer, du hast mich gefangen, er wohnt hier. In jedem dieser grammatischen Verhältnisse hat der eine Begriff, der immer

[1]) Die deutsche Sprache, 4. Aufl., Stuttgart 1879, S. 111.

ein Begriff der Art ist, einen größern logischen Wert und ist der Hauptbegriff des Verhältnisses; ihm ist der andere Begriff im logischen Werte untergeordnet. Die Begriffe werden erst dadurch zu einem Gedanken, daß sie auf diese Weise in den grammatischen Verhältnissen einander untergeordnet werden, und diese Unterordnung der Begriffe macht die logische Form des Gedankens aus. Wenn mehrere Gedanken des Sprechenden zu einem Gedanken verbunden werden, so wird ebenfalls der Inhalt und die logische Form des ganzen Gedankens dargestellt. Wir haben hier zuerst den organischen Vorgang zu betrachten, durch welchen die in den Gedanken aufgenommenen Begriffe dargestellt werden.

§ 9.

Da die Sprache der organische Ausdruck des Gedankens ist, so wird der Begriff, wie er in dem Geiste gebildet wird, mit organischer Notwendigkeit auch sogleich dargestellt in dem Worte; auch wenn das Wort nicht wirklich gesprochen wird, tritt doch mit dem Begriffe immer auch das Wort vor den Geist des Sprechenden. Der Mensch giebt dem durch die Sinne angeschauten Dinge, wie er es erkennt, d. h. in einen Begriff aufnimmt, sogleich einen Namen; man sagt daher gewöhnlich, wenn man ein Ding noch nicht erkannt, d. h. in einen Begriff aufgenommen hat, man wisse dem Dinge keinen Namen zu geben. Das ist die eigentliche Bedeutung des Wortes und der Rede, daß sie die sinnliche Erscheinung des Gedankens sind, nicht aber daß sie als Mittel zu äußeren Zwecken dienen. Die Rede vermittelt zwar zugleich die Mitteilung der Gedanken, aber insofern die Rede die Mitteilung der Gedanken überhaupt vermittelt, ist ihre Zweckmäßigkeit wie bei andern organischen Dingen zunächst eine organische — nur auf das Leben und Bestehen des organischen Dinges selbst gerichtete — Zweckmäßigkeit. Denn die organische Entwickelung des menschlichen Lebens in der ganzen Gattung, und insbesondere die geistige Entwickelung des Einzelwesens und der ganzen Gattung, ist bedingt durch die Mitteilung der Gedanken. Wenn nun auch die Darstellung der Gedanken mit dem Denken selbst in einem solchen organischen Verbande steht, daß Denken und Darstellen gewissermaßen eins sind und man das Denken auch ein inneres Darstellen und das Darstellen ein äußeres Denken nennen könnte, so sind doch die organischen Vorgänge des Denkens und des Darstellens jeder für sich ein besonderer Vorgang: sie sind in ihrer Richtung einander entgegengesetzt und erklären einander durch diesen Gegensatz. Wir betrachten daher zuerst den organischen Vorgang des Denkens.

Die Verrichtung des Denkens, worunter wir hier zunächst das Erkennen in dem eben bezeichneten Sinne des Wortes verstehen, und die eigentliche Aufgabe des denkenden Geistes besteht darin, daß der Geist die sinnlich angeschaute Welt in sich aufnimmt und die wirkliche Welt der Dinge in eine geistige Welt der Gedanken und Begriffe verwandelt. Diese Verwandlung kommt durch eine geistige Angleichung zu stande, durch welche der Geist aus der sinnlich angeschauten Welt der wirklichen Dinge eine Welt reproduziert, die ein dem Geiste Gleichartiges — eine Welt der Gedanken und Begriffe — ist. Das Wirkliche wird in der sinnlichen Anschauung immer als ein bestimmtes Einzelwesen aufgefaßt, jedes Sein, z. B. ein Baum, ein Tier, als ein bestimmtes einzelnes Sein in einem bestimmten einzelnen Raumverhältnisse und jede Thätigkeit, z. B. gehen, fliegen, singen, als Thätigkeit eines bestimmten einzelnen Seins in einem bestimmten Zeitverhältnisse; das Einzelne wird aber, indem es durch eine geistige Reproduktion ein dem Geiste Gleichartiges wird, immer ein Allgemeines. Wir nennen das Produkt dieses Vorganges, weil das Besondere unter einem Allgemeinen begriffen wird, sehr bezeichnend einen Begriff: alle Begriffe sind Begriffe eines Allgemeinen — Artbegriffe —.[1] Daher drücken alle Begriffswörter in der Sprache Artbegriffe aus: auch die Eigennamen sind ursprünglich Gemeinnamen. Der Begriff ist ein Produkt und die Bildung des Begriffes eine That des denkenden Geistes. Da aber Natur und Wesen des menschlichen Geistes in freier Thätigkeit besteht, so ist diese That nicht eine Arbeit, sondern, wie die gymnastischen Leibesübungen, eine mit Lust verbundene, gleichsam spielende Thätigkeit. Wir sehen insbesondere bei Kindern, wenn sie zuerst anfangen, Begriffe zu bilden, wie sie spielend alle Dinge, die sich ihren Sinnen als bestimmte Einzelwesen darstellen, sogleich in ein Allgemeines aufnehmen, wie sie, wenn sie das Einzelne, z. B. eine Blume oder einen Vogel, einmal in den Begriff aufgenommen haben, sogleich die ihm nach der sinnlichen Anschauung gleichartigen Dinge aufsuchen und finden, und ihnen sämtlich denselben Namen geben. Aus diesem Gefühle von Lust, das mit der geistigen Umwandlung der sinnlich angeschauten Dinge verbunden ist, erklärt sich die allen Menschen gemeinsame Lust am Hören und Sehen und die Neugierde. Schon Aristoteles macht auf die Lust aufmerksam, welche uns die sinnliche Wahrnehmung an sich schon gewährt. Er sagt: „Auch wenn wir keinen weitern Zweck damit verbinden, haben wir ein Wohlgefallen an der sinnlichen Wahrnehmung um ihrer selbst willen, und vorzüglich am

[1]) S. Organism. der Sprache, zweite Aufl. § 25.

Sehen: denn nicht allein wenn wir beabsichtigen, etwas zu thun, sondern auch wenn wir unthätig sind, streben wir immer und vor allem darnach, daß wir sehen"[1]). Die Lust am Hören und Sehen hat ihren Grund nur darin, daß ein natürliches Bestreben, der angleichenden Thätigkeit des Geistes immer neuen Stoff zuzuführen, durch das Hören und Sehen befriedigt wird.

Wir haben eben denjenigen Vorgang, durch den das Besondere in ein Allgemeines aufgenommen wird, durch Erkennen bezeichnet. Die wirklichen Dinge werden, so lange sie in der sinnlichen Anschauung nur als Einzelwesen aufgefaßt werden, nicht erkannt: sie werden erst erkannt, wenn sie in der geistigen Anschauung in ein Allgemeines — in einen Artbegriff — aufgenommen werden, wenn man weiß, von welcher Art das Ding ist, und ihm daher auch einen Namen geben kann. Dieses Erkennen wird nun, wenn die Begriffe nicht von uns selbst aus einer sinnlichen Anschauung gebildet, sondern von andern uns mitgeteilt werden, durch das Verstehen vermittelt. Der Vorgang des Verstehens verhält sich umgekehrt, wie der Vorgang des Erkennens: wir erkennen nur die wirklichen Dinge, indem wir das Besondere in ein Allgemeines — in den Begriff — aufnehmen, und wir verstehen nur geistige Dinge, nämlich Begriffe, indem wir das Allgemeine wieder auf das Besondere zurückführen. So verstehen wir z. B. den Begriff eines Parallelogramms und den einer Schildkröte, indem wir ersteren auf das besondere Verhältnis der entgegengesetzten Seiten und letzteren auf Individuen oder auf die besonderen Glieder des Tieres zurückführen. Betrachten wir nun den Vorgang der Gedankenmitteilung näher, so sieht man leicht, daß der, dem ein Gedanke mitgeteilt wird, die Begriffe nicht als schon fertige Begriffe von dem Sprechenden nur in Empfang nimmt. Wie der menschliche Geist, wenn er die sinnlich angeschauten Dinge in Begriffe aufnimmt, durch eine geistige Angleichung das angeschaute Besondere in ein Allgemeines verwandelt und dadurch das Wirkliche als ein Geistiges reproduziert, ebenso werden auch bei der Mitteilung der Gedanken die Begriffe nicht als schon gebildete Begriffe von dem Angeredeten empfangen, sondern durch eine geistige Angleichung reproduziert, und diese Reproduktion ist ebenso, wie die Produktion der aus sinnlichen Anschauungen gebildeten Begriffe eine That des denkenden Geistes. Daß hier der Angeredete die Begriffe nicht eigentlich von dem Sprechenden empfängt, sondern sie selbstthätig reproduziert, ersieht man besonderes daraus, daß der Gedanke in dem Angeredeten

[1]) Arist. Metaph. I, 1.

wohl nie vollkommen derselbe Gedanke wird, der von dem Sprechenden gedacht wurde, sondern immer mehr oder weniger ein anderer Gedanke; daher werden Berichte von Begebenheiten desto unzuverlässiger, je weiter sie sich durch wiederholte Mitteilungen verbreiten. Wenn nun auch die Mitteilung der Gedanken auf organische Weise dadurch zu stande kommt, daß der Angesprochene selbstthätig den Gedanken reproduziert, d. h. das Besondere und Einzelne der sinnlichen Anschauung in ein Allgemeines aufnimmt, so müssen ihm die Begriffe von dem Sprechenden als Besonderes und Einzelnes dargestellt werden: der Gedanke wird nur mitgeteilt, wenn er verstanden, d. h. wenn das Allgemeine auf Besonderes und Einzelnes zurückgeführt wird.

Das Gesetz, daß die Begriffe, auch wenn sie in der Rede mitgeteilt werden, ebenso, wie bei der ersten Bildung derselben aus sinnlichen Anschauungen, als ein Allgemeines aus dem Besondern sinnlicher Anschauungen produziert werden, tritt insbesondere sehr bestimmt in der organischen Entwickelung des Wortvorrates hervor. Die Begriffswörter drücken zwar sämtlich Begriffe eines Allgemeinen — Artbegriffe — aus, sie sind aber ursprünglich alle von bestimmten einzelnen Erscheinungen sinnlicher Anschauungen hergenommen: auch die Benennungen von Begriffen nicht sinnlicher Dinge sind entweder von sinnlichen Erscheinungen oder von sinnlichen Gegenbildern der nicht sinnlichen Dinge hergenommen. Auch haben sich in allen Sprachen neben den Begriffswörtern die Pronomen als eine besondere Art von Wörtern entwickelt, die ursprünglich keine andere Bestimmung haben, als daß sie die Begriffe der Arten in der Darstellung auf bestimmte Besonderheiten zurückführen[1]). Die Darstellung der Begriffe ist in der ganzen Sprache eine Zurückführung des Allgemeinen auf das sinnlich angeschaute Besondere, und die Reproduktion der Begriffe aus dem Besonderen die That desjenigen, welcher angeredet wird. Diese That ist nun, weil schaffende Thätigkeit das eigentliche Wesen des denkenden Geistes ausmacht, bei dem Angeredeten mit einem Gefühle von Lust verbunden. Es erklärt sich hieraus die Lust, welche uns Gespräche und Lektüre gewähren: wir werden durch ein Gespräch unterhalten, weil es der reproduzierenden Thätigkeit des Geistes Nahrung giebt; nur wenn es dieser Thätigkeit keine Nahrung darbietet, wird es langweilig. Wenn bei der Mitteilung der Gedanken die Begriffe nicht auf das Besondere der sinnlichen Anschauung zurückgeführt werden, so werden sie nicht leicht verstanden; die Reproduktion der Begriffe kommt alsdann entweder gar

[1]) S. Organism. der Sprache § 51.

nicht zu stande oder ist doch nicht mit einem Gefühle von Wohlbehagen verbunden, sondern wird für den Angeredeten eine Arbeit. Wenn hingegen die Begriffe in der Darstellung vollkommen auf sinnliche Anschauungen zurückgeführt werden, so erregt die Darstellung bei dem Angeredeten, weil die Reproduktion der Begriffe für ihn eine spielende Thätigkeit seines Geistes wird, ein Gefühl von Wohlbehagen.

Es ist ein allgemeines Gesetz, daß mit organischen Verrichtungen, welche der besondern Natur und dem Vermögen der dabei thätigen Organe angemessen sind, ein besonderes Gefühl von Wohlbehagen verbunden ist. Aristoteles sagt: „Angenehm ist dasjenige, was in einem Wesen eine Thätigkeit hervorruft, die seiner Natur gemäß ist“, und: „die Lust ist die wirkliche Bethätigung von Kräften, die in einem Wesen seiner natürlichen Anlage nach liegen“[1]. Es erklärt sich aus diesem Gesetze die Lust, welche Kinder an ihren Spielen, und Erwachsene an Geschäften haben, die der besondern Richtung und dem Maße ihrer geistigen und leiblichen Kräfte angemessen sind, und zuletzt alle Lust am Leben. Dieses Wohlbehagen ist immer ein Beweis, daß die organische Verrichtung den organischen Gesetzen, nach denen sie zu stande kommen soll, vollkommen angemessen ist, und darum leicht von statten geht; es tritt nicht ein, wenn die Verrichtung auf irgend eine Weise nicht diesen Gesetzen gemäß ist, wenn sie wider die Natur geht und darum schwer wird. Das Wohlbehagen, welches die Reproduktion der Begriffe bei der Mitteilung der Gedanken in dem Angeredeten erregt, setzt die organische Vollkommenheit der Darstellung voraus und ist insbesondere dadurch bedingt, daß die Begriffe in sinnlicher Anschaulichkeit dargestellt werden, es kann daher als ein Zeichen angesehen werden, daß die Darstellung der Gedanken organisch vollkommen gebildet und darum eine schöne Darstellung ist. Dieses Wohlbehagen ist nun zwar nicht eins mit dem Wohlgefallen an der organischen Schönheit der Darstellung, aber es ist immer mit dem Wohlgefallen an der Schönheit verbunden, und sofern es durch die Zurückführung des Geistigen auf sinnliche Anschauungen erregt wird, mit ihm sehr nahe verwandt. Wir werden noch oft Gelegenheit haben zu bemerken, daß nicht nur die eben bezeichnete Zurückführung der Begriffe auf sinnliche Anschauungen, sondern auch manche andere Formen der Darstellung, insbesondere die sogenannten Redefiguren, in dem Angeredeten ein besonderes Wohlbehagen dadurch erregen, daß sie in ihm ein leichtes Spiel geistiger Thätigkeiten hervorrufen, und daß sie darum als ein besonderes Eigentum schöner Darstellung angesehen werden.

[1] Aristot. Eth. Nicom. VII, 12. *φύσει ἡδέα, ἃ ποιεῖ πρᾶξιν τῆς τοιᾶσδε φύσεως*, und: VII, 13. *ἡδονή ἐνέργεια ἐστι τῆς κατά φύσιν ἕξεως.*

Wir ersehen aus dieser Betrachtung insbesondere, daß die Darstellung der Gedanken dadurch, daß sie schön ist, zugleich verständlich wird. Die Verständlichkeit der Darstellung gründet sich nämlich zunächst auf die Zurückführung der Begriffe auf sinnliche Anschauungen, die zur organischen Vollkommenheit und somit zur Schönheit der Darstellung wesentlich gehört. So ist denn unter der Schönheit der Darstellung die Verständlichkeit derselben schon begriffen, und beide sind in gewissem Sinne ein und dasselbe.

§ 10.

Die Mitteilung der Begriffe ist zwar ursprünglich und im allgemeinen durch eine Reproduktion des nicht sinnlichen Begriffes aus der sinnlichen Anschauung des Besondern vermittelt; nicht alle Begriffe werden jedoch auf die oben bezeichnete Weise bei der Mitteilung der Gedanken von dem Sprechenden auf die Besonderheit einer sinnlichen Anschauung zurückgeführt und dann von dem Angeredeten wieder als ein Allgemeines reproduziert.

Begriffe, welche der Angeredete schon früher, entweder unmittelbar aus einer sinnlichen Anschauung gebildet oder durch Mitteilung erworben hat, sind schon als gebildete Begriffe — als Allgemeines — in dem Geiste des Angeredeten vorhanden, und diese Begriffe werden eigentlich nicht erst mitgeteilt, sondern der Begriff darf nur genannt werden, um sogleich auch verstanden zu werden. Es gründet sich auf diesen Unterschied der Begriffe insbesondere das Gesetz des popularisierenden Unterrichtes, daß nur diejenigen Begriffe, welche in dem Geiste des Angeredeten noch nicht als schon gebildete Begriffe vorhanden sind, ihm durch Zurückführung auf das Besondere verständlich gemacht werden müssen. Nun sind zwar unzählige Begriffe in den gemeinsamen Begriffsvorrat und ihre Benennungen in den gemeinsamen Wortvorrat der Sprache aufgenommen, und man setzt voraus, daß diese Begriffe bei dem Angeredeten schon vorhanden sind: aber in dem Augenblicke der Rede werden immer wieder neue in den Begriffsvorrat der Sprache noch nicht aufgenommene Begriffe gebildet, und diese können nur durch die Zurückführung der schon vorhandenen Artbegriffe auf besondere Unterarten dargestellt werden. Auch die in dem allgemeinen Begriffsvorrate schon vorhandenen Begriffe werden, indem sie durch die schon vorhandenen Begriffswörter ausgedrückt werden, noch auf sinnliche Anschauungen zurückgeführt, und die Darstellung der Begriffe ist um so vollkommener, je mehr in dem Begriffsworte noch die sinnliche Grundbedeutung erkannt wird. Daher ist die Wiederbelebung der sinnlichen Grundbedeutung der Wörter, wie sie die Wissenschaft

der Etymologie anstrebt, von großer Bedeutung nicht bloß für die Sprache, sondern auch für unser Denken; dasselbe wird durch diese Erneuerung der sinnlichen Grundbedeutung der Wörter, um Goethes Wort zu gebrauchen, ein gegenständlicheres Denken, als es, bei unsrer Neigung zur Abstraktion, zu sein pflegt.

§ 11.

Wir haben gesehen, wie in dem Vorgange des Erkennens aus der sinnlichen Anschauung des Besondern durch eine geistige Angleichung die Begriffe allgemeiner Arten gebildet und diese Begriffe in der Darstellung wieder auf die sinnlichen Anschauungen des Besondern zurückgeführt werden (§ 9). Sehr oft werden aber Begriffe auf andere Weise auf eine sinnliche Anschauung zurückgeführt; sie werden nämlich auch in Bildern dargestellt: so spricht man oft von einem Strahle der Hoffnung, von dem Ruder des Staates, von den Pforten der Ewigkeit, und man hat das Kamel das Schiff der Wüste genannt. Das Bild, durch welches der Begriff einer Art versinnlicht wird, ist ebenfalls ein Besonderes, aber es ist ein Ding, das dem darzustellenden Dinge nur ähnlich ist, d. h. dessen Artbegriff von dem Artbegriffe des darzustellenden Dinges unterschieden ist, das aber mit ihm irgend eine Besonderheit der sinnlichen Erscheinung gemein hat.

Man muß wohl annehmen, daß in der Sprache uranfänglich die Dinge nur nach den sinnlichen Erscheinungen benannt wurden, von denen die Begriffe der Dinge hergenommen wurden, z. B. Woge und Wiege von bewegen, Flügel von fliegen, und daß der Wortvorrat zuerst nur aus solchen Benennungen bestand. Aber sehr früh wurden für neue Begriffe nicht immer aus Wurzelwörtern neue Wörter gebildet, sondern die Begriffe auch nach Ähnlichkeiten durch schon vorhandene Benennungen anderer Dinge bezeichnet; und diese bildlichen Benennungen als bleibende Ausdrücke der Begriffe in den Wortvorrat der Sprache aufgenommen. Von dieser Art sind insbesondere sehr viele Benennungen von Natur- und Kunstprodukten, wie die Pflanzennamen „Storchschnabel“ „Rittersporn“ „Löwenzahn“ „Löwenmaul“ „Fuchsschwanz“ „Hahnenkamm“ „Fingerhut“ und „die Feder“ (in der Uhr) „der Hahn“ (am Flintenschlosse) „der Flügel“ (eines Gebäudes oder eines Heeres) „der Fuß“ (eines Tisches) u. a. m. Auch haben diese Benennungen, weil sie bildlich sind, mehr sinnliche Anschaulichkeit, als Wörter, deren sinnliche Grundbedeutung nicht mehr erkannt wird. Von diesen bildlichen Benennungen, die in den Wortvorrat der Sprache aufgenommen sind, und bei deren Gebrauche wir uns des Bildlichen kaum bewußt werden, muß man diejenigen bildlichen Ausdrücke unter-

scheiden, die der Sprechende erst in dem Augenblicke der Rede bildet, um in der Darstellung dem Begriffe mehr sinnliche Anschauung zu geben, und nur diese sind eigentlich gemeint, wenn in der Stilistik von bildlichen Ausdrücken die Rede ist. Nachdem der menschliche Geist die sinnlich angeschauten Dinge erkannt — in Artbegriffe aufgenommen — und benannt hat, sucht und findet er gern Ähnlichkeiten und schafft sich gleichsam spielend neben den Begriffen der Dinge auch Bilder der Begriffe, und es ist ihm eine Lust, die als verschiedenartig erkannten Dinge wieder als scheinbar gleichartige aufzufassen: Kinder haben sehr früh ihre Lust daran, spielend die Ähnlichkeiten der Dinge aufzufinden. Derselbe Vorgang wiederholt sich auch bei der Mitteilung der Gedanken, indem Begriffe durch Bilder dargestellt werden, und es erregt auch bei dem Angeredeten ein Gefühl von Lust und Wohlgefallen, wenn er aus dem sinnlichen Bilde eines Dinges den Begriff des Dinges selbst reproduziert. — Es geschieht sehr häufig, daß Begriffe sinnlicher Dinge in Bildern dargestellt werden, z. B. der Begriff des Kamels in dem Bilde eines Schiffes der Wüste, aber häufiger noch machen wir von dieser Weise der Darstellung Gebrauch bei Begriffen nicht sinnlicher Dinge: auch ungebildeten Völkern ist besonders bei den Begriffen nicht sinnlicher Dinge diese Darstellungsweise sehr geläufig. So stellte ein Häuptling der Irokesen in einer Anrede an die Europäer den eben abgeschlossenen Frieden als einen eben gepflanzten Baum dar, der immer wachsen, seine Äste weit verbreiten und mit seinen Blättern das ganze Land beschatten sollte.

Der hier bezeichnete Vorgang, unterschieden von dem oben (§ 9) bezeichneten Vorgange des Erkennens, gehört der Phantasie als einer besondern Thätigkeit des menschlichen Geistes an. Die Phantasie reproduziert die sinnlichen Anschauungen der Dinge in geistigen Anschauungen, aber sie reproduziert sie nicht, wie das Gedächtnis, so treu, daß die geistige Anschauung der besondern Art des sinnlich angeschauten Dinges und seinen Verhältnissen in Raum und Zeit vollkommen entspricht, sondern ist zugleich produktiv: sie schafft nämlich mit Freiheit und gleichsam spielend Bilder von sinnlich anschaulichen Dingen, die den wirklich angeschauten Dingen zwar ähnlich, aber nach ihrer Art, nach ihren Verhältnissen in Zeit und Raum und nach ihren Beziehungen zu andern Dingen von den sinnlich angeschauten Dingen mehr oder weniger verschieden sind. In den geistigen Anschauungen, welche die Phantasie schafft, werden die Dinge nicht, wie in dem Begriffe, als ein Allgemeines (§ 9), sondern ebenso, wie in den sinnlichen Anschauungen, als ein Besonderes angeschaut; daher werden die Schöpfungen einer sehr lebhaften Phantasie leicht mit den sinnlichen An-

schauungen vertauscht, und so entstehen Täuschungen. Auch aus Begriffen nicht sinnlicher Dinge schafft sich die Phantasie oft geistige Anschauungen, in denen die Begriffe als ein Besonderes aufgefaßt werden; wir sehen dies besonders in der Mythologie der Alten. Die schaffende Thätigkeit der Phantasie ist um so mehr mit einem besondern Gefühle von Wohlbehagen verbunden, da sie mehr als andere Verrichtungen des Geistes eine freie und gleichsam spielende Thätigkeit ist. Wenn nun die schaffende Phantasie in die Darstellung der Gedanken eingreift, und die Begriffe durch Bilder dargestellt werden, so wird auch in dem Angeredeten die Phantasie angeregt und an ihn zugleich die Anforderung gestellt, das Bild auf den unter dem Bilde dargestellten Begriff und das scheinbar Gleichartige auf Verschiedenartiges zurückzuführen, und so werden in ihm geistige Thätigkeiten wachgerufen, welche ebenfalls mit einem besondern Wohlbehagen verbunden sind. Die sinnliche Anschaulichkeit der Bilder und ihre anregende Einwirkung auf die geistige Thätigkeit des Angeredeten tragen besonders bei zu der Lebendigkeit der Darstellung (s. § 18), und die bildliche Darstellung thut insbesondere dann eine große Wirkung, wenn die Rede auf das Gemüt wirken soll. Die Stilistiker haben daher besondere Formen bildlicher Darstellung als Redefiguren bezeichnet und sie Figuren der Phantasie genannt.

Die Phantasie findet oft Ähnlichkeiten zwischen Dingen auf, die nach der gewöhnlichen Vorstellungsweise als sehr verschiedenartige und oft als einander entgegengesetzte Dinge aufgefaßt werden, und schafft sich auf diese Weise spielend Bilder, welche durch die sinnreiche Zusammenstellung ganz verschiedenartiger Dinge überraschen und zugleich belustigen. So wird in dem Reineke Fuchs der raubgierige und blutdürstige Fuchs, weil er sich in seinen einsiedlerischen Bau zurückgezogen, unter dem Bilde eines frommen Klausners dargestellt, der, um seine Sünden abzubüßen, seinen Leib kasteit, ein härenes Kleid trägt und kein Fleisch ißt. Dieses Spiel der Phantasie macht das eigentliche Wesen des Witzes aus, und die Wirkung des Witzes ist um so größer, je verschiedenartiger die zusammengestellten Dinge sind, je mehr die Zusammenstellung uns daher überrascht, und je sinnreicher die Beziehungen sind, nach denen die Ähnlichkeit aufgefaßt wird. Wenn die Zusammenstellung nicht überraschend ist, so ist der Witz matt, und wenn ihm die sinnreichen Beziehungen fehlen, so ist er fade. Wenn das Bild mit dem Dinge in einem entschiedenen Gegensatze steht, so liegt in der Zusammenstellung etwas Ungereimtes, das, wie alles Ungereimte, Lachen erregt, und der Witz nimmt dann die Natur des Komischen an.

Eine der Phantasie entgegengesetzte Richtung hat der Scharfsinn. Die Phantasie faßt verschiedenartige Dinge, indem sie dieselben nach Ähnlichkeiten zusammenstellt, gewissermaßen als gleichartige Dinge auf, und bei einer sehr lebhaften Phantasie geschieht es leicht, daß verschiedenartige Dinge als wirklich gleichartige aufgefaßt und die Dinge mit ihren Bildern vertauscht werden: das Geschäft des Scharfsinnes hingegen besteht darin, daß er Dinge, die irgend eine Besonderheit ihrer Erscheinung mit einander gemein haben, die einander ähnlich und scheinbar gleichartig sind, als verschiedenartige Dinge unterscheidet. Er führt dadurch, daß er verborgene oder nicht beachtete Gegensätze der Dinge und ihrer Begriffe hervorhebt, das scheinbar Gleichartige wieder auf Verschiedenartiges zurück und berichtigt dadurch oberflächliche Auffassungen der sinnlichen Anschauung und insbesondere die Täuschungen der Phantasie. Der Scharfsinn thut daher wesentliche Dienste bei wissenschaftlichen Betrachtungen, bei denen es vorzüglich darauf ankommt, Begriffe verwandter Dinge durch Hervorhebung ihrer Gegensätze zu unterscheiden und sie mit scharfer Bestimmtheit zu bezeichnen.

§ 12.

Wie die Begriffe selbst, so werden auch die grammatischen Verhältnisse der Begriffe (§ 8) in der Darstellung der Gedanken auf sinnliche Anschauungen zurückgeführt und aus diesen sinnlichen Anschauungen die nicht sinnlichen Verhältnisse der Begriffe von dem Angeredeten reproduziert. Die grammatischen Verhältnisse der Begriffe sind nämlich, wenn man das Zeit- und Raumverhältnis des Prädikates ausnimmt, an sich nicht sinnliche Verhältnisse: da aber die Sprache in der Darstellung der Gedanken die Begriffe auf sinnliche Anschauungen des Besondern zurückführt, so muß sie auch die Beziehungen der Begriffe auf die Formen der sinnlichen Anschauung, nämlich auf Zeit und Raum zurückführen. Sie stellt daher die besondern Beziehungsverhältnisse der Begriffe als besondere Zeit- und Raumverhältnisse dar. Nur mit der prädikativen Beziehung hat es eine andere Bewandtnis. In der prädikativen Beziehung stellt sich nämlich mehr der Akt des denkenden Geistes, durch den Subjekt und Prädikat zu einem Gedanken werden, als ein besonderes Verhältnis von Begriffen, dar; sie hat daher auch nicht, wie andere Verhältnisse von Begriffen eine ihr eigene Form des Ausdruckes: die prädikative Beziehung selbst wird eigentlich nicht durch eine besondere Flexionsform ausgedrückt, sondern nur durch diejenigen Formen bezeichnet, welche an dem Verb das Per-

sonalverhältnis des Prädikates ausdrücken[1]). Die kausalen Beziehungen werden in dem objektiven Satzverhältnisse durch Präpositionen als Zeit- und Raumverhältnisse dargestellt. Die Kasus unterscheiden sich zwar besonders dadurch von den Präpositionen, daß sie vorzüglich nicht sinnliche Verhältnisse bezeichnen, aber auch in den Kasus liegt das der Raumanschauung angehörige Richtungsverhältnis als ein wesentliches Stück ihrer Bedeutung: und weil alle Thätigkeit auf sinnliche Weise als Bewegung aufgefaßt wird, so werden verschiedene Arten nicht sinnlicher Thätigkeiten auf sinnliche Weise mit verschiedenen Richtungen gedacht, die in der Darstellung durch die besonderen Kasus bezeichnet werden. Weil die Kasus diese räumliche Beziehung mit der Präposition gemein haben, nehmen in der Sprache leicht die Präpositionen die Stelle der Kasus ein, und in manchen Sprachen werden diejenigen Beziehungen, welche wir durch Kasus bezeichnen, nur durch Präpositionen ausgedrückt. Die Zeit- und Raumbeziehungen des Prädikates sind an sich schon Verhältnisse, durch welche der allgemeine Artbegriff der prädizierten Thätigkeit in der Darstellung auf die Besonderheit einer sinnlichen Individualität zurückgeführt wird. Bewegung ist nämlich die sinnliche Erscheinung aller Thätigkeit, und Zeit und Raum sind die Momente, nach denen alle Bewegung in der sinnlichen Anschauung aufgefaßt wird. Weil aber die Zeit das innere und der Raum das äußere Moment der Bewegung ist, so steht der Raum der sinnlichen Anschauung näher als die Zeit. Auch sind die Raumverhältnisse natürliche Gegenbilder der Zeitverhältnisse; daher wird die als Bewegung angeschaute Thätigkeit durch das Raumverhältnis in vollerem Maße auf eine sinnlich anschauliche Individualität zurückgeführt, als durch das Zeitverhältnis. Darum stellt die Sprache auch Verhältnisse, welche ihrer Natur nach in der sinnlichen Anschauung als Zeitverhältnisse aufgefaßt werden, wie die kausalen Verhältnisse, als Raumverhältnisse dar und bezeichnet sie durch Präpositionen; selbst die eigentlichen Zeitverhältnisse werden in ihren Gegenbildern durch die Präpositionen als Raumverhältnisse dargestellt. Wir ersehen aus allem dem, daß nicht nur die Begriffe, sondern auch die Verhältnisse der Begriffe zu einander, und somit der ganze Inhalt der Gedanken in der Darstellung auf das Besondere sinnlicher Anschauungen zurückgeführt wird, um durch die eigene geistige Thätigkeit des Angeredeten reproduziert und dadurch verstanden zu werden. Man nennt die Form des Satzes, sofern sie den Inhalt des Gedankens und insbesondere

[1]) S. Organism. d. Spr. § 50.

die grammatischen Beziehungen darstellt, durch welche die Art- und Individualitätsverhältnisse der Begriffe bezeichnet werden, die grammatische Form des Satzes.

§ 13.

Der Inhalt der Gedanken — die Begriffe und die grammatischen Verhältnisse der Begriffe — sind zwar das Werk des denkenden Geistes, die Bildung der Begriffe ist aber abhängig von der sinnlichen Anschauung des Wirklichen und der Begriff selbst nur ein geistig nachgeschaffenes Wirkliches, daher kann der Begriff auch leicht durch die Zurückführung auf die sinnliche Anschauung des Wirklichen dargestellt werden. Anders verhält es sich in Hinsicht auf die Darstellung mit der logischen Form der Gedanken, unter der wir die Verhältnisse des logischen Wertes verstehen, in denen die Begriffe in dem ganzen Gedanken und in jedem besonderen Satzverhältnisse einander untergeordnet sind (§ 8). Die logische Form der Gedanken wird nicht von den realen Besonderheiten der sinnlichen Anschauung hergenommen, sie ist, unabhängig von der sinnlichen Anschauung, ganz die eigne That des frei schaffenden Geistes und kann daher in der Darstellung nicht ebenso, wie die Begriffe, auf die Besonderheiten einer sinnlichen Anschauung zurückgeführt werden. Die logische Form des Gedankens tritt als die That des denkenden Geistes unmittelbar in die Erscheinung in der Betonung: wie die Sprache überhaupt die organische Erscheinung des Gedankens — der in die Erscheinung tretende Gedanke selbst — so ist der Ton die organische Erscheinung derjenigen That, durch welche der Geist einen neuen Gedanken und in dem attributiven und objektiven Satzverhältnisse einen neuen Begriff bildet. Die ältere Grammatik hat die logische Form der Gedanken von dem Inhalte nicht bestimmt unterschieden; sie hat daher ihre Betrachtung fast nur auf die Darstellung des Inhaltes gerichtet und die Ausdrücke der logischen Form in der Sprache und insbesondere die eigentliche Bedeutung der Betonung nur oberflächlich berührt. Auch die ältere Stilistik hat ihre Aufmerksamkeit fast nur auf die Darstellung des Inhaltes gerichtet. Die logische Form der Gedanken ist aber ebenso, wie der Inhalt der Gedanken, ein wesentliches Stück der Darstellung, und die Rede ist kein organischer Ausdruck des Gedankens, wenn nicht auch die logische Form desselben in die sinnliche Erscheinung tritt. Das wird besonders sehr fühlbar bei den Taubstummen, welche künstlich zum Sprechen abgerichtet werden. In ihrer Sprache wird zwar der Inhalt des Gedankens — die Begriffe und ihre grammatischen Verhältnisse — richtig dargestellt, aber in ihr tritt nicht die logische Form der Gedanken in die Erscheinung: dieser Sprache fehlt die Be-

tonung — der lebendige Odem der Sprache; sie ist nicht ein organischer Ausdruck, sondern ein Zerrbild des Gedankens und macht darum auf den Zuhörer einen abstoßenden Eindruck. Die organischen Vorgänge, in denen die logische Form der Gedanken in die Erscheinung tritt, müssen auch darum, weil diese Vorgänge sich in der deutschen Sprache vollkommner ausgebildet, als in den meisten andern Sprachen, besonders in der deutschen Stilistik näher betrachtet werden.

§ 14.

Die logische Form des Gedankens und jedes neu gebildeten Begriffes besteht darin, daß in ihnen zwei Begriffe zu einer Einheit verbunden werden, in der ein Begriff als der Hauptbegriff gedacht und diesem der andere Begriff untergeordnet wird. Der Hauptbegriff ist immer ein Artbegriff, und an dem Ausdrucke des Hauptbegriffes tritt die That des denkenden Geistes unmittelbar in die Erscheinung in dem Haupttone. Die organische Bedeutung des Tones thut sich besonders darin kund, daß nie ein Einzelnes, sondern immer nur ein Artbegriff, der als solcher durch die eigne That des Geistes geschaffen wird, den grammatischen Hauptton hat. Die Unterordnung der Begriffe und somit die logische Form des Gedankens und des neugebildeten Begriffes stellt sich dar in dem Gegensatze des Haupttones und des untergeordneten Tones, und so tritt in der rhythmischen Form des Satzes und der Satzverhältnisse die logische Form des Gedankens und der Begriffe in die sinnliche Erscheinung. Die rhythmische Form des Ausdruckes ist aber dadurch bedingt, daß die Einheit des Gedankens und des Begriffes sich in einer Einheit der Zeit und die Unterordnung der Begriffe in einem bestimmten Gegensatze des Zeitverhältnisses darstellt: der ganze Satz und jedes Satzverhältnis wird in ununterbrochener Verbindung und die Glieder des Satzes und des Satzverhältnisses werden in einer bestimmten Folge nach einander gesprochen; der Ausdruck des Hauptbegriffes mit dem Haupttone folgt nämlich gewöhnlich dem Ausdrucke des untergeordneten Begriffes nach. So wird auch die Wortstellung in der Rede ein organischer Ausdruck der logischen Form. Die Wortstellung hat jedoch ihren Grund zunächst in der Betonung, und die Betonung ist die unmittelbare Erscheinung der logischen Form: daher ist die Betonung der Satzverhältnisse in allen Sprachen dieselbe; aber in der Wortstellung weichen sie vielfältig von einander ab. Man nennt die Form des Satzes, insofern sie die logische Form des Gedankens durch Betonung, Wortstellung und besondere Formen des Ausdruckes darstellt, die logische Form des Satzes und unterscheidet sie von der grammatischen Form des Satzes (§ 12).

Da in jedem Satzverhältnisse der Hauptbegriff ein Artbegriff ist, so ist die logische Form des Gedankens gewöhnlich mit seinem Inhalte gegeben, und die Betonung und Wortstellung entspricht der grammatischen Form des Satzverhältnisses. Daher wird in Sprachen, welche keine Flexion haben, oft auch die grammatische Form durch die Betonung und Wortstellung bezeichnet. Wenn nun Betonung und Wortstellung der grammatischen Form entsprechen, so nennen wir die Betonung die grammatische Betonung und die Wortstellung die grammatische Wortstellung. Da aber die logische Form an sich eine freie That des denkenden Geistes und als solche nicht von dem grammatischen Verhältnisse der Begriffe abhängig ist, so entspricht die Betonung und Wortstellung nicht immer der grammatischen Form des Satzes: ein Begriff, der in der grammatischen Form des Satzes untergeordnet ist, wird sehr oft in der logischen Form des Gedankens als Hauptbegriff gedacht und durch Betonung und Wortstellung als Hauptbegriff dargestellt. Wir nennen in diesem Falle die Betonung die logische Betonung und die Wortstellung die logische Wortstellung; man nennt den logischen Hauptton auch den Redeton und die logische Wortstellung, weil in der logischen Form des Satzes das grammatische Verhältnis der Begriffe oft umgekehrt wird, die invertierte Wortstellung. Wenn ein grammatisch untergeordneter Begriff durch den Redeton und durch die invertierte Wortstellung als der Hauptbegriff dargestellt wird, so wird der Begriff immer in dem Gedanken durch einen Gegensatz hervorgehoben, z. B. „Das Gleichnis machen Sie, nicht ich“ „Dem Tapfern (nicht dem Feigen) ist das Glück günstig.“ Wir werden die Bedeutung des Gegensatzes in dem Gedanken und sein Verhältnis zu der Darstellung sogleich näher betrachten. Sehr oft wird auch ein Begriff, der in der grammatischen Form der Hauptbegriff ist und daher den grammatischen Ton hat, zugleich durch einen Gegensatz hervorgehoben, und er hat alsdann auch den Redeton, z. B. „Die Kunst ist lang, das Leben kurz.“ Die Hervorhebung wird in diesem Falle meistens nur durch den Redeton und nicht durch die Wortfolge ausgedrückt; sehr oft wird aber die Hervorhebung, obgleich die grammatische Form des Satzverhältnisses hier nicht umgekehrt wird, zugleich durch eine Inversion der Wortstellung bezeichnet, z. B. „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.“

Wir haben eben die rhythmische Form des Satzes als die sinnliche Erscheinung der logischen Form des Gedankens bezeichnet. Die logische Form des Gedankens wird demnach durch die rhythmische Form des Satzes von dem Sprechenden ebenso, wie der Inhalt des Gedankens, in einer sinnlichen Anschauung dargestellt und von dem

Angeredeten aus der sinnlichen Anschauung reproduziert. Diese Reproduktion der logischen Form des Gedankens ist in dem Angeredeten ebenso, wie die Reproduktion des Inhaltes, eine That des denkenden Geistes und ebenso mit einem Gefühle von Lust verbunden, und dieses Gefühl von Lust ist um so größer, je vollkommner die logische Form des Gedankens in der rhythmischen Form des Satzes erkannt wird. Wenn in der rhythmischen Form des Satzes und der Satzverhältnisse die Einheit des Gedankens und der Begriffe und die Unterordnung der Begriffe nicht vollkommen ausgeprägt ist, so wird die logische Form des Gedankens von dem Angeredeten nur mit Mühe oder gar nicht reproduziert: das ist besonders der Fall bei Afterformen von Satzverhältnissen und zusammengesetzten Sätzen. Die rhythmische Form des Satzes gefällt und wird als eine schöne Form aufgefaßt, weil in der sinnlichen Form der Tonverhältnisse die geistige Form des Gedankens in die Erscheinung tritt. Die rhythmische Form der Tonverhältnisse gefällt aber auch an sich schon darum, weil sich in ihr ein Ebenmaß zwischen einem Hauptton und den ihm untergeordneten Tönen darstellt: wir haben nämlich an jedem Verhältnisse des Ebenmaßes auch an sichtbaren Dingen ein Wohlgefallen, weil es die Erscheinung eines Idealen, nämlich einer von dem Geiste gedachten Einheit des Mannigfaltigen ist. Weil aber in den Tönen mehr als in andern sinnlichen Dingen das innerste Leben der Dinge, gleichsam der ihnen inwohnende Geist in die Erscheinung tritt, so haben wir insbesondere für rhythmische Tonverhältnisse ein natürliches Gefühl, das sich in dem Wohlgefallen an dem Gesange und darin kund thut, daß Kinder gern spielend rhythmische Tonverhältnisse bilden. Das rhythmische Gefühl für die Tonverhältnisse der Sprache entwickelt sich in dem Menschen mit der Sprache selbst und wird ausgebildet durch Übung, nämlich dadurch, daß der Mensch viel spricht und sprechen hört: es bildet sich weniger vollkommen aus bei denen, die mehr schreiben als sprechen und mehr lesen als sprechen hören. Wenn nun das rhythmische Gefühl durch Übung gehörig ausgebildet ist, so wird es für uns ein Maßstab, nach dem wir oft sogleich und mit Sicherheit fehlerhafte Darstellungen der logischen Form in Sätzen oder Satzverhältnissen unterscheiden. Bei den Afterformen ist der Rhythmus immer darum fehlerhaft, weil die Darstellung des Inhaltes — der Begriffe — fehlerhaft ist und daher einer vollkommenen Darstellung der logischen Form widerstrebt; wir erkennen es daher schon durch unser Gefühl für den Rhythmus, wenn der Inhalt und die logische Form der Gedanken und Begriffe fehlerhaft dargestellt wird.

§ 15.

Wir haben die Betonung und die Wortstellung als die eigentlichen Ausdrücke für die logische Form des Gedankens bezeichnet, aber der Geist, der sich in den logischen Formen der Gedanken mit der größten Freiheit bewegt, hat sich in der Sprache noch manche andere Formen der Darstellung gebildet, durch welche bestimmte Begriffe hervorgehoben werden. Einige dieser Formen mögen hier näher bezeichnet werden.

In der Wortstellung folgt das Prädikat als der Hauptbegriff des Gedankens gewöhnlich dem Subjekte nach, z. B. die Bürger frohlocken; wenn aber das Subjekt als der Hauptbegriff hervorgehoben werden soll, so folgt es in einer Umstellung dem Prädikate nach, z. B. Es frohlockt die ganze Stadt; es drohet Gefahr; jenen ward der gewaltige Wille. Die deutsche Sprache faßt in solchen Fällen das Subjekt nicht mehr als grammatisches Subjekt auf und füllt gewöhnlich in der grammatischen Form des Satzes die leer gewordene Stelle des Subjektes durch das Pronomen es aus. In manchen Ausdrucksformen, wie „Es giebt Riesen“ „Es fehlt an Wasser“, wird das Subjekt, weil es als der Hauptbegriff hervorgehoben wird, als ein ergänzendes Objekt mit dem Prädikate verbunden.

Das Subjekt wird ganz besonders auch durch den Gebrauch der Passivform hervorgehoben, z. B. Verordnet ist, daß jeder Angeklagte durch Geschworene seines gleichen gerichtet werden soll. Der Bube ward von eurer Obrigkeit gesendet. Wenn man in diesen und ähnlichen Beispielen nur auf den Inhalt des Gedankens sieht, so ist die Bedeutung der Passivform nicht unterschieden von der der Aktivform (Eure Obrigkeit hat den Buben gesendet): sieht man aber auf die logische Form des Gedankens, so tritt ein sehr bestimmter Unterschied der Bedeutung hervor. Man gebraucht auch oft die Passivform, wenn das thätige Subjekt nicht ausgedrückt wird, z. B. Die Thore werden geschlossen; die Diebe werden gehängt; aber die eigentliche Bedeutung der Passivform besteht weniger darin, daß sie ein Leiden ausdrückt, als darin, daß sie das Subjekt in der logischen Form des Gedankens hervorhebt.

Der logische Wert der Begriffe wird besonders auch hervorgehoben durch einen größeren Umfang des Ausdruckes. Weil das Prädikat gewöhnlich den Hauptbegriff des Satzes enthält, so wird demselben meist ein größerer Umfang gegeben, als dem Subjekte, und aus diesem Streben, das Prädikat hervorzuheben, erklärt es sich besonders, warum sich in allen Sprachen neben vielen einfachen Verben zugleich zusammengesetzte Ausdrücke finden, welche ganz denselben Begriff bezeichnen, wie: zu

Hilfe, zu Grunde richten, zu Grunde gehen, zu stande bringen, ins Werk setzen, Trotz bieten, im Stiche lassen, die Flucht ergreifen, eine Wahl treffen, achtgeben neben: helfen, zerstören, umkommen; verfertigen, bewirken, trotzen, verlassen, fliehen, wählen, achten. Der logische Wert eines Begriffes wird überhaupt sehr oft dadurch hervorgehoben, daß er nicht durch ein Begriffswort, sondern durch ein Satzverhältnis oder auch durch einen ganzen Satz ausgedrückt wird, und wir werden weiter unten (§ 95) die Ausdrucksformen dieser Art näher betrachten.

§ 16.

Es ist hier der Ort, die Redefiguren der Stilistiker und ihr Verhältnis zu der Darstellung der Gedanken näher zu betrachten. Je weniger die älteren Stilistiker die Darstellung der Gedanken als einen organischen Vorgang auffaßten und die Schönheit des Stiles auf die organische Vollkommenheit dieses Vorganges zurückführten, desto mehr richteten sie ihre Aufmerksamkeit auf besondere Formen der Darstellung, welche sie, weil sie nicht ganz gewöhnlich sind, als einen Schmuck ansahen, der die Rede schön und wohlgefällig machen sollte. Diese Formen, die man Figuren nannte, machten einen wesentlichen Teil der Stilistik aus, und man hat mit einer oft ins Kleinliche gehenden Genauigkeit nach äußeren Verhältnissen der Formen eine übergroße Anzahl von Figuren unterschieden. So unterscheidet Quintilian nach der Stelle, welche Wörter bei ihrer Wiederholung in den Sätzen einnehmen, die geminatio, anaphora, epistrophe, symploce, repetitio, epanalepsis, epanodos, polyptoton und anadiplosis als besondere Unterarten der Wiederholung. Dabei ist aber die eigentliche Bedeutung und der allgemeine Artbegriff der Figuren überall nicht klar dargestellt, und die besonderen Unterarten sind nicht bestimmt unterschieden. Nur darin stimmen die Stilistiker überein, daß sie die Figuren als Darstellungsformen bezeichnen, die nicht gewöhnlich sind, und die gerade durch den Gegensatz, in welchen sie zu den gebräuchlicheren Formen treten, wohlgefällig werden. Quintilian sagt (L. 9, c. 1.): Figura est conformatio quaedam orationis remota a communi et primum se offerente ratione, und Tiber. Rhetor: Mentem exprimit aliter, quam fert natura. Nun sind zwar die Figuren nicht die ganz gewöhnlichen Ausdrücke der Begriffe, aber das Ungewöhnliche liegt weniger in den Formen der Darstellung, als in den dargestellten Gedanken. Es ist besonders der Sprache der Erregung und der Phantasie natürlich, und darum gewöhnlich, daß sie von Figuren Gebrauch macht; auch Ungebildete und Kinder gebrauchen bei besondern Stimmungen des Gemütes, ohne es

zu wissen oder zu wollen, in ihrer Rede Figuren: man kann darum wohl die durch Figuren dargestellten Verhältnisse der Gedanken, aber nicht die Figuren selbst ungewöhnlich nennen. Die Figuren sind natürliche Ausdrücke für besondere Verhältnisse der Begriffe, und sie bieten sich bei diesen Verhältnissen dem Sprechenden von selbst dar: sie können daher auch nicht als ein Schmuck angesehen werden, den man der Rede nach Willkür geben oder nicht geben kann, und den man ihr gleichsam als ein Sonntagskleid anlegt. Diejenigen, welche die Figuren als einen solchen Schmuck ansehen, verfallen leicht in den Fehler, daß sie Figuren auch da in Anwendung bringen, wo die Natur der darzustellenden Gedanken den Gebrauch derselben nicht fordert und nicht zuläßt. Sehr treffend rügt Quintilian diesen Fehler, indem er sagt: Figurae sicut ornant orationem opportune positae, ita ineptissimae sunt, cum immodice petuntur. Sunt, qui neglecto rerum pondere et viribus sententiarum, si vel inania verba in hos modos depravarint, summos se judicent artifices, ideoque non desinunt eas nectere, quas sine sententia sectari tam est ridiculum, quam quaerere habitum gestumque sine corpore. Die römischen Redner trifft besonders der Vorwurf, daß sie sehr häufig Gleichnisse, Antithesen, Steigerungen, Wiederholungen, verschönernde Beiwörter und andere Figuren nur als einen müßigen Schmuck der Rede gebrauchten: auch bei den älteren deutschen Schriftstellern findet sich, weil sie sich die römischen Redner zum Muster nahmen, sehr häufig eine unnatürliche Überladung mit Figuren, und diese hat sich besonders in dem Stile mancher Kanzelredner bis auf unsere Zeit erhalten. Betrachtet man die Geschichte unserer deutschen Sprache nach dieser Richtung hin, so zeigt sich überall der schlimme Einfluß der lateinischen Sprache, welche Jahrhunderte hindurch die deutsche vollkommen beherrschte, und besonders des ciceronischen Stiles, der, da er für die lateinische Sprache als höchstes Muster galt, natürlich auch im Deutschen aufs eifrigste nachgeahmt wurde. Unter dem Einflusse des Lateinischen entwickelte sich ein deutscher Stil, der in seinem hohlen Phrasengeklingel unendlich weit von Natur und Wahrheit entfernt war. Trotzdem die großen Dichter des vorigen Jahrhunderts diesen unnatürlichen Bann, der auf der deutschen Sprache lag, glücklich durchbrochen haben, ist doch der deutsche Stil noch keineswegs allgemein zu Natur und Wahrheit zurückgekehrt, sondern vielfach zeigt sich noch heute als Sohn des Schullateins jener inhaltsleere, wort- und figurenreiche, glattgemeißelte Stil, den Herder einmal treffend den „akademischen Paragraphenstil“ nannte.

Da die ältere Stilistik die eigentliche Bedeutung der Figuren überhaupt nicht klar erkannte, so konnten auch die besondern Arten und

Unterarten nicht bestimmt unterschieden werden, und da man jede besondere Form der Darstellung, die ungewöhnlich schien, zu den Figuren zählte, wurde die Anzahl der Figuren so groß, daß man sie nicht mehr übersehen konnte. Um nun die Lehre von den Figuren übersichtlich zu machen, versuchte man auf mancherlei Weise besondere Arten derselben zu unterscheiden. Die Stilistiker haben besondere Figuren, bei denen, wie bei der Synekdoche und Metapher, eine Vertauschung der Begriffe stattfindet, von den andern Figuren unterschieden und unter dem Namen der Tropen als eine besondere Art bezeichnet.[1]) Sie haben dieser Unterscheidung immer eine große Wichtigkeit beigelegt, aber in der Bestimmung derjenigen Ausdrucksformen, welche unter den Tropen begriffen werden sollten, stimmen sie nicht überein; auch sieht man, wenn man diese Unterscheidung in ihrer Beziehung zu der praktischen Anwendung betrachtet, nicht leicht ein, warum man auf sie einen so großen Wert gelegt hat. Quintilian unterscheidet Figuren der Wörter, wie die Wiederholung und ihre besondern Unterarten, und Figuren der Sätze, wie die Frage, die Anrede und die Prosopopöie; aber auch diese Unterscheidung hat, weil sie nur von einem äußerlichen Verhältnisse und nicht von der eigentlichen Bedeutung der Figuren hergenommen ist, für die praktische Anwendung keinen großen Wert. Adelung bezeichnet die Figuren überhaupt als Formen der Darstellung, welche auf die unteren Kräfte der Seele wirken, und unterscheidet nach diesen Seelenkräften als besondere Arten Figuren für die Aufmerksamkeit, z. B. die Wiederholung, die Alliteration und die Inversion; für die Phantasie z. B. die Tropen, die Schilderung, das verschönernde Beiwort, die Frage; für die Gemütsbewegungen, z. B. den Ausruf, die Ellipse, die Hyperbel, den Wunsch; für den Witz und Scharfsinn, z. B. die Vergleichung, den Kontrast, das Paradoxe. Man sieht leicht, daß hier die Arten nicht bestimmt geschieden sind, und daß es der ganzen Einteilung an Klarheit fehlt. Wir ersehen aus allem dem, daß die ganze Lehre von den Figuren, wie sie von den ältern Stilistikern zu uns gekommen ist, sehr unklar, verwirrend und für die praktische Anwendung unfruchtbar ist. Man darf sich darum auch nicht wundern, wenn in der neuern Zeit die Stilistiker es sich nicht mehr zur Pflicht machen, die große Anzahl der von den Alten unterschiedenen Figuren jede nach ihrer Form und ihrer Anwendung mit gewissenhafter Genauigkeit zu bezeichnen, und wenn uns auch die Namen dieser Figuren zum Teil fremd geworden sind.

---

[1]) Tropus est verbi vel sermonis a propria significatione in aliam cum virtute mutatio. Quint. L. 8, c. 8.

§ 17.

Soll die Lehre von den Figuren verständlich und für die Stilistik fruchtbar werden, so ist vor allen Dingen nötig, daß der allgemeine Begriff der Figur und der Umfang dieses Begriffes näher bestimmt werde. Die Alten haben die Figuren überhaupt als einen nicht gewöhnlichen Schmuck der Rede bezeichnet: aber wie ein Federhut oder ein mit Gold gesticktes Kleid nicht jeder Person ansteht, so sind auch die Figuren nicht angemessen für Gedanken aller Art; es fragt sich daher zunächst, welche Arten von Gedanken in der Darstellung den Gebrauch der Figuren zulassen und fordern. Der Geschäftsstil und auch der didaktische Stil vertragen sich im allgemeinen nicht mit Figuren; der Rednerstil und der poetische Stil dagegen können ihrer nicht entbehren; dies hat aber seinen Grund nicht darin, daß nur Redner und Dichter die Absicht hätten, durch die Darstellung der Gedanken besonderes Wohlgefallen zu erregen, sondern darin, daß die Figuren natürliche Formen der Darstellung sind, in denen eine besondere Stimmung des Geistes und eine besondere Art der Gedanken in die Erscheinung tritt. Gedanken, an denen Gemüt und Phantasie näheren Anteil nehmen, sind lebendiger und versetzen den Geist in lebendigere Bewegung, als Gedanken, die ausschließlich der Verrichtung des Verstandes angehören. Je lebendiger diese Bewegung des Geistes ist, desto mehr tritt sie in Miene und Gebärden zu Tage, und bei hohen Graden von Aufregung wird oft der ganze menschliche Leib gleichsam ein Sprachorgan, das die innere Bewegung des Geistes ausdrückt. Die lebendige Aufregung des Geistes tritt aber besonders in der Rede in Erscheinung: der Geist schafft sich für die lebendigeren Gedanken lebendigere Formen des Ausdrucks, und die Figuren sind nichts anderes als die natürlichen Ausdrücke der Gefühle und der Phantasie.

Die Bedeutung der besonderen Figuren und ihre Wirkung in der Darstellung der Gedanken tritt erst dann in ein helleres Licht, wenn man sie in ihrer Beziehung zu dem organischen Vorgange der Gedankenmitteilung näher betrachtet. Wir haben in diesem Vorgange unterschieden die Darstellung des Inhaltes der Gedanken und die Darstellung ihrer logischen Form (§ 8); jede lebendige Aufregung des Gemüts und der Phantasie thut sich aber auf eine eigentümliche Weise kund in der Darstellung des Inhaltes und auch in der Darstellung der logischen Form. Wir unterscheiden darum die Figuren zunächst in Figuren des Inhaltes und Figuren der logischen Form.

Gefühl und Phantasie werden ihrer Natur nach lebendiger angeregt durch die sinnliche Anschauung der Dinge, als durch eine nur

geistige Anschauung von Begriffen, und auch bei der Darstellung der Gefühle und der Phantasie werden die Begriffe, die den Inhalt der Gedanken ausmachen, immer auf eine lebendigere Weise auf sinnliche Anschauungen zurückgeführt, als bei der Darstellung von Gedanken, an denen Gefühl und Phantasie keinen Teil haben. Wir begreifen nun unter den Figuren des Inhaltes diejenigen Formen, welche den Begriffen in der Darstellung eine größere Lebendigkeit sinnlicher Anschauung geben, indem sie Allgemeines auf Besonderes zurückführen oder das an sich nicht Sinnliche in sinnlichen Bildern darstellen oder auch an sinnlichen Dingen besondere Einwirkungen auf besondere Sinne hervorheben. Zu den Figuren des Inhaltes gehören demnach zunächst die Tropen, nämlich die Synekdoche, die Metonymie, die Metapher und die Prosopopöie. Ferner gehören hierher das Gleichnis, die Allusion, die Periphrase, die Schilderung, das Beispiel und das verschönernde Beiwort (epitheton ornans). Endlich gehören hierher auch die Anrede und das statt eines Präteritums oder Futurs gebrauchte Präsens des Verbs. Die Bedeutung dieser Figuren und ihre Wirkung wird nur dann wahrhaft erkannt, wenn sie in ihren Beziehungen zu der Darstellung der Begriffe aufgefaßt werden, die den Inhalt der Gedanken ausmachen.

Wie ein besonderes Streben, den Inhalt der Gedanken in sinnlicher Anschaulichkeit darzustellen, so ist auch das Streben, die logische Form der Gedanken auf eine lebendigere Weise auszuprägen, der Sprache des Gefühles und der Phantasie natürlich und thut sich schon in der lebendigeren Betonung der Rede kund. Es tritt aber noch mehr hervor in besonderen Formen der Darstellung, durch welche der logische Wert der Begriffe und Gedanken nachdrücklicher hervorgehoben wird, und die wir darum als Figuren der logischen Form bezeichnen. Alle Hervorhebung von Begriffen oder Gedanken beruht auf einem Gegensatze zu einem andern Begriffe oder Gedanken (der Redeton deutet ja immer auf einen Gegensatz), und auch die Figuren der logischen Form haben mit einander gemein, daß sie einen Gegensatz bezeichnen. Neben der Betonung ist die Wortstellung der allgemeine Ausdruck der logischen Form, und auch die Inversion ist, weil sie, wie der Redeton, einen Begriff in einem Gegensatze hervorhebt (§ 14), als eine Figur der logischen Form anzusehen. Als Ausdrücke von Gegensätzen gehören aber hierher besonders der Kontrast, das Paradoxe, die Ironie, die Steigerung, die Hyperbel und die Wiederholung. Außer diesen Figuren, welche den logischen Wert der Begriffe hervorheben, gehören zu den Figuren der logischen Form auch diejenigen Formen der Darstellung, welche durch einen Gegensatz einen Gedanken her-

vorheben und ihn mit besonderem Nachdrucke als das Urteil des Sprechenden darstellen. Von dieser Art sind die in Frage gestellte Verneinung, der Zweifel und der Einwurf.

Wir unterscheiden zwar die Figuren nach ihrer Bedeutung in Figuren des Inhaltes und Figuren der logischen Form: sehr oft haben aber Figuren des Inhaltes zugleich die Wirkung von Figuren der logischen Form, und durch die sinnlich lebendigere Anschaulichkeit der Darstellung wird zugleich der logische Wert des Begriffes hervorgehoben. Diese zwiefache Wirkung haben besonders oft die Metapher, das Gleichnis und das verschönernde Beiwort.

Man hat zu den Figuren auch manche nicht gewöhnliche Lautverhältnisse der Wörter gezählt. Hierher gehören die Kongruenz, d. h. die Ähnlichkeit des Wortlautes mit dem Laute des durch das Wort bezeichneten Dinges, wie in „Donner“ „sausen“ „summen“ „ächzen“, und die Harmonie, d. h. die Ähnlichkeit zwischen dem Laut- und Tonverhältnisse der Wörter und dem Inhalte des darzustellenden Gedankens, wie in dem Hexameter: Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum, und in den Worten der im Wasser schwimmenden Ino:

Wo bin ich, o Himmel!
Ich atme noch Leben.
O Wunder! ich walle
Im Meere? Mich heben
Die Wellen empor.

Ferner gehört hierher die Alliteration, d. h. die Wiederkehr desselben Anlautes, z. B.

Mir gefällt ein lebendiges Leben,
Mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben
Auf der steigenden, fallenden Welle des Glücks. —
Bleibe die Blume dem blühenden Lenze:
Scheine das Schöne! — Schiller, Braut von Messina I, 8.,

und ebenso der Reim, das Echo und das Anagramm. Da aber diese Formen weder den Inhalt des Gedankens auf eine sinnlich anschauliche Besonderheit zurückführen, noch durch Hervorhebung des logischen Wertes die logische Form des Gedankens bezeichnen, so können sie nicht zu den Figuren in der von uns angenommenen Bedeutung des Wortes gezählt werden. Als spielende Zusammenstellung von Lauten und Tönen haben sie jedoch für Sinn und Phantasie einen besondern Reiz, der sich schon in der Lust kund thut, mit der Kinder bei ihren Spielen solche Laut- und Tonverhältnisse bilden; man macht darum von ihnen auch Gebrauch im poetischen Stile, bei dem nicht

sowohl die Mitteilung der Gedanken, als die künstlerische Schönheit der Darstellung der eigentliche Zweck der Rede ist und auch die Lautverhältnisse der Wörter für sich schon einen wohlgefälligen Eindruck machen sollen. Auch können diese Formen, wenn sie zu sehr gesucht oder an einer nicht gehörigen Stelle angewendet werden, leicht der lebendigen Auffassung des dargestellten Gedankens störend in den Weg treten, und der allzuhäufige Gebrauch derselben verletzt den guten Geschmack.

Was von den eben bezeichneten Lautverhältnissen der Wörter gesagt worden, ist endlich auch auf das Wortspiel anzuwenden. In dem Wortspiele liegt, insofern Begriffe ganz verschiedenartiger Dinge durch dasselbe Wort dargestellt werden, etwas Ungereimtes, das eine komische Wirkung hervorbringt. Insbesondere haben die Kanzelredner einer früheren Zeit, wie Abraham a Sankta Clara, ihre Zuhörer durch Wortspiele belustigt, und der Geschmack jener Zeit wird durch die Rede des Kapuziners in Wallensteins Lager treffend gekennzeichnet. Weit mehr, als im Deutschen, sind jedoch die Wortspiele in den romanischen Sprachen beliebt, und sie sind in diesen Sprachen auch von größerer Wirkung als in der deutschen Sprache. Weil nämlich die Wörter in diesen Sprachen weniger als in der deutschen nach ihrer sinnlichen Grundbedeutung verstanden und darum nur als Zeichen der Begriffe aufgefaßt werden, so erscheint es immer als sehr ungereimt und komisch, wenn ganz verschiedene Begriffe durch dasselbe Wort ausgedrückt werden. Da in der deutschen Sprache hingegen die Wörter mehr nach ihrer sinnlichen Grundbedeutung und mehr in der Einheit des Wortes mit dem Begriffe aufgefaßt werden, so wird ein Wort, wenn es zwei verschiedene Begriffe ausdrückt, nicht mehr als ein und dasselbe Wort angesehen, wie z. B. Feige und feige, oder die Begriffe werden, wie z. B. in Blatt eines Baumes und Blatt Papier nicht als Begriffe ganz verschiedenartiger Dinge aufgefaßt. Die Franzosen besonders achten überhaupt mehr auf den Wortlaut und weniger auf den Begriff, als die Deutschen; darum sind ihnen Aussprache und Orthographie so hochwichtige Dinge, und ihr Witz gefällt sich vorzüglich in Wortspielen. Jedes Wortspiel macht Anspruch auf eine komische Wirkung, und weil es bei dem Deutschen, der mehr auf den Begriff sieht, diese Wirkung nicht hervorbringt, wird es sehr leicht geschmacklos, z. B.

> Die ministeriellen Blätter sind oft nur Blätter für die Feigen, wahre Feigenblätter, die Blößen verhüllen sollen, ohne sie zu verbessern. — Der Soldat kann den Witz nicht leiden, weil er den Feind besser schlägt als er; der Maler kann ihn nicht leiden, weil er frappanter trifft.

Vollends geschmacklos sind Zusammenstellungen nur ähnlich lautender Wörter, z. B.

Paganini hat die Kunst erfunden, auf einer Saite zu spielen; seit dieser Zeit sind wir noch einseitiger geworden, als wir je waren, nur mit dem Unterschiede: Paganini spielt auf der G (Geh) saite, wir mit unserer Einseitigkeit auf einer Seite, wo es nicht mehr geht.

Sehr matt sind besonders Wortspiele, welche durch ein und dasselbe Verbum gebildet werden, das mit verschiedenen Präpositionen zusammengesetzt ist, z. B.

Ich sah, daß die Frau nicht anzusehen war; ich sah, daß, wenn ich eingesehen hätte, wie sie ausgesehen hat, ich mich besser vorgesehen hätte.

Da in solchen Verben der eigentliche Begriff nicht an dem Verbum, sondern an der Präposition haftet, so werden auch die Wörter als ganz verschiedene Wörter aufgefaßt. — Die Wortspiele sind vollends abgeschmackt, wenn sie, wie die hier angeführten, einen Inhalt haben, der unbedeutend oder gar sinnlos ist. Sie sind jedoch in der dramatischen Dichtung, insofern sie den Geschmack der handelnden Personen kennzeichnen, oft von guter Wirkung, z. B. bei Schillers Kapuziner in Wallensteins Lager (8. Auftr.), wenn derselbe sagt:

„Und das Römische Reich — daß Gott erbarm!
Sollte jetzt heißen Römisch Arm;
Der Rheinstrom ist worden zu einem Peinstrom,
Die Klöster sind ausgenommene Nester,
Die Bistümer sind verwandelt in Wüsttümer,
Die Abteien und die Stifter
Sind nun Raubteien und Diebesklüfter,
Und alle die gesegneten deutschen Länder
Sind verkehrt worden in Elender“ u. s. w.

und in Molières Tartüffe, wenn eine schwatzhafte Alte von dem Hause, worin sie wohnt, sagt: „C'est véritablement la tour de Babylone; car chacun y babille, et tout du long de l'aune.“

§ 18.

Das Wohlgefallen, welches die Figuren erregen, erklärt sich aus dem organischen Vorgange der Gedankenmitteilung. Wir haben gesehen, daß in diesem Vorgange der Angeredete die Gedanken und Begriffe nicht unthätig empfängt, sondern aus dem, was der Sprechende darstellt, selbstthätig reproduziert, daß diese Reproduktion durch eine Thätigkeit zu stande kommt, welche als eine gleichsam spielende Thätig-

keit des Geistes in dem Angeredeten ein Gefühl von Wohlbehagen und Lust erregt, und daß die Darstellung der Gedanken dadurch, daß sie in dem Angeredeten diese mit Lust verbundene Thätigkeit hervorruft, zu einer schönen Darstellung wird (§ 11). Diejenigen Formen der Darstellung, welche man als Figuren bezeichnet, haben nun gerade das miteinander gemein, daß sie auf eine besondere Weise in dem Angeredeten eine mit Wohlbehagen verbundene Thätigkeit des Geistes hervorrufen. Die Figuren drücken nämlich den mitzuteilenden Begriff nicht durch das Begriffswort aus, welches ihm in dem gewöhnlichen Sprachgebrauche entspricht, und den mitzuteilenden Gedanken nicht durch die Form des Satzes, durch welche er in der gewöhnlichen Rede wiedergegeben wird, sondern durch ein von dem Gedachten und Mitzuteilenden anscheinend Verschiedenes, und stellen an den Angeredeten die Forderung, daß er den so ausgedrückten Begriff und Gedanken in den von dem Sprechenden gedachten Begriff und Gedanken übersetze. Dazu kommt, daß die Figuren nicht nur auf die eben bezeichnete Weise die Verstandesthätigkeit ansprechen, sondern auch besonders die Phantasie und das Gemüt auf eine wohlgefällige Weise berühren und erregen. Die Figuren stellen nämlich entweder den Begriff in einer lebendigen sinnlichen Anschauung dar, wie die bildlichen Darstellungen, und sie wirken dann besonders auf die Phantasie (§ 7), oder sie heben ihn durch einen Gegensatz hervor und wirken dann mehr oder weniger auch auf das Gemüt. Die Figuren des Gegensatzes heben zwar nur den logischen Wert des Begriffes oder Gedankens hervor und nehmen zunächst den Verstand in Anspruch, wenn aber die Hervorhebung eines Begriffes durch eine Figur bezeichnet wird, so ist es gewöhnlich eine nähere Teilnahme des Gemütes, wodurch der logische Wert des Begriffes in dem Gedanken hervorgehoben wird. Hervorhebungen, an denen nur der Verstand und nicht auch das Gemüt Teil hat, werden gewöhnlich nur durch den Redeton und durch die Inversion, aber nicht durch Figuren ausgedrückt. In dem Zustande einer lebhaften Aufregung spricht der Mensch, ohne es zu wissen und zu wollen, in Figuren, und seine Rede versetzt auch den Angeredeten in denselben Zustand. Es giebt besondere Formen der Darstellung, die der Sprache des Affektes eigentümlich sind, und die man als besondere Figuren des Gefühles bezeichnen kann.

Aus dem organischen Vorgange, durch welchen die von dem Sprechenden in der Rede dargestellten Gedanken und Begriffe von dem Angeredeten reproduziert werden, wird uns erst ganz klar, was man unter der Lebendigkeit der Darstellung, von der in der Stilistik so oft die Rede ist, zu verstehen hat. Die Darstellung ist nämlich lebendig,

wenn nicht nur der Gedanke selbst den Geist des Angeredeten anregt, sondern auch die Form der Darstellung in dem Geiste des Angeredeten auf lebendige Weise diejenige Thätigkeit hervorruft, durch welche die Reproduktion der Begriffe und Gedanken zu stande kommt. Diejenigen Gedanken, an denen Gefühl und Phantasie näheren Anteil nehmen, haben an sich eine größere Lebendigkeit, und die organische Thätigkeit, durch welche solche Gedanken von dem Geiste des Angeredeten reproduziert werden, wird auf eine lebendige Weise hervorgerufen und ist mit einem Gefühle von Wohlbehagen verbunden, wenn die Begriffe in sinnlicher Anschaulichkeit, und besonders in Bildern, dargestellt und auch die Verhältnisse der logischen Form durch die ihnen entsprechenden Ausdrücke, und besonders durch die Figuren der logischen Form, hervorgehoben werden. Wir ersehen hieraus, daß die Lebendigkeit der Darstellung vorzüglich von der sinnlichen Anschaulichkeit überhaupt und von dem schicklichen Gebrauche der Figuren — sowol der Figuren der logischen Form, als der Figuren des Inhaltes — abhängt. Die an sich lebendigeren Gedanken der Phantasie und des Gefühles fordern ihrer Natur nach eine größere Lebendigkeit der Darstellung; sie sind aber auch darum lebendiger, weil sie immer als eine Eingebung des Augenblickes, als die frische That des Geistes, in die Erscheinung treten. Diese Frische und Neuheit der Gedanken offenbart sich auch in einer besonderen Neuheit der Ausdrucksformen, und es erklärt sich hieraus, warum die Stilistiker die Figuren als ungewöhnliche Formen bezeichnet haben. Die Neuheit des Ausdruckes beschränkt sich aber nicht auf den Gebrauch der Figuren, sondern sie giebt sich auch in der Wahl der Wörter und der grammatischen Form kund: wie die Figuren, so rufen auch Wörter und grammatische Formen, je mehr sie dem Angeredeten als neu erscheinen, desto mehr in seinem Geiste eine mit Wohlbehagen verbundene Thätigkeit hervor, durch welche Gedanken und Begriffe aus dem, was die Darstellung giebt, reproduziert werden; und sein Wohlgefallen ist um so größer, je mehr ihm in der Neuheit des Ausdruckes die Neuheit des Gedankens entgegentritt. Wir ersehen hieraus, daß Neuheit des Ausdruckes überhaupt ein wesentliches Stück einer lebendigen Darstellung ist. Wenn Gedanken durch Wörter ausgedrückt werden, deren Bedeutung nicht mehr auf einen sinnlich anschaulichen Grundbegriff zurückgeführt wird, und die nur als Zeichen von Begriffen dem üblichen Sprachvorrate angehören, so werden Gedanken und Begriffe nicht durch die Selbstthätigkeit des Angeredeten reproduziert, sondern von ihm, wie eine bekannte Münze, in Empfang genommen (§ 10): die Darstellung erregt alsdann kein Wohlgefallen, und ihr fehlt die Lebendigkeit, weil dem Ausdrucke die Neuheit mangelt.

Zwar fordern vorzüglich die Gedanken des Gefühles und der Phantasie und besonders die Erzeugnisse der Poesie ihrer Natur nach eine größere Lebendigkeit der Darstellung: aber auch bei den Produktionen des Verstandes berührt jeder neue Gedanke mehr oder weniger erregend auch das Gefühl und die Phantasie; daher die Begeisterung, welche oft den wissenschaftlichen Forscher ergreift, wenn er in den Schachten der Wissenschaft das gediegene Gold wahrer Erkenntnis findet. Darum haben auch in der Prosa Gedanken, welche an sich neu sind oder doch als Eingebungen des Augenblickes mitgeteilt werden, Anspruch auf Lebendigkeit der Darstellung, und wenn überhaupt Gedanken, die in dem hier bezeichneten Sinne des Wortes lebendig sind, nicht auch auf lebendige Weise dargestellt werden, so nennen wir die Darstellung, weil sie nicht anregend auf unsere geistige Thätigkeit einwirkt, eine matte, unbelebte oder trockene.

§ 19.

Die Figuren sind besonders der Sprache des Gefühles und der Phantasie natürlich (§ 17); es ist darum vorzüglich darauf zu achten, daß der Gebrauch der Figuren überhaupt der besondern Art der darzustellenden Gedanken und der besondern geistigen Stimmung des Sprechenden angemessen sei. Die Angemessenheit, die von den Stilistikern mit Recht als eine wesentliche Eigenschaft des schönen Stiles bezeichnet wird, begreift überhaupt die Auswahl des Ausdruckes welche sich nach der besonderen Art des Gedankens und der Stimmung des Sprechenden richtet, sie bezieht sich auch auf einzelne Wörter und besondere grammatische Formeu der Darstellung, sie bezieht sich aber vorzüglich auf den Gebrauch der Figuren. Die Figuren sind, weil sie der Sprache des Gefühles und der Phantasie natürlich sind, der gehobenen Rede und der poetischen Darstellung angemessen; weniger angemessen sind sie der Darstellung von Gedanken, die nicht dem Gebiete des Gefühles und der Phantasie, sondern dem reflektierenden Verstande angehören, wie in dem didaktischen und in dem Geschäftsstile.

Die der besonderen Art des Gedankens angemessene Form der Darstellung bietet sich dem Sprechenden meist von selbst dar: der angemessene Ausdruck ist immer auch der natürliche und umgekehrt der natürliche Ausdruck auch der angemessene. Die älteren Stilistiker haben dem Begriffe der Angemessenheit eine weitere Ausdehnung gegeben und ihm die Natürlichkeit der Darstelluug als eine besondere Art untergeordnet[1]); wenn aber die Angemessenheit und die Natürlichkeit

[1]) S. Adelung, Über den deutschen Stil, dritte Auflage, Bd. 1. S. 163 ff.

des Stiles als zusammenfallende Begriffe aufgefaßt werden, so wird gewissermaßen einer durch den andern erklärt. Der natürliche Stil ist, weil er ein organisch vollkommner Ausdruck der Gedanken ist, schön und gefällt; wenn aber in der Darstellung die Absicht und die Bemühung nur zu gefallen sichtbar wird, so wird die Darstellung unnatürlich, und sie ist dann schon darum mißfällig, weil die Ausdrücke gesucht und gezwungen sind. Eine besondere Art des Unnatürlichen ist auch das Pretiöse. Der Schriftsteller verfällt in diesen Fehler, wenn er, um nur der Darstellung den Schein des Ungewöhnlichen zu geben, den gemeinüblichen Ausdruck vermeidet, und gewöhnliche Begriffe durch nicht gewöhnliche Wörter oder durch Phrasen, Umschreibungen und Figuren ausdrückt, z. B.

Zwei Jahre ungetrübten Glückes waren seit der Jünglinge Bekanntschaft von der flüchtigen Gegenwart der unermeßlichen Vergangenheit überantwortet worden. Der Zugvogel hatte seine Heimat gewechselt, die Felder waren gelb geworden, die Bäume waren ergraut, und vorangegangene Stürme hatten ihre Scheitel zerzaust und das vergilbte Laub hinweggetragen. Der Herbst war gekommen.

Die Darstellung wird schwülstig, wenn man einem einfachen, schlichten Gedanken durch einen Schwall von prächtigen Wörtern und durch einen Aufwand von Bildern und andern Figuren den Schein des Erhabenen geben will, z. B. A. W. von Schlegel in seinem Gedicht: „Der Hexameter“:

„Gleichwie sich dem, der die See durchschifft, auf offener Meerhöh'
Rings Horizont ausdehnt und der Anblick nirgend umschränkt ist,
Daß der umwölbende Himmel die Schar zahlloser Gestirne,
Bei hell atmender Luft, abspiegelt in bläulicher Tiefe:
So auch trägt das Gemüt der Hexameter; ruhig umfassend
Nimmt er des Epos Olymp, das gewaltige Bild, in dem Schoß auf
Kreisender Flut, urväterlich so den Geschlechtern der Rhythmen,
Wie vom Okeanos quellend, dem weithinströmenden Herrscher,
Alle Gewässer auf Erden entrieseln oder entbrausen.“

Wie einfach und schön sagt dagegen Schiller in seinem Epigramm: „Der epische Hexameter“:

„Schwindelnd trägt er dich fort auf rastlos strömenden Wogen:
Hinter dir siehst du, du siehst vor dir nur Himmel und Meer.“

§ 20.

Wie in dem einfachen Satze, so sollen auch in dem zusammengesetzten, wenn zwei oder mehr Gedanken zu einem Gedanken

verbunden werden, der Inhalt und die logische Form des ganzen Gedankens dargestellt werden. In dem zusammengesetzten Satze machen die verbundenen Gedanken und die besondere Art des logischen Verhältnisses, in dem sie zu einander stehen, den Inhalt, und der logische Wert der verbundenen Gedanken nebst der größern oder geringern Hervorhebung des logischen Verhältnisses die logische Form des ganzen Gedankens aus.

Zwei Gedanken können nur dann einer in den andern aufgenommen und so zu einem Gedanken verbunden werden, wenn sie mit einander entweder in einem Gegensatze oder in einem kausalen Verhältnisse stehen, und wir bezeichnen diese Verhältnisse als die logischen Verhältnisse der Gedanken zu einander. Diese Verhältnisse der Gedanken sind nicht, wie die nach Art, Unterart und Einzelwesen unterschiedenen Verhältnisse der Begriffe, von dem sinnlich in Zeit und Raum angeschauten Wirklichen hergenommen, sondern gänzlich das Werk und die That des denkenden Geistes: sie werden nach besondern, der Natur des menschlichen Geistes eigentümlichen Formen des Denkens gebildet, die wir von den Formen der sinnlichen Anschauung unterscheiden und als die Denkformen des Gegensatzes und der Kausalität bezeichnen. Diese Verhältnisse werden nicht sinnlich, sondern nur geistig angeschaut: sie werden nur gedacht. Die Dinge, die miteinander im Gegensatze stehen, wie Tag und Nacht, Osten und Westen werden in der sinnlichen Anschauung nur jedes für sich als ein eigenartiges Einzelnes aufgefaßt; sie werden erst, nachdem sie in dem Geiste in einen gemeinsamen Artbegriff, wie Tageszeit, Himmelsgegend, aufgenommen worden sind, in dem Gedanken als Unterarten oder Einzeldinge derselben Art einander entgegengesetzt. Ebenso werden Dinge, die miteinander in einem kausalen Verhältnisse stehen, z. B. ein Wolkenbruch und eine Überschwemmung, in der sinnlichen Anschauung nur jedes für sich als ein bestimmtes Einzelnes, und das eine nur als ein dem andern in der Zeit Vorangehendes aufgefaßt; sie werden erst in dem Gedanken in ein kausales Verhältnis gebracht, indem die einzelnen Erscheinungen in ein allgemeines Urteil (Wolkenbrüche verursachen Überschwemmungen) aufgenommen werden. Daß die Verhältnisse des Gegensatzes und der Kausalität nicht in einer sinnlichen Anschauung gegeben sind, sondern erst in dem Gedanken erzeugt werden, ist auch der Grund, warum diese Verhältnisse an den Dingen sehr oft gar nicht oder doch nicht richtig aufgefaßt werden; und es ist besonders ein sehr gewöhnlicher Irrtum, daß man das sinnlich anschauliche Zeitverhältnis auch als ein kausales Verhältnis auffaßt (post hoc, ergo propter hoc). Das Verhältnis des Gegensatzes

steht zur Darstellung der Gedanken überhaupt in einer besondern Beziehung und fordert darum eine nähere Betrachtung.

§ 21.

Der Gegensatz ist entweder ein aufhebender oder ein polarer Gegensatz. Wenn in einem Gedanken die Wirklichkeit des in einem andern Gedanken Enthaltenen verneint wird, so stehen diese Gedanken mit einander in einem aufhebenden Gegensatze, z. B. Das Schiff bewegt sich, und: Das Schiff steht still. Nur Gedanken stehen mit einander in einem aufhebenden Gegensatze, auch ist der aufhebende Gegensatz gänzlich das Werk des denkenden Geistes: in der realen Welt der Dinge ist alles wirklich, da giebt es keine verneinte Wirklichkeit. Wenn zwei Dinge, die einem gemeinsamen Artbegriffe angehören, als Unterarten einander entgegengesetzt sind, so stehen sie miteinander in einem polaren Gegensatze, z. B. Öl und Wasser, Tag und Nacht, Herr und Knecht, gesund und krank, lieben und hassen, geben und nehmen. Nicht nur die Begriffe von den Unterarten der Dinge, sondern auch die individualisierenden Verhältnisse der angeschauten Dinge — die Zeit- und Raumverhältnisse — werden in polaren Gegensätzen gedacht, z. B. früh und spät, gestern und morgen, hier und dort, hin und her, oben und unten, rechts und links, und wenn in der logischen Form des Gedankens ein Begriff oder eine Beziehung mit besonderem Nachdruck hervorgehoben wird, so liegt in der Hervorhebung immer ein polarer Gegensatz (§ 14). In jedem polaren Gegensatze liegt auch ein aufhebender Gegensatz und daher ein Gegensatz der Gedanken, z. B. Der Knecht ist nicht der Herr; der Herr hat zu gebieten und nicht der Knecht. Ein Begriff wird gerade dadurch in der logischen Form des Gedankens hervorgehoben, daß in dem polaren Gegensatze des Begriffes zu einem andern Begriffe ein Gedanke des Sprechenden hervortritt, und dasselbe gilt von der Hervorhebung einer Beziehung. Auch wird ein aufhebender Gegensatz der Gedanken sehr oft zugleich durch einen polaren Gegensatz der Begriffe dargestellt, z. B. Der Herr ist nicht gekommen, sondern er hat seinen Knecht geschickt.

Beide Bestandteile eines Gegensatzes sind Gedanken des Sprechenden, welche dem Angeredeten mitgeteilt werden sollen, wenn der Sprechende ein Urteil des Angeredeten berichtigen will, z. B.

Unterworfen hätt' ich mich dem Richterspruch der Zweiundvierzig, sagt Ihr? Ich habe keineswegs mich unterworfen. Schiller, Mar. Stuart I, 7. — Das that ich aus Achtung für die würdigen Personen der Lords, nicht für ihr Amt, das ich verwerfe. Ebenda. —

Und wenn ichs gethan? Ich hab es nicht gethan. — Jedoch gesetzt, ich that's! Ebenda.

Aber meistens ist nur der eine Bestandteil des Gegensatzes ein Gedanke, welcher dem Angeredeten mitgeteilt werden soll und den eigentlichen Inhalt des ganzen Gedankens ausmacht, und der Gegensatz ist alsdann nur eine Form der Darstellung, durch welche die Behauptung des Sprechenden oder die besondere Art oder Eigentümlichkeit eines Begriffes in der Darstellung hervorgehoben wird, z. B.

Das Schwert ist kein Spaten, kein Pflug; wer damit ackern wollte, wäre nicht klug. Schiller, Wallenst. Lag. 11. Auftr. — Sind nicht für die Langweil herbemüht. Ebenda, 2. Auftr. — Es geht nicht zu mit rechten Dingen. Ebenda, 6. Auftr. — Dem Kaiser verkauften wir unser Blut und nicht dem hispanischen roten Hut. Ebenda, 11. Auftr. — Den Vergleich machen Sie, nicht ich. Schiller.

Sehr oft, wie in den zwei letzten Beispielen enthalten beide Bestandteile des Gegensatzes etwas, das dem Angeredeten schon bekannt ist, und ihm nicht eigentlich mitgeteilt werden soll, und der Gegensatz hat nur dadurch eine Bedeutung, daß er einen Gedanken hervorhebt. Wir haben gesehen, daß die Figuren der logischen Form Ausdrücke von Gegensätzen sind (§ 17), und der Gegensatz hat in der Rede meistens nur diese Bedeutung. Nur dann ist der Gegensatz nicht als eine Figur anzusehen, wenn wir durch einen aufhebenden Gegensatz das Urteil eines andern berichtigen oder unterrichtend durch einen polaren Gegensatz die besondere Unterart oder Eigentümlichkeit eines Dinges näher bezeichnen und dadurch den Unterschied zwischen zwei Dingen anschaulich machen wollen.

Da in jeder Frage ein nicht entschiedener aufhebender Gegensatz liegt, so wird die Wirklichkeit einer Behauptung sehr oft durch die in der Form eines Fragesatzes ausgedrückte Verneinung hervorgehoben, z. B.: Sind sie nicht unser, diese Saaten? (Sie sind unser). Will ich ich denn nicht das Beste meines Volkes? Hier wird nicht eigentlich eine Frage von dem Sprechenden gedacht, sondern eine Aussage des Sprechenden nur in der Form einer Frage dargestellt und dadurch die Übereinstimmung derselben mit der Wirklichkeit hervorgehoben. Auch der Gebrauch des Konditionalis, der immer einen aufhebenden Gegensatz ausdrückt, hat meistens keine andere Bedeutung, als daß durch ihn die Wirklichkeit dessen, was der Sprechende behauptet, in der Darstellung hervorgehoben wird, z. B. Hättest du vom Menschen besser stets gedacht, du hättest besser auch gehandelt (Du hast schlecht von ihm gedacht, und darum auch schlecht gehandelt). Wir ersehen aus

dem allen, daß sowohl der aufhebende als der polare Gegensatz meistens nur dazu dienen, Verhältnisse der logischen Form in der Darstellung der Gedanken hervorzuheben, und daß der Gebrauch der Gegensätze daher besonders in Bezug auf die Schönheit der Darstellung sorgfältige Beachtung fordert.

§ 22.

Die kausalen Verhältnisse sind zwar an sich Verhältnisse der Gedanken; man muß jedoch in dieser Beziehung unterscheiden zwischen dem realen Grunde, unter dem wir hier auch den moralischen Grund begreifen, und dem logischen Grunde. Weil einerseits nach der besonderen Art des realen Grundes sehr oft die Art der Wirkung auf eine Unterart zurückgeführt, andererseits das Verhältnis des realen Grundes in der sinnlichen Anschauung als ein Zeitverhältnis aufgefaßt wird, so wird dieses Verhältnis sehr häufig auch als ein grammatisches Verhältnis von Begriffen aufgefaßt und in der grammatischen Form einer Zusammmensetzung oder eines Satzverhältnisses dargestellt, z. B. Frostbeule, Wurmfieber, vor Furcht zittern, an einem Gifte sterben. Der logische Grund hingegen ist immer ein Gedanke — ein Urteil des Sprechenden — und der Grund eines andern Urteiles; das Verhältnis des logischen Grundes kann daher eigentlich nur als ein logisches Verhältnis der Gedanken durch eine Verbindung von Hauptsätzen dargestellt werden, z. B. Es war sehr kalt; denn das Laub ist erfroren. Nur wenn der logische Grund auf einen realen zurückgeführt wird, kann er auch als ein realer Grund in der Form eines grammatisch verbundenen Nebensatzes dargestellt werden, z. B. Die Dreiecke kongruieren, weil die Seiten gleich sind.

§ 23.

Wir haben die in einem zusammengesetzten Satze verbundenen Gedanken und das logische Verhältnis, in dem diese Gedanken zu einander stehen, als den Inhalt des ganzen Gedankens bezeichnet (§ 20). Die verbundenen Gedanken werden nun in dem zusammengesetzten Satze nach Inhalt und logischer Form ebenso, wie die Gedanken überhaupt in einfachen Sätzen, dargestellt, und es fragt sich nur, wie die logischen Verhältnisse der Gedanken, die oft mehr, als die verbundenen Gedanken selbst, den eigentlichen Inhalt des ganzen Gedankens ausmachen, in der Sprache bezeichnet werden. Die Verhältnisse können, weil sie nicht von sinnlichen Anschauungen hergenommen sind, auch nicht in der Darstellung, wie der Inhalt des einfachen Gedankens, auf die Besonderheiten sinnlicher Anschauungen zurückgeführt werden

(§ 9); auch treten sie nicht, wie die logische Form des Gedankens, durch die Betonung in die sinnliche Erscheinung (§ 14): sie werden nicht eigentlich dargestellt, sondern von dem Angeredeten aus dem Inhalte und aus der logischen Form der verbundenen Gedanken erkannt und verstanden. Die beiordnenden Konjunktionen, die man gewöhnlich als die Ausdrücke dieser Verhältnisse ansieht, drücken ursprünglich nicht logische Verhältnisse der Gedanken, sondern nur grammatische Verhältnisse der Begriffe aus. So bezeichnen z. B. aber (wieder) und dennoch (dann noch) ein Zeitverhältnis, und doch und zwar ein Modusverhältnis (die Wirklichkeit) des Prädikatbegriffes. Auch wird die Konjunktion sehr oft ausgelassen und das logische Verhältnis der Gedanken dennoch vollkommen verstanden, z. B. Geben will er nicht; er will nur nehmen. Geben kann er nicht: er hat selbst Nichts. Der Angeredete erkennt sogleich aus dem Inhalte und der logischen Form der verbundenen Gedanken, ob sie mit einander in einem aufhebenden oder polaren Gegensatze, und ob sie mit einander in dem Verhältnisse eines realen oder eines logischen Grundes stehen, und das Verständnis des logischen Verhältnisses hängt lediglich davon ab, ob der Inhalt und die logische Form der verbundenen Gedanken in sinnlicher Anschaulichkeit dargestellt werden.

Anders verhält es sich, wenn zwei oder mehr Gedanken in einem logischen Verhältnisse mit einander verbunden werden, mit der logischen Form des ganzen Gedankens. Diese tritt immer in den Tonverhältnissen des ganzen Satzes in die Erscheinung, die Einheit des zusammengesetzten Gedankens darin, daß die verbundenen Sätze nicht durch eine Schlußpause getrennt, sondern ohne Unterbrechung gesprochen werden, und die Unterordnung der verbundenen Gedanken darin, daß der Hauptgedanke mit dem Haupttone dem Gedanken nachfolgt, welcher in Bezug auf den logischen Wert ihm untergeordnet ist: und so wird die logische Form des zusammengesetzten Gedankens durch die rhythmische Form des zusammengesetzten Satzes dargestellt.

Unter der logischen Form des in einem logischen Verhältnisse zusammengesetzten Gedankens ist nicht nur die Hervorhebung des Hauptgedankens, sondern auch die größere oder geringere Hervorhebung des logischen Verhältnisses begriffen, und die Sprache unterscheidet in der Form der Darstellung, ob mehr einer der verbundenen Gedanken, oder mehr das logische Verhältnis derselben hervorgehoben wird. Sie bezeichnet diesen Unterschied mehr oder weniger durch die Konjunktionen; so wird durch jedoch, indessen, denn und deswegen mehr der logische Wert des Hauptgedankens, und durch sonst, doch, dennoch und also mehr das logische Verhältnis der Gedanken hervorgehoben,

z. B. Er kann nicht kommen, denn er ist krank, und: Er ist krank, also kann er nicht kommen. Eine nachdrückliche Hervorhebung des Hauptgedankens wird besonders durch die Auslassung der Konjunktion bezeichnet, z. B.

Ihnen steht es an, so zart zu denken; meinem Schwager ziemt's, sich immer groß und fürstlich zu beweisen. Schiller, Piccolomini II, 4. — Dich kenn ich nun und deinen ganzen Wert, dir biet' ich ohne Zögern Herz und Hand. Goethe, Tasso II, 3. — Unter allem Diebesgesindel sind die Narren die schlimmsten; sie rauben euch beides, Zeit und Stimmung. Goethe.

Die Sprache bezeichnet aber diesen Unterschied der logischen Form besonders durch die Art und Weise, wie die Sätze unter einander verbunden werden. Wenn nämlich die verbundenen Gedanken selbst als Urteile des Sprechenden mehr hervorgehoben werden, so werden sie durch beigeordnete Hauptsätze ausgedrückt, wie in den eben angeführten Beispielen; soll hingegen mehr das logische Verhältnis der Gedanken zu einander hervorgehoben werden, so wird es gewöhnlich als ein grammatisches Verhältnis dargestellt, und die Sätze werden mit einander als Hauptsatz und Nebensatz in der unterordnenden Form verbunden, z. B.

Sollt' ich's im Ernst erfüllen müssen, weil ich zu frei gescherzt mit dem Gedanken? Schiller, Wallensteins Tod I, 3. — Und wenn die andern Regimenter alle sich von dir wenden, wollen wir allein dir treu sein. Ebenda, III, 15. — Was ich mir ferner auch erstreben mag, das Schöne ist doch weg, das kommt nicht wieder. Ebenda, V, 3.

Der Nebensatz ist an sich die Form derjenigen Gedanken, welche, wie Begriffe, nur in einem grammatischen Verhältnisse mit einem andern Gedanken verbunden sind; die Sprache hebt aber das logische Verhältnis dadurch hervor, daß sie dasselbe als ein grammatisches darstellt, während sie die Hervorhebung des Gedankens selbst immer durch die Form eines Hauptsatzes bezeichnet. Man vergleiche in dieser Beziehung die Ausdrücke: Ich bin gekommen, weil man mich gerufen hat, und: Ich bin gekommen, man hat mich ja gerufen. Umgekehrt werden sehr oft Gedanken, die an sich nur, wie Begriffe, mit einem andern Gedanken in einem grammatischen Verhältnisse stehen und an sich die Form eines Nebensatzes fordern, dadurch hervorgehoben, daß sie als eine Beteuerung des Sprechenden in der Form eines Hauptsatzes dargestellt werden, z. B. Recht soll euch werden, zweifelt nicht daran, statt: Zweifelt nicht daran, daß euch Recht werden soll. Die Sprache bleibt auch nicht dabei stehen, daß sie einen Gedanken des Sprechenden der mit einem

andern Gedanken in einem logischen Verhältnisse steht, durch einen Nebensatz ausdrückt, sie stellt ihn, wenn weniger der Gedanke selbst, als sein logisches Verhältnis zu dem andern Gedanken hervorgehoben werden soll, sehr oft durch ein Begriffswort in der Form eines Attributes oder Objektes dar, z. B. Gebrannte Kinder scheuen das Feuer (wenn sie sich verbrannt haben). Was kümmert dich der böse Schein bei der gerechten Sache? (Deine Sache ist ja gerecht).

§ 24.

Es ergiebt sich aus unserer Betrachtung, daß die Mitteilung der Gedanken durch einen organischen Vorgang zu stande kommt, der seinen Grund in den Gesetzen unseres Denk- und Sprachvermögens hat und darin besteht, daß der Gedanke von dem Sprechenden in sinnlichen Anschauungen dargestellt und von dem Angeredeten aus den sinnlichen Anschauungen als ein Geistiges reproduziert wird. Da nun dieser Vorgang und die organischen Gesetze desselben zunächst der Gegenstand der Grammatik sind, so ist mit der Grammatik auch die Lehre von der schönen Darstellung der Gedanken gegeben und die Grammatik als die Grundlage der Stilistik anzusehen. Die Grammatik steht jedoch mit der Stilistik nur dann in diesem Verhältnisse, wenn einerseits die Grammatik die Sprache überhaupt als eine organische Verrichtung auffaßt und die organischen Gesetze nachweist, nach denen die Darstellung der Gedanken zu stande kommt, andererseits aber die Stilistik nicht eine äußere Zweckmäßigkeit, sondern die organische Schönheit der Darstellung als ihr oberstes Gesetz erkennt; und dies tritt in auffallender Weise hervor, wenn man in Bezug auf die Stilistik die ältere und die neuere Grammatik mit einander vergleicht.

Die ältere Grammatik, die sich, wie ihre Kunstsprache beweist, zuerst an der lateinischen Sprache ausgebildet hat und noch vor wenig Jahrzehnten eine allgemeine Herrschaft ausübte, betrachtet überall mehr die äußeren Formen der Wörter und ihrer Verbindungen, als ihre Bedeutung in der lebendigen Rede; sie unterscheidet die Wortarten nicht nach der Bedeutung der Wörter, sondern nach den Veränderungen ihrer Form in der Flexion. In der Syntax des einfachen Satzes betrachtet sie nur die Kongruenz und die Rektion als Verhältnisse der äußeren Form. Ebenso hat sie in der Syntax des zusammengesetzten Satzes ihre Betrachtung nur auf die äußeren Formverhältnisse der verbundenen Sätze gerichtet. Die Bedeutung der Wort- und Redeformen wird von ihr überall gar nicht oder doch nur oberflächlich berührt. Sie unterscheidet noch nicht zwischen Begriffswörtern und Formwörtern, und wenn sie die Zeit- und Modusformen des Verbs

und die Kasus des Substantivs unterscheidet, so wird die Bedeutung dieser Formen nicht mit Klarheit und Bestimmtheit bezeichnet. In der Syntax sind die drei Satzverhältnisse noch nicht geschieden, und ihre Bedeutung wird nicht erklärt. Sie hat insbesondere das, was das innerste Leben der Rede ausmacht, die logische Form der Gedanken und ihren Ausdruck in der Sprache nicht erkannt und beachtet. Zwar wird der Redeton unterschieden, aber seine eigentliche Bedeutung wird nicht erklärt; auch wird die Wortstellung berührt und ihre Verschiedenheit in den besondern Sprachen bezeichnet, aber sie wird nicht in ihrer eigentlichen Bedeutung aufgefaßt, und ihre Gesetze werden nur nach den Wortarten bestimmt. So lange sich die Grammatik in dieser Weise auf die Betrachtung der äußeren Formverhältnisse beschränkte, fehlte ihr gerade das, was der Stilistik zur Grundlage dienen soll: eine lebendige Erkenntnis von der Bedeutung der grammatischen Formen, und die Stilistik mußte es versuchen, sich geschieden von der Grammatik auf eigne Hand auszubilden. Sie konnte sich aber nicht mit lebenskräftigem Gedeihen ausbilden, weil es ihr an einer festen Grundlage und an einem belebenden Prinzip fehlte.

Die neuere Grammatik hingegen führt dadurch, daß sie die Sprache überhaupt und alle besonderen Formen der Sprache als den organischen Ausdruck der Gedanken darstellt, die Stilistik auf ihre natürliche Grundlage zurück, und sie zeichnet ihr, indem sie die organischen Gesetze nachweist, nach denen der Gedanke in den besonderen Formen der Darstellung in die Erscheinung tritt, zugleich die Richtung und die Weise vor, in der sie sich lebenskräftig entwickeln soll. Es ist in Bezug auf die Stilistik insbesondere von großer Wichtigkeit, daß die neuere Grammatik sehr bestimmt unterscheidet zwischen dem Inhalte der Gedanken und ihrer logischen Form. Indem die Stilistik nun auch in dem Vorgange der Gedankenmitteilung die Darstellung des Inhaltes und die Darstellung der logischen Form als zwei besondere wesentliche Stücke der Darstellung unterscheidet, ist der stilistischen Betrachtung ein methodischer Gang vorgezeichnet, durch den alles Besondere in ein helleres Licht gestellt und wahrhaft verständlich gemacht wird.

Den Vorgang, durch welchen der Inhalt der Gedanken — die Begriffe und ihre grammatischen Verhältnisse — dargestellt wird, macht die Grammatik dadurch verständlich, daß sie nicht nur die Bedeutung der besondern Wortformen näher bezeichnet, sondern auch nachweist, wie in den mannigfaltigen Formen des attributiven und objektiven Satzverhältnisses die Artbegriffe von Sein und Thätigkeit auf Unterarten und Eigentümlichkeiten der Einzeldinge zurückgeführt und die grammatischen Beziehungen überhaupt unter die Anschauungsformen

von Raum und Zeit gestellt werden (§ 9, 12). Die allgemeine Stilistik, von der hier zunächst die Rede ist, darf diese Nachweisungen nur in Anwendung bringen, und es wird ihr leicht werden, die Gesetze für die Darstellung der Begriffe und ihrer grammatischen Beziehungen mit Klarheit und Bestimmtheit darzustellen.

Die neuere Grammatik hat besonders dadurch, daß sie die logische Form der Gedanken von ihrem Inhalte bestimmt unterschieden und die Ausdrücke der logischen Form näher bezeichnet hat, eine wesentliche Seite der stilistischen Darstellung in ein helleres Licht gestellt und in Bezug auf dieses wichtige Stück der Darstellung der Stilistik vorgearbeitet. Sie hat die Betonung und die Wortstellung und manche besondere Formen des Ausdruckes als organische Ausdrücke der logischen Form bezeichnet und nach allen Seiten näher betrachtet (§ 14, 15), sie hat insbesondere die rhythmische Form der Sätze auf ihre wahre Bedeutung und auf ihre organischen Gesetze zurückgeführt. Die Schönheit des Stiles hängt eben so sehr und oft noch mehr von der Darstellung der logischen Form, als von der Darstellung des Inhaltes ab: die logische Form der Gedanken ist der lebendige Odem der Rede, und das Geheimnis des schönen Stiles liegt vorzüglich darin, daß die logische Form der Gedanken auf lebendige Weise in der Darstellung in die Erscheinung trete.

Ein wichtiger Gegenstand der Stilistik ist endlich die Darstellung der in einem logischen Verhältnisse verbundenen Gedanken in den zusammengesetzten Sätzen, und die Grammatik hat auch hier der Stilistik dadurch vorgearbeitet, daß sie nicht nur die logischen Verhältnisse der Gedanken nach ihren Arten und Unterarten bestimmter unterschieden (§ 21, 22), sondern auch die Formen näher bezeichnet hat, durch welche die Sprache in dem zusammengesetzten Satze die Verhältnisse der logischen Form und besonders die Hervorhebung der Gedanken und die Hervorhebung des logischen Verhältnisses unterscheidet (§ 23). Auch sind in der neueren Grammatik die Gesetze für den Gebrauch der beiordnenden und unterordnenden Verbindungsform, der zusammengezogenen und der verkürzten Sätze schon bestimmt angedeutet, und besonders ist auch die Lehre von dem Bau der Periode klarer und richtiger behandelt.

Wenn die Grammatik ihrer eigentlichen Aufgabe in ihrem ganzen Umfange Genüge leistet, so ist in ihr die allgemeine Stilistik gewissermaßen schon enthalten, und es ist schwer, zwischen der allgemeinen Stilistik und der Grammatik eine bestimmte Grenze zu ziehen und zu sagen, was ausschließlich dem Gebiete der einen, und was ausschließlich dem Gebiete der andern angehöre. Die Grammatik lehrt, wie in der

Sprache überhaupt die Gedanken nach organischen Gesetzen dargestellt werden, und die Stilistik, wie die Darstellung eine schöne Darstellung wird. Da aber die Darstellung der Gedanken nur dann eine vollkommen schöne Darstellung genannt werden kann, wenn sie denselben organischen Gesetzen, welche Gegenstand der Grammatik sind, vollkommen entspricht, so ist durch diese Unterscheidung keineswegs eine bestimmte Grenze zwischen der Grammatik und der allgemeinen Stilistik gezogen. Wie die Darstellung je nach den besondern Arten der darzustellenden Gedanken auf mannigfache Weise eine schöne Darstellung wird, lehrt die besondere Stilistik, und wenn die Grammatik ihren Gegenstand nach seinem ganzen Umfange behandelt und ihn in allem Besondern erschöpft, so bleibt für die allgemeine Stilistik wenig zu thun übrig. Auch läßt sich sehr wohl denken, daß einer, der sich die Grammatik in diesem Umfange vollkommen zu eigen gemacht hat, auch ohne Stilistik eines schönen Stiles mächtig werde. Man kann daher nicht in dem Sinne der älteren Stilistiker die Grammatik als eine Hilfswissenschaft der Stilistik oder die Stilistik als angewandte Grammatik bezeichnen; das eigentliche Verhältnis, in dem diese Wissenschaften zu einander stehen, wird nur dann richtig ausgedrückt, wenn man die Stilistik als eine Ergänzung der Grammatik bezeichnet. Je vollkommener die Grammatik ihren Gegenstand in allen seinen Teilen entwickelt und nach seinem ganzen Umfange erschöpft, desto weniger bedarf sie einer Ergänzung, und umgekehrt.

Daß die Grammatik die Grundlage der Stilistik und die Stilistik eigentlich nur eine Ergänzung der Grammatik ist, offenbart sich besonders in der Ausbildung des Stiles. Diejenigen, denen das grammatische Verständnis der Sprache mangelt, werden nicht leicht zu einem vollkommen schönen Stil gelangen; diejenigen hingegen, welche sich die deutsche Grammatik in ihrem ganzen Umfange angeeignet haben, werden leicht wahrnehmen, daß sie mit dem Verständnisse der Grammatik zugleich eine größere Leichtigkeit der stilistischen Darstellung erworben haben. Daher wird die Grammatik immer ein vorzügliches Mittel für die Ausbildung des Stiles sein. Freilich darf hier nicht an jenen Abklatsch der lateinischen Grammatik gedacht werden, wie er leider nur allzuoft in unseren Schulen den Lernenden als deutsche Grammatik geboten wird, sondern nur eine wahrhaft deutsche Grammatik, die in gesunder Weise der Eigenart der deutschen Sprache gerecht wird, kann als ein solches Mittel betrachtet werden. Dabei darf jedoch nicht vergessen werden, daß die Grammatik so unentbehrlich sie für den Unterricht und für die Entwickelung der Sicherheit und Gewandtheit im Gebrauche der Sprache ist, doch nie als oberster Maßstab für die Darstellung und

für die Beurteilung stilistischer Meisterwerke gebraucht werden darf. Als solcher muß immer die genaue Übereinstimmung von Ausdruck und Sache oder mit andern Worten die wahre Schönheit der Darstellung gelten, wie schon oben ausgeführt wurde.

Wenn die Franzosen und Engländer den Unterricht im Stile nicht auf die Grammatik zurückführen, so erklärt sich dies aus der besonderen Natur ihrer Sprachen und aus dem Zustande ihrer Grammatik. Die Grammatik dieser Sprachen ist viel zu dürftig, als daß sie der Stilistik zur Grundlage dienen könnte: die Wörter haben eine Bedeutung, die weniger von ihrer Abstammung und Form, als von dem Sprachgebrauche abhängt; die grammatischen Formen sind weniger mannigfaltig, und ihr Gebrauch ist meistens nach künstlich gemachten Regeln bestimmt. Diese Sprachen haben nicht die Freiheit der Wortstellung, die uns in stand setzt, die logische Form des Gedankens in seiner freien Bewegung darzustellen; auch ist die rhythmische Form der Sätze in diesen Sprachen weniger ausgebildet und darum weniger beachtet. Die logischen Verhältnisse der Gedanken werden endlich in diesen Sprachen nicht so genau durch die Formen der Darstellung unterschieden, als in der deutschen Sprache. Diese Sprachen sind überhaupt weniger frei und handhaben sich leichter, weil sie mehr geregelt sind; der Gedanke schafft sich seinen Ausdruck weniger in dem Augenblicke der Rede, er bewegt sich mehr in stereotypischen Formen des Ausdruckes, die nicht sowohl grammatisch verstanden, als durch Hören, Sprechen und Lesen eingeübt werden.

§ 25.

Das Verhältnis, in dem die allgemeine Stilistik zur Grammatik steht, ist besonders in Bezug auf die Lehrbücher der Stilistik wichtig: wenn man nämlich die Stilistik als eine Ergänzung der Grammatik auffaßt, so ist damit der Inhalt des Lehrbuches und zugleich das Maß des zu behandelnden Stoffes gegeben. Aber so einleuchtend das im Allgemeinen ist, so schwer ist es, im Besonderen zwischen der Stilistik und der Grammatik eine bestimmte Grenze zu ziehen, und festzustellen, wieviel von dem grammatischen Stoffe der einen, und wie viel der andern angehöre. Man sieht leicht, daß z. B. die Lehre von der Flexion ausschließlich der Grammatik und die Lehre von der Bedeutung und dem Gebrauche der Redefiguren ausschließlich der Stilistik angehört, aber in der Mitte zwischen beiden liegen viele Dinge, die an sich der Grammatik angehören und doch in einem Lehrbuche der Stilistik ausführlich besprochen oder doch berührt werden müssen. Es ist allerdings nicht leicht, hier die rechte Grenze zu treffen und das gehörige Maß

des zu behandelnden Stoffes nicht zu überschreiten. In welchem Maße jedoch der grammatische Stoff auch in einem Lehrbuche der Stilistik zu besprechen sei, wird sich auch im Besondern andeuten lassen, wenn man ihn nach den von uns unterschiedenen wesentlichen Stücken der Darstellung (§ 8) näher betrachtet.

Man muß in dieser Hinsicht zunächst unterscheiden zwischen denjenigen Sprachformen, durch welche der Inhalt der Gedanken, und denjenigen, durch welche die logische Form der Gedanken dargestellt wird. Auf die Darstellung des Inhaltes bezieht sich besonders die Lehre von der Bildung und Bedeutung der Wörter und der besondern Ableitungsformen, ferner die Lehre von den grammatischen Beziehungen der Begriffe und von der Bedeutung und dem Baue der Satzverhältnisse, endlich die Lehre von der Bedeutung und Form der Nebensätze. Diese Gegenstände müssen zwar auch in der Stilistik berührt werden, aber sie sind schon in der Grammatik hinlänglich erörtert, und die Stilistik braucht nur auf die Grammatik zu verweisen. Da jedoch die Schönheit des Stiles vorzüglich sinnliche Anschaulichkeit der Darstellung fordert, so muß die Bedeutung der Wörter und der besondern Wortformen in Bezug auf die sinnlich anschauliche Darstellung der Begriffe in dem Lehrbuche der Stilistik näher besprochen und besonders die bildliche Darstellung der Begriffe erklärt werden. Auf die Darstellung der logischen Form bezieht sich besonders die Lehre von der Betonung und Wortstellung und von der rhythmischen Form der Wörter und Sätze. Diese Gegenstände werden zwar ebenfalls schon in der Grammatik behandelt, aber nicht mit der Ausführlichkeit entwickelt, welche die Stilistik fordert. Wir haben gesehen, daß die Schönheit des Stiles noch mehr von der Darstellung der logischen Form als von der Darstellung des Inhaltes abhängt; darum müssen die Gesetze der Wortstellung und des Rhythmus ausführlich behandelt und auch diejenigen Ausdrucksformen näher bezeichnet werden, welche die Bedeutung von Figuren der logischen Form haben (§ 15, 17). Dies ist um so mehr nötig, als man das hierher Gehörige auch bei einem grammatisch gebildeten Schüler nicht als hinlänglich bekannt voraussetzen kann. Auch wie die logischen Verhältnisse der Gedanken dargestellt werden sollen, lehrt die Grammatik in der Syntax des zusammengesetzten Satzes: aber die richtige Darstellung dieser Verhältnisse ist in Bezug auf die Verständlichkeit und noch mehr in Bezug auf die Schönheit des Stiles von der größten Wichtigkeit und zugleich diejenige Aufgabe, deren Lösung besonders schwierig ist: sie fordert eine Klarheit in der Auffassung der logischen Verhältnisse und der ihnen entsprechenden Formen der Darstellung, welche nur durch eine tiefer

eingehende Betrachtung gewonnen wird. Darum haben die Stilistiker auf den Bau der zusammengesetzten Sätze immer eine besondere Aufmerksamkeit gerichtet, und gerade dieser Gegenstand muß in einem Lehrbuche ausführlich und mit Klarheit dargestellt werden. In Bezug auf die Schönheit der Darstellung muß insbesondere nachgewiesen werden, wie bald die Hervorhebung des Hauptgedankens, bald die Hervorhebung des logischen Verhältnisses durch die beiordnende oder unterordnende Verbindungsform, durch die Stellung der Sätze und durch die Konjunktionen oder auch durch Auslassung der Konjunktion bezeichnet wird.

§ 26.

Wenn die allgemeine Stilistik, von der allein bisher die Rede war, als eine Ergänzung der Grammatik aufgefaßt wird, so wird dadurch der eigentliche Gegenstand derselben und eine natürliche Begrenzung ihrer Aufgabe bezeichnet. Es fragt sich nun, wie der eigentliche Gegenstand der besondern Stilistik zu bezeichnen und auch ihrer Aufgabe eine natürliche Begrenzung zu geben sei. Wir haben als den Gegenstand der allgemeinen Stilistik die schöne Darstellung der Gedanken im Allgemeinen bezeichnet; der Gegenstand der besondern Stilistik kann daher nichts anderes sein, als die schöne Darstellung der Gedanken im Besondern: sie behandelt die besondern Arten des Stiles, die nach besondern Arten der darzustellenden Gedanken unterschieden werden. Wir werden weiter unten die besondern Arten des Stiles nach den besondern Arten der darzustellenden Gedanken näher bezeichnen und beschränken uns hier darauf, nur im allgemeinen den Gegenstand und die eigentliche Aufgabe der besondern Stilistik anzudeuten.

Wir haben in der Schönheit der Darstellung den obersten Grundsatz der Stilistik gefunden (§ 6), und nur wenn man diesen Grundsatz folgerecht auf die besondere Stilistik anwendet, wird sich ihre Aufgabe klar und in bestimmt geschiedenen Umrissen darstellen: die besondere Stilistik lehrt, wie die besondern Arten der Gedanken in besondern Arten des Stiles schön dargestellt werden. Die älteren Stilistiker haben die Zweckmäßigkeit als den obersten Grundsatz der Stilistik aufgefaßt und die Schönheit der Darstellung als ein Mittel der Zweckmäßigkeit untergeordnet: eine Folge dieser Auffassung war, daß sie die besondern Stilarten nicht nach den besondern Arten der darzustellenden Gedanken, sondern vorzüglich nach den besondern Zwecken der Darstellung unterschieden und in die Stilistik Dinge hereinzogen, die ihr eigentlich fremd sind. Die Mitteilung einer besondern Art von Gedanken ist zwar immer mit einem besondern Zwecke verbunden, man

will unterrichten, rühren oder nur unterhalten, aber es sind nicht eigentlich diese Zwecke, sondern die besondern Arten der Gedanken selbst und die mit ihnen gegebenen Formen der Darstellung, auf welche sich der Unterschied der besonderen Stilarten gründet. Indem man aber einmal die Zweckmäßigkeit der Rede als den eigentlichen Gegenstand der Stilistik auffaßte, unterschied man die besondern Stilarten nach den besondern Zwecken der Gedankenmitteilung in großer Mannigfaltigkeit und machte nicht nur die Zweckmäßigkeit der Darstellungsform, sondern mitunter auch die Zweckmäßigkeit der darzustellenden Gedanken zur Aufgabe der besondern Stilistik. So hat man einerseits z. B. die einem äußern Zwecke entsprechenden Darstellungsformen des kaufmännischen Stiles und des Kanzleistiles und andererseits die zweckmäßige Auswahl und Zusammenstellung der Gedanken, durch deren Darstellung der Sachwalter überzeugen oder der öffentliche Redner bewegen will, in die Stilistik aufgenommen. Man hat auf diese Weise den vertraulichen Stil, den Geschäftsstil, den Lehrstil, den Rednerstil u. ähnl. als besondere Stilarten bezeichnet, und man könnte in dieser Weise für jedes besondere Geschäft und Verhältnis des bürgerlichen Lebens eine besondere Stilart unterscheiden. Jede dieser Stilarten hat ihre besondern Regeln; diese Regeln gehören aber größtenteils nicht sowohl der Stilistik, als der besondern Disciplin desjenigen Geschäftes an, das die besondere Stilart fordert, und sie werden mit der besondern Disciplin erlernt. In dem Komptoir des Kaufmannes lernt der Lehrling, wie kaufmännische Briefe, Kontrakte, Rechnungen u. s. f. abgefaßt werden müssen; und durch welche Künste der Volksredner überreden und die Gemüter in Bewegung setzen soll, konnte man von dem Irländer O'Connel, aber nicht aus einer Stilistik lernen. Dazu kommt, daß die nach der äußeren Zweckmäßigkeit unterschiedenen Stilarten eine eigentümliche Fassung fordern, die sehr oft nur auf Kosten der schönen Darstellung erlangt wird, und so die besondere Stilistik mehr oder weniger von der allgemeinen Stilistik abweicht oder auch mit ihr in Widerspruch tritt. Durch diesen Widerspruch wird der Schüler verwirrt und sein Gefühl für die Schönheit der Darstellung getrübt. Man erkennt sogar sehr oft schon an dem von der üblichen Schreibweise abweichenden Stile des Mannes die besondere Art des Geschäftes, das er treibt. Man fordert aber mit Recht von jedem gebildeten Manne, daß er des richtigen Gebrauches seiner Muttersprache und auch einer schönen Darstellung seiner Gedanken mächtig sei; die allgemeine Stilistik ist darum ein Gegenstand der allgemeinen Bildung und macht einen wesentlichen Teil des Unterrichtes in den höheren Lehranstalten aus. Der Unterricht in denjenigen Formen des Stiles, welche

bei der Führung besonderer Geschäfte gefordert werden, gehört der besondern Bildung für den besondern Beruf an.

§ 27.

Es ist auffallend, daß die Stilistik in ihrer Entwickelung so wenig fortgeschritten und bis auf unsere Zeit in einem Zustande geblieben ist, der die Forderungen der Wissenschaft eben so wenig als die Forderungen des praktischen Lebens befriedigt; die lange Fortdauer dieses verkümmerten Zustandes ist aber zum Teile daraus zu erklären, daß man die Rhetorik der Griechen und Römer zu ihrer Grundlage genommen und die deutsche Stilistik nicht genug von der Rhetorik der Alten unterschieden hat. Man hat übersehen, daß unsere Stilistik und die Rhetorik der Alten ganz verschiedene Dinge sind, und daß die Aufgabe der ersteren eine ganz andere ist, als die der letzteren. Die Rhetorik der Alten war eine besondere Kunst, die durch die besondere Gestalt ihres öffentlichen Lebens hervorgerufen und gepflegt wurde, und deren Anwendung auf besondere Geschäfte des öffentlichen Lebens beschränkt war. Sie wurde eigentlich nur angewendet bei der öffentlichen Rede vor dem Volke, vor dem Senate und vor den Gerichtshöfen, und wurde daher ῥητορική (Redekunst) genannt. Die Staatsbeamten mußten sich diese Kunst zu eigen machen, und diejenigen, welche für öffentliche Ämter bestimmt waren, wurden in besondern Schulen in dieser Kunst unterrichtet und geübt. Quintilian sagt (L. 1. proem. 2): **Vir ille vere civilis, et publicarum privatarumque rerum administrationi accommodatus, qui regere consiliis urbes, fundare legibus, emendare judiciis possit, non alius sit profecto, quam orator,** und er setzt sehr ausführlich auseinander, wie der künftige Staatsbeamte von der frühesten Kindheit an zum Redner gebildet werden solle. Man solle dem Knaben eine Wärterin, einen Pädagogen und solche Gespielen geben, deren Sprache nicht fehlerhaft sei, und besonders darauf sehen, daß sie auch eine reine Aussprache hätten; mit dem siebenten Jahre soll er anfangen zu lernen und früh die Schule der Rhetorik besuchen. In diesen Schulen wurde die Grammatik gelehrt und durch Lesen und durch mündliche und schriftliche Übungen der Stil ausgebildet, aber der Unterricht bezog sich ganz besonders auf den Vortrag der Rede (elocutio), nämlich auf Leichtigkeit der Aussprache, richtige Deklamation und Gestikulation. Die Rhetorik der Alten war durchaus praktisch, ganz auf die Überredung gerichtet; man bezeichnete sie daher als die Kunst der Überredung (**ars persuadendi**)[1]. Nach diesem Begriffe der Rhetorik stellte man

[1]) Cicero de oratore. L. 1. 260. Quintilian L. 2. c. 16.

als die allgemeinen Gesetze derselben auf, daß die Rede belehre, bewege und gefalle (**ut doceat, moveat et delectet**)[1]), und bezeichnete als die allgemeinen Eigenschaften der guten Rede, daß sie sprachrichtig, deutlich und schön sei (**ut sit emendata, dilucida et ornata**)[2]). Ganz anders verhält sich der Begriff und die ganze Aufgabe unserer Stilistik. Diese fordert zwar auch, daß die Rede sprachrichtig, deutlich und schön sei, aber die eigentliche Stilistik ist nicht, wie bei den Alten, der Rhetorik als ein besonderes Stück derselben untergeordnet, und die Schönheit des Stiles ist nicht ein bloßes Mittel für die Zwecke der Rede (der Überredung). Unsere Stilistik ist nicht eine Kunst, die besondern Geschäften des öffentlichen Lebens dienstbar ist und nur von besondern Staatsbeamten erlernt und geübt wird, sie ist ein Gegenstand der allgemeinen Bildung geworden; sie wird daher nicht, wie bei den Alten die Rhetorik, in besondern Schulen gelehrt, sondern ist überall in den Schulunterricht für die gebildeten Stände aufgenommen. Sie lehrt nicht, wie man in öffentlichen Reden seine Zuhörer überreden soll, sondern wie man überhaupt seine Gedanken in Wort und Schrift schön darstellen soll, und man erkennt einen gebildeten Mann sogleich daran, daß er seine Gedanken schön darstellt. Die nach den Gesetzen der Stilistik gefaßte Rede wird zwar belehren, bewegen und gefallen, aber sie nimmt nicht ihre Gesetze von diesen äußeren Zwecken her: ihr oberstes Gesetz ist, daß die Rede ein genau entsprechender Ausdruck der darzustellenden Gedanken sei, und sie wird nur dadurch ein genau entsprechender Ausdruck der Gedanken, daß sie sich nach den organischen Gesetzen unseres Denk- und Sprachvermögens bildet und so in schöner Darstellung erscheint.

§ 28.

Die organischen Vorgänge, durch welche der Inhalt und die logische Form der Gedanken in die Erscheinung treten, haben sich nicht in allen Sprachen in gleicher Vollkommenheit ausgebildet und erhalten; daher haben verschiedene Sprachen auch verschiedene Formen der Darstellung und einen verschiedenen Stil. Sprachen, wie die romanischen und die englische Sprache, in denen die ursprüngliche sinnliche Bedeutung der Wörter meistens nicht mehr verstanden wird, sind weniger im stande, den Inhalt der Gedanken in lebendiger Anschaulichkeit darzustellen, als die deutsche Sprache, der die sinnliche Grundbedeutung der Wörter noch mehr gegenwärtig ist: und da bei einer minder lebendigen Auffassung

[1]) Quintilian L. 3. c. 5.
[2]) Quintilian: L. 1. c. 4, 2.

der Begriffe auch die Gegensätze ihres logischen Wertes weniger lebendig hervortreten, so wird in diesen Sprachen auch die logische Form der Gedanken nicht ebenso vollkommen in Betonung und Wortstellung dargestellt, als in der deutschen Sprache. Da endlich die logischen Verhältnisse der Gedanken zu einander aus dem Inhalte und der logischen Form der verbundenen Gedanken erkannt werden, so werden in diesen Sprachen auch die logischen Verhältnisse der Gedanken weniger vollkommen dargestellt.

Eine unverständige Vorliebe für die fremden Sprachen übersieht leicht diese Unvollkommenheit des Darstellungsvermögens oder rechnet ihnen auch wohl wirkliche Mängel als Schönheiten an, aber diese Mängel werden bei näherer Betrachtung sehr fühlbar. Hierher gehört insbesondere, um nur einiges anzudeuten, ein unnatürlicher Gebrauch von Substantiven abstrakter Bedeutung. Da nämlich diesen Sprachen die ursprüngliche sinnliche Bedeutung der Wörter größtenteils abhanden gekommen und auch das Gefühl für die Schönheit einer sinnlich anschaulichen Darstellung getrübt ist, so vergeistigen sie die Darstellung der Begriffe durch Abstrakta und geben dem Ausdrucke einen besondern Schein geistiger Fülle, der aber bei näherer Betrachtung als ein leerer Schein erkannt wird, z. B.

Il est dans la **confidence** (der Vertraute) du premier ministre. — Le don, que vous me faites, **précède la connaissance** d'un service, que je vous ai rendu (Ihr macht mir ein Geschenk, ehe ihr noch wisset u. s. f.) — Je me fais un **devoir indispensable** de partager les **douceurs** de ma **retraite** avec les **auteurs de ma naissance**. — The first error is in the **assertion** (zu behaupten) that etc., and the second error is in the **expectation** (zu erwarten) that etc. — Gwenwyn was anxious to purchase **popularity** by even an unusual display of **popularity** — Raymond's **experience** of the Welsh **disposition**, subject to the highest **flood** and most sudden **ebb** of **passion**, gave him some **hope**, that a successful attack upon this point, followed by the **death** or **capture** of the **prince**, and the **downfall** of his standard might even yet strike such a **panic** as etc. — A volley of large stones stopped the farther **progress** of the **pursuit**; Her station did not permit any prolonged **indulgence** of **inactive sorrow**.

Auch bezeichnen diese Sprachen sehr gern einfache Begriffe, die wir durch **ein** Wort ausdrücken, durch zusammengesetzte Formen des Ausdruckes, z. B. avoir peur, avoir froid, avoir soin, faire plaisir, faire chagrin, faire les dents, to make apologies (sich entschuldigen),

to give way (weichen), **to pay a visit, to go on horseback,** und der französischen Sprache gereicht insbesondere der Mangel der Zusammensetzungen, wie Weinglas, Dampfboot, Blumentopf, Erdbeben u. ähnl., zum Nachteile. Diese Sprachen erscheinen geradezu als arm, wenn man mit ihrem Wortvorrate den der deutschen Sprache vergleicht, z. B. die Verben lauten, tönen, schallen und klingen mit **sonner** und **to sound,** stellen, legen, setzen, stecken mit **mettre** und **to put,** sprechen und reden mit **parler** und **to speak,** und dieser Mangel wird besonders sehr fühlbar, wenn man sieht, wie die deutsche Sprache durch die Zusammensetzung mit Vorsilben und Präpositionen Verben bildet, durch welche die mannigfaltigsten Schattierungen der Begriffe in sinnlicher Anschaulichkeit dargestellt werden, während die genannten Sprachen diese feinen Unterschiede der Bedeutung nicht durch besondere Wörter ausdrücken. So können sie, um nur einige Beispiele anzuführen, die Begriffe der Verben beschämen, beglücken, besingen, erleben, erdenken, erfechten, erringen, erkranken, erzwingen, verspielen, verargen, verdenken, verdanken, verfallen, verblühen, verbauern, verlieben, versalzen, vertrösten, verleugnen, verschlafen, ausschlafen, vorsprechen, nachsprechen, umkleiden, zumuten, in genauer Begrenzung nicht durch ein Wort, sondern nur durch Phrasen bezeichnen, die zum Teil die besondere Bedeutung des deutschen Wortes nur unvollkommen ausdrücken. Dazu kommt, daß diese Sprachen nicht ebenso, wie die deutsche, in den Formen des Verbs zwischen transitiver und intransitiver, zwischen passiver und reflexiver Bedeutung, und in den Formen des objectiven Satzverhältnisses nicht zwischen ergänzender und adverbialer Beziehung, zwischen Person und Sache u. s. f. unterscheiden, z. B. **changer** (ändern und sich verändern), **to grow** (wachsen und ziehen), **to move** (bewegen und sich bewegen), **être surpris** (sich wundern), **to be ashamed** (sich schämen), **obéir le capitaine, to obey the captain, il a été nommé par une méprise** und **par le roi, he was appointed by a mistake** und **by the king.** Es ist insbesondere in Bezug auf die sinnliche Anschaulichkeit der Darstellung ein sehr fühlbarer Mangel, daß diese Sprachen nicht die räumlichen Gegensätze der Richtung durch Zusammensetzungen mit Präpositionen und Vorsilben und durch besondere Formwörter wie her und hin anschaulich machen, wie in aufsteigen nnd niedersteigen, zufallen und abfallen, eingießen und ausgießen, vorsprechen und nachsprechen, erziehen und verziehen, erkaufen und verkaufen, sieh her und sieh hin, hernehmen und hinnehmen. Dazu kommt endlich, daß in diesen Sprachen die Regelmäßigkeit ihrer Wortstellung nur einen sehr beschränkten Gebrauch

der Inversion zuläßt und ihnen nicht erlaubt, die wandelbaren Verhältnisse der logischen Form in der freien Bewegung des Gedankens auf lebendige Weise darzustellen. Diese Sprachen haben zwar Mittel gefunden, manchem der hier bezeichneten Mängel durch besondere Formen der Darstellung abzuhelfen, so gebraucht die französische Sprache nach dem Vorgange der lateinischen statt unserer Zusammensetzungen häufig Sproßformen, z. B. **fruitier, poirier, baignoire, pontonage, bachotage,** und wo wir von der Inversion Gebrauch machen, da bezeichnet die französische und auch die englische Sprache die Hervorhebung oft dadurch, daß sie das hervorzuhebende Glied des Satzes zu einem Hauptsatze erweitert, dem der Gedanke in einem Nebensatze nachfolgt, z. B. **c'est la première fois, que je l'ai vu lui même; it was not before yesterday, that he arrived:** aber man sieht leicht, daß diese Formen der Darstellung doch nicht im stande sind, die der deutschen Sprache geläufigen Formen hinreichend zu ersetzen.

§ 29.

Eine entschiedene Überlegenheit zeigt die deutsche Sprache ganz besonders in der Darstellung der logischen Form der Gedanken, und diese hat ihren Grund namentlich darin, daß in der deutschen Sprache die Betonung überhaupt eine andere Bedeutung und andere Gesetze hat, als in den andern Sprachen. Wir haben gesehen, daß die Betonung ursprünglich der organische Ausdruck für die logische Form des Gedankens und Begriffes ist (§ 14). In jedem Begriffsworte hat der Stamm als der Träger des Begriffes, und in jedem Satzverhältnisse das Hauptwort als der Träger des Hauptbegriffes den Hauptton: in ihm tritt eine That des denkenden Geistes unmittelbar in die Erscheinung, und wir nennen die Betonung, insofern sie als der organische Ausdruck dieser That und der logischen Form des Gedankens aufgefaßt wird, die logische Betonung. Das Tonverhältnis, in welchem die logische Form des Begriffes und des Gedankens in dem Worte und Satzverhältnisse und in dem ganzen Satze in die Erscheinung tritt, befriedigt aber zugleich unser Gefühl für ein schönes Ebenmaß der Tonverhältnisse. Jedes Wort, jedes Satzverhältnis und der ganze Satz vergnügt, wenn sie nach dem organischen Gesetz gebildet sind, zugleich das Ohr des Hörers durch ein schönes Tonverhältnis, und wir nennen die Betonung, insofern sie nicht als der organische Ausdruck der logischen Form, sondern nur in ihrer Beziehung zu unserem Gefühle als ein schönes Ebenmaß der Tonverhältnisse aufgefaßt wird, die phonetische Betonung. In den organisch gebildeten Formen der deutschen Sprache sind diese zwei Seiten der Betonung

nicht geschieden: die logische Form des Gedankens und des Begriffes stellt sich auch in phonetisch schönen Tonverhältnissen dar, und die organische Vollkommenheit der logischen Form thut sich unserm Gefühle kund durch die Vollkommenheit des phonetischen Rhythmus. Die deutsche Rede übt dadurch, daß die geistigen Schwingungen des Gedankens in wohlklingenden Tönen lieblich das Ohr berühren, auf den Hörer einen wunderbaren Zauber aus, den wir, weil wir daran gewöhnt sind, erst bei der Vergleichung mit andern Sprachen ganz gewahr werden.

Nicht ebenso ist in andern Sprachen die Form des Tonverhältnisses durchaus reiner Ausdruck der logischen Form. Die Sprache als der in Lauten leiblich gewordene Geist hat nämlich zwei Seiten, eine geistige — die logische — und eine leibliche — die phonetische — Seite, und die besondern Sprachen sind darin unterschieden, daß sich die eine mehr nach der geistigen, die andere mehr nach der leiblichen Seite entwickelt hat. Die deutsche Sprache hat sich mehr in der geistigen Richtung entwickelt, und in ihr ist die logische Seite zu einer so entschiedenen Herrschaft über die phonetische Seite gelangt, daß der Gedanke und Begriff alle Lautverhältnisse durchdringt und die Betonung als der organische Ausdruck der logischen Form die Bildung der Lautverhältnisse gänzlich beherrscht. Dagegen haben sich die alten Sprachen, und besonders die griechische, mehr in der phonetischen Richtung entwickelt, und es haben sich in ihnen Lautverhältnisse gebildet, die nicht ebenso vollkommen, wie in der deutschen Sprache, von dem Gedanken und Begriffe durchdrungen sind und einer logischen Betonung widerstreben. Daher sind in diesen Sprachen die Tonverhältnisse überhaupt unvollkommener ausgebildet als die Lautverhältnisse, und sie haben mehr Wohllaut — Ebenmaß verschiedenartiger Laute — als Wohlklang — Ebenmaß der Tonverhältnisse —; in ihnen werden nicht, wie in der deutschen, die Lautverhältnisse von dem Tone, sondern der Ton von den Lautverhältnissen beherrscht. Die Betonung ist nicht, wie in der deutschen Sprache, logisch und zugleich phonetisch, sondern nur phonetisch — nur auf ein dem Ohre wohlgefälliges Ebenmaß der Töne gerichtet. Dieses anomale Verhältnis der Betonung tritt in diesen Sprachen zunächst in den Wörtern hervor, indem nicht immer die Stammsilbe, der Träger des Begriffes, sondern sehr oft die Endung den Hauptton hat, und überhaupt das Tonverhältnis nicht sowohl durch den logischen Wert als durch die quantitative Schwere und durch die Zahl der Silben bestimmt wird. Die griechische Sprache legt sehr oft in zweisilbigen wie in mehrsilbigen Wörtern den Hauptton auf eine Endung, z. B. *καιρός, κακός* und *λεγόμενος, τιμῶντες*. Die lateinische Sprache legt in zweisilbigen Wörtern den Hauptton

immer noch auf die Stammsilbe, aber in mehrsilbigen Wörtern legt sie ihn meistens auf die vorletzte oder drittletzte Endungssilbe, wie in verterunt und facientibus, und diese Betonung hat sich auch in den mehrsilbigen Wörtern der romanischen Sprachen mit Abschleifung der letzten Silbe erhalten, z. B. fr. chanter aus lat. cantare, vertu aus l. virtute, liberté und ital. liberta aus l. libertate und span. civitad aus l. civitate. Weil aber in diesen Sprachen einmal das Gefühl für die logische Bedeutung des Tones getrübt ist, so wird auch die logische Form des Begriffes und des Gedankens in den Satzverhältnissen und in dem ganzen Satze nicht ebenso vollkommen durch die Betonung ausgeprägt, als in der deutschen Sprache, und sie legen mehr Wert auf ein bloß phonetisch schönes Tonverhältnis — den numerus — des Satzes[1]). Eine Folge dieser Abweichung von dem ursprünglichen Gesetze der organischen Entwickelung ist die Starrheit der Wortstellung, die in den romanischen Sprachen weniger die logische Form der Gedanken als nur die grammatische Form der Satzverhältnisse bezeichnet. Auch gehört hierher der sehr oft der logischen Form der Gedanken nicht entsprechende Gebrauch der Partizipialkonstruktionen und der unterordnenden Verbindungsform. Endlich gehört hierher der häufige Gebrauch von Phrasen statt einfacher Wörter und die besonders den römischen und den englischen Dichtern vorgeworfene Anhäufung verschönernder Beiwörter, welche wie Goldsmith sagt, den Laut verbessern, ohne den Gedanken zu heben (epithets, that improve the sound without carrying on the sense).

Die deutsche Sprache ist vermöge der Eigentümlichkeit ihrer Entwickelung mehr als die meisten andern Sprachen im stande, sowohl den Inhalt als die logische Form der Gedanken in lebendiger Anschaulichkeit darzustellen, und wenn sich die Ausländer von unserer Litteratur auf wunderbare Weise angezogen fühlen, so ist dies wohl ebenso sehr und vielleicht mehr noch aus der Lebendigkeit der Darstellung als aus dem ihnen großenteils für jetzt noch unzugänglichen Inhalte zu erklären. Diese Überlegenheit des Darstellungsvermögens verdanken wir vorzüglich der reichen und dabei ganz organischen Entwickelung unseres Wortvorrats und der lebendigen Bedeutsamkeit unserer Betonung und Wortstellung. Die besondern Wortformen unterscheiden in der deutschen Sprache bestimmter, als in andern Sprachen, die besondern Formen der Begriffe; da uns die sinnliche Grundbedeutung der meisten Wörter noch gegenwärtig ist, so stellen sie die Begriffe noch meistens in sinnlicher Anschaulichkeit dar, und auch nicht sinnliche Beziehungen der

[1]) S. Ausführl. d. Gr. Zweite Ausg. Bd. 1. § 17.

Begriffe werden durch Zusammensetzung mit Vorsilben und Präpositionen auf sinnliche Anschauungen zurückgeführt (§ 28). Auch bildet die Sprache, da ihre Wortbildung noch nicht in dem schon vorhandenen Wortvorrate erstarrt ist, noch durch Ableitung und Zusammensetzung für neue Begriffe leicht auch neue Wörter, die sogleich verstanden werden; sie ist daher vorzüglich geeignet für die wissenschaftliche Spekulation. Der Geist bewegt sich in ihr mit größerer Freiheit, und da in ihr die Betonung und Wortstellung noch durchaus organischer Ausdruck der logischen Form ist, so treten in ihr auch die zartesten Abstufungen der logischen Form in der freiesten Bewegung des Gedankens unmittelbar in die Erscheinung.

§ 30.

Einzelne Sprachforscher haben darin, daß die deutsche Sprache früh Ableitungs- und Flexionsendungen verloren hat, die sich in den klassischen Sprachen erhalten haben, und daß sie die ihr mangelnden Flexionsformen durch Hilfsverben und Präpositionen ersetzt, schlechtweg einen Verfall der Sprache finden wollen, und man hört oft die Behauptung, die deutsche Sprache sei infolge dieses Verfalles zu einer schönen Darstellung der Gedanken weniger geeignet, als die klassischen Sprachen. Wenn man aber die eigentümliche Entwickelung der deutschen Sprache näher betrachtet und sie mit den klassischen Sprachen vergleicht, so wird man bald gewahr, daß der deutsche Stil zwar notwendig von dem Stile der klassischen Sprachen verschieden ist, daß aber der Vorteil in Bezug auf das Darstellungsvermögen auf der Seite der deutschen Sprache liegt.

Was man einen Verfall der deutschen Sprache nennt, ist zunächst eine natürliche Folge der Herrschaft, welche die Betonung in der deutschen Sprache ausübt, und diese hat ihren Grund darin, daß sich die deutsche Sprache vollkommener als andere Sprachen in der logischen Richtung entwickelt hat. Länger und vollkommener als in andern Sprachen hat sich in ihr ein lebendiges Verständnis der Wörter erhalten, und der Ton ist in ihr vollkommener als in den andern Sprachen zu einer lebendigen Erscheinung des Gedankens in dem Satze und des Begriffes in dem Worte geworden. Je mehr aber in dem Laufe der Zeit das logische Element in der deutschen Sprache das vorherrschende wurde, desto mehr mußte das phonetische Element zurücktreten, und die Abschleifung der Endungen ist in ihr nicht, wie in den romanischen Sprachen, ein durch die Einwirkung fremder Sprachen herbeigeführter Verfall der Sprache, sondern eine natürliche Folge der entschiedenen Herrschaft, welche der Ton über die Lautverhältnisse der Wörter

ausübt[1]). In der Entwickelung der klassischen Sprachen ist das phonetische Element über das logische emporgestiegen, und dies hatte die Folge, daß die Betonung der Wörter in diesen Sprachen ihre ursprüngliche Bedeutung verloren hat. Ihre Wortformen wuchern in einer Fülle mannigfaltiger Endungen, und wenn man in vielsilbigen Wörtern, wie *τυφθησόμεθα, δικαιοσύνη*, verberabimini, cupiditatibus den Hauptton ebenso, wie in deutschen Wörtern, auf die Stammsilbe legen wollte, so würde das Tonverhältnis das rhythmische Gefühl verletzen. Man hat darum solchen Wörtern eine Betonung gegeben, die das Gefühl für ein rhythmisches Ebenmaß der Tonverhältnisse befriedigt aber nicht mehr die logische Form des Begriffes ausdrückt. So ist in diesen Sprachen die Betonung, die in der deutschen Sprache die Bildung der Lautverhältnisse beherrscht, unter die Herrschaft der Lautverhältnisse gestellt. Daher in diesen Sprachen eine größere Fülle der Wortformen, eine mehr abgemessene Rundung der Perioden und überhaupt ein Rhythmus der Sätze, der das Ohr mehr befriedigt, aber weniger Anschaulichkeit und Bestimmtheit in der Darstellung der Begriffe und weniger Lebendigkeit in der Darstellung der logischen Form der Gedanken.

Nach allem dem hat die deutsche Sprache hinsichtlich der Fähigkeit zur Schönheit der Darstellung vor den klassischen Sprachen entschiedene Vorzüge, und wenn sie lange Zeit in der Schönheit der Darstellung gegen diese Sprachen zurückgestanden hat, so liegt der Grund nicht in einem Verfalle der Sprache, sondern nur darin, daß man es nicht verstand, von den Mitteln, die sie darbietet, den gehörigen Gebrauch zu machen. Die ganze Art und Gestalt der deutschen Sprache ist infolge der logischen Richtung, die in ihrer Entwickelung vorherrschend ist, eine ganz eigentümliche geworden, und sie ist zu einem großen Reichtume von Mitteln der Darstellung gelangt, die ihr eigentümlich sind. Die deutschen Stilistiker haben aber, weil sie ihr Augenmerk immer auf die fremden Sprachen richteten, diese Eigentümlichkeit ihrer Muttersprache viel zu wenig erkannt und beachtet. Man hat es wohl anerkannt, daß die deutsche Sprache vielfältig die Begriffe und die besondern Arten ihrer Beziehungen und auch die logischen Verhältnisse der Gedanken genauer und bestimmter unterscheidet, als andere lebende Sprachen, und darum auch im stande ist, den Inhalt der Gedanken und ihre logischen Verhältnisse vollkommener darzustellen: aber ein entschiedener Vorzug vor den neuen und alten Sprachen liegt besonders darin, daß sie die logische Form der Begriffe und Gedanken in ihrem

[1]) S. Organism. der Spr. § 48.

mannigfaltigen Wechsel und in ihren zartesten Abstufungen auf lebendigere Weise darstellt, und dieser Vorzug ist zu wenig erkannt und beachtet worden. Die deutsche Stilistik soll darum ein besonderes Augenmerk darauf richten, daß diejenigen Formen der Darstellung, welche der deutschen Sprache eigentümlich sind, hervorgehoben und ins Licht gestellt werden.

§ 31.

Mit der in der Entwickelung der deutschen Sprache vorherrschend gewordenen Richtung auf das logische Element der Sprache darf man eine besondere Ausartung nicht verwechseln, die man als Vergeistigung der Sprache und des Stiles bezeichnen kann, und die besonders in den romanischen Sprachen hervortritt, aber auch in der deutschen Sprache Eingang gefunden hat. Daß in der deutschen Sprache das logische Element vorherrschend geworden, ist das Werk einer organischen Entwickelung und gehört noch völlig dem gesunden Leben der Sprache an. Es giebt sich als ein solches zu erkennen in der organischen Gesetzlichkeit, mit welcher in ihrer Entwickelung dem Begriffe das Wort, den Formen der Begriffe die Wortformen, den grammatischen Beziehungen der Begriffe die syntaktischen Formen, und der logischen Form der Begriffe und Gedanken die Betonung, als Äußeres dem Inneren, vollkommen entsprechen. Die Vergeistigung der Sprache dagegen ist nicht das Werk einer organischen Entwickelung, sondern ist dem gesunden Leben der Sprache eigentlich fremd. Sie tritt nur dann hervor, wenn in der Sprache eines Volkes der natürliche Gang ihrer Entwickelung durch Vermischung mit einer fremden Sprache gestört wird oder die geistige Entwickelung eines Volkes eine unnatürliche Richtung annimmt und nun die in dieser Richtung gebildeten Begriffe und Gedanken auch durch unnatürlich gebildete Sprachformen dargestellt werden.

Als Folge einer durch Vermischung gestörten Entwickelung tritt die Vergeistigung besonders in den romanischen Sprachen hervor. In den aus der Verschmelzung des Germanischen mit dem Lateinischen hervorgegangenen Sprachen wurden die Wörter von vornherein schon darum nicht mehr vollkommen verstanden, weil der Germane die lateinischen und der Römer die germanischen Wörter nicht mehr auf ihre Grundbedeutung zurückführen konnte, und das ist zunächst der Grund von der anomalen Entwickelung dieser Sprachen. Diese Vermischung der Sprachen hat aber nicht nur eine anomale Entwickelung des Wortvorrates, sondern auch eine anomale Entwickelung der Begriffe zur Folge. Das Wort — die leibliche Erscheinung des Begriffes — wird zugleich

mit dem Begriffe geboren und entwickelt sich zugleich mit demselben. Die Entwickelung der Wörter ist durch die Entwickelung der Begriffe, aber umgekehrt auch diese durch jene bedingt, und sie stehen mit einander in einer solchen Wechselwirkung, daß Störungen in der organischen Entwickelung der Begriffe eine anomale Entwickelung der Wörter zur Folge haben, und umgekehrt. So lange das natürliche Band zwischen den Begriffen und den Wörtern besteht, entwickeln sich beide naturgemäß; wenn aber dieses Band durch Vermischung mit einer fremden Sprache einmal gelöst und das Wort nicht mehr die leibliche Erscheinung, sondern nur ein Zeichen des Begriffes ist, so wird nicht nur die Entwickelung der Wörter, sondern auch die Entwickelung der Begriffe unnatürlich. Auch geht in jeder besondern Sprache die Bedeutung der Wörter aus dem Leben des besondern Volkes hervor: was dieses Volk erlebt hat, ist in seiner Sprache ausgeprägt, und die Wörter werden nur aus dem Leben dieses Volkes verstanden. In den romanischen Sprachen wurden daher die Wörter von vornherein auch darum nicht wahrhaft verstanden, weil das frühere Leben des römischen Volkes den germanischen Völkern und das frühere Leben der germanischen Völker den Römern fremd war, und man legte den Wörtern, weil man sie nicht verstand, sehr oft Begriffe unter, in denen man ihre ursprüngliche Bedeutung nicht leicht wieder erkennt. So wurden Wörter, wie figura, praegnans, in der französischen Sprache nicht mehr verstanden und nahmen in figure (Gesicht) pregnant (dringend) Bedeutungen an, die ihnen ursprünglich fremd sind. Noch auffallender ist diese Verfälschung der Wörter in der englischen Sprache, die aus der Vermischung der angelsächsischen mit einer schon gemischten Sprache hervorgegangen ist, z. B. in den Wörtern beef, mutton, pork, veal (neben ox, sheep, pig, calf), fortune (Vermögen), umbrella (Regenschirm von umbra Schatten), privilege (Recht), title (Berechtigung), occasion (Anlaß), to travel (neben fr. travailler) u. a. Weil die Begriffe der sinnlich konkreten Dinge schon in dem einen Volke ebenso, wie in dem andern, vorhanden waren, die Begriffe auch durch die konkret sinnliche Bedeutung bestimmter sind, fand diese Verfälschung bei den Ausdrücken für sinnliche Dinge weniger statt. Desto mehr wucherte sie in den Ausdrücken für nicht sinnliche Begriffe. Die nicht sinnlichen Begriffe des einen Volkes waren großenteils bei dem andern Volke noch gar nicht oder doch nicht in derselben Fassung vorhanden, und wenn sie schon vorhanden waren, so wurden sie nicht auf dieselbe Weise und durch dieselben Gegenbilder anschaulich gemacht: die Ausdrücke für diese Begriffe wurden nicht verstanden, sie waren nur Zeichen unvollkommen verstandener Begriffe. Da aber die Begriffe der nicht

sinnlichen Dinge ihrer Natur nach weniger bestimmt sind als die der sinnlichen Dinge und eine bestimmte Fassung des Begriffes in den romanischen Sprachen auch nicht, wie in der deutschen, aus der Grundbedeutung des Wortes erkannt wird, so wurden in die Begriffe selbst oft Bestimmungen gelegt, welche durchaus als willkürlich erscheinen: und so wurden die Ausdrücke derselben großenteils konventionelle Zeichen konventionell gefaßter Begriffe, und auch die Entwickelung der Begriffe selbst wurde, weil sie nicht mehr mit der Entwickelung der Wörter in organischer Verbindung stand, unnatürlich. Die konventionelle Bezeichnung konventionell unterschiedener Begriffe giebt der Sprache der Gebildeten eine größere Bestimmtheit des Ausdruckes, und man hat diese oft als einen besondern Vorzug der romanischen Sprachen hervorgehoben: aber ihnen fehlt die sinnliche Anschaulichkeit der Darstellung, welche der Sprache erst wahres Leben und dem Ausdrucke Gewalt und Nachdruck verleiht.[1])

Wenn die romanischen Sprachen schon durch die Vermischung der Völker zu einer unnatürlichen Vergeistigung getrieben werden, so haben Einwirkungen anderer Art auch in der deutschen Sprache, wenn auch in geringerem Maße, dieselbe Ausartung herbeigeführt. Da die Vergeistigung immer zunächst in die Darstellung der nicht sinnlichen Begriffe eingreift, so hat sie vorzüglich bei denjenigen Klassen des Volkes Eingang gefunden, welche sich durch eine mehr entwickelte geistige Bildung von dem übrigen Volke scheiden, oder doch nach dem Scheine einer größeren Geistesbildung streben. Sie herrscht daher vorzüglich in der Sprache der gebildeten Stände und gehört gewissermaßen zum guten Tone der vornehmen Gesellschaft, während die Volkssprache ihr beharrlich widerstrebt. Sie unterscheidet sich von der organischen Entwickelung besonders durch die Aufnahme fremder Wörter und Ausdrucksformen, durch einen häufigeren Gebrauch abstrakter Ausdrücke, durch Wortbildungen, die von den Gesetzen der Ableitung abweichen und durch unverändert feststehende Phrasen von konventioneller Bedeutung. Schon Leibnitz bewundert in der deutschen Volkssprache ihren großen Reichtum an schöngebildeten und leichtverständlichen Benennungen für diejenigen Gegenstände, welche dem Ackerbau, dem Bergbau, der Jagd, der Schifffahrt und den Handwerkern angehören; dürftig, mißgebildet und an sich unverständlich sind dagegen großenteils die Wörter, welche sich der Verkehr der Wissenschaft und der künstlich gebildeten Gesellschaft geschaffen hat. Niemand sollte daher mit Verachtung auf die Volkssprache herabblicken; aus ihr muß sich die Schriftsprache immer wieder

[1]) Vergl. J. G. Fichtes Reden an die deutsche Nation, vierte Rede.

von Zeit zu Zeit neu beleben und verjüngen, wenn sie nicht zuletzt in toter Abstraktion erstarren soll, und namentlich die Dichter haben die Aufgabe, diesen Verjüngungsprozeß herbeizuführen.

Eine unnatürliche Vergeistigung der Sprache findet überhaupt alsdann leicht Eingang, wenn die geistige Bildung eine Richtung annimmt, welche nicht aus dem innern Leben des Volkes hervorgegangen ist. Schon bei den griechischen Schriftstellern der spätern Zeit erscheint infolge davon, daß die Bildung dem volkstümlichen Boden enthoben und zu sammelnder Stubengelehrsamkeit ausgeartet war, eine Vergeistigung der Sprache, welche sehr gegen die plastische Anschaulichkeit der ältern Zeit absticht. Eine Vergeistigung der deutschen Sprache tritt zuerst hervor mit der Aufnahme der griechischen und römischen Wissenschaft, indem ihr besonders von Scholastikern eine Menge fremder Wörter für fremde Begriffe zugeführt wurden. Man hat zwar früh versucht, die fremden Wörter durch deutsche zu ersetzen, und z. B. propositio durch *cruezeda*, *pietunga*, inlatio durch *nâhsprechunga*, enuntiatio durch *saga*, disertio durch *redospahî*, discussio durch *ursuoh*, disputare durch *rachôn*, ratiocinari durch *wârrachôn* und syllogismus durch *gewârrahchunga* übersetzt[1]): aber diese Wörter bezeichnen ihren Begriff ebenfalls nur auf eine konventionelle Weise, und ihre Form mochte wohl nicht immer das deutsche Sprachgefühl befriedigen; sie haben daher in der Sprache keine bleibende Aufnahme gefunden. Die Mystiker des vierzehnten Jahrhunderts schufen sich eine vergeistigte Sprache durch einen kühnen Gebrauch zum Teil neugebildeter abstrakter Wörter. Die Schriften Meister Ekhards und Johann Taulers, der beiden Hauptvertreter dieser Richtung, sind überreich an abstrakten Ausdrücken, wie Anhaftung, Anhaltung, Aufenthaltung, Schauung, Darbung, Auswirkung, Mannigfaltigkeit, Einfältigkeit, Anderheit, Leiblichkeit und Geistigkeit, Ledigkeit und Unledigkeit, Unbekanntheit, Unerkenntnis, Gegenwärtigkeit, Unmüßigkeit, Geschaffenheit u. a. Einige dieser abstrakten Wörter haben sich, obgleich ihnen meistens die organische Schönheit der Form mangelt, erhalten, sie sind jedoch in die Volkssprache nicht aufgenommen. Eine Vergeistigung anderer Art ging aus der Barbarei des siebenzehnten Jahrhunderts und aus der mit ihr eintretenden Verarmung der deutschen Sprache hervor. Während in den Stuben der Gelehrten die lateinische Sprache herrschte, wurde die französische immer mehr die Sprache der vornehmen Gesellschaft, und man fing an, sich der deutschen

---

[1]) S. Sangallische Abhandl. De Syllogismis in W. Wackernagels altdeutschem Lesebuche, 2. Aufl. S. 111 ff.

Sprache, weil sie die Sprache des geistig und leiblich verarmten Volkes war, zu schämen. Mit den ausländischen Sitten und Vorstellungsweisen wurden nun auch fremde Wörter und Ausdrucksformen von meist konventioneller Bedeutung aufgenommen, und neben einer bejammernswürdigen Verkümmerung des geistigen Lebens trat die jämmerliche Vergeistigung der Sprache hervor, von der wir uns nach vieljährigem Kampfe selbst heute noch nicht ganz frei gemacht haben.

Eine Vergeistigung der Sprache ist jedoch unzertrennlich mit den Fortschritten der Wissenschaft und mit einem höheren Aufschwunge der geistigen Entwickelung verbunden. Man kann es daher nicht tadeln, wenn die Sprache der Wissenschaft Begriffe, die nur der Wissenschaft angehören, durch fremde oder neugebildete Wörter bezeichnet, wenn sie einen freiern Gebrauch von abstrakten Wörtern und von Satzverbindungen macht, die der Volkssprache fremd oder doch nicht geläufig sind, und so den geistigeren Gedanken auch einen geistigeren Ausdruck giebt. Die Schönheit der Darstellung besteht aber vorzüglich darin, daß der geistige Gedanke in sinnlicher Anschaulichkeit dargestellt werde, und je geistiger die Gedanken sind, desto mehr soll der Schriftsteller, wenn es nicht seine Absicht ist, wissenschaftliche Begriffe und ihre Verhältnisse nur mit scharfer Bestimmtheit, wie durch algebraische Formeln, zu bezeichnen, darauf bedacht sein, dem geistigen Gedanken in der Darstellung einen sinnlichen Leib zu geben. Die Philosophen haben zu allen Zeiten für neue Ideen neue Ausdrücke geschaffen, und man darf ihnen das, wenn die Ausdrücke denen, für die sie schreiben, verständlich sind, nicht zum Vorwurfe machen, aber unsere modernen Philosophen überbieten alles, was in dieser Art je vorgekommen ist. Abstrakta, wie „Selbheit“, „Ganzheit“, „Vereinheit“, „Selbstbestimmtheit“, „Wesenheitureinheit“ und Ausdrücke, wie: „In dem Bei-sich-sein Gottes in dem Menschen und in dem Bei-sich-sein des Menschen in Gott liegt alles Große, Wahre, Gute“ „die Formen in abstrakter Fertigkeit und Inhaltlichkeit als Selbstmöglichkeiten ihrer Wirklichkeit“ sind wahrlich nicht geeignet, uns das Reich der Ideen zugänglich und verständlich zu machen. Solche Ausdrücke sind in der That abschreckend, und ihre Dunkelheit erregt oft Schauder, aber sie werden von vielen unserer philosophischen Schriftsteller wie gangbare Münze gebraucht.

Es hat sich auch in der Litteratur der neuern Zeit ein Stil besonderer Art bemerklich gemacht, den man als einen geistreichen Stil bezeichnet. Man nennt Gedanken, welche die Dinge in Beziehungen auffassen, die ideal und zugleich ganz neu sind, weil sich in solchen Gedanken ein schaffender Geist kund thut, geistreiche Gedanken; und insofern auch die Darstellung solcher Gedanken geistreich ist, und ins-

besondere die Neuheit der Gedanken sich in der Neuheit der Darstellungsformen ausprägt, kann man auch den Stil geistreich nennen. Auf eine geniale Weise hat Jean Paul einen geistreichen Stil ausgebildet, der lange Zeit bewundert wurde und viele Nachahmer fand. Genährt von der Eitelkeit der Schriftsteller und begünstigt von einer zur Mode gewordenen Schöngeisterei hat sich jedoch in der neuern Zeit ein geistreicher Stil ausgebildet und bei der Lesewelt großen Beifall gefunden, der bei näherer Betrachtung als eine Ausgeburt fehlerhaften Geschmackes erscheint und besser als ein geistreichelnder Stil bezeichnet werden könnte. Nur zu oft fehlt diesem Stile eine wesentliche Eigenschaft des wahrhaft geistreichen Stiles, nämlich der geistreiche Inhalt. Die Gedanken an sich sind meistens ohne idealen Inhalt und nicht neu, es sind nur ungewöhnliche, der natürlichen Auffassung der Dinge fern liegende Zusammenstellungen der Begriffe, mit großem Aufwande von Witz herbeigezogene Gleichnisse und Gegensätze und neu geschaffene Ausdrücke, was den oft sehr alltäglichen Gedanken in der Darstellung den Schein des Geistreichen giebt. Und weil der Schriftsteller es nur auf eine geistreiche Darstellung der Gedanken anlegt und diese durch die eben bezeichneten Mittel zu erreichen glaubt, so achtet er wenig auf die organische Schönheit der Darstellung, die vor allem fordert, daß der geistige Gedanke in sinnlicher Anschaulichkeit dargestellt werde. Jener geistreichelnde Stil ist eine Manier, in welche viele Schriftsteller unserer Zeit verfallen sind, und von ihm gilt, was Goethe in seiner Abhandlung „Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil" sagt: „Unterläßt ein Künstler, sich an die Natur zu halten und an die Natur zu denken, so wird er sich immer mehr von der Grundfeste der Kunst entfernen, seine Manier wird immer leerer und unbedeutender werden, je weiter sie sich von der einfachen Nachahmung und von dem Stil entfernt."[1]) Die künstlichen und ganz ungewöhnlichen Zusammenstellungen von Begriffen, die durch ungewöhnliche, teils fremde Wörter, durch angehäufte Abstrakta und überhaupt durch Ausdrucksformen dargestellt werden, welche teils dem Leser fremd sind, teils keine sinnliche Anschauung gewähren, sind schwer zu verstehen und darum nicht schön. Die geistreichen Produkte der neueren Litteratur sind Gerichten zu vergleichen, die sehr gewürzt und nicht eine natürliche gesunde Kost sind, wie man sie im bürgerlichen Haushalte zu genießen pflegt: sie gefallen, weil sie auf den Geist des Lesers einen ungewöhnlichen Reiz ausüben. Auch findet die Eigenliebe des Lesers eine Befriedigung darin, daß auch er den geistreichen Gedanken versteht oder doch zu verstehen glaubt,

[1]) Goethes Werke XXIV, S. 529. Hempelsche Ausgabe.

und es ist nicht sowohl die Tiefe der Gedanken, als die Flachheit und die mit der Flachheit Hand in Hand gehende Eitelkeit der Schriftsteller und der Leser, was dieser Manier auf Kosten des guten Geschmackes Eingang und großen Beifall verschafft hat. Beispiele dieses Stiles finden sich reichlich in den auf einen augenblicklichen Effekt berechneten Erzeugnissen der neueren Litteratur; nur einige Beispiele mögen hier die Art dieses Stiles anschaulich machen:

S. hat ein Talent, dessen Wesen Grazie ist. Wem die Grazie schwer wird, dem wird sie unmöglich. Sie giebt sich, sie ergiebt sich nicht. S. besitzt sie; denn er hat sie, wie gesagt, im Wesen seines Talentes. — Während der Frühling sich heuer ganz außerordentlich gebärdet, aus der Winterzeit einen guten Teil zu seinem Vergnügen sich herausschnitt und schon vor mehr als vierzehn Tagen Hecken und Büschen eine grüne Haube, den sonnigsten Bäumen grüne Büsche aufgesetzt hat, freilich von dem fliehenden Winter, der, wie die Parther durch ihre Pfeile, selbst auf dem Rückzuge seine Macht durch bedenkliche Reife und plötzliche Schauer zu verkündigen beliebt, manches Ungemach ausstehen muß: während also der Frühling sich ganz außerordentlich gebärdet, gehen die lebendigen Geschöpfe, Menschen und Tiere, ihren gewöhnlichen Frühlingsgeschäften nach. — Der Frühling des Jahres 1763 brachte nicht nur sich selbst, sondern auch einen Frühling der Poesie mit zur Erde. Er stellte bei seinem ersten Erscheinen die Wiege Jean Pauls in die Welt, um an ihr seine eigene Unsterblichkeit anzuknüpfen. Dieser Frühling brachte bei seiner monatlichen himmlischen Gesandtschaft in dem grünen Kabinette der Erde nicht nur die himmlischen Geschenke mit, als da sind die chinesische Blumenmalerei der Natur, die echten Gobelins der lebendigen Hecken, die Jaspisteppiche der Fluren, die breiten Gnaden- und Ordensbänder der lauteren Ströme, die Flötenuhren der Waldkehlen u. s. f., sondern er brachte zugleich in der kleinen Wiege Jean Pauls den Dragoman aller dieser himmlischen Geschenke mit, und durch seine Zunge wurde uns die Sendung aller Frühlinge heiliger, himmlischer. In Jean Pauls Herzen aber blühete ein ewiger Frühling, voll dornenloser Rosen und Immergrün, und sein Herz, das Gewächshaus ewiger Blumen, war anstatt der Glasdecke überbaut mit einem reinen tiefen Gemütshimmel, und in diesem unendlichen Himmel brannten die ewigen Astral- und Sinumbralampen der strahlenden Liebe und gossen ihr mildes Licht, wie einen Staubbach herab in die Blumenbeete seines Herzens, so daß sie alle ihre Kelche öffneten und ihre Duftseelen

hinaussendeten in das Leben, in die Menschheit, und um dieses Herz flutete eine unnennbare Sehnsucht, wie eine zitternde Thräne in einem aufflammenden Frauenauge. Dieses zarte Herz fühlte sich ängstlich in dieser hohlen Raum- und Wasserkugelwelt, wie ein irrend kreisender Schmetterling in einem wüsten Pagodentempel. — Der Humor ist der Urallvater, der Pentateuch aller andern Witzspielarten, er ist der Requettenmeister der ganzen Schöpfung, der erstgeborne Kronprinz der Phantasie, bei dessen Geburt alle Geistesglocken ertönen und hundert Donnerkanonen voll geistiger Ladung es der ganzen Welt verkünden.

§ 32.

Da die Sprache nur die organische Erscheinung des Gedankens ist und der Gedanke selbst erst in der Darstellung seine vollkommene Ausbildung erlangt, so stehen Gedanke und Darstellung und somit die ganze Entwickelung des geistigen Lebens und die Entwickelung des Darstellungsvermögens notwendig mit einander in Wechselwirkung: ein vollkommner entwickelter Geist bewegt sich freier und schafft sich vollkommnere Formen der Darstellung, und das Darstellungsvermögen wirkt, je nachdem es sich mehr oder weniger vollkommen entwickelt hat, fördernd oder hemmend auf den Geist zurück. Diese Wechselwirkung offenbart sich an ganzen Völkern und an einzelnen Personen. Die Litteratur eines Volkes erhebt sich erst dann zu einer schönen Darstellung der Gedanken, wenn sich das geistige Leben des Volkes freier entwickelt. In auffallender Weise hat sich das besonders in der Entwickelung der deutschen Litteratur offenbart. Die deutsche Sprache hat erst dann sich von der knechtischen Nachahmung fremder Sprachen frei gemacht und aus eigenen Mitteln eine schöne Darstellung der Gedanken gebildet, als die geistige Bildung des Volkes einen höhern Aufschwung nahm. Wie bei einzelnen Menschen, wenn ihre geistige Entwickelung einen höheren Aufschwung nimmt, auch ihr Stil sich frei macht von den Fesseln ausländischer oder abgestorbener Formen, das tritt nirgends so auffallend hervor, als bei zwei Männern, denen wir vor allen andern die freiere Gestaltung der deutschen Prosa verdanken, nämlich bei Luther und Lessing. Beide sind in ihren frühesten Werken noch ganz die Kinder ihrer Zeit, auch in ihrer Sprech- und Schreibweise, und nur durch die Kraft ihres Geistes haben sie die Sprache in kurzer Zeit von den Banden befreit, die jeden weniger mächtigen Geist damals an einer freieren Bewegung der Denk- und Redekraft hinderten. Man vergleiche z. B. mit der Sprache Luthers in seiner Bibelübersetzung und

in andern seiner Werke die Ausdrucksweise in folgendem Bruchstück aus dem Jahre 1522:

> Ich hab ewer schriftenn zwo eyne an keyserliche Majestät, die annder an die Bettel orden gethan, mitt großer freüd erfarenn und gelesen, und danck meinem gott fuor die guonst unnd gabe so euch geben ist, an der erkanntniß der christlichen wahrheit, darzu auch die lüst unnd thetige liebe zuo der selbigen. Dann man spürtt wol, das ewer wortt auß hertzen grundt und bruonst quellen, und beweysen das nicht, wie in vielen das wort Christi, allein uff der zungen unnd in den ohren schwebe, sunnder ernnstlich und grüntlich im hertzen wone, also daß es euch sein arte anzogen, und so gar freidig und ungeschuochter macht dasselbig zu brysen und zu bekennen, nicht allein mit dem mund, sunder auch mit der that und schrifft, fuor und gegen aller welt, zuvor gegen soliche hohe und glüge geyster.[1])

Und man vergleiche die freie gewandte Sprache Lessings, wie sie uns in seiner Minna von Barnhelm oder im Nathan entgegentritt, mit folgenden Versen desselben Dichters aus dem Jahre 1751:

> Nach Wahrheit durstiger, als durstig nach der Ehr,
> Auf Kluger Beifall stolz, doch auf den meinen mehr,
> Entfernt von Welt und Glück, in unbelauschten Stunden
> Hab' ich den flücht'gen Geist oft an sich selbst gebunden
> Und gab mir kummerlos, da, weil ich Hilfe schrie,
> Mich niemand kennen mag, mich selbst zu kennen Müh'.
> Der ernsten erster Blick, die ich auf mich geschossen,
> Hat mein erstauntes Herz mit Schwermut übergossen u. s. w.[2])

Wenn bei einem Volke das Darstellungsvermögen beschränkt ist, weil seine Sprache in ihrer Entwickelung früh erstarrte oder durch die Gewalt äußerer Einwirkungen gestört wurde, so werden mehr oder weniger nur überlieferte und von der voraufgehenden Zeit übernommene Gedanken durch herkömmliche Ausdrucksformen — stereotype Phrasen — dargestellt. Der Grund, warum ein höherer Aufschwung der Philosophie manchen Völkern durchaus fremd bleibt, möchte wol großenteils gerade darin liegen, daß die Beschränktheit ihres Darstellungsvermögens den freien Aufschwung der Gedanken hemmt: sie denken nur, was sie auch darstellen können. Noch bestimmter ist diese Wechselwirkung bei den einzelnen Menschen wahrzunehmen. Ungesucht bieten sich vollkommnere Formen der Darstellung dar, wenn die Begeisterung einen

---

[1]) Eyn missive — an den erenvesten Hartmuot von Cronberg.

[2]) Fragment: Die Religion, 1. Ges., Lessings Werke I., 179 f. Hempelsche Ausgabe.

freieren Aufschwung des Gedankens hervorruft, und ein Gedanke erlangt in uns oft erst dann seine vollkommene Entwickelung und wird uns selbst ganz klar, wenn wir ihn darstellen. Menschen von beschränktem Geiste machen sich dadurch leicht bemerklich, daß sie überlieferte Gedanken auch in überlieferten und herkömmlichen Formen — Modewörtern und stehenden Redensarten — darstellen, während kräftigere Geister für neue und auch für nicht neue Gedanken neue Formen der Darstellung schaffen. Selbst unter den Gelehrten tritt nach der Verschiedenheit ihrer geistigen Richtungen ein merkwürdiger Unterschied des Darstellungsvermögens hervor. Diejenigen, deren Geist sich schöpferisch in der wissenschaftlichen Forschung bewegt — die eigentlichen Denker unter den Gelehrten — sind, wenn auch nicht immer, doch meistens einer schönen Darstellung mächtiger, als diejenigen, deren Geist sich nur damit beschäftigt, den gegebenen Stoff der Erkenntnis zu sammeln und zu ordnen.

Wo die freie Bewegung des geistigen Lebens und des Darstellungsvermögens beschränkt ist, da sind die Gedanken selbst mehr Wiederholungen früher schon da gewesener oder von anderen mitgeteilter Gedanken, und auch in dem Ausdrucke derselben wiederholt sich meistens die Form, in welcher der Gedanke früher schon von den Sprechenden selbst oder von dem, der ihn mitteilte, dargestellt worden ist. So ist in unserem industriellen Zeitalter, wo vieles werden soll, der Ausdruck ins Leben treten zu einer stehenden Formel geworden, die sich in jedem Zeitungsblatte und auch bei Dingen, die an sich tot sind, in unschöner Weise wiederholt. Dasselbe gilt von manchen andern Ausdrücken, z. B. in Angriff nehmen, Anklang finden, von einer Sache Umgang nehmen, Anstand nehmen. Wo hingegen Geist und Darstellungsvermögen sich in größerer Freiheit entwickelt haben, da ist jeder Gedanke, wenn er auch an sich nicht ein ganz neuer Gedanke ist, doch in seinem Inhalte oder in seiner Form von jedem andern Gedanken mehr oder weniger verschieden, und der Gedanke schafft sich selbst als ein neugeborner individueller Gedanke auch eine neugeborne individuelle Form der Darstellung. Diese Neuheit der Darstellungsform, die auch alte Gedanken geradezu als neue erscheinen läßt, wird mit Recht als eine vorzügliche Eigenschaft der schönen Darstellung angesehen.

§ 33.

Da die Darstellung der Gedanken ein organischer Vorgang ist, so ist die Schönheit der Darstellung mehr eine Naturgabe, als das Werk einer Kunst, die erlernt wird. Wir finden sie oft bei Ungelehrten, und

wir haben Reden von Häuptlingen nicht zivilisierter Volksstämme, die in Bezug auf Schönheit der Darstellung wenig zu wünschen übrig lassen; dagegen giebt es Gelehrte, welche bei einem großen Reichtume der Gedanken einer schönen Darstellung durchaus nicht mächtig sind, weil entweder die ganze Art und der Inhalt ihrer Gedanken weniger zu einer schönen Darstellung geeignet ist oder die besondere Richtung ihres Geistes sie treibt, sich mehr in schweigsamer Zurückgezogenheit wissenschaftlichen Forschungen zuzuwenden, als das von ihnen Erkannte auch andern mitzuteilen und durch Übung ihr Darstellungsvermögen auszubilden. Unsere größten Redner und Dichter haben die Schönheit der Darstellung wohl eben so wenig aus den Lehrbüchern der Stilistik, als die Sprache aus den Lehrbüchern der Grammatik gelernt: es war mehr das Gefühl für die Schönheit, was sie leitete, den Reichtum ihrer Gedanken in schönen Formen darzustellen. Ein natürliches Gefühl für die Schönheit der Rede, das wir Stilgefühl nennen können, entwickelt sich in uns mit der Sprache und bildet sich bestimmter aus durch die Anschauung schöner Redeformen. Wie das Gefühl der Gesundheit durch die Krankheit, so kommt das Stilgefühl erst durch den Gegensatz der nicht schönen Rede zum Bewußtsein. Alle Regeln der Stilistik gründen sich zuletzt auf dieses Gefühl, und wo es an diesem Gefühle mangelt, sind alle Regeln für die Bildung schöner Redeformen unzulänglich. Wenn darum praktische Schulmänner beim Unterrichte weniger auf die Regeln als auf das Gefühl verweisen, so wäre dieses eben nicht zu tadeln, wenn man nur immer bei dem Lehrer und auch bei dem Schüler ein nicht getrübtes Gefühl für die Schönheit der Darstellung voraussetzen könnte.

Das Stilgefühl bildet sich an dem aus, was wir reden hören, und noch mehr an dem, was wir lesen: die Geschichte des Stils in den verschiedenen Völkern und Zeiten giebt davon einen klaren Beweis. Die klassische Vollendung der griechischen und römischen Redner erklärt sich aus der Gestalt ihres öffentlichen Lebens: die Agora in Athen und das Forum in Rom waren, wie noch jetzt das Parlamentshaus und die Gerichtshöfe in England, die Schulen der Redner. Auch in Deutschland hat sich jetzt, zum Heile unserer deutschen Sprache, eine eigene parlamentarische Beredsamkeit zu entwickeln begonnen, aber nur durch gewaltige geistige und politische Kämpfe hat sich unser Vaterland dieses nationale Gut errungen. Die Geschichte der deutschen Sprache und des deutschen Stiles ist überhaupt eine Geschichte fortwährenden Ringens und Kämpfens; seit Chlodovech das Frankenreich auf römischem Boden gründete, hat auch die deutsche Sprache mit der römischen zu kämpfen gehabt, und dieser Kampf ist heute noch nicht beendet. Die

ersten Schritte zur Befreiung der deutschen Sprache von der Herrschaft der lateinischen that Karl der Große, und er wird daher mit Recht als der eigentliche Schöpfer des deutschen Stiles angesehen. Trotz seiner Bemühungen kam aber das Althochdeutsche doch nur in einem kleinen Kreise zur Geltung, und für die überwiegende Mehrzahl des Volkes sowie für die größte Zahl der Anschauungen und Gedanken jener Zeit blieb das Kirchenlatein die herrschende Sprache. Erst im zwölften und dreizehnten Jahrhundert entwickelte sich die deutsche Sprache so weit, daß in ihr der gesamte Gedankeninhalt der damaligen Zeit zum Ausdruck gebracht werden konnte. In den Dichtungen des mittelhochdeutschen Zeitalters bewegte sich zuerst deutscher Geist mit Freiheit in deutschen Formen der Darstellung. Eine so vollendete Kunstsprache aber das Mittelhochdeutsche auch war, so war es doch immer noch auf einen verhältnismäßig engen Kreis beschränkt: nur die Ritter und Minnesinger waren es hauptsächlich, welche in mittelhochdeutscher Sprache sangen und dichteten. Mit dem Rittertum verfiel auch die mittelhochdeutsche Sprache und Dichtkunst, und das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert zeigt nichts mehr von dem feinen Stilgefühl, welches den Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts eigen gewesen war. Da der Aufschwung, den die deutsche Wissenschaft im fünfzehnten Jahrhundert nahm, zunächst von den klassischen Sprachen ausging und auch die wissenschaftlichen Fragen bis in das vorige Jahrhundert meistens in lateinischer Sprache behandelt wurden, so konnte sich auch bei den Gelehrten das Gefühl für die Schönheit des deutschen Stiles nicht ausbilden. Einzelne energische Geister fingen jedoch an, zu dem deutschen Volke in deutscher Sprache zu reden, und die eben erfundene Buchdruckerkunst gab ihnen eine mächtige Waffe in dem Kampfe gegen die unnatürliche Herrschaft der lateinischen Sprache. Diese Anfänge wurden aber durch die unheilvollen Kämpfe der folgenden Zeit unterdrückt, und erst gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden die Deutschen durch Vergleichung mit der schönen Litteratur der Nachbarvölker gewahr, wie sehr sie in Hinsicht auf schöne Darstellung verarmt waren. Aber statt in der deutschen Volkssprache die besondere Art und die besondern Formen deutscher Darstellung zu suchen und den Stil nach deutschem Gefühle auszubilden, wendeten sie sich wieder den fremden Sprachen zu, und so eifrig man auch gegen den Gebrauch fremder Wörter kämpfte, so war die Form der Darstellung doch mehr oder weniger eine Nachahmung entweder lateinischer oder französischer und englischer Meister. Erst gegen Ende des Jahrhunderts wurde das Gefühl für die Schönheit deutscher Darstellung wieder lebendig. Goethe war eigentlich der erste, der sich mit voller

Freiheit in schönen Formen deutscher Darstellung bewegte. Die Dichtungen dieses Genius haben wie durch einen Zauber sein Zeitalter beherrscht und ihm die Huldigung seines Volkes erworben. Fragen wir nun, worin eigentlich dieser Zauber lag, so finden wir ihn darin, daß Goethe in den Formen der Darstellung sich frei zu machen suchte von allem, was fremd war, daß er sein Stilgefühl an der Sprache des eignen Volkes ausbildete und nun vor seinem Volke in der ihm eigenen Sprache und in Formen redete, in denen jeder sich heimisch fühlte.

Die Verwerfung des Eigenen und die Vergötterung des Fremden ist das eigentliche Erbübel, das in Deutschland von jeher alle gesunde Entwickelung gehemmt und alle freie Entfaltung gelähmt hat, und dieses Erbübel tritt auch in der Geschichte des deutschen Stiles zu Tage. Während jedes andere Volk sich gesund und frei aus sich selbst entfaltet und seine Sprache, Sitte und Eigenart bis aufs Blut verteidigt, nahmen die Deutschen von jeher dem Fremden gegenüber eine unwürdige Schülerstellung ein. Die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte namentlich zeigt Deutschland in dieser Schülerstellung bald den Franzosen, bald den Engländern, bald dem klassischen Altertume gegenüber. Und besonders das klassische Altertum vergötterte man so, daß man in dem Studium desselben ein Mittel sah, das zur Ausübung jedes Berufes befähigte und alle Fachstudien ersetzte. Ein rechter Philolog, sagte man, kann einen Autor interpretieren, einen Staat regieren und eine Armee kommandieren. Während die Franzosen die Welt eroberten, lernten die Deutschen Latein und Griechisch, während England reiche Kolonien gründete und großartige Handelsbeziehungen anknüpfte, interpretierten die Deutschen römische und griechische Redner und Dichter. Ja, ganz im Gegensatz zu den Griechen und Römern, die jedes fremde Volk ein barbarisches nannten, erklärten sich die Deutschen selbst für Barbaren, und Rückert pries die Griechen in den Versen:

„Die, ohne die wir waren
Und wären noch Barbaren
Und auch Barbarenherden
Wir wieder würden werden."

Der deutsche Stil hat zwar in der neuern Zeit mehr Freiheit gewonnen, und man erkennt in ihm immer mehr deutschen Geist und die eigentümliche Natur der deutschen Sprache: aber es fehlt noch viel daran, daß er frei werde von allem, was nicht deutsch ist. Auch haben nicht eigentlich die Stilistiker die Befreiung des deutschen Stiles herbeigeführt, sie haben, indem sie immer nur die alten, der lateinischen Stilistik entlehnten Satzungen wiederholten, die Befreiung mehr gehemmt

als gefördert. Wenn aber die Stilistik den Namen einer deutschen Stilistik mit Ehre führen und nicht hinter der Zeit zurückbleiben will, darf sie nicht bei den alten Satzungen stehen bleiben: ihr liegt besonders ob, die Berechtigung der begonnenen Befreiung bestimmt nachzuweisen, und sie hat ihr Augenmerk besonders darauf zu richten, daß alle Formen der Darstellung, welche in den deutschen Stil als fremde Ware eingeführt sind, als solche erkannt und von denjenigen Formen geschieden werden, welche sich auf organische Weise aus dem eignen Leben des deutschen Volkes und der deutschen Sprache entwickelt haben.

§ 34.

Kehren wir nun zu der Frage zurück, ob man bei dem Stilunterrichte nach dem, was wir reden hören und lesen, bei Lehrer und Schüler ein ungetrübtes Stilgefühl voraussetzen könne, so fehlen einerseits die Bedingungen, unter denen sich dieses Gefühl allgemein und in lebendiger Weise entwickeln könnte, und andererseits wird es vielfältig durch schädliche Einwirkungen getrübt. Wo man in unserem Vaterlande angefangen, die Angelegenheiten des öffentlichen Lebens öffentlich zu verhandeln, da haben sich auch bald Redner gefunden, an denen es offenbar wurde, was von der deutschen Beredsamkeit zu erwarten steht, wenn sie in dieser Weise dauernd weitere Pflege findet, aber von einer allgemein eingreifenden Wirkung öffentlicher Verhandlungen auf die Ausbildung des Stilgefühles kann bis jetzt trotz des schönen Anfanges, der gemacht ist, noch nicht die Rede sein. Im allgemeinen können wir unser Stilgefühl nicht in lebendiger Weise an der lebendigen Rede ausbilden, sondern sind auf das Lesen beschränkt. Aber so großen Wert die Schriftsprache in andern Beziehungen haben mag, so ist sie doch ein unvollkommenes Surrogat der lebendigen Rede, und beim Lesen geht die lebendige Auffassung der Schönheit, insofern sich diese vorzüglich in den Tonverhältnissen der Rede darstellt, und mit ihr die bildende Einwirkung der Rede auf das Stilgefühl verloren. Auch ist das, was gewöhnlich gelesen wird, wenig geeignet, das Stilgefühl auszubilden. Sehr oft bilden Zeitungen und der bunt gemischte Vorrat der Leihbibliotheken die tägliche Nahrung der Lesenden, und diese Lekture ist meistens nicht geeignet, das Gefühl für schöne Darstellung zu beleben. Dazu kommt insbesondere die Industrie ungeschickter Übersetzer, die uns englische und französische Darstellungsformen als deutsche Ware verkaufen. Man eignet sich durch diese Lekture zwar einen Vorrat von Ausdrucksformen und schon fertiger Phrasen an und erlangt dadurch eine größere Leichtigkeit Gedanken auszudrücken, aber abgesehen davon, daß das so Erworbene nicht als

ein Eigentum anzusehen ist, so ist bei näherer Betrachtung nicht zu verkennen, daß in neuerer Zeit unter uns das Gefühl für die Reinheit des Stiles in demselben Maße abgenommen hat, in welchem das Lesen zugenommen hat. Dazu kommt endlich, daß das Gefühl für die Schönheit deutscher Darstellungsformen schon in früher Jugend durch die Erlernung fremder Sprachen getrübt wird. Ein richtiges Stilgefühl ist bedingt durch ein richtiges Sprachgefühl. Dieses mangelt aber sehr häufig gerade denen, die eine gelehrte Bildung erhalten haben, weil sie früher und mehr in der Grammatik der fremden Sprachen einheimisch werden, als in der ihrer Muttersprache, und mehr lesen als hören, mehr schreiben als sprechen. Es erklärt sich hieraus, warum so oft Ungelehrte, z. B. Frauen, einen besseren Stil haben, als Gelehrte. Wenn man nun unter solchen Verhältnissen bei Schüler und Lehrer ein ungetrübtes Stilgefühl nicht voraussetzen kann, so darf der Unterricht sich nicht auf bloße Stilübungen beschränken, bei denen der Schüler immer nur auf sein Gefühl verwiesen wird. Wir bedürfen einer Stilistik, die den Lehrer und den Schüler in stand setze, schöne Formen der Darstellung von nicht schönen Formen zu unterscheiden. Diese Stilistik soll aber nicht aus Regeln bestehen, die gleichsam neben dem Stilgefühle hergehen; ihre eigentliche Aufgabe besteht vielmehr gerade darin, daß sie das natürliche Gefühl für die Schönheit der Darstellung zu einem bewußten Erkennen erhebe. Wenn sich die Stilistik diese Aufgabe stellt, wird sie zugleich zu einer kräftigen Schutzwehr gegen alle Einwirkungen, welche das Stilgefühl trüben können.

§ 35.

Die Stilistik setzt voraus, daß der Begriff des guten Stiles überhaupt klar erkannt und die eigentliche Aufgabe der Stilistik mit Bestimmtheit aufgefaßt werde. Um dies zu erlangen, haben wir vor allen Dingen den organischen Vorgang betrachtet, durch den die Gedanken in der Sprache mitgeteilt werden, und wir haben, da in diesem Vorgange die Gedanken nach ihrem Inhalte, nach ihrer logischen Form und nach dem logischen Verhältnisse der Gedanken zu einander dargestellt worden, drei besondere Stücke der Darstellung unterschieden, welche die eigentliche Aufgabe der Stilistik ausmachen. Da auch die Grammatik die Darstellung der Gedanken zum Gegenstande hat, so haben wir das Verhältnis, in dem die Stilistik zur Grammatik steht, näher betrachtet. Wenn man endlich die Aufgabe einer deutschen Stilistik in dem eben bezeichneten Sinne auffaßt, so wird man bald gewahr, daß der deutsche Stil ein in mannigfaltigen Beziehungen eigentümlicher, von dem Stile der andern sowohl alten als neuen

Sprachen verschiedener Stil ist. Es schien darum vor allen Dingen notwendig, die Eigentümlichkeiten des deutschen Stiles zu bezeichnen und ihren Zusammenhang mit der eigentümlichen Entwickelung der deutschen Sprache, des deutschen Volkslebens und der deutschen Litteratur näher zu betrachten.

Nachdem durch diese einleitenden Betrachtungen die eigentliche Aufgabe der deutschen Stilistik und zugleich der Weg bezeichnet worden, auf dem die Lösung dieser Aufgabe versucht werden soll, gehen wir zunächst an die Betrachtung der allgemeinen Stilistik. Es ist die Aufgabe der allgemeinen Stilistik, daß sie nachweise, wie die der deutschen Sprache zu Gebote stehenden Formen der Darstellung anzuwenden sind, damit die Darstellung der Gedanken überhaupt den Gesetzen unseres Denk- und Sprachvermögens vollkommen entspreche und so zu einer schönen Darstellung werde. Die allgemeine Stilistik scheidet sich nach einem natürlichen Teilungsgrunde in die Stilistik des einfachen Satzes und die Stilistik des zusammengesetzten Satzes. Da wir in der Darstellung der Gedanken überhaupt den Inhalt und die logische Form der Gedanken als besondere Stücke der Darstellung unterschieden haben, so zerfällt die Stilistik des einfachen und des zusammengesetzten Satzes jede in zwei Abschnitte, von denen der eine die schöne Darstellung des Inhaltes, und der andere die schöne Darstellung der logischen Form zum Gegenstande hat. In der Stilistik des zusammengesetzten Satzes wird mit der Darstellung des Inhaltes und der logischen Form zugleich die schöne Darstellung der logischen Verhältnisse betrachtet, in denen die Gedanken mit einander verbunden sind.

Allgemeine Stilistik.

Erster Abschnitt.

Stilistik des einfachen Satzes.

Erstes Kapitel.

Darstellung des Inhaltes.

§ 36.

Die Begriffe, die in der Rede entweder als allgemeine Artbegriffe gedacht oder auf besondere Unterarten oder auf einzelnes zurückgeführt werden, machen den Inhalt der Gedanken aus. Die allgemeinen Artbegriffe werden durch Begriffswörter, wie Haus, kaufen, ausgedrückt. Ein allgemeiner Artbegriff kann nur dadurch auf eine Unterart zurückgeführt werden, daß in ihn ein anderer Artbegriff aufgenommen wird, und der Begriff wird alsdann durch ein Satzverhältnis, z. B. ein altes Haus, eines Försters Haus, teuer kaufen, wohlfeil kaufen, ausgedrückt. Ein Artbegriff kann auf einzelnes nur dadurch zurückgeführt werden, daß in ihn eine Beziehung auf den Sprechenden oder auf ein anderes Einzelwesen aufgenommen wird: der Begriff wird alsdann ebenfalls durch ein Satzverhältnis ausgedrückt; das Satzverhältnis wird aber, wenn der Artbegriff durch eine Beziehung auf den Sprechenden individualisiert wird, durch die Verbindung mit einem Formworte, und wenn er durch die Beziehung auf ein anderes Einzelwesen individualisiert wird, durch die Verbindung mit einem Begriffsworte gebildet, das schon durch ein Formwort oder auf eine andere Weise als der Ausdruck eines Einzelwesens bezeichnet ist, z. B. mein Haus, dieses Haus, er hat es heute gekauft, er wohnt hier, und: meines Bruders Haus, des Pfarrers Haus, Alexanders Pferd, er hat den Papst gesehen. Die deutsche Stilistik hat daher in Bezug auf den Inhalt der Gedanken zunächst die Aufgabe, daß sie den nach den organischen Gesetzen der deutschen Sprache richtigen

Gebrauch der Begriffswörter und Formwörter und die denselben Gesetzen entsprechende Bildung der Satzverhältnisse bezeichne.

Nur diejenigen Begriffe, welche in den allgemeinen Begriffsvorrat einer Sprache aufgenommen sind, werden als schon vorhandene Begriffe durch die Begriffswörter ausgedrückt, die als bleibende Ausdrücke der Begriffe in den allgemeinen Wortvorrat der Sprache aufgenommen worden sind. Es werden aber immer Begriffe, die nicht in den Begriffsvorrat der Sprache aufgenommen sind, von dem Sprechenden erst in dem Augenblicke der Rede und nur für den Augenblick der Rede aus schon vorhandenen Begriffen neu gebildet, indem schon vorhandene Artbegriffe auf besondere Unterarten zurückgeführt werden, und diese neu gebildeten Begriffe werden durch Satzverhältnisse ausgedrückt, z. B. ein Haus von Eisen, Papier ohne Ende, Opium rauchen. Wenn ein früher nicht vorhandener Begriff als ein bleibender Artbegriff in den Begriffsvorrat der Sprache aufgenommen wird, so bildet die Sprache für den Begriff durch Ableitung oder Zusammensetzung sogleich ein neues Wort, z. B. Kellner, Taucher, Dampfboot, Bundestag, Brückengeld, Eisenbahn; wenn sie aber nicht im stande ist, durch Ableitung oder Zusammensetzung für den neuen Begriff ein neues Wort zu bilden, so nimmt sie das Satzverhältnis, welches den Begriff ausdrückt, als einen bleibenden Ausdruck des besondern Artbegriffs auf und giebt dem Satzverhältnisse die Geltung eines Wortes. Wir nennen ein Satzverhältnis, das so die Geltung eines Wortes angenommen hat, eine Phrase. Die deutsche Sprache bildet für neue Artbegriffe mit großer Leichtigkeit Sproßformen und Zusammensetzungen, z. B. Witzling, würfeln, segeln, erbitten, Mondschein, Eiweiß, Spinnwebe, seekrank, Seeschlacht, während andere Sprachen gezwungen sind, häufiger von Phrasen Gebrauch zu machen, z. B. enfant trouvé, diseur de bons mots, jouer aux dès faire voile, obtenir par ses prières, clair de lune, jaune d'oeuf. toile d'araignée, attaqué du mal de mer, combat naval. Auch die deutsche Sprache hat jedoch manche Phrasen aufgenommen, z. B. gute Worte geben, Grillen fangen, mit schelen Augen ansehen, hinters Licht führen, Glück wünschen, durch die Finger sehen, und sie hat sogar zur Bezeichnung besonderer Begriffe Phrasen aus fremden Sprachen aufgenommen, z. B. einem den Hof machen, einem einen Besuch machen, einem einen Gefallen thun.

Die Stilistik und insbesondere die deutsche Stilistik hat nun zunächst darauf zu achten, daß nach dem eben bezeichneten Gesetze die in dem Begriffsvorrate schon vorhandenen Artbegriffe durch Wörter, und die von dem Sprechenden erst in dem Augenblicke der Rede gebildeten Begriffe durch Satzverhältnisse dargestellt werden. Von der

Beobachtung dieses Gesetzes hängt zum Teil die Verständlichkeit der Rede ab. Nun ist zwar die Bildung neuer Zusammensetzungen für die in dem Augenblicke der Rede gebildeten Begriffe nicht immer zu tadeln, ja, solche Neubildungen sind zuweilen, namentlich in dichterischem Stile, von guter Wirkung, aber sie dürfen nicht gegen die Gesetze der deutschen Sprache und gegen den guten Geschmack verstoßen. Klopstock namentlich und nach ihm Schiller und Goethe haben in ihren Dichtungen viele neugebildete Zusammensetzungen verwendet, die, wenn sie zuweilen auch sehr kühn erscheinen, doch nie geschmacklos sind, und diese Dichter haben daher nach dieser Richtung hin die Sprache in hohem Maße bereichert und erweitert. Wenn auch Klopstock deshalb von den Leipziger Kritikern und von den Vertretern der Meißner Mundart als „dunkler Wortschöpfer" verspottet wurde, die Sprache selbst war dieser Weiterbildung durchaus fähig, und die Nachwelt dankt dem großen Dichter für das, was die Mitwelt ihm als ein Vergehen gegen Klarheit und Schönheit der Sprache anrechnete. Die dem Griechischen nachgebildeten Zusammensetzungen: himmelfliegendes Erstaunen, himmelsteigender Staub, waldumstürzende Meere, weisheitverlassene Hoffnung, himmelfallende Blitze, donnergesplitterte Wälder, blutbesprengte Hütten u. a., welche sich bei Klopstock finden, sind dem poetischen Stile ganz angemessen; dasselbe gilt von den Zusammensetzungen ähnlicher Art, wie Schiller sie bildet: völkerwimmelnde Stadt, säulengetragenes Dach, sonnenbeleuchtete Erde, göttergünstigtes Haus, himmelumwandelnde Sonne u. s. w. Namentlich in der Braut von Messina schmückt er die Rede vielfach mit solchen Zusammensetzungen, und die Sprache erhält dadurch etwas Glänzendes und Bestrickendes. Auch Goethes Sprache ist reich an ähnlichen Neubildungen; in Wanderers Sturmlied z. B. gebraucht er folgende Worte: hellleuchtend, umwärmend Feuer, neidgetroffen, der blumenglückliche Anakreon, sturmatmende Gottheit, an des Gebirgs sonnebeglänzter Stirn, der blumensingende, honiglallende Theokrit u. a. Auch andere Zusammensetzungen, wie Weltwirrwesen, des Waldes Hochtyrann, Gebetshauch, Rätselschlinge, Erdgefühl, Übermensch u. ähnl., die Goethe bildete, sind von guter Wirkung und verleihen dem Stile etwas Geniales und Ursprüngliches.

Wenn aber in der Gegenwart neue Zusammensetzungen ohne alle Rücksicht auf Wohlklang und Schönheit und ohne Beachtung der Sprachgesetze gebildet werden, so ist das aufs schärfste zu tadeln, und der gute Stil hat solche geschmacklose Neubildungen sorgfältig zu meiden. Eine unserer besten Zeitungen, die von Bodenstedt herausgegebene „tägliche

Rundschau" schreibt einmal: „Wohl hat man Nordenskjöld wegen seiner Nordostpassagefahrt auf das Begeistertste gefeiert." (1883, Nr. 10). Eine solche Zusammensetzung, wie sie uns hier in dem Worte Nordostpassagefahrt entgegentritt, ist durchaus unschön und zugleich auch unklar. Unsere Tageslitteratur ist aber an solchen Zusammensetzungen leider nicht arm. Ähnliche geschmacklose Neubildungen sind z. B. die Worte Staatseisenbahnbau, Raubdoppelmord (ein mit Raub verbundener zweifacher Mord), Volksdienst, Preisherabsetzung, Schlemmkreideindustrie, Helligkeitszunahme, Außerachtlassung, das Anundfürsichsein, Eifrigkeit, das Nichtversammeltsein der Kammern (Kölnische Zeitung), Nichtbeleidiger, Inhaftnahme Jetztzeit u. v. a.[1]) Von dem unschönen Worte Jetztzeit sagt Rudolf Hildebrand[2]) mit Recht: „So ein Ungetüm zu schaffen ist nur einer eigentlich ohrlosen Zeit möglich! . . Da haben die Ausländer wahrlich das Recht, unsere Sprache im Klange eine barbarische zu nennen." Ein ähnliches Wortungeheuer ist das Wort Kleinkinderbewahranstalt. An dem Worte tritt recht deutlich die Wahrheit von dem oben angeführten Ausspruche Schillers zu Tage, daß der Schulverstand, um nur ja nicht unbestimmt zu sein, zu viel Worte mache. Hätte der, welcher das Unwort schuf, daran gedacht, daß Kinder klein sind und daß man sie doch wohl nicht in eine Anstalt aufnimmt, um sie zu verwahrlosen, so hätte er sich wenigstens mit der Bildung Kinderanstalt begnügen können. Da aber auch das Wort Anstalt hier durchaus nicht geeignet ist, so hätte ein wirklich sprachschöpferischer Geist statt jenes Wortungeheuers wohl das Wort Kinderhaus, wie Hildebrand als Ersatz vorschlägt, oder Kinderheim, wie Andresen will, gebildet.

Ebenso ist es andrerseits zu tadeln, wenn ein schon vorhandener Begriff, für den auch schon ein Wort da ist, durch ein Satzverhältnis oder durch eine Phrase ausgedrückt wird, z. B.

> Am Tage seiner Geburt (statt an seinem Geburtstage) brachte Abel dem Herrn ein Opfer. Krummacher. — warm machen (st. wärmen) — Todes verbleichen (st. sterben) — etwas käuflich an sich bringen (st. kaufen) — von etwas Umgang nehmen (st. unterlassen) — etwas zur Anmeldung bringen (st. anmelden) — in Wegfall kommen (st. wegfallen) — zur Erledigung bringen (st. erledigen) u. s. w.

---

[1]) Eine reiche Anzahl ähnlicher Neubildungen stellt Andresen in seiner Schrift „Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen, Heilbronn 1880" S. 58 f. 92 f. zusammen, auch Paulsieck im Progr. der Posener Realschule 1869.

[2]) Vom deutschen Sprachunterricht, 2. Aufl. S. 43.

Weil jedoch das Satzverhältnis an sich den Begriff als einen neu gebildeten Artbegriff darstellt, so gebrauchen besonders die Dichter sehr oft statt des Begriffswortes ein Satzverhältnis, um die Besonderheit des Begriffes hervorzuheben, z. B.

Der sänge wol auf deutscher Erde (in Deutschland) ein scharfes Lied. Uhl. — Laß du mir ungeschwächt des Hauses heilig Recht (das Hausrecht).

Auch in der Umgangssprache kann man jedoch von solchen Auflösungen bestimmter Worte in ein Satzverhältnis Gebrauch machen, wenn nämlich ein von dem ursprünglichen einfachen Worte verschiedener Sinn in der umschreibenden Redeformel enthalten ist, z. B. einen Besuch machen, was auf einen förmlichen Besuch hindeutet und sich so von besuchen unterscheidet, das von einem weniger förmlichen Verkehr gebraucht wird. So sind auch folgende Redeformeln von dem einfachen Worte in der Bedeutung unterschieden: sich Bewegung machen von sich bewegen, einen Gang machen von gehen, jemand eine Freude machen von erfreuen u. ähnl.

§ 37.

Wir haben gesehen, daß die Darstellung der Gedanken vorzüglich dadurch zu einer schönen Darstellung wird, daß die Begriffe und ihre grammatischen Beziehungen, die den Inhalt der Gedanken ausmachen, in der Darstellung auf sinnliche Anschauungen zurückgeführt und von dem Angeredeten die an sich allgemeinen und nicht sinnlichen Begriffe aus sinnlichen Anschauungen des Besondern oder auch aus sinnlichen Bildern reproduziert werden (§ 9, 11). Die Stilistik hat darum in Bezug auf die Darstellung der Begriffe zunächst die Aufgabe, nachzuweisen, wie die Begriffe auf sinnliche Anschauungen zurückgeführt werden. Unzählige Begriffe sind aber als ein Gemeingut aller schon in dem Begriffsvorrate der Sprache vorhanden, und werden durch Begriffswörter ausgedrückt, die bereits in dem Wortvorrate niedergelegt sind; solche Begriffe werden bei der Mitteilung der Gedanken nicht von dem Angeredeten aus sinnlichen Anschauungen reproduziert, sondern ihm unmittelbar mit dem Worte mitgeteilt. Man erkennt zwar bei sehr vielen Begriffswörtern, z. B. Bund und Band, Fluß und Floß noch leicht die sinnliche Grundbedeutung; aber sie wird bei vielen andern, z. B. Hand, Arm und Bein nicht mehr erkannt: und wenn die sinnliche Grundbedeutung auch noch erkannt wird, so kommt sie in dem Augenblicke der Rede bei dem Sprechenden und bei dem Angesprochenen nicht zum Bewußtsein. Die Stilistik hat darum in Bezug auf die Darstellung der Begriffe auch die Aufgabe, nachzuweisen, welche

in dem Wortvorrate schon vorhandenen Begriffswörter gebraucht werden müssen, damit der besondere Inhalt und die besondere Form der Begriffe von dem Angesprochenen leicht erkannt werde.

§ 38.

Die deutsche Sprache ist, weil in ihr die Wörter großenteils noch in ihrer ursprünglichen sinnlichen Bedeutung verstanden werden, zu einer anschaulichen Darstellung der Begriffe geeigneter und fordert sie darum auch in vollerem Maße, als die meisten andern Sprachen: die deutsche Stilistik hat daher ein besonderes Augenmerk auf die sinnlich anschauliche Darstellung der Begriffe und ihrer Verhältnisse zu richten, und von dieser hängt vorzüglich die Lebendigkeit der Darstellung ab (§ 18). Alle Begriffswörter sind, weil sie ein Allgemeines — einen Artbegriff — ausdrücken, an sich Ausdrücke eines Nichtsinnlichen (§ 9). Wir unterscheiden aber Begriffe sinnlicher Dinge, wie Baum, Pferd, fliegen und Begriffe nicht sinnlicher Dinge, wie lieben und hassen. Die sinnlichen Dinge, z. B. ein Soldat, ein Pferd, eine Burg, werden in den Artbegriffen als ein Allgemeines gedacht, aber sie werden schon in unserer geistigen Anschauung wieder auf das Besondere einer sinnlichen Anschauung zurückgeführt, und wir geben auch Dingen, die wir nie gesehen, in unserer Vorstellung sogleich eine bestimmte Größe, Farbe und Gestalt. Das Bestreben, die allgemeinen Artbegriffe auch in der Darstellung auf Besonderes zurückzuführen, tritt besonders in dem Gebrauche der Artikel hervor. Wenn wir nur überhaupt die Art eines Dinges bezeichnen wollen, so führen wir die Art auf ein Einzelwesen der betreffenden Art zurück und geben dem Gattungsnamen das Wort ein als Artikel bei, z. B. ein Mann, ein Baum; das im Griechischen ebenso gebrauchte τις bezeichnet ursprünglich als Interrogativpronomen (wer) gleicherweise ein Einzelwesen. Wollen wir aber die Art eines Dinges nach ihrem ganzen Umfange bezeichnen und die Allgemeinheit des Begriffes hervorheben, so verbinden wir mit dem Gattungsnamen den bestimmten Artikel und stellen die ganze Art als ein einziges Einzelwesen dar, z. B. der Mensch ist frei geschaffen, der Wein erfreut des Menschen Herz.

Je allgemeiner nun die ganze Art des unter einen Begriff gestellten Dinges ist, desto mehr Besonderes müssen wir in den Begriff hineinlegen, um ihn in unserer Vorstellung auf das Individuelle einer sinnlichen Anschauung zurückzuführen, und die Begriffe der besonderen Unterarten, wie Eichbaum, Tanne, Apfelbaum, und fallen, steigen, kriechen, fliegen, liegen der sinnlichen Anschauung näher, als die Begriffe der allgemeinen Arten, wie Baum und sich bewegen.

Nun fordert zwar sehr oft schon die Verständlichkeit und Bestimmtheit des Ausdruckes, daß man nicht die allgemeine Art, z. B. Baum, Schiff, sondern die besondere Unterart, z. B. Tanne, Kahn bezeichne: aber man bezeichnet in der Darstellung auch dann, wenn der Zweck derselben nicht die Unterscheidung der besondern Unterart fordert, die Art, z. B. Baum, Blume, Waffe, durch eine besondere Unterart, z. B. Eiche, Rose, Schwert, um nur den weniger sinnlich anschaulichen Artbegriffen mehr sinnliche Anschaulichkeit zu geben, und man hat die Bezeichnung der Art durch eine Unterart, weil sie zur Schönheit der Darstellung beiträgt, als eine besondere Redefigur angesehen.

Es gehört zu den Eigentümlichkeiten der deutschen Sprache, daß sie mehr als andere Sprachen die besondern Unterarten der Thätigkeitsbegriffe durch verschiedene Wörter bezeichnet. So haben wir die Verben legen, stellen, setzen und stecken für besondere Unterarten des Begriffes, die im Französischen nur durch das Verb mettre und im Englischen durch to put ausgedrückt werden, und die Verben lauten, schallen, tönen und klingen, für die sich im Französischen nur sonner und im Englischen nur to sound findet. Die deutsche Sprache bedient sich insbesondere der Zusammensetzung mit Vorsilben und Präpositionen, um Begriffe sinnlicher und nicht sinnlicher Thätigkeiten auf besondere Unterarten zurückzuführen, z. B. erschallen und verschallen, zuführen und abführen. Da der Bedeutung der Verben überhaupt der Begriff der Bewegung als der sinnlichen Erscheinung aller Thätigkeit zu Grunde liegt und die Vorsilben und Präpositionen Gegensätze räumlicher Richtungen bezeichnen, so haben die durch solche Zusammensetzungen bezeichneten Begriffe zugleich mehr sinnliche Anschaulichkeit, als die Begriffe der einfachen Verben. Die deutsche Sprache hat sich auf diese Weise sehr viele Wörter für besondere Begriffe gebildet, die in andern Sprachen nicht durch ein Wort und nicht ebenso anschaulich dargestellt werden, z. B. erbitten und verbitten, erlernen und verlernen, erleben, erzwingen, verschlafen, verscherzen, verschmerzen, einem etwas anthun, ansehen, anmessen, einem etwas zutrauen, zumuten, einem zuhören, zusagen, nachstehen u. a. Solche unserer Sprache eigentümliche Ausdrücke besonderer Begriffe haben nicht nur den Vorteil größerer Kürze und Bestimmtheit, sondern geben auch durch die räumliche Bedeutung der Vorsilben und Präpositionen dem Begriffe sinnliche Anschaulichkeit, und der richtige Gebrauch derselben verdient auch in Bezug auf die Schönheit der Darstellung eine besondere Betrachtung.

§ 39.

Wir haben oben besondere Formen der Darstellung, welche dadurch, daß sie den Begriffen eine größere Lebendigkeit sinnlicher Anschauung geben, vorzüglich zur Schönheit der Darstellung beitragen, als die Figuren des Inhaltes bezeichnet (§ 17). Zu den Figuren dieser Art gehören zunächst diejenigen Darstellungsformen, die man, weil man sie als Vertauschungen der Begriffe auffaßte, als eine besondere Art unterschieden, und Tropen[1]) genannt hat. Man hat nämlich diese Formen der Darstellung aus den psychologischen Gesetzen der Ideenassoziation erklärt und angenommen, Begriffe, die nach diesen Gesetzen einander leicht hervorrufen, sollten sich in der Darstellung vertauschen, und diese gleichsam spielende Vertauschung der Begriffe sollte der Rede als ein Schmuck dienen. Die Tropen sind aber nur besondere Formen desjenigen Vorganges, durch den die Sprache überhaupt in der Darstellung der Gedanken Begriffe eines Allgemeinen auf Besonderes, und nicht sinnliche Begriffe auf sinnliche Anschauungen zurückführt, und wir machen von den Tropen oft auch in der gewöhnlichen Rede Gebrauch, ohne es zu wissen oder zu wollen. Die Tropen finden sich in der Sprache aller Völker, und die Bildung derselben hängt mit der Entwickelung der Sprache überhaupt eng zusammen. Die Wörter, welche der schöpferische Sprachgeist des Volkes bildete, hatten ursprünglich alle nur eine sinnliche Bedeutung, und diese Wörter wurden im Laufe der Zeit auch zur Bezeichnung nicht sinnlicher Dinge und Vorgänge verwendet, da man für abstrakte Begriffe keine neuen Wörter bildete. Erst späterhin vergaß man die ursprüngliche sinnliche Bedeutung, und die Wörter, welche zur Bezeichnung nicht sinnlicher Begriffe verwendet worden waren, wurden abstrakte Wörter. Der Drang, das Abstrakte sinnlich zu beleben, erstarb aber auch dann noch nicht, als der Sprachgeist für alle Gebiete einen hinreichenden Wortvorrat geschaffen hatte, ja dieser Drang ist überhaupt das Zeichen, daß das Geistesleben eines Volkes noch frisch und kräftig ist, erst das Greisenalter eines Volkes läßt ihn ersterben. Mit innerer Notwendigkeit geht daher die Bildung der Tropen aus dem Denk- und Sprachleben eines Volkes hervor, und es ist eine ganz äußerliche und falsche Auffassung, wenn man die Tropen als bloßen Schmuck der Rede bezeichnet hat. Wen nicht eine lebendige sinnliche Gestaltungskraft zur Bildung von Tropen drängt, wer vielmehr dieselben äußerlich zusammensucht, bloß zu dem Zwecke,

[1]) Tropus oder Trope bedeutet eigentlich Wendung. Das Wort ist aus der griechischen Rhetorik entlehnt: ὁ τρόπος, lat. tropus, von griech. τρέπειν, d. i. wenden. Cicero erklärt tropus als immutatio verborum.

um seine Rede zu schmücken, dessen Ausdruck erscheint unnatürlich und schwülstig, und seine Rede zeigt statt sinnlich lebendiger Anschaulichkeit innere Unwahrheit und hohle Phrase. Es ist oben (§ 17) schon bemerkt worden, daß die Redefiguren vorzüglich der lebendigeren Sprache des Gefühles und der Phantasie eigen sind; damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß man dann von Bildern überhaupt keinen Gebrauch machen dürfe, wenn Gedanken dargestellt werden sollen, an denen Gefühl und Phantasie zunächst keinen Teil haben. Im Gegenteil: auch abstrakte Gegenstände sollten nicht in so abstrakter, aller sinnlichen Anschaulichkeit entbehrender Sprache dargestellt werden, wie es leider nur allzuoft geschieht, ja, wie es sogar von vielen als das höchste Ziel sprachlicher Darstellung erstrebt wird. Ein glücklich gewähltes Bild giebt dem Leser oder Hörer oft mehr Klarheit über den Gegenstand als seitenlange Erörterungen. Wir begreifen unter den Tropen die Synekdoche, die Metonymie, die Prosopopöie und die Metapher.

§ 40.

Die Synekdoche (συνεκδοχή, d. i. Mitverstehen, lat. comprehensio) führt ein Allgemeines auf ein Besonderes zurück, das als solches der sinnlichen Anschauung näher steht als das Allgemeine (§ 38). Sie bezeichnet:

a) Die Art durch eine Unterart oder durch ein Einzelwesen, z. B. Waffen durch Schwert oder Lanze, die Singvögel durch die Lerche oder die Nachtigall, die reißenden Tiere durch Tiger oder Wolf, eine reizende Gegend durch Elysium, einen reformatorischen Geist durch Luther, einen großen Redner durch Demosthenes.

Der Dänen Schwerter drängen Schwedens Heer. Uhl. —
Weh dem, der an den würdig alten Hausrat
Ihm rührt, das teure Erbstück seiner Ahnen!
Das Jahr übt eine heiligende Kraft;
Was grau für Alter ist, das ist ihm göttlich. Schiller, Wallenst. Tod I, 4.

Der Schwede ficht für seine gute Sach'
Mit seinem guten Degen und Gewissen. Ebenda I. 5.
Ich fühle mich. Was Ihre Alba leisten,
Das kann auch Karl, und Karl kann mehr.
Schiller, Don Karlos II, 2.

b) Das Ganze durch einen Teil, z. B. das Haus durch das Dach, die Kirche durch den Turm, das Meer durch die Welle, den Menschen durch das Haupt, das Schiff durch den Mast, den Kiel oder das Segel.

Bunte Kreuzesfahnen ziehen durch die Felder ihre Bahn. Uhland, Waller. — Fern vom Herde, fern vom Hofe wandert er. Uhl. — Nicht betritt sein Fuß die Hallen. Uhl. — Er fühlt sich nun im engen Raum gefangen, auf dem Schaum sich hin und her gewiegt. v. Platen. — Ein Tempe grünt auf diesem Sande. Ramler. — Wenn mir nicht mehr das Auge des zärtlichen Giseke lächelt. Klopst. Ode: An Ebert, 1748. — Wir flehen um ein wirtlich Dach. Schiller, Kraniche des Ibykus. — Schnell ist des Schwertes Schneide bloß. Schiller, Kampf mit dem Drachen.

c) Die Vielheit durch das Einzelne, und die unbestimmte Zahl durch eine bestimmte, z. B. viele Lerchen (singen) durch die Lerche, viele Rosen (blühen) durch die Rose (blüht), viele durch hundert.

Das Lüftchen mit der Rose spielt. Uhland. — Der Schwede muß sich vorsehn mit dem Deutschen. Schiller, Wallenst. Tod I. 5. — Freiheit liebt das Tier der Wüste. Schiller, Eleusisches Fest. — Nur allein der Mensch vermag das Unmögliche. Goethe, Das Göttliche.

Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare.
Goethe, Bei der Betrachtung von Schillers Schädel.

Mit einer Gier verschlingts die Citrustische
Der Reichen wie des Brückenbettlers Krücke,
Holznäpfe wie murrhinische Gefäße,
Des Cynikers Sandalen wie des Consuls
Lictorenbeile und curulschen Sitz.
Robert Hamerling, Ahasverus in Rom.

Drang auch der Feind mit tausend Feuerschlünden
Bei Ostrolenka grimmig auf uns an,
Doch wußten wir sein tückisch Herz zu finden,
Mit Bajonetten brachen wir die Bahn.
Jul. Mosen, Die letzten Zehn vom vierten Regiment.

Die Wirkung der Synekdoche in der Darstellung der Begriffe hat ihren Grund im allgemeinen und zunächst darin, daß das Besondere (die Unterart, das Individuelle und ein Teil) die sinnliche Anschauung früher und lebendiger berührt, als das Allgemeine (die Art und das Ganze). Das Schwert und der Tiger ist anschaulicher als der Begriff der Waffe oder eines reißenden Tieres, und das Segel berührt die

Sinne früher und stärker als das Schiff. Die Wirkung des Tropus beruht jedoch nicht lediglich auf der größeren Anschaulichkeit des Besondern, sondern sehr oft zugleich auf einer näheren Beziehung des Besondern auf das Gemüt und auf die Phantasie; es ist darum nicht gleichgiltig, durch welches Besondere ein Allgemeines in der Darstellung bezeichnet werde. So bezeichnet man die Nahrung durch Brod, weil dieses das allgemeinste und darum von jedem gesuchte Nahrungsmittel ist; man gebraucht statt Meer die Welle, wenn man die Beweglichkeit oder auch die Unsicherheit des Meeres, und Mauern statt Burg oder Stadt, wenn man die Festigkeit und Sicherheit hervorheben will, und man bezeichnet das Haus durch den Herd, wenn man auf das trauliche Leben der Familie hindeuten will. Auch muß der Teil, durch den man ein Ganzes bezeichnet, in der sinnlichen Anschauung dem, was von dem Ganzen ausgesagt wird, entsprechen: ist die Rede z. B. von einer Person, so ist es die Hand, die schafft, waltet und Wohlthaten spendet, das Auge, das wacht und die Zustände der Seele kund thut, und der Fuß, der wandert und sich verirrt, hüpft und ausgleitet.

Weil man die Tropen als Vertauschungen solcher Begriffe auffaßte, welche durch Ideenassoziation verbunden sind, hat man unter der Synekdoche auch die Bezeichnung einer Unterart oder eines Einzelwesens durch die ganze Art und die Bezeichnung eines Teiles durch das Ganze begriffen. Die eigentliche Bedeutung der Synekdoche besteht aber darin, daß sie als eine Figur des Inhaltes den Begriff eines Allgemeinen auf Besonderes zurückführt und ihn dadurch anschaulicher macht; die eben bezeichneten Formen der Darstellung können daher nicht unter den Begriff der Synekdoche gestellt werden. Wenn man die Menschen Sterbliche oder Kinder der Erde, und ein Einzelwesen den Helden, den Tyrannen oder den Befreier nennt, und so eine Unterart und ein Einzelwesen durch die Art bezeichnet, so ist diese Form der Darstellung allerdings als eine Redefigur anzusehen, aber sie ist nicht eine Figur des Inhaltes, die den Begriff des menschlichen Geschlechtes und des Individuums anschaulicher macht, sondern eine Figur der logischen Form, die Attribute desselben hervorhebt (§ 17), und diese Form der Darstellung wird auch nur als eine Figur der logischen Form gebraucht. — Wenn man sagt: „Das Land, oder die Stadt, ist in Trauer versetzt“, „Das Dorf hat sich empört“, so wird nicht eigentlich ein Teil durch das Ganze, sondern die Menschen werden durch ein Raumverhältnis bezeichnet, und der Ausdruck gehört nicht zur Synekdoche, sondern zur Metonymie. In den Ausdrücken „die ganze Stadt trauert“ „Alle Welt ist erstaunt“ „Dinget nur die

halbe Welt zusammen“ (Ramler) liegt zugleich eine Hyperbel. Man bezeichnet zwar auch zuweilen, um nur dem Ausdruck den Reiz der Neuheit zu geben, einen Teil durch das Ganze, und man findet das besonders bei den lateinischen Dichtern, z. B. ferebant dona auro gravia sectoque elephanto. Virg., aber man fühlt sogleich, daß diese Form der Darstellung nicht natürlich ist.

§ 41.

Die Metonymie (ἡ μετωνυμία, d. i. Namensvertauschung, das Setzen eines Wortes für das andere) bezeichnet ein Ding durch ein anderes Ding, das mit ihm in notwendiger Verbindung und zugleich der sinnlichen Anschauung näher steht, nämlich:

a) Die Wirkung durch ihre Ursache, z. B. den Wein durch Bacchus, Homers Werke durch Homer; eine Thätigkeit durch eine sinnliche Wirkung, z. B. einen Mord durch Blut, die Arbeit durch Schweiß, Kummer durch Thränen, und eine Verrichtung durch das Werkzeug, z. B. den Krieg durch das Schwert, die Malerkunst durch den Pinsel, den Ackerbau durch den Pflug.

Die Unsterblichkeit ist ein großer Gedanke, ist des Schweißes der Edlen wert. Klopstock, Der Zürchersee, 1750. — Sonst späht dein Ohr ja alles. Derselbe. — Obgleich die männliche Tugend nicht die Thräne verbeut. Derselbe, An Giseke, 1758.

Der Degen hat den Kaiser arm gemacht,
Der Pflug ist's, der ihn wieder stärken muß. Schiller.

b) Die Form durch den Stoff, z. B. den Dolch durch Stahl, die Kugel durch Blei, ein Prachtgewand durch Seide.

Auch das Würmchen, mit Golde bedeckt, merkt auf. Klopstock, Die Frühlingsfeier, 1759. — Schon vor des Eisens blanker Schneide schaudert mir. Schiller, Jungfr. v. Orl. II. 8. — Das Eisen ist gezückt, es fällt der Streich. Ebenda II, 10.

Und sammelt im reinlich geglätteten Schein
Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein.
Schiller, Glocke.

c) Den nicht sinnlichen Begriff durch ein sinnliches Zeichen, z. B. den Sieg durch den Lorbeer, den Frieden durch den Ölzweig, die Herrschaft durch Scepter und Krone.

Ist denn die Krone ein so einzig Gut?
Ist es so bitter schwer, davon zu scheiden?
Schiller, Jungfr. v. Orl. I. 6.

d) Die Dinge durch ihr Raum- oder Zeitverhältnis, z. B. die bösen Geister und ihre Werke durch die Hölle, ein philosophisches

System und seine Vertreter durch die Akademie oder die Schule, die Römer und ihre Handlungen durch Rom, die Menschen und ihre besondere Richtung durch das Jahrhundert, in dem sie leben, und die Leipziger Schlacht durch den achtzehnten Oktober.

Ich fürchte nichts mehr — Arm in Arm mit dir
So fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken.
Schiller, Don Karlos I, 9.

So ist ganz Rom zuletzt
Hineingezogen in den bacchschen Taumel.
Hamerling, Ahasverus in Rom.

Man hat unter der Metonymie auch Darstellungsformen begriffen, welche diesem Tropus nicht angehören, und besonders hierher Ausdrücke gezogen, in denen eine sinnliche Ursache durch eine nicht sinnliche oder weniger sinnliche Wirkung, oder auch eine sinnliche Wirkung durch eine weniger sinnliche Ursache bezeichnet wird, z. B.

Die Wolken träufeln Segen (fruchtbaren Regen). — Der Frühling schmückt die Erde mit Freude (erfreuenden Blumen). — Hütten, um die der Landmann stille Schatten (Bäume) pflanzte. Sie zertreten den Schweiß des Landmannes (die durch Schweiß gewonnenen Saaten). — Sollte der unsterblich nicht sein, der Gesundheit uns und Freude (die Schlittschuhe) erfand? Klopstock. — Dir ist dein Haupt umkränzt mit tausendjährigem Ruhm. Klopstock.

In solchen Ausdrücken geht die sinnliche Anschaulichkeit des Begriffes verloren, und es wird nur ein kausales Verhältnis des Begriffes in dem Gedanken (daß der Regen Segen bringt, die Blumen uns erfreuen, die Bäume Schatten geben) hervorgehoben. Dieselben sind daher nicht als Metonymie zu bezeichnen; denn die sinnliche Anschaulichkeit ist ein wesentliches Stück der Metonymie.

§ 42.

Die Prosopopöie (ἡ προσωποποιΐα, d. i. Vermenschlichung, von τό πρόσωπον, Gesicht, Antlitz, Person, und ποιέω, machen, lat. personificatio) stellt leblose Dinge und selbst abstrakte Begriffe als lebende Wesen dar und legt ihnen Handlungen von Personen bei. Diese Form der Darstellung hat ihren Grund in der Natur des menschlichen Geistes, und es hat sich in ihr diejenige Vorstellungsweise erhalten, in der von dem menschlichen Geiste in den ersten Anfängen seiner Entwickelung die in der Außenwelt angeschauten Dinge aufgefaßt wurden. Der noch kindliche Sinn des Menschen ahnt in den Dingen der Außenwelt, wenn sie zuerst seine Sinne

berühren, überall ein ihm verwandtes Leben und überträgt auf sie die Empfindungen und Gedanken, deren er sich in seinem Innern bewußt geworden, und weil er sich die Dinge als belebte Wesen vorstellt, werden sie auch als solche von ihm in der Sprache dargestellt. Wir sehen oft, daß sich dieser Vorgang, wie er in der Kindheit des menschlichen Geschlechtes überhaupt stattgefunden, mehr oder weniger bei den Kindern wiederholt. Bei fortschreitender Entwickelung unterscheidet der Mensch zwar sehr bald zwischen Personen und Sachen, aber jedes frische Menschengemüt setzt überhaupt das Formlose gern in menschliche Form, das Leblose in Lebendiges um, wenn es dasselbe sich näher führen und ganz erfassen will. Nicht etwa die Griechen und Römer haben die Prosopopöie erfunden, wie man wohl zuweilen meint, und nicht von da erst ist sie zu den andern Völkern gekommen, sondern jeder gesunde Menschengeist kommt noch heute von selbst zu dieser Form, die Dinge zu betrachten, ohne daß er die gelehrte Bezeichnung kennt. Die gelehrten Bezeichnungen der Redefiguren können überhaupt leicht zu einer falschen Auffassung des Sprachlebens führen, und es kann gar nicht genug hervorgehoben werden, daß alle diese Redeformen in der Werkstatt des schaffenden Sprachgeistes und im Gemüt des Menschen von selbst werden und wachsen, und daß wir nur die gelehrten Namen für diese natürlichen Vorgänge, die sich bei jedem geistig lebendigen Volke wiederholen, von den Griechen und Römern herübergenommen haben. Am besten wäre es freilich, wenn wir nun endlich einmal diese fremden Kunstnamen ganz ausschieden, aber unsere Zeit bewegt sich nach dieser Richtung hin doch noch zu sehr in den alten, ausgefahrenen Geleisen, als daß sie einer Beseitigung dieser Kunstnamen zustimmte. Wohl mancher würde darin einen schweren Raub sehen, der an der Bildung begangen würde. Viele Ausdrücke, wie: Der Sturm *geht vorüber*, der Winter *kommt*, die Not *zwingt*, der Himmel *bedeckt sich*, die Sonne *versteckt sich* u. a. sind Prosopopöien, deren sich jeder täglich in seiner Umgangssprache bedient; nur empfindet er dieselben nicht mehr als solche, weil diese Redewendungen schon längst im Sprachvorrate niedergelegt sind und nicht erst im Augenblicke der Rede geschaffen werden. Wer sich aber die Mühe nimmt, solche Redewendungen schärfer anzusehen, dem wird bald der volle Inhalt derselben lebendig werden, und sein Sprechen und Denken wird dadurch an sinnlicher Kraft gewinnen.

Auch Ausdrücke, wie: die *lachenden* Fluren, die *geschwätzige* Quelle, die *fliehenden* Nebel, die *schlafende* Natur u. s. w. enthalten solche Umsetzungen des Leblosen in Lebendiges. Unter der Prosopopöie im engeren Sinne versteht man aber ausgeführtere Personifikationen, die jeder sofort als solche empfindet. Hierher gehören diejenigen Formen

der Darstellung, in denen leblose Dinge oder auch abstrakte Begriffe, z. B. Liebe, Neid, Kunst, Krieg, wie Personen reden oder angeredet werden und ihnen Gestalt und Handlungen von Personen beigelegt werden, z. B.

O du, der Traube Sohn, der im Golde blinkt,
Den Freund, sonst niemand, lad' in die Kühlung ein.
Wir drei sind unsrer wert und jener
Deutscheren Zeit, da du, edler Alter,
Dem Rheine zuhingst. Klopstock, Der Rheinwein, 1753.

Der Wald neigt sich, der Strom fliehet, und ich
Falle nicht auf mein Angesicht? Klopstock, Frühlingsfeier, 1759.

Veilchen bring ich getragen,
Junge Blüten zu dir,
Daß ich dein moosig Haupt
Ringsum bekränze,
Ringsum dich weihe,
Felsen des Thals! Goethe, Felsweihe-Gesang an Psyche.

Das Kleid gefärbt in Schwefelpfuhlen
Und in der Hölle dunklem Strom,
So sitzt, bewirtend ihre Buhlen,
Auf goldnem Stuhl das stolze Rom. Alfred Meißner, Ziska.

O Priester Tod, du treuer, echter!
Du schmiedest fest der Liebe Band.
Du mehr als Welt und Glück gerechter,
Rasch einst du Busen, Mund und Hand.
Du sprengst im ungeheuern Schwanken
Des Lebens scharfgezogne Schranken.
Gottfried Kinkel, Otto der Schütz.

Die Wirkung der Prosopopöie beruht nicht, wie die der andern Tropen, nur darauf, daß sie der Darstellung mehr sinnliche Anschaulichkeit gibt, sie erregt zugleich ein ganz besonderes Wohlgefallen dadurch, daß sie ein an sich lebloses Ding als ein dem Sprechenden und Angesprochenen durch ein gemeinsames Leben verwandtes und mit ihnen befreundetes darstellt. Es erklärt sich hieraus der Reiz, von dem sich der Leser wunderbar angezogen fühlt, wenn an sich leblosen Dingen oder auch Tieren Handlungen und Zustände beigelegt werden, die er an sich selbst oder doch an seinesgleichen erlebt hat, wenn z. B. in Hebels allemannischen Gedichten der Bach (die Wiese) wie ein mutwilliges Mädchen umherhüpft und gaukelt und dann mit klopfendem

Herzen dem Bräutigam (dem Rheine) entgegentritt, wenn der Distelfink sein Sonntagsröckchen anzieht und der Käfer in einer Schenke einkehrt und sein Schöppchen trinkt. Die Prosopopöie führt den Geist gewissermaßen zurück in die selige Kindheit, in der er die Welt mehr mit dem Gemüte und der Phantasie als mit dem Verstande auffaßt; diese Form der Darstellung bietet sich daher ungesucht von selbst dar, wenn das Gemüt und die Phantasie in lebhafter Aufregung sind; darum macht von ihr besonders die lyrische Poesie Gebrauch, z. B.

Süß ist, fröhlicher Lenz, deiner Begeistrung Hauch,
Wenn die Flur dich gebiert, wenn sich dein Odem sanft
In der Jünglinge Herzen
Und die Herzen der Mädchen gießt.
Klopstock, Der Zürchersee, 1750.

Nur unter Stürmen entsendet sein „Werde“
Mahnend der Lenz in den schlummernden Schacht,
Nur unter Stürmen erhebt sich die Erde,
Wenn sie vom Schlafe des Winters erwacht.
Ernst Scherenberg.

Da wacht die Erde grünend auf,
Weiß nicht wie ihr geschehn,
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf
Und möchte vor Lust vergehn.
Sie flicht sich blühende Kränze ins Haar
Und schmückt sich mit Rosen und Ähren.
Und läßt die Brünnlein rieseln klar,
Als wären es Freudenzähren. Geibel.

Es ist aber unnatürlich und geschmacklos, wenn man Dingen, welche nicht, wie die in den angeführten Beispielen, an dem allgemeinen Leben der Natur Teil haben, sondern nur künstlich zugerichtet sind und für die wir keine Sympathie haben, menschliche Handlungen und Empfindungen beilegt, z. B.

In dem Salon des Rates haben die vielen Kerzen auf den Tischen einen Bund eingegangen mit den drei Kronleuchtern, ein Lüstre in dem Saale zu verbreiten, auf welches der Tag gegründete Ursache hätte haben können, ein wenig Jalousie zu empfinden.

Man macht von der Prosopopöie besonders häufig Gebrauch bei allgemeinen nicht sinnlichen Begriffen und stellt abstrakte Begriffe, wie die Tugenden und Laster, die Weisheit und die Thorheit, die Hoffnung und die Furcht, die Liebe und den Haß, den Krieg und den Frieden u. a., in sinnlicher Anschaulichkeit als konkrete Wesen dar, die

fühlen und handeln, wie Personen. Diese Weise der Darstellung hat einen großen Reiz für die Phantasie und macht darum einen wohlgefälligen Eindruck: auf sie gründet sich großenteils die Mythologie der Alten. Die ganze Anschauungsweise der alten Griechen und Römer, wie auch unsrer Vorfahren, der alten Germanen, war überhaupt eine sinnlich lebendigere und phantasiereichere, als die unserer Zeit. Unsere abstrakten wissenschaftlichen Begriffe erscheinen wie leere Schemen im Vergleich zu den lebensvollen Gestalten, in welche die Griechen und Römer und unsere Vorfahren ihre geistigen Begriffe zu kleiden wußten. Diese Neigung zur Abstraktion, welche in unserer Zeit immer mehr um sich greift, ist es, welche Schiller in seinem Gedicht: „Die Götter Griechenlands" so bitter beklagt:

Da der Dichtung zauberische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand —,
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur;
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen goldnen Wagen
Helios in stiller Majestät.

u. s. w.

In begabten Dichtern lebt jedoch auch heute noch jene alte Kraft, dem Geistigen sinnliche Gestalt zu geben und dem Leblosen Leben einzuhauchen, und namentlich Goethe gilt hier als unübertroffener Meister. Eine der schönsten Prosopopöien, die mit wunderbarem Zauber auf Herz und Gemüt wirkt, ist die Stelle in seinem Faust:

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet,
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freunds, zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder

Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.
Und wenn der Sturm im Walde braust und knarrt,
Die Riesenfichte stürzend Nachbaräste
Und Nachbarstämme, quetschend, niederstreift,
Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert;
Dann führst du mich zur sichern Höhle, zeigst
Mich dann mir selbst und meiner eignen Brust
Geheime tiefe Wunder öffnen sich.
Und steigt vor meinem Blick der reine Mond
Besänftigend herüber, schweben mir
Von Felsenwänden, aus dem feuchten Busch
Der Vorwelt silberne Gestalten auf
Und mildern der Betrachtung strenge Lust.

I. Teil, Wald und Höhle.

In so großartiger Weise hatte selbst das Altertum nicht die Natur verinnerlicht und vermenschlicht.

Der Gebrauch von Prosopopöien hat jedoch gewisse Grenzen, die er nicht überschreiten darf. Die Prosopopöie gehört überhaupt der Sprache des Gefühls und der Phantasie an; wenn nun Gedanken, an denen Gefühl und Phantasie keinen großen Teil haben, dargestellt und abstrakte Begriffe personifiziert werden, die nicht, wie z. B. die Tugend, die Weisheit, die Liebe, in einer großen Allgemeinheit gedacht werden und Gefühl und Phantasie ansprechen, sondern, wie etwa Krankheit und Genesung, Reichtum und Armut, Fleiß und Trägheit als Begriffe ganz besonderer Zustände mehr dem reflektierenden Verstande angehören, so wird die Darstellung unnatürlich und verletzt den guten Geschmack. Auch wird die Prosopopöie leicht anstößig, wenn in epischen Gedichten und Erzählungen ein abstrakter Begriff als die Hauptperson der ganzen Begebenheit dargestellt und ihm, wie einem menschlichen Wesen oder wie den griechischen Göttern, menschliche Gestalt und eine fortlaufende Reihe menschlicher Handlungen und Leiden beigelegt wird, z. B.

Ich habe geliebt. Ich habe diese Liebe gepflegt und groß gezogen, wie eine Mutter ihr einziges Kind, mit Lachen und Weinen, bald bei schlaflosen Nächten und rotgewachten Augen, bald mit Singen und Trillern; ich habe diese Liebe auf meinen Armen getragen, ans Herz sie gedrückt, ihr die Augen sehnsüchtig geküßt, ich habe sie gebadet im warmen Odem meiner Zärtlichkeit; ich habe sie lallen gelehrt durch das Zuflüstern des Kosens, und habe sie gehen gelehrt an dem Gängelbande der Zuversicht. Da, als sie groß war, und mein Alles, da wollte ich meinen Blick tauchen in ihren

Seelenquell, und mein Leben trinken aus ihrem Blick, und mein Ohr lauschend legen an das Pulsieren ihres Herzens — da — da — da war sie erstarrt, kalt, leblos, sie liebte mich nicht mehr. Ich betrachtete die schöne Leiche der Liebe lange und schmerzlich, ich küßte die tote Lippe, und senkte diese Liebe ein in den Sarg meines Herzens, und der Sargdeckel schlug zu, und um den Sarg herum in mir ist nun ein Haus der Trauer. Saphir.

§ 43.

Die Metapher (ἡ μεταφορά, d. i. Übertragung, von μετα-φέρω, weg- und anderswohintragen, lat. translatio) stellt den Begriff eines Dinges durch ein sinnlich anschauliches Bild, d. h. durch ein Ding dar, das dem darzustellenden Dinge ähnlich ist. Alle Ähnlichkeit beruht aber darauf, daß zwei Begriffe, wenn sie Begriffe eines Seins sind, ein Attribut, und wenn sie Thätigkeitsbegriffe sind, eine Weise als ein Attribut der Thätigkeit mit einander gemein haben; so ist z. B. eine weiße Haut dem Schnee, und schnell fahren dem Fliegen ähnlich. Jeder Metapher, z. B. „Der gute Ruf ist ein Kleinod" liegt ein Gleichnis zu Grunde (Man soll ihn schützen und bewahren, wie ein Kleinod); sie ist aber von dem Gleichnisse darin verschieden, daß sie den Begriff selbst durch das Ähnliche darstellt, während das Gleichnis den Begriff nur durch die Zusammenstellung mit dem Ähnlichen anschaulicher macht. Wenn man sagt: „Er ist ein schlauer Fuchs", so ist das eine Metapher; wenn man aber sagt: „Er ist so schlau wie ein Fuchs" oder: „Er gleicht einem schlauen Fuchse", so ist das ein Gleichnis. Durch die Metapher werden nicht nur, wie durch die Synekdoche und Metonymie, Begriffe des Seins, sondern auch Thätigkeitsbegriffe dargestellt, und der Gebrauch der Metapher hat besonders darum in der Darstellung der Gedanken eine bei weitem größere Ausdehnung als die Metonymie und Synekdoche, weil die Thätigkeitsbegriffe an sich weniger sinnliche Anschaulichkeit haben, als die Begriffe des Seins. Auch macht man von der Metapher vorzüglich Gebrauch, um die Begriffe der nicht sinnlichen Dinge in sinnlicher Anschaulichkeit darzustellen; die Begriffe der sinnlichen Dinge bedürfen an sich nicht einer bildlichen Darstellung, sie werden jedoch ebenfalls in Bildern dargestellt, wenn ein besonderes Attribut des Dinges oder eine besondere Beziehung zu unserem Gefühle in der Darstellung hervorgehoben werden soll. So wird ein kräftiger Mann ein Adler, eine schöne Jungfrau eine Blume, der Wein flüssiges Gold, und die beim Pharaospielen verlierende Karte eine gefräßige Karte genannt, und in Klopstocks Ode heißt es:

Nicht in den Ozean der Welten alle
Will ich mich stürzen; — — —
Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur will ich schweben und anbeten.

ferner:

Der Wald neigt sich, der Strom fliehet

und:

Nun ist, wie dürstete sie! die Erd' erquickt.

Die Metapher und das Gleichnis sind auch in ihrer Wirkung auf die Darstellung verschieden. Durch das Gleichnis wird sehr oft nur die besondere Art eines Seins oder die besondere Weise einer Thätigkeit näher bezeichnet und so ein allgemeiner Artbegriff auf eine besondere Unterart, wie durch Beispiele, ein Artbegriff auf Einzelnes zurückgeführt. Wir bedienen uns daher der Gleichnisse, wie der Beispiele, besonders dann, wenn wir dem Angesprochenen eine Besonderheit des Begriffes verständlich machen wollen, z. B. „Diese Pflanze riecht wie Moschus“ „Das Ding ist weich wie Wachs“. Die Wirkung der Metapher hingegen besteht nicht eigentlich darin, daß sie einen Artbegriff durch Zurückführung auf ein Besonderes verständlich macht, sondern darin, daß sie den Begriff und seine Besonderheit durch ein sinnliches Bild in einer lebendigeren Anschaulichkeit darstellt. Wie das Gleichnis mehr der Prosa, so gehört die Metapher mehr der Poesie und besonders der Sprache des Gefühles und der Phantasie an. Auch erregt die Metapher mehr Wohlgefallen, als das Gleichnis. Insofern die Auffindung von Ähnlichkeiten an sich mit Lust verbunden ist, erregen beide an sich ein besonderes Wohlgefallen: die Metapher erregt aber gerade dadurch, daß sie den Begriff nicht bloß mit seinem Bilde zusammenstellt, sondern den Begriff selbst durch das Bild ausdrückt und so Verschiedenartiges als ein und dasselbe darstellt, ein größeres Wohlbehagen, indem sie an den Angeredeten die Anforderung stellt, den Widerspruch der Darstellung in dem Gedanken wieder zu lösen.

Die Metapher wird zu einer Allegorie (ἡ ἀλληγορία, d. i. Bezeichnung durch etwas anderes, durch ein Bild, ἀλληγορέω, d. i. etwas bildlich bezeichnen, etwas anders ausdrücken, als der eigentliche Sinn verlangt), wenn nicht ein Begriff, etwa das Subjekt oder das Prädikat, sondern ein ganzer Gedanke oder eine Reihe von Gedanken, die zu einer Einheit verbunden sind, in einem Bilde dargestellt werden, z. B.

Ohne die Saat erblüht ihm die Ernte. Schiller. — Und wird sie (Recha), was sie lange genug gespielt, nicht endlich werden? Wird der lautere Weizen, den Ihr gesät, das Unkraut endlich nicht ersticken? Lessing.

Eine fortlaufende Reihe von Gedanken wird in der bekannten Allegorie von dem Ringe in Lessings Nathan dargestellt, eine ausgeführtere Allegorie ist auch Schillers „Mädchen aus der Fremde“. Die meisten Sprichwörter sind Allegorien, und das Wohlgefallen, das wir an ihnen finden, erklärt sich daraus, daß sie eine allgemeine Wahrheit in einem sinnlichen Bilde als ein Besonderes darstellen, „Der Apfel fällt nicht weit von dem Stamme“ „Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht“ „Wie man in den Wald ruft, so ruft es wieder heraus“.

Die Metaphern erregen schon darum, weil sie als ein freies Spiel der Phantasie hervortreten, unser Wohlgefallen, und sie tragen vorzüglich zur Schönheit der Darstellung bei. Aber die Freiheit, mit der die Phantasie in dem Reiche der Begriffe waltet, überschreitet leicht das rechte Maß, und nicht alles, was sie schafft, ist schön. Ein ungeschickter Gebrauch der Bilder in Metaphern und Gleichnissen gehört zu den sehr häufig vorkommenden Fehlern des Stiles, die Stilistik hat daher die Gesetze näher zu bezeichnen, nach denen in der Darstellung der Gedanken schöne Bilder von nicht schönen Bildern zu unterscheiden sind.

§ 44.

Eine wesentliche Eigenschaft eines schönen Bildes ist, daß das Bild dem durch das Bild zu bezeichnenden Dinge nicht nur ähnlich sei, sondern auch die Ähnlichkeit leicht erkannt werde. Wenn die Ähnlichkeit nicht leicht erkannt wird, so wird das Bild nicht verstanden oder macht doch wegen der mühsamen Auffindung der Ähnlichkeit keinen schönen Eindruck. So wäre der Ausdruck: „Die Augenlider, die jetzo das Auge des Weltkreises deckten, die Dünste, erheben sich plötzlich“ (Kleist) ganz unverständlich, wenn nicht dem Bilde seine Erklärung (Dünste) beigegeben wäre; ebenso sind „das Auge der Welt“ als ein Bild der Sonne, und Klopstocks „gebirgiges Meer“ statt: stürmisches Meer, schwer zu verstehen. Schwer verständlich sind besonders die Bilder, wenn die Ähnlichkeit, wie in diesen Beispielen, weit hergeholt oder nur von einer zufälligen und ganz unbedeutenden Eigenschaft hergenommen ist, z. B.

Jede Kirchenglocke ist eine Taucherglocke, unter der man die Perle der Religion findet.

Auch wird die Ähnlichkeit nicht sogleich erkannt und das Bild ist nicht schön, wenn das Bild und das durch das Bild Bezeichnete von verschiedenen Sinnen aufgefaßt werden, z. B.

Dieser Blick war dem Geklapper zu vergleichen, durch welches die furchtbarste Schlange, die Hornringe ihres Schweifes aneinander stoßend, die Pilger vor ihrem Giftstachel warnt. —

Lieblich warst du, wie die Röte,
Die Aurorens Tritt umfließt,
Lieblich wie des Hirtens Flöte,
Der den neuen Tag begrüßt.

Man nennt alle Metaphern, bei denen die Ähnlichkeit erst gesucht werden muß, harte Metaphern, und diese vertragen sich überhaupt nicht mit der Schönheit des Stiles. Man verbessert jedoch oft eine harte Metapher durch ein erklärendes Attribut und nennt z. B. den Wein flüssiges oder trinkbares Gold und das Kamel das Schiff der Wüste, oder auch durch ein erklärendes Gleichnis, und dieses giebt oft, indem es das Bild mehr ausmalt, der Metapher einen größeren Reiz, z. B.

Wie ein Morgentrank von hellem Alpenwasser, rann der alte Klang des Hirtenhorns in seine Brust. Jean Paul. — Gelassenheit und Ruhe gingen, wie Sternenhelle, in seiner Seele auf. Jakobi. — Wie ihm (Shakespeare) nur die fernsten, ungewöhnlichsten und bedeutsamsten Worte, wie gehorsame Kinder, entgegenlaufen und er dann so mit ihnen liebkost und sie im zartesten Tanz regiert, daß Himmelsgeister den Menschen beneiden müssen, der so etwas schaffen oder auch in vollem Entzücken genießen kann. Tieck.

Man macht von einer harten Metapher und von einem harten Gleichnisse oft nur Gebrauch, um durch ein ungewöhnliches Bild den Begriff hervorzuheben, und verbessert dann die Härte durch das mildernde: gleichsam, fast oder gewissermaßen, z. B.

Es sind eigentlich nicht die rührenden Stellen, es sind die schönen Stellen, aus denen der reine Geist des Dichters gleichsam aus hellen Augen hervorsieht. Goethe. — Sie hatte die Rolle in den Proben gleichgiltig behandelt; bei der Aufführung selbst aber zog sie, möchte man sagen, alle Schleusen ihres individuellen Kummers auf. G. — Ist nicht zu unsern Zeiten Calderon gewissermaßen wie eine verlorne Insel neu entdeckt worden? Tieck.

Es liegt schon in dem Begriffe eines Bildes, daß es sinnlich anschaulich sein muß. Fehlerhaft sind darum die sentimentalen Gleichnisse, in denen Vorgänge der sinnlich angeschauten Natur mit Vorgängen des geistigen Lebens verglichen werden, z. B.

Ich sah hinaus in die Ferne, die grenzenlos wie unsere Wünsche und dunkel wie unsere Zukunft vor mir lag. Saphir. — Nach jedem aufgeflammten Lichtmomente trat eine dichte Finsternis ein,

wie nach einer erloschenen Hoffnung die Trostlosigkeit sich fühlbarer um uns herlegt. Saphir. —

Wie funkelnd war der Glanz, der durch die Bäume ging,
Und zitternd sich am Rand betauter Blätter hing.
Die Sonne quoll hervor, wie Ruh aus Tugend quillt.

Abstrakte Begriffe haben keine sinnliche Anschaulichkeit; darum ist es sehr zu tadeln, wenn an der Stelle des sinnlich konkreten Begriffes, den der bildliche Ausdruck fordert, ein abstrakter Begriff steht, z. B.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken

(besser: in das weite Gebiet, oder in das freie Reich der Gedanken). — Indem sein scharfer Stahl das Leben (besser: Blut) der Streiter trinkt. — Ich habe Balsam für Eure Krankheit (besser: Wunde). — Meine Pfade gehn fern von dir durch Blut und Trümmer zum Tode (besser: zum Grabe). — Allzuherben Leids Unendlichkeit (besser: Flut) ergoß sich über sein Herz.

In der Metapher wird sehr oft mit dem bildlichen Ausdrucke ein nicht bildlicher Ausdruck als Attribut oder Prädikat verbunden, z. B.

Du allein trägst die Schuld, wenn sie auf tadelnswerte Bahnen geriet. — Meine Quellen lügen nicht. —

Der Saft der Traube
Behagt dem Völkchen erst alsdann,
Wenn nach der Arbeit ihn in kühler Laube
Ein froher Kranz von Freunden schlürfen kann.

Metaphern dieser Art, die man unreine Metaphern nennen kann, haben weniger sinnliche Anschaulichkeit und sind im allgemeinen weniger schön als die reinen Metaphern, z. B. „Ein Geschlecht wird weggemäht und das andere sproßt auf". Goethe. Unreine Metaphern, wie die eben angeführten, sind wegen des auffallenden Mangels sinnlicher Anschaulichkeit sehr zu tadeln, aber nicht alle unreine Metaphern sind als fehlerhaft anzusehen. Tadellos sind besonders Metaphern, in denen ein substantivisch ausgedrücktes Bild mit einem substantivischen Attribute nicht bildlicher Bedeutung so verbunden wird, daß dadurch nicht nur das Bild erklärt, sondern auch der nicht bildliche Begriff in die bildliche Anschauung hineingezogen wird, z. B. der Lenz des Lebens, die Pforten der Ewigkeit, das Ruder des Staates, ein Schimmer der Freude, ein Strahl von Hoffnung, ein Meer des Jammers, der Abgrund des Verderbens. In diesen Ausdrücken wird nicht nur das Bild: Lenz, Pforten, Ruder u. s. f. durch das nicht sinnliche Attribut verständlich gemacht, sondern das an sich nicht sinnliche Attribut wird ebenfalls zu einem sinnlichen Bilde

erhoben und in dem Gedanken das Leben als die Aufeinanderfolge der Jahreszeiten, die Ewigkeit als ein Palast, der Staat als ein Schiff, die Freude und die Hoffnung als ein aufgehendes Licht angeschaut. Da in solchen Metaphern das an sich nicht bildliche Attribut ebenfalls bildlich wird, sind sie eigentlich nicht mehr als unreine Metaphern anzusehen, und sie sind vorzüglich geeignet, Attribute des darzustellenden Begriffes, welche nicht sinnlich anschaulich sind, z. B. die Frische der Jugend, die schwache Regung von Freude und Hoffnung, die Größe des Jammers und Verderbens in sinnlicher Anschaulichkeit darzustellen. Weniger schön sind die unreinen Metaphern, wenn das substantivische Attribut, nur um das Bild verständlich zu machen, denselben Begriff ausdrückt, den das Bild bezeichnen soll, z. B. der Lenz der Jugend, der Balsam des Trostes, das Licht der Wahrheit, die Nacht des Aberglaubens, der Sonnenschein des Glückes. Bilder dieser Art haben weniger sinnliche Anschaulichkeit, und der Gebrauch derselben ist im allgemeinen nicht zu empfehlen: sie thun nur dann eine gute Wirkung, wenn sie in einer weiter ausgeführten Metapher der bildlichen Darstellung eines ganzen Gedankens zur Grundlage dienen, z. B.

> Auf ganzen Völkern lag Jahrtausende lang die Nacht des Aberglaubens, ehe ihnen das Licht der Wahrheit aufging. — Wenige wandeln ihr ganzes Leben in dem Sonnenschein des Glückes.

Dieser Gebrauch der unreinen Metapher ist besonders Jean Paul sehr geläufig, z. B.

> Unter allen Treppen, die auf eine Kanzel heben, ist wohl keine wurmstichiger, als der gradus ad parnassum: man lege dafür die Sturmleiter der Grobheit, die Galgenleiter der Simonie an die Kanzel und laufe hinauf, oder man spanne die Flughaut einer Schürze aus, kurz, man steigt auf allen Treppen schneller auf, als auf der Schneckentreppe des Verdienstes.

Fehlerhaft sind endlich Bilder, welche, wenn sie auch von sinnlichen Dingen hergenommen sind, doch der geistigen Anschauung widerstreben und darum unverständlich sind, z. B.

> Jetzo nahm uns die Au in die beschattenden
> Kühlen Arme des Walds, welcher die Insel krönt. Klopst.

§ 45.

Eine wesentliche Eigenschaft einer schönen Metapher ist ferner die Wahrheit der Metapher. Diese ist zwiefacher Art, nämlich die historische und die sinnliche Wahrheit. Alle Bilder werden entweder von den Erscheinungen der Natur oder aus der Geschichte hergenommen,

und wenn das Bild mit dem, was wir von dem als Bild gebrauchten Dinge wissen, im Widerspruche steht, so fehlt der Metapher die historische Wahrheit. Wenn ein Schriftsteller den Ruhm seines Helden gleich dem Polarstern auf- und niedergehen, oder eine Spinne ihr Gift aus einer Rosenknospe saugen, oder Ameisen und Hornissen an den Denkmälern edler Männer, und die Raupen an des Staates Lebensmark nagen läßt, so fühlen wir uns durch den Widerspruch mit dem, was wir von den Dingen wissen, verletzt, und das Bild verträgt sich nicht mit der Schönheit der Darstellung. Bilder der Art kommen nicht selten bei zünftigen Schriftstellern vor, welche nicht die Zeit hatten, sich in der Natur umzusehen, und die historische Unwahrheit geht leicht in Unsinn über, wenn einer einen Gedanken, der sich in ihm selbst noch nicht zu einer klaren Anschauung gestaltet hat, durch einen Aufwand glänzender Bilder hervorheben und so eine große Wirkung erzielen will, z. B.

> Der Kupferstecher verewigt die sterblichen Farben des Malers durch eherne Denkmale; er zieht den Farben ihr buntes Kleid ab und umhängt die gemalten Gedanken mit einem schwarzen weitläufig gewebten Flore.

Es bedarf hier kaum der Erinnerung, daß Bilder, welche aus der Mythologie der Alten, oder wie die Gnomen, der mörderische Basilisk und der unverbrennliche Salamander, aus alten Sagen, Fabeln und Märchen hergenommen sind, durchaus gestattet und nicht etwa darum, weil der reflektierende Verstand sie nicht als wahr anerkennt, zu verwerfen sind. Die Mythen haben in Bezug auf bildliche Darstellung die Geltung historischer Wahrheit, und sie machen gerade dadurch, daß sie dem Reiche einer schöpferischen Phantasie angehören und eine große Lebendigkeit sinnlicher Anschauung gewähren, besonders in poetischen Darstellungen einen wohlgefälligen Eindruck. Nur dann, wenn solche Bilder mit dem historischen Inhalte der Fabel im Widerspruche stehen, trifft sie ebenfalls der Vorwurf historischer Unwahrheit, z. B.

> Die unerbittlichen Parzen durchschnitten den zarten Lebensfaden ihrer drei jüngsten Kinder. — Denken will ich Eurer, bis die Parze meines Lebens schlanken Stengel knickt.

So sehr man sich indes im allgemeinen bei dem Gebrauche der Bilder an die historische Wahrheit halten soll, so würden doch manche Schönheiten der Darstellung verloren gehen, wenn man dieses Gesetz überall mit pedantischer Strenge in Anwendung bringen wollte. Eine lebhaft aufgeregte Phantasie und ein von heftigen Affekten bewegtes Gemüt tritt in freiern Formen der Rede in die Erscheinung und schafft sich Bilder, welche über die Grenze der historischen Wahrheit hinaus-

schreiten und mit ihr oft in grellem Widerspruche stehen. Ungewöhnlichen Stimmungen des Geistes ist ein ungewöhnlicher Ausdruck natürlich, und Bilder, welche die Schranken historischer Wahrheit überschreiten, erhalten gerade dadurch, daß in ihnen besondere Stimmungen des Geistes auf lebendige Weise in die Erscheinung treten, eine poetische Wahrheit, z. B.

Diese Marie — alle unsere Gedanken kennt sie, Adelheit fühlt ihr eigenes Herz fast nur in dem dieser verworfenen Heuchlerin. Tieck. — Vielleicht vermag der Sklav mehr als der Fürst. Denn Rosenketten haben oft gehalten, wo Eisenketten brechen. Öhlenschläger. — Sie wandelt träges Eis in lichte Flammen. Goethe.

Nur ihn noch einmal sehn und dann die Schläfe
Dem Opferstahle bieten, nur mein Blut
Und seines Scheiterhaufens Flamme sollen
Sich dann vermählen. Paul Heyse, Die Sabinerinnen.

Doch wie aus Tiefen unergründlich war
Dies feurige Meteor mir aufgestiegen,
Und meine Seele flog zu ihm empor,
Ein Aar ins Nordlicht, in den trunknen Himmel.
Unselges Weib, mißhandelt von dem Gatten,
Du tiefes, heilges Wunder der Natur,
Verständnislos mißachtet — heiß entbrannte
Zu dir die Liebe in des Jünglings Herzen.
Rudolf Gottschall, Mazeppa.

Es ist besonders die poetische Wahrheit der ungemein kühnen Bilder, was Shakspeares Darstellung den oft wunderbaren Reiz giebt, z. B.

Geschworne Freunde,
Die in zwei Busen nur ein Herz getragen,
Die Zelt und Bett und Mahl und Arbeit teilten,
Vereinigt stets als wie ein Zwillingspaar
In ungetrennter Liebe, brechen aus
Urplötzlich durch den Hader um ein Nichts
In bittern Haß.

Rennt nicht das Wort wie Eisen durch dein Blut?

Ja fünf und zwanzig Jahre lag ich in Wehn
Um Euch, ihr Söhn', und erst in dieser Stunde
Genas ich froh von meiner schweren Bürde.

Weil der Kontrast eines Bildes mit dem durch das Bild bezeichneten

Dinge das eigentliche Wesen des Witzes ausmacht (§ 11), so schafft auch der Witz gern Bilder, welche die Grenzen der historischen Wahrheit überschreiten: und es ist gerade der Gegensatz gegen die historische Wahrheit, was in dem komischen Stile oft eine große Wirkung hervorbringt. Es ist besonders ein Verstoß gegen die historische Wahrheit, wenn man dem Bilde eine reale Wirkung des Dinges beilegt, von dem das Bild hergenommen ist, und so, oder auch auf entgegengesetzte Weise Bildliches und Nichtbildliches verwechselt, aber eben das Ungereimte, das in einer solchen Darstellung liegt, verstärkt oft die komische Wirkung, z. B.

Cäsar: Machen wirst du, daß ich alles umwerf', einschlag' und verbrenne mit dem Feuer meiner Brust.

Mosquito: Wenn du genug doch Feuer hättest, um die Chokolad' ein wenig zu bereiten. Calderon, übers. von Gries.

Wie herb dieser Mann aussieht! Ich kann ihn nicht ansehen, daß ich nicht eine volle Stunde Sodbrennen bekäme. Shakspeare übers. von Tieck.

Er läuft einem Wilde nach, was Euch schwerlich einfiele bei seinem sauren Gesichte, das süße Milch könnte gerinnen machen. W. Scott.

Es hat der Mond schon so lange geschienen: aber es ist meines Wissens außer Ihnen noch kein berufener und verordneter Kirchendiener darauf verfallen, die heilige Lampe der Andacht an dessen kaltem Schimmer anzuzünden. Musäus.

Nein, mein Herz ist zu Stein geworden; ich schlage daran, und die Hand schmerzt mich. Shakespeare.

Auf geniale Weise haben besonders Shakespeare und Jean Paul durch solche ungereimte Bilder eine komische Wirkung hervorgebracht.

§ 46.

Bei weitem häufiger als der Mangel historischer Wahrheit kommt bei der Metapher ein Mangel sinnlicher Wahrheit vor. Es fehlt der Metapher an sinnlicher Wahrheit, wenn mit einem bildlich ausgedrückten Begriffe ein ebenfalls bildlich ausgedrückter Begriff als Prädikat oder Attribut oder Objekt verbunden wird, und die Bilder in der sinnlichen Anschauung mit einander im Widerspruche stehen, z. B.

Eine Sache in das schwärzeste Licht stellen. — Ein verwelkendes Licht. Bodmer. — Den Leib mit Glanz besäen. Bodmer.

Er grub mit Flammenschrift in uns des Lasters Scheu,
Und ihren Nachgeschmack, die bittre Kost der Reu'. Haller.
Hat sich unter's Joch der Mode
Auch der Ehre Bahn geschmiegt?

Ein immerwährender Sturm ist in der Seele dessen, dem die erstickende Flamme im Busen lodert. — Nachdem sich die Portiere geschlossen hatte, schlüpfte mit leisem Tritte ein weiblicher Fuß ins Zimmer und löschte mit eigener Hand die Kerzen. Philipp Galen. — Er stimmte seine Laute und fing an, seine neueste Geburt, die erst unter dem poetischen Meißel hervorgegangen war, zu intonieren. — Wenn die Früchte der jetzt herrschenden Schreibwut in ruhiger Vergessenheit nebeneinander schlummern werden. — Eine solche Anzahl zugkräftiger Magnete können wir auch noch heute nennen und darunter Sterne, die mit einem Glanze leuchten, wie es nur bei einem Virtuosengestirn erster Größe der Fall war. Nationalzeitung 27, 373.

Mit Recht hebt Paul Lindau in der Gegenwart (10, 384) hervor, „wie den Schriftstellern, die in der notgedrungenen Hast der Zeitungsproduktion schreiben müssen, allmählich die sinnliche Bedeutung der von ihnen gebrauchten Wörter und Redewendungen ganz verloren geht und wie sich dadurch eine wahrhaft grauenhaft falsche Bildlichkeit in den Spalten der Tagesblätter und dann in der Unterhaltung der Zeitungsleser, also in der Sprache der Gebildeten einnistet. Es fällt kaum noch auf, wenn man in der Zeitung liest: „Wir wollen diese brennende Frage nicht erschöpfen“ oder: „Aus guter Quelle verlautet“ oder: „Jenes Blatt, dem aus den Ministerialbureaus die trockensten Nachrichten zufließen“ u. dgl., Wasser und Feuer, Festes und Flüssiges wird ohne weiteres sinnlos zusammen und durcheinander gebracht.“ Die Phantasie ist nicht im stande, bei einer solchen Metapher das Bild in sinnlicher Anschaulichkeit zu reproduzieren; man hat sie daher als Katachrese, d. h. als Mißbrauch (κατάχρησις) der Bilder, bezeichnet. Als Katachresen sind auch diejenigen Metaphern anzusehen, welche mit einem nicht bildlich ausgedrückten Dinge ein bildliches Prädikat oder Attribut verbinden, das mit dem Dinge in der sinnlichen Anschauung im Widerspruche steht. Wollte man jedoch alle Verbindungen eines bildlichen Prädikates oder Attributes mit einem nicht bildlichen Begriffe als Katachresen ansehen, so würden wenig schöne Metaphern übrig bleiben: sie sind nur dann fehlerhaft, wenn die in dem Bilde dargestellte Thätigkeit dem nicht bildlichen Begriffe des Dinges widerspricht. Wenn es z. B. heißt „Die Freude hat mich

mit ihrem Zauberstabe berührt" „Die Liebe spend' Euch aus ihrem Kranze Blumen" „Der blasse Neid" „Eine gefräßige Karte verschlingt ein Kapital", so sind solche Ausdrücke nicht zu tadeln, in denselben wird die Freude, die Liebe und der Neid als eine Person, und die Karte als ein Tier angeschaut, ebenso wird in Ausdrücken wie „silberne oder smaragdne Wellen" das Wasser als ein flüssig gewordenes Metall oder Gestein aufgefaßt; das Nichtbildliche verschmilzt in solchen Ausdrücken, wie in manchen unreinen Metaphern (§ 44), mehr oder weniger mit dem Bildlichen in ein sinnlich anschauliches Bild, und das ganze Bild hat sinnliche Wahrheit. Eine solche Verschmelzung des Nichtbildlichen mit dem Bildlichen ist aber nicht wohl möglich in folgenden Ausdrücken:

Da die lauten Thränen in dem sehnenden Auge verstummten. — Die Thränen spornten mich an. — Seine That war mit Wohlstand und Anstand bestreut. — Des Lebens Licht verkürzen. — Das Bildnis der Lieder tönt sanft in fernen Gebirgen. — Eine heiße Sehnsucht durchdrang die Ritterbrust, die nach dem gelobten Lande zog. — Der Rennstein ist ein Weg durch die Wolken, eine wahre Dichterstraße, und von seinen Höhen herab wühlt das Auge in dem nahen Reize der tiefen Berghöhlen und Felsenschluchten. — Der Sonnenschein strömte schwebende Schatten der Blätter auf ihn hin. — Winde dich, Schlange, um ihr nacktes Bein; tief dann verwunde den warmen Schnee. — In unserm oberflächlichen Leben reist das Gemütliche per Eisenbahn zum Leben hinaus, und die Urbanität ist jetzt schon ein so seltener Vogel, daß, wie man diese nur ausgestopft in Sammlungen findet, auch sie nur noch in Büchern zu finden ist. — Man ließ es sich gefallen, daß durch tönende Stellung der Wörter und kostbare Wendungen der Mangel an Gedanken gewissermaßen übertäubt wurde. — In einem Roman der Gartenlaube findet sich folgender Satz: Braut und Bräutigam sahen schön und glücklich aus, obgleich es schien, daß diese beiden Beiworte bei dem Bräutigam stärker in die Augen sprangen.

Der Mangel sinnlicher Wahrheit ist in diesen Stellen, die wir bei sehr beliebten Schriftstellern finden, recht fühlbar, und auf Katachresen dieser Art muß man besonders bei dem deutschen Stile ein wachsames Auge haben. Weil nämlich in der deutschen Sprache mehr als in den meisten andern Sprachen die ursprüngliche sinnliche Bedeutung der Wörter noch verstanden wird, so ist sie von Natur mehr als andere Sprachen zu bildlichen Darstellungen der Begriffe geeignet; ihr sind daher die Metaphern nicht nur in der Poesie, sondern auch in

der Prosa bei weitem geläufiger, als andern Sprachen. Wenn man nur die französischen und englischen Übersetzungen unserer Dichter mit dem Originale vergleicht, so erkennt man sofort, daß es den Franzosen und Engländern besonders schwer wird, die deutschen Metaphern so nachzubilden, daß sie nicht an sinnlicher Anschaulichkeit verlieren. Weil aber die sinnliche Bedeutung der Wörter im Deutschen noch lebendiger erkannt wird, so wird auch jeder Verstoß gegen die sinnliche Wahrheit der Dinge fühlbarer, als in den andern Sprachen, und je geläufiger dem deutschen Stile der Gebrauch von Metaphern ist, desto mehr Aufmerksamkeit sollte man auf die Vermeidung von Katachresen richten. Nun wird aber besonders von belletristischen Schriftstellern, die durch bildliche Darstellungen Eindruck machen wollen, oft sehr wenig auf die sinnliche Wahrheit der Bilder geachtet, z. B.

> Das Invalidenhaus, jene große Gruft des von selbst absterbenden Lebens, wo das wilde Geräusch eines im Kriege vertummelten Daseins still abblüht und welkt. — Der Kampf, der in diesem Blatte gekämpft wird, erregt die Teilnahme aller derjenigen, denen der Aktenstaub und die geheime Stubenluft des schriftlichen und heimlichen Verfahrens die Organe des Verständnisses nicht abgestumpft hat. — Eigene Organe sollen zu diesem Zwecke an mehreren Orten gegründet werden. — Der Bach kommt bei allmählicher Erweiterung des Thales endlich an eine Stelle, deren eigentümliche und schauerliche Schönheit auf das Gemüt einen jener tiefen Eindrücke hervorbringt, welche dem Wunderbaren und Schauerlichen die Pforten der Seele öffnen. — Der Frühling hatte seine duftenden Festtage mit allen Blumenglocken eingeläutet; Berg und Thal lagen in der seligen Umarmung einer befruchtenden Sonne.

Dem flüchtigen Leser sind solche Katachresen, weil sie so häufig vorkommen, nicht mehr auffallend; jeder aufmerksame Leser fühlt sich aber durch den Mangel sinnlicher Wahrheit verletzt.

Es verträgt sich endlich nicht wohl mit der sinnlichen Wahrheit der Metapher, wenn dasselbe Ding zugleich durch mehrere Bilder dargestellt wird, die von ganz verschiedenartigen Dingen hergenommen sind. Wenn die Darstellung mit Bildern überladen ist, so fehlt ihr die Einheit, und die sinnliche Auffassung wird durch den Wechsel einander widersprechender Bilder unmöglich gemacht oder doch sehr erschwert, z. B.

> Der überfüllte Wille, die Begier,
> Satt und doch ungesättigt, dieses Faß,

Voll und leck, frißt erst das Lamm, und lüstert
Dann noch nach dem Gedärm. —
  Wenn der süße Schlaf herniederschwebt,
Dieser fromme Schutzgeist aller Müden,
Dieser Liebling aller Kreatur,
Dieses Balsambad der wunden Glieder,
Dieser Labebecher der Natur. —

Eine Welt, in der die Hölle so nahe an die Seligkeit grenzt, daß es ungewiß ist, welche von beiden die andere einst verschlingt. —

Ha, wie die Seele dann hoch ihre Segel spannt,
Wie den Fittich sie kühn in die Sonne taucht,
Und in hoher Begeistrung
Wie ein Quell vom Gebirge strömt. —

Den Baum der Phantasie entbildert
Nun des Verstandes kalte Hand;
Die Blume des Gefühls verwildert,
Der Quell der Dichtung stockt im Sand. Rückert.

Du kannst nicht klagen, daß ich dich vergessen,
Sieh her in meines Herzen offne Wunden —
So viele Stunden, als ich dich besessen,
So viele Narben werden drin gefunden. Dingelstedt.

Man muß jedoch das, was oben von der Sprache leidenschaftlicher Erregung in Bezug auf die historische Wahrheit der Bilder gesagt worden ist (§ 45), auch auf die sinnliche Wahrheit anwenden. Es ist der Sprache der aufgeregten Phantasie und der Sprache des erhöhten Gefühlslebens natürlich, Begriffe, von denen das Gemüt lebhaft ergriffen ist, in einem mannigfaltigen Wechsel von Bildern darzustellen, und Anhäufungen ungleichartiger Bilder sind, weil in ihnen die geistige Stimmung des Sprechenden lebendig in Erscheinung tritt, in gehobener Rede oft von großer Wirkung, z. B.

Der Königsthron hier, dies gekrönte Eiland,
Dies Land der Majestät, der Sitz des Mars,
Dies zweite Eden, halbe Paradies,
Dies Bollwerk, das Natur für sich erbaut,
Der Ansteckung und Hand des Kriegs zu trotzen,
Dies Kleinod, in die Silbersee gefaßt,
Dies England u. s. f.
Shakespeare, König Richard, übers. v. Schlegel.

Macbeth mordet den Schlaf, ihn, den unschuld'gen
Schlaf, der des Grams verworr'n Gespinst entwirrt,
Den Tod von jedem Lebenstag, das Bad
Der wunden Müh', den Balsam kranker Seelen,
Den zweiten Gang im Gastmahl der Natur,
Das nährendste Gericht beim Fest des Lebens.
Shakespeare, Macbeth, übers. v. Tieck.

Mit Recht weist Vischer in seiner Ästhetik (III, Abschn. 2, 1230 ff.) darauf hin, daß das Heraustreten aus einem Bilde dem wahren Dichter nicht unbedingt verwehrt sein dürfe. Nur sei freilich die Grenze schwer zu bestimmen, wo ein Wechsel der Bilder unschön und geschmacklos zu werden beginne. Im allgemeinen läßt sich aber als Regel feststellen, daß ein Bilderwechsel nur dann von guter Wirkung ist, wenn sich die Bilder nicht geradezu widersprechen (wie in dem oben angeführten Beispiele von Dingelstedt: Wunde und Narbe), wenn sie nicht verstandesmäßig zusammengesucht und ausgesponnen sind, und wenn der darzustellende Inhalt Kühnheit und Schwung der Sprache fordert. Die Sprache muß überhaupt, wenn der Bilderwechsel nicht störend wirken soll, so gewaltig Gemüt und Phantasie gefangen nehmen, daß der nüchterne Verstand gar nicht Zeit hat, die schönen Bilder aufzulösen und so den poetischen Duft abzustreifen. Wo der Bilderwechsel unter diesen Bedingungen auftritt, wirkt er oft geradezu bezaubernd und hinreißend, wie namentlich zahlreiche Stellen in Shakespeares Dramen beweisen. Nur Pedanten und phantasie- und gemütlose Verstandesmenschen werden auch einen in dieser Weise auftretenden Bilderwechsel geschmacklos finden. Endlich ist der Bilderwechsel auch gestattet in der philosophischen Dichtung, überhaupt in der ernsten und hohen Gedankendichtung. Hier dient der Wechsel der Bilder dazu einen abstrakten Begriff nach seinen verschiedenen Seiten hin sinnlich zu veranschaulichen. So ist es z. B. ein durchaus tadelloser Bilderwechsel, wenn Schiller in seinem Lied: An die Freude beginnt:

„Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium."

Immerhin gehört jedoch, wie schon hervorgehoben wurde, ein sehr feines Gefühl für die Schönheit der Darstellung, ein sicherer Takt und ein gesunder, unverbildeter Geschmack dazu, beim Heraustreten aus einem Bilde nicht gegen die Gesetze der Schönheit zu verstoßen, und nur der wahre und echte Dichter wird es daher wagen dürfen, einen solchen Wechsel der Bilder eintreten zu lassen. Ein einziger Fehlgriff in der Wahl der Bilder, ein geringes Zuviel, ein kaum merkliches

Herabsinken der Diction kann sofort die ganze Stelle geschmacklos, ja lächerlich erscheinen lassen. Viele unsrer modernen Lyriker und Epiker sollten daher ihre Bilder mit größerer Strenge wählen und sollten es sich zunächst geradezu zum Gesetz machen, streng im Bilde zu bleiben, damit sie nicht aus dem Erhabenen ins Lächerliche verfielen und zu einer so unwahren, unnatürlichen und geschmackwidrigen Bildlichkeit kämen, wie es leider nur allzuoft geschieht.

§ 47.

Wir werden weiter unten sehen, daß Neuheit und Würde des Ausdruckes überhaupt wesentliche Eigenschaften einer schönen Darstellung sind, und das gilt vorzüglich von der Metapher.

Die Metapher gehört eigentlich der Sprache der Gemütsaufwallung und der Phantasie an. Die Gemütsaufwallung und die Phantasie erheben sich in der Rede über die Sprache des alltäglichen Lebens und schaffen sich neue Formen der Darstellung und besonders neue Bilder. Diese Bilder werden nicht mit Auswahl aus einem schon vorhandenen Vorrate von Bildern, etwa wie die Begriffswörter aus dem Wortvorrate hergenommen, sondern sie sind Eingebungen des Augenblickes. Je größer die augenblickliche Aufregung des Gemütes ist, desto mannigfaltiger und ungewöhnlicher sind die Bilder, die sich dem Sprechenden ungesucht für die darzustellenden Begriffe darbieten, und ein höherer Grad geistiger Aufregung thut sich oft sogar in Bildern kund, welche über die Grenzen historischer und sinnlicher Wahrheit hinausgehen. Es ist die Natur der Metapher, daß sie in der Rede nur als der Ausdruck einer besondern Seelenstimmung hervortritt, und daß das Bild als eine Eingebung des Augenblickes, und darum als ein neues Bild erscheint. Wenn in Todesanzeigen und förmlichen Standreden, wie es oft geschieht, Bilder gebraucht werden, welche für solche Gelegenheiten gewöhnlich geworden sind, so erregen sie den Verdacht, daß es mit der besondern Seelenstimmung, welche dargestellt werden soll, nicht sehr ernstlich gemeint sei. Man würde jedoch zu weit gehen, wenn man Bilder, welche nicht ganz neu sind, schlechterdings verwerfen wollte. Es giebt viele Bilder, welche sehr nahe liegen, und vor andern geeignet sind, Begriffe nicht sinnlicher Dinge in sinnlicher Anschaulichkeit darzustellen. Solche Bilder bieten sich auch dem nicht aufgeregten Geiste jeden Augenblick dar, und sie werden leicht zu einem Gemeingute, von dem man auch wohl Gebrauch macht bei der Darstellung von Gedanken, an denen Gefühl und Phantasie wenig teilhaben. Bilder dieser Art sind „der Frühling und der Abend des Lebens“ „die Rosen und die Dornen auf den Pfaden des Lebens“ „die Blüte und das

Verwelken der Jugend“ „der Balsam des Trostes“ „die Netze der Verführung“ „die Schlingen und Fallstricke der List“ u. a. Diese Bilder sind nicht gerade verwerflich; aber sie sind, weil sie nicht mehr neu sind, in gehobener Rede nicht von großer Wirkung. Bilder, welche verbraucht sind, wie „die Rosen der Wangen“ „der Mantel der Liebe“ „der Zahn der Zeit“ „der Wolf in Schafskleidern“ machen keinen angenehmen Eindruck. Dasselbe gilt von manchen sprichwörtlich gewordenen Bildern, z. B. „einen am Narrenseile führen“ „den Baum auf beiden Schultern tragen“ „den Mantel nach dem Winde hängen“ „nach eines andern Pfeife tanzen“ „mit dem Strome“ und „gegen den Strom schwimmen“ „Öl ins Feuer gießen“ u. a. Manche Bilder brauchen sich ungemein schnell ab, und ein Redner oder Schriftsteller muß daher die bildlichen Ausdrücke, welche er von andern übernimmt, mit größter Sorgfalt darauf hin prüfen, ob sie bereits verbraucht sind oder nicht. Nichts läßt uns eine Rede oder eine Dichtung so geschmacklos erscheinen, nichts verletzt ein feines Stilgefühl so arg, als die Anwendung verbrauchter Bilder. Unsere Zeit, die eine so reiche Tageslitteratur hat, braucht manche Bilder schon innerhalb einer Woche ab. Derjenige, welcher zuerst sagte, daß unsere Zeit den Dampf zu ihrem Fuhrmann und die Sonne zu ihrem Maler gemacht habe, glaubte zwei geistreiche Bilder gefunden zu haben; gegenwärtig sind aber diese Bilder bereits so abgebraucht, daß ein geschmackvoller Redner oder Schriftsteller sie nicht mehr anwendet. Und ähnlich ist es mit vielen anderen Ausdrücken ergangen, welche unsere Tageslitteratur und unsere öffentliche Beredsamkeit geschaffen hat.

Die Würde des Stiles fordert, daß man den Gebrauch unedler und niedriger Bilder ebenso, wie den Gebrauch niedriger Wörter, vermeide (§ 58). Dinge, die an sich auf das Gefühl keinen widrigen Eindruck machen, werden widrig, und an sich schon widrige Dinge werden noch widriger, wenn sie in einem niedrigen Bilde anschaulicher gemacht werden. Auch ist der Gebrauch niedriger Bilder im allgemeinen unnatürlich, weil die bildliche Darstellung vorzüglich einer Sprache angehört, welche als der Ausdruck einer besondern Seelenstimmung sich über das Gemeine und Niedrige erhebt. Am meisten verletzen darum niedrige Bilder in gehobener Rede; sie sind aber im komischen Stile durch den Gegensatz zu der feierlichen Würde des pathetischen Ausdrucks oft von guter Wirkung, z. B. „Wem anders (als dem Souffleur) dankt wohl des Beifalls fetten Braten die prima Donna öfters?“ Namentlich Heinrich Heine liebt es, in dieser Weise unedle und niedrige Wendungen in seine Lieder, gewöhnlich gegen den Schluß hin, einzuflechten, ganz im Gegensatz zu dem oft ernsten Inhalt und zu der

gehobenen Sprache, die sonst seinen Dichtungen wohl eigen sind. Bei ihm erscheint das aber mehr bitter, als komisch; eine innere Zerrissenheit und Verbitterung birgt sich hinter dieser Verspottung und Travestierung der edelsten Gefühle. So z. B., wenn er singt:

„Habe auch in jungen Jahren
Manches bittre Leid erfahren
Von der Liebe Glut.
Doch das Holz ist gar zu teuer,
Und erlöschen will das Feuer,
Ma foi! und das ist gut.“[1])

oder:

„Doch in stiller Abendstunde
Sitzt er ganz allein daheime,
In den Händen die Guitarre,
In der Seele süße Träume.

In die Saiten greift er bebend
Und beginnt zu phantasieren —
Ach! wie Katzenjammer quält mich
Sein Geschnarr und Quinquilieren.“[2])

Im Mittelalter finden wir dieses absichtliche Hereinziehen niedriger Bilder in die Darstellung namentlich im Zeitalter der verfallenden Sangeskunst der Minnesinger. Man wollte dadurch die edlere Richtung des Minnesanges verspotten. So sang z. B. der Dichter Steinmar: „Wie ein Schwein in einem Sacke, so fährt mein Herz hin und her.“

Unedel und niedrig sind diejenigen Bilder, welche der gemeinen Sprache der ungebildeten Volksklassen angehören. Hierher gehören besonders Bilder, welche von Verrichtungen, Zuständen und Gliedern der Tiere hergenommen und auf Menschliches angewendet werden, wie das des Widerkäuens, des Mästens, des Verschlingens, des Grunzens, Schindens, eines Rüssels, der Tierklaue u. a. Ferner Bilder, die Ekel und Widerwillen erregen, wie die von Läusen, Aas, Kot und Exkrementen. Auch gehören hierher manche Bilder, welche ganz gewöhnlich und sprichwörtlich geworden sind, z. B. „den Braten riechen“ „die Ohren spitzen“ „einem die Zähne weisen“ „einem eine Nase drehen“. Unedel sind endlich Bilder, welche von niedrigen Verrichtungen hergenommen sind, z. B.

Der schlanke, blendend weiße Leuchtturm mit seinen blitzenden Spiegelscheiben und der freien schwebenden Galerie, die traulich

[1]) Heines sämtliche Werke, Hamburg 1867. XV, 173.
[2]) Werke XV, 177.

neben einander gruppierten Häuser geschmückt mit Balkonen und niedrigen Linden — das alles sieht so einladend freundlich aus, als würde, die ganze Stadt, selbst die Bäume nicht ausgenommen, täglich mit Seife gescheuert und geputzt.

Das Unedle darf nicht verwechselt werden mit dem Alltäglichen. Das Unedle und Niedrige soll der Dichter und Schriftsteller vermeiden, dagegen soll er sich nicht scheuen, zuweilen einmal kühn ins Alltägliche hineinzugreifen. Das giebt, in der rechten Weise erfaßt, seiner Rede Kraft und einfache Klarheit und seiner Poesie einen gesunden, festen Grund. Nur muß auch hier ein feiner Geschmack und ein gesundes Gefühl gut und richtig wählen; denn jeder Fehlgriff führt hier sofort ins Niedrige und Gemeine. Der Meister in der Behandlung des Alltäglichen ist Goethe. Er weiß in wunderbarer Weise das Alltägliche zu vergeistigen, und ein an sich gewöhnlicher Ausdruck, den er aus der Umgangssprache in seine Poesie hineinnimmt, erhält bei ihm stets durch den Gedankenkreis, in den er ihn erhebt, eine förmliche Weihe, während umgekehrt der Gedanke durch den einfachen Ausdruck greifbare sinnliche Anschaulichkeit und plastische Rundung erhält, z. B.

Das alles sieht so lustig aus
So wohlgewaschen das Bauerhaus,
So morgentaulich Gras und Baum,
So herrlich blau der Berge Saum.
Gedicht: Landschaft.

Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen:
Deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen!
Harte Bissen giebt es zu kauen:
Wir müssen erwürgen oder sie verdauen. Sprichwörtlich.

Der kleine Gott der Welt bleibt stets von gleichem Schlag . . . .
In jeden Quark begräbt er seine Nase.
Faust, Prolog im Himmel.

Eine Dichtkunst, die sich des Alltäglichen, des volkstümlich Kräftigen und Gesunden entschlagen wollte, würde sich bald in unnatürliche Geschraubtheit und stelzbeinige Hohlheit verirren. Gerade dadurch, daß er nach dem Alltäglichen griff, hat Goethe der Dichtung wieder einen festen, gesunden Grund gegeben.

§ 48.

Die Bilder müssen endlich nicht nur dem bildlich darzustellenden Gegenstande, sondern auch der Eigenart des Sprechenden und der besondern Art des Stiles angemessen sein. In jedem nicht angemessenen

Bilde liegt eine Unwahrheit, die leicht fühlbar wird, der Gebrauch solcher Bilder ist darum unnatürlich, verletzt den guten Geschmack und stört die Wirkung, die das Bild hervorbringen soll.

Das Bild ist dem darzustellenden Gegenstande nicht angemessen entweder in Bezug auf seine Größe oder in Bezug auf seine Art. Hinsichtlich der Größe sind Bilder nicht angemessen, wenn sie im Verhältnisse zu dem darzustellenden Begriffe zu groß oder zu klein sind, wenn einer z. B. einen kleinen Fürsten einen Atlas oder eine Sonne, seine Stube einen Hafen nennt, oder rote Wangen mit einem „aufgeblühten Rosenhain in der Morgenröte Purpurschein" vergleicht, oder die Sonne die „Lampe des Himmels" und das Meer eine „Thräne im Auge der Erde" nennt, oder den Himmel mit einer „über uns gestürzten Veilchenglocke" vergleicht. Oft ist das Bild an sich angemessen, aber die Darstellung des Bildes wird dadurch fehlerhaft, daß es über Gebühr ausgemalt und zu weit ausgesponnen wird, z. B.

> Das Alter sollte dem Getümmel entfliehen, es sollte auf dem stillen feierlichen Ufer jenes großen Ozeans, den es in so kurzer Zeit beschiffen muß, tiefsinnig umherwandeln, sich mit guten Werken ausrüsten und den Wind erwarten, der es bald in unbekannte Welten hinüberbläst.

Das Bild ist hinsichtlich seiner Art nicht angemessen, wenn ein Ding, das dem Leben der Natur angehört, unter dem Bilde eines toten Dinges, und besonders wenn es durch ein Bild aus dem künstlichen, der Natur fremden Leben dargestellt wird. Die bildliche Darstellung soll nicht nur den Begriff sinnlich anschaulicher machen, sie soll ihn auch dem Gemüte näher bringen. Nun werden wir aber naturgemäß mehr von dem Lebendigen als von dem Toten, mehr von den Erscheinungen der lebendigen Natur, als von Dingen angezogen, die künstlich hergestellt werden und dem Naturleben fern liegen. Dieses natürliche Gefühl wird zwar in uns desto mehr getrübt, je mehr wir uns dem künstlich gebildeten Leben zuwenden, aber wo es erloschen ist, da fehlt ein für die Ausbildung des guten Geschmackes wesentliches Stück. Diesem Gefühle für die uns durch das Leben befreundete Natur widerstrebt es, wenn Dinge, die dem Leben angehören, durch Bilder, welche von toten und erkünstelten Dingen hergenommen sind, dargestellt werden, z. B.

> Der Teppich der Wiesen — die seidene Hand — die sammetne Haut — die Purpurwange — sammetnes Moos.
>
> Es steht die silberfarb'ge Pappelweide
> In brillantem Galakleide
> Wie ein großer Lüstre da. —

Die Wiese blüht umkränzt mit jungem Rohr,
Ihr Kleid umbrämt das Silber reiner Quellen. —

Solche Bilder haben lange Zeit besonders bei sentimentalen Dichtern und Lesern als schöne Bilder gegolten, und noch jetzt kommt es sehr häufig vor, daß ein verdorbener Geschmack von denselben Gebrauch macht. Es giebt jedoch leblose Naturprodukte, welche durch einen besondern Lichtglanz oder durch eine wunderbare Farbenpracht ungemein stark auf unsere Sinne und auf die Phantasie einwirken. Man hat wegen dieser Eigentümlichkeit besonders den edlen Metallen — dem Golde und dem Silber — und den Edelsteinen z. B. dem Diamant, dem Smaragd, dem Rubin u. a., obgleich sie uns nicht eigentlich nützlich sind, zu allen Zeiten großen Wert beigelegt. Auch spielen sie überall in den Märchen und in den alten Volkssagen eine bedeutende Rolle. Weil nun Sinn und Phantasie von diesen Dingen ganz besonders angezogen werden, so vertragen sich die von ihnen hergenommenen Bilder, wenn sie sonst angemessen sind, sehr wohl mit dem guten Geschmacke, und sie sind besonders dann, wenn durch sie der Glanz und die Farbenpracht der Dinge sinnlich anschaulich gemacht und hervorgehoben werden soll, von guter Wirkung, z. B.

O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn! Goethe, Mailied.

Windet zum Kranze die goldenen Ähren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein.
Schiller, Eleusisches Fest.

Es sieht der Feind das müdgehetzte Wild
Erstaunt vom Todeslager sich erheben,
Sich deckend mit der Flut krystallnem Schild
Aus dem Gehege fort ins Weite schweben.
Rudolf v. Gottschall, Karlo Zeno.

Ein Bild ist der Eigenart des Sprechenden nicht angemessen, wenn einer Person ein Bild in den Mund gelegt wird, welches dem Zeitalter der Person oder dem Stande und der geistigen Bildung derselben nicht entspricht. Jedes Zeitalter hat aus dem besondern Leben der Völker hergenommene Bilder, die ihm eigentümlich sind: das griechische und römische Altertum findet solche Bilder in der Welt seiner Götter und Heroen, das Mittelalter in der christlichen Weltanschauung und in den romantischen Sagen des Rittertums, die neuere Zeit hingegen nimmt ihre Bilder mehr aus einem reichen Gemütsleben

und aus einer innerlichen Auffassung der Natur und der Welt. Wenn daher bei der Darstellung eines modernen Gegenstandes die Anschauungen und Gefühle der antiken Welt, namentlich die Bilder und Figuren der griechischen und römischen Mythologie hineingetragen werden, oder wenn umgekehrt die Darstellung eines antiken Gegenstandes mit modernen Gefühlen und Bildern ausgestattet wird, wenn ein mittelalterlicher Ratsherr vom Mars und Saturn spricht, wenn ein neuerer Dichter in einer Ode griechische Götter und Heroen mit Erzengeln, Madonnen und Elfen zusammenführt: so sind die Bilder dem Zeitalter des Sprechenden nicht angemessen, und in der Darstellung liegt eine Unwahrheit, die uns verletzt. Die griechische und römische Mythologie, die im 17. und 18. Jahrhundert in so unangenehmer Weise in unserer Lyrik und Epik alle Wahrheit des Gefühls und der Darstellung verdrängte, wurde endlich von Goethe glücklich beseitigt; er verwarf mit kühnem Entschlusse die ganze, unnatürliche Dekoration, welche seine Vorgänger bei ihren Dichtungen gebraucht hatten, und nur den Amor und die Luna behielt er bei. Ebenso sind die Bilder nach dem Stande und nach der geistigen Bildung des Sprechenden verschieden. Der Seemann, der Soldat, der Hirt, der ungebildete Landmann und der gebildete Weltmann, jeder hat besondere Bilder, die nur ihm und seinen Genossen geläufig sind: und wenn man dem Matrosen die nur dem Hirten geläufigen Bilder in den Mund legt oder einen stumpfsinnigen Dorfbewohner in schöngeisterischen Bildern sprechen läßt, so sind die Bilder nicht angemessen und die Darstellung ist unwahr.

In den Bildern, welche einer bei der Darstellung seiner Gedanken gebraucht, giebt sich sehr oft in schlagender Weise nicht nur sein Stand und sein Beruf, sondern auch die Stufe seiner geistigen Entwickelung, seine Gemütsverfassung und seine moralische Richtung zu erkennen; man nennt darum solche Bilder charakteristisch. Die Dichter, besonders die dramatischen Dichter bezeichnen in lebendiger Weise die Charaktere der Personen durch die Bilder, die sie ihnen in den Mund legen. Niedrige Bilder und Bilder, die ohne sinnliche Wahrheit sind, gehören an sich nicht zu den schönen Bildern, aber sie sind oft als charakteristische Bilder von großer Wirkung, und ihr Gebrauch ist alsdann nicht nur gerechtfertigt, sondern sie gehören ganz besonders zu den Schönheiten dramatischer Darstellung. So wird in Shakespeares Sommernachtstraum der Handwerker Zettel charakterisiert, wenn er sagt, „er wolle in dem Schauspiele brüllen, wie ein saugendes Täubchen, er wolle brüllen, als wär' es eine Nachtigall"; ebenso Calderons Bauer, wenn er von dem Gewitter sagt: „Das Geschütz des Himmels spielt, und verliert wohl, weil es grunzt."

Die Bilder müssen endlich der besondern Art des Stiles angemessen sein. Die bildliche Darstellung ist überhaupt nicht in gleichem Maße für alle Stilarten geeignet. Weil sie vorzüglich der Sprache des Gefühles und der Phantasie angehört, eignet sie sich mehr für den poetischen Stil als für die Prosa, mehr für die lyrische als für die epische Dichtung, und mehr für den Rednerstil als für den didaktischen und Geschäftsstil. Auch sind Bilder, welche in einer besondern Stilart gute Wirkung thun, andern Stilarten keineswegs angemessen. Der pathetische Stil fordert vor andern edle Bilder, und kühne Bilder, welche durch den Mangel sinnlicher oder auch historischer Wahrheit in andern Stilarten störend sein würden, sind im pathetischen Stile oft von großer Wirkung, dagegen sind niedrige Bilder, die sich mit den andern Stilarten nicht vertragen, dem komischen Stile oft ganz angemessen.

§ 49.

Wir haben oben (§ 17) schon diejenigen Formen der Darstellung bezeichnet, welche nebst den Tropen als Figuren des Inhaltes anzusehen sind, und wir haben sie hier, jede nach ihrer besondern Art, näher zu betrachten.

Das Gleichnis versinnlicht den darzustellenden Begriff durch ein sinnlich anschauliches Bild und unterscheidet sich von der Metapher dadurch, daß der Begriff mit dem Bilde nicht vertauscht, sondern nur zusammengestellt wird, z. B. „Er thut Gutes ungesehen, wie der Regen in einer Mainacht“ (§ 43). Was von der Metapher, ihrer Wirkung in der Darstellung der Gedanken und besonders von den wesentlichen Eigenschaften eines schönen Bildes gesagt worden, ist im allgemeinen auch auf die Gleichnisse anzuwenden. Es ist jedoch oben (§ 43) schon bemerkt worden, daß das Gleichnis auch in Bezug auf den stilistischen Gebrauch von der Metapher verschieden ist, und man muß in dieser Hinsicht unterscheiden zwischen dem nur erkärenden und dem verschönernden Gleichnisse. Durch das Gleichnis wird sehr oft nur der Artbegriff eines Seins oder einer Thätigkeit auf eine besondere Unterart zurückgeführt und der Begriff dem Angeredeten durch das Bild nur verständlich gemacht, z. B. „Das Wasser schäumt, wie Champagner“ „Der Trank schmeckt, wie Fleischbrühe“ „glatt wie ein Spiegel“ „biegsam wie Wachs“. Man macht von solchen erklärenden Gleichnissen, wie von Beispielen, vorzüglich Gebrauch im didaktischen Stile, und sie gehören überhaupt mehr der Prosa als dem poetischen Stile an. Es sind gewöhnlich, wie in den angeführten Beispielen, Begriffe sinnlicher Dinge, deren besondere Art durch die Vergleichung mit allgemeinen und bekannten Dingen anschaulicher und verständlich

gemacht wird, und es ist bei dem Gebrauche solcher Gleichnisse vor allen Dingen darauf zu achten, daß die Bilder anschaulich und wirklich dem zu erklärenden Gegenstand ähnlich seien. Auch ist es sehr zu tadeln, wenn bei Begriffen, deren einfache Darstellung vollkommen verständlich ist, erklärende Gleichnisse angewendet werden.

Das verschönernde Gleichnis soll nicht eigentlich einen Begriff nur verständlich machen, es soll in einem Bilde den Begriff eines nicht sinnlichen Dinges sinnlich anschaulich oder auch den Begriff eines sinnlichen Dinges anschaulicher machen. Wie der Gebrauch der Metaphern, so ist der Gebrauch der verschönernden Gleichnisse vorzüglich der Sprache des Gefühles und der Phantasie natürlich, und sie erregen wie die Metaphern durch ihre Einwirkung auf unser Gefühl und auf unsere Phantasie ein besonderes Wohlgefallen, z. B.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet. Goethe, Der Sänger.

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd. Goethe, Gesang der Geister über den Wassern.

Dem Geier gleich,
Der auf schweren Morgenwolken
Mit sanftem Fittich ruhend
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied. Goethe, Harzreise.

Wen du nicht verlässest, Genius,
Wird dem Regengewölk,
Wird dem Schloßensturm
Entgegensingen,
Wie die Lerche. Goethe, Wanderers Sturmlied.

Du bist wie eine Blume
So hold und schön und rein. H. Heine.

Und wie dem Knaben, der, dem Zügel
Der Streng entsprungen, nach der Frucht,

Des Nachbargartens goldner Spende,
Klopfenden Herzens, halb in Flucht
Und halb im Angriff streckt die Hände,
So klopft das Herz des Jägers heftig.
Otto Roquette, Waldmeisters Brautfahrt.

Die Wirkung auf die Phantasie ist jedoch bei dem Gleichnisse schwächer, als bei der Metapher (§ 43); man gebraucht daher in der Poesie häufiger die Metapher und macht von dem verschönernden Gleichnisse gewöhnlich nur Gebrauch, wenn das Bild, wie in den eben angeführten Beispielen, sich nicht wohl in der Form einer Metapher darstellen läßt. Rückert sagt in der Weisheit des Brahmanen über das Gleichnis folgendes:

Wann ist ein Gleichnis gut? Wenn man soweit es führt,
Als sein Vermögen reicht, und man die Wirkung spürt.
Wenn es zu früh stehn bleibt, erscheint es schwach und zahm:
Und wenn zu weit man's treibt, wird es bekanntlich lahm.
Die Näh' zerstört den Schein, von fern ist alles gleich,
In rechter Mitte nur ist es beziehungsreich.
R. Werke, Frankfurt a. M. 1868, VIII, 44.

Nahe verwandt mit dem Gleichnisse und der Metapher ist die Allusion (Anspielung), die einen Begriff durch die nur angedeutete Zusammenstellung mit einem bekannten Dinge oder einer bekannten Begebenheit zu lebendigerer Anschauung bringt, z. B.

Der Reichtum unserer dunklen Vorstellungen muß uns Verwunderung über unser eigenes Wesen einflößen: denn eine höhere Macht dürfte nur rufen: Es werde Licht! und eine halbe Welt würde vor uns liegen. Kant.

Nach Eurer Meinung sollten die Herren Dichter sich vor den Gelehrten, Philosophen, Grammatikern, und wie sie alle heißen mögen, eher zu hüten haben, als daß sie Ursache hätten, den Umgang und die Freundschaft mit ihnen aufzusuchen. Es brauchen freilich nicht immer wilde Soldaten zu sein, die die künstlichen Kreise des Archimedes stören. Tieck.

Ich werde hinter diesen jüdischen Wolf im philosophischen Schafpelz Hunde zu bringen wissen, die ihn zausen sollen. Lessing.

Die Allusion hat mit den andern Arten bildlicher Darstellung gemein, daß sie vorzüglich auf das Gefühl und die Phantasie anregend einwirkt, und diese Wirkung wird besonders dadurch verstärkt, daß das Bild nur angedeutet, und es der Phantasie des Angeredeten überlassen wird, sich

das Bild auszumalen. Die Allusion wird aber nur dann verstanden, wenn die Dinge, auf welche angespielt wird, schon bekannt sind: zu Gegenständen der Allusion eignen sich darum vorzüglich bekannte Dinge aus der biblischen und profanen Geschichte und aus der Mythologie, und es ist nicht zu loben, wenn Jean Paul sehr oft auf Naturerzeugnisse und historische Begebenheiten anspielt, die wenigen bekannt sind, und mit denen er den Leser durch besondere unter den Text gestellte Noten erst bekannt macht. Die Anspielung auf einen Gegenstand, der mit dem darzustellenden Begriffe etwas gemein hat, aber mit ihm zugleich in einem Gegensatze steht, ist im komischen Stile oft von guter Wirkung, z. B.

> Die beiden Konsuln (nämlich die Bürgermeister einer kleinen Landstadt) verfügten sich zur Kuria, um über die Wahl eines Gemeindehirten und demnächst eines Schulmeisters Beratung zu pflegen.

Sinnlos sind Anspielungen auf Dinge, welche mit dem darzustellenden Gedanken in keiner Beziehung stehen, wie z. B. in der Beschreibung eines schönen Frühlingstages:

> Berg und Thal lagen in der seligen Umarmung einer befruchtenden Sonne, das zauber- und wundervolle Pfingstfest kam mit seinen feurigen Zungen über Natur und Menschenwelt.

Der Allusion verwandt ist die Umnennung (Antonomasie, lat. pronominatio), welche darin besteht, daß irgend ein Name durch einen Hinweis auf ein geschichtliches Ereignis oder irgend eine Eigenschaft oder Eigentümlichkeit des Gegenstandes oder der Person bezeichnet wird, welche den Namen tragen. Solche Umnennungen sind es z. B., wenn man Heinrich Heine den ungezogenen Liebling der Grazien, Menelaus und Agamemnon die Atriden, Pindar den dirkäischen Schwan, Luther den großen Reformator, Dresden Elb-Florenz, Leipzig die Lindenstadt u. s. w. nennt.

> Atreus Sohn, der Fürst der Scharen,
> Übersah der Völker Zahl. Schiller, Siegesfest.
>
> Tot lag Thetis' großer Sohn!
> Schiller, Kassandra.

§ 50.

Die sinnlich anschauliche Darstellung der Begriffe überhaupt und besonders die bildliche Darstellung giebt der geistigen Anschauung der Begriffe größere Klarheit. Diese Klarheit verleiht der Darstellung größere Lebendigkeit und trägt besonders dazu bei, daß die Darstellung auf

Gefühl und Phantasie wirkt: man hat darum besondere Formen der Darstellung, welche eigens dazu dienen, Begriffe in größerer Klarheit darzustellen, als Redefiguren unterschieden, und diese gehören ebenfalls zu den Figuren des Inhaltes.

Man gebraucht im gemeinen Leben gewöhnlich die Wörter klar und deutlich, ohne ihre Bedeutung bestimmt zu unterscheiden. Der Unterschied zwischen klaren und deutlichen Begriffen ist aber sehr bestimmt und muß besonders in der Stilistik näher bezeichnet werden. Wir haben von einem Dinge eine klare Vorstellung, wenn wir durch sinnliche Anschauung oder durch Mitteilung eine solche geistige Anschauung erlangt haben, daß wir nach ihr die besondere Art des Dinges leicht wieder erkennen. So haben wir eine klare Vorstellung von der blauen und roten Farbe, von einem Elephanten und von einer Pflanzenart, die wir oft gesehen haben. Der klaren Vorstellung ist die dunkle Vorstellung entgegengesetzt, nach der man die besondere Art des Dinges nicht leicht wieder erkennt. So haben die meisten Menschen nur eine dunkle Vorstellung von dem Leuchten des Meeres, von einem Mondregenbogen, von dem Schnabeltiere und von den Infusorien. Wir haben von einem Dinge eine deutliche Vorstellung, wenn wir in einem konkreten Ganzen seine Teile oder in einem allgemeinen Begriffe die unter demselben zusammengefaßten Besonderheiten und ihre Verhältnisse zu einander unterscheiden und im stande sind, sie zu bezeichnen. So hat wol jeder eine klare Vorstellung von einer Taschenuhr, einem Dampfboote, einem Pfluge, einem Insekt und von dem Staate, aber nur wenige haben eine deutliche Vorstellung von dem Mechanismus der Taschenuhren und Dampfschiffe, von der Struktur einer Pflanze und eines Insektes und von dem Organismus eines Staates. Die Klarheit bezieht sich mehr auf das mit der sinnlichen Anschauung gegebene Konkrete und Einzelne, die Deutlichkeit hingegen mehr auf die von dem reflektierenden Verstande in einem Dinge unterschiedenen Besonderheiten, und dieser Unterschied ist besonders in Bezug auf stilistische Darstellung sehr wichtig. Weil die Klarheit der Begriffe von der sinnlichen Anschauung ausgeht, so wirkt sie in der Darstellung der Gedanken, wie alles sinnlich Anschauliche, mehr auf das Gefühl und die Phantasie und ist darum ein wesentliches Erfordernis der poetischen und besonders der pathetischen Darstellung: die Deutlichkeit der Begriffe hingegen wirkt, weil sie von dem Verstande ausgeht, auch mehr auf den Verstand und ist darum ein wesentliches Erfordernis des didaktischen Stiles, und sie kann in dem poetischen Stile sogar die Wirkung auf das Gefühl und die Phantasie stören. Als Figuren, welche die Lebendigkeit der Darstellung besonders dadurch erhöhen, daß sie die

Begriffe in größerer Klarheit anschaulich machen, sind die Periphrase, die Distribution, die Schilderung und das Beispiel anzusehen.

Ein Begriff hat sehr oft in der geistigen Anschauung weniger Klarheit und in der Darstellung weniger Lebendigkeit, weil wir an das Wort durch täglichen Gebrauch so sehr gewöhnt sind, daß bei dem Worte nicht mehr der Begriff in lebendiger Klarheit gedacht wird, z. B. Gott, Tod, Ewigkeit, oder auch weil der Begriff als ein Allgemeines eine große Mannigfaltigkeit von besondern Dingen umfaßt, und darum keins der besondern Dinge in voller Klarheit angeschaut wird, z. B. der Begriff von Heimat, Vaterland, Krieg, Morgen und Abend. In dem ersteren Falle giebt man der Darstellung des Begriffes eine größere Klarheit und Lebendigkeit durch die Periphrase (gr. ἡ περίφρασις, das Umreden, d. i. das durch einen Umschweif Ausdrücken, d. h. Umschreibung), d. h. man bezeichnet den Begriff durch ein oder mehrere Attribute, welche Besonderheiten des Dinges hervorheben und in lebendiger Anschaulichkeit darstellen, z. B.

Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?
Goethe, Mignon.

Denn der zu Mosen auf des Horebs Höhen
Im feur'gen Busch sich flammend niederließ,
Und ihm befahl, vor Pharao zu stehen,
Der einst den frommen Knaben Isai's,
Den Hirten, sich zum Streiter ausersehen,
Der stets den Hirten gnädig sich bewies,
Er sprach zu mir aus dieses Baumes Zweigen:
Geh hin! Du sollst auf Erden für mich zeugen.
Schiller, Jungfr. v. Orl., Prolog.

So lange, als die Flüsse fließen, als das Gras wächst, und als Sonne und Mond die Erde erleuchten (st. ewig). — Der Augenblick, vor dem auch Helden zittern (st. der Tod). Hagedorn.

Gesegnet sei der Gelbe mit dem lichten Rand,
Der wie die Sonne wandelt über Meer und Land,
In jeder Stadt daheim, zu Haus an jedem Strand,
Gegrüßt mit Ehrfurcht, wo sein Name wird genannt.
Er geht als wie ein edler Gast von Hand zu Hand,

Empfangen überall mit Lust, mit Leid entsandt.
Er schlichtet jedes menschliche Geschäft gewandt,
In jeder Schwierigkeit ist ihm ein Rat bekannt,
Er pocht umsonst nicht an die taube Felsenwand,
Und etwas fühlt für ihn ein Herz, das nichts empfand.
Er ist der Zaubrer, dem sich keine Schlang' entwand,
Der Schöne, welchem keine Schönheit widerstand,
Der Held, der ohne Schwertstreich Helden überwand,
Der Schwachen Kräfte giebt und Thörichten Verstand,
Und Selbstvertraun einflößet, das mit Stolz ermannt.
Wer ihn zum Freund hat, ist den Fürsten anverwandt,
Wenngleich sein Stammbaum auf gemeinem Boden stand.
Der trifft des Wunsches Ziel, dem er den Bogen spannt.
Er ist des Königs Kron' und seiner Herrschaft Pfand,
Er ist der Erde Kern, und alles sonst ist Tand.

Rückert, Makamen des Hariri. 2. M.

Wie Rückert in dieser Periphrase die guten Eigenschaften des Goldes aufzählt, so ist ebenso das andre Gedicht: „Verflucht der Heuchler mit dem doppelten Gesicht“ u. s. w. eine Periphrase, in welchem er die schlimmen Eigenschaften des Goldes zusammenstellt.

Man macht von der Periphrase jedoch nur Gebrauch, wenn ein Begriff, wie in den eben angeführten Beispielen, in der Darstellung hervorgehoben werden soll. Es ist sehr zu tadeln, wenn man einen an sich sehr anschaulichen Begriff, der in dem Gedanken nicht besonders hervorgehoben wird, durch eine breite Umschreibung bezeichnet, z. B.

Da, wo die Altertumsforscher das Grab eines Terentius fanden und das eines Scipio Afrikanus vermuten, wo noch heute selbst in ihren Ruinen kolossale Bauten die Kolonialversuche jenes einst die Welt beherrschenden Volkes der Römer bekunden, da, wo später Spanien in den Jahren seines Glanzes unter dem Prinzen von Navarra und Hieronymus Vianelli die Eingebornen bezwang und die Küste sicherte, so daß Karl der Fünfte nach der mißlungenen Belagerung von Algier daselbst einen Zufluchtsort fand, wo er sich und seinen zerstreuten Truppen Erholung gönnen und sie sammeln konnte — weht seit dem Jahre 1834 der Trikolor Frankreichs, in dessen Dienste auch ich jenen historisch merkwürdigen Boden betrat. — Eine der ältesten Erfindungen des menschlichen Geschlechtes, geschaffen aus Rücksicht auf die Rechtlichkeit im Verkehr, ist wohl jenes allbekannte Werkzeug, welches durch zwei gleichschwebende Gegenschalen das wirkliche Gewicht der Ware offenbart.

Eine wesentliche Eigenschaft einer schönen Periphrase ist, daß die Attribute, durch welche der Begriff bezeichnet wird, sinnliche Anschaulichkeit haben und zugleich mit dem darzustellenden Gedanken in einer solchen Beziehung stehen, daß sie auf Gefühl und Phantasie einwirken.

Umfaßt ein Begriff als ein Allgemeines eine große Mannigfaltigkeit von besondern Dingen, so wendet man die Distribution (Zerlegung, Verteilung) an und zerlegt in der Darstellung den allgemeinen Begriff in die unter ihm zusammengefaßten Besonderheiten, z. B.

Die ausgestopften Lämmchen, die Wasserfälle von Zindel, die pappenen Rosenstöcke und die einseitigen Strohhütten erregten in ihm liebliche dichterische Bilder uralter Schäferwelt. Goethe. — Er schalt sich, daß er nicht früher seine Eitelkeit entdeckt; seine Figur, sein Gang, seine Bewegung und Deklamation mußten herhalten. Ders. — An der Könige Höfen, an den Tischen der Reichen, vor den Thüren der Verliebten horchte man auf die Dichter. Ders.

Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Atem und Leben (d. i. alles, was ich bin und habe).
Schiller, Graf v. Habsb.

Wenn ein allgemeiner Begriff eine große Mannigfaltigkeit von sinnlich anschaulichen Dingen umfaßt, wie z. B. der Begriff einer schönen Landschaft, eines Palastes, einer Schlacht, eines Festes, eines Charakters, so kann man ihm in der Darstellung große Klarheit geben durch die Schilderung: man zerlegt nämlich den allgemeinen Begriff in seine Besonderheiten, stellt jede derselben in sinnlicher Anschaulichkeit dar und erhebt so das Ganze zu klarer und lebendiger Anschauung. So schildert Schiller die Heimkehr der Krieger nach dem beendigten Kriege:

O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch,
Wenn alle Hüte sich und Helme schmücken
Mit grünen Maien, dem letzten Raub der Felder!
Der Städte Thore gehen auf, von selbst,
Nicht die Petarde braucht sie mehr zu sprengen;
Von Menschen sind die Wälle rings erfüllt,
Von friedlichen, die in die Lüfte grüßen,
Hell klingt von allen Türmen das Geläut,
Des blut'gen Tages frohe Vesper schlagend, u. s. w. — Picc. I, 4.

und die Totenfeier:

Mit schwarzem Flor behangen war das Schiff
Der Kirche, zwanzig Genien umstanden
Mit Fackeln in den Händen den Altar,
Vor dem der Totensarg erhaben ruhte,
Mit weißbekreuztem Grabestuch bedeckt,
Und auf dem Grabtuch sahe man den Stab
Der Herrschaft liegen und die Fürstenkrone,
Den ritterlichen Schmuck der gold'nen Sporen,
Das Schwert mit diamantenem Gehäng u. s. w.

Braut v. Messina II, 5.

Man soll von der Schilderung jedoch nur dann Gebrauch machen, wenn der Inhalt und der Zweck der Darstellung eine Hervorhebung des darzustellenden Begriffes fordert. Auch müssen in der Schilderung nur Besonderheiten hervorgehoben werden, welche geeignet sind, auf das Gefühl und die Phantasie zu wirken, überhaupt darf die Schilderung nicht eine zu große Ausdehnung haben. Belletristische Schriftsteller verfallen leicht in den Fehler, daß sie Schilderungen bei Begriffen anwenden, welche in dem darzustellenden Gedanken einen sehr geringen Wert haben, oder daß sie in einer weit ausgesponnenen Schilderung auch die kleinsten Besonderheiten der Dinge hervorheben; solche Schilderungen machen immer einen unangenehmen Eindruck.

Die Wirkung der Periphrase und der Schilderung besteht nicht sowohl darin, daß sie den dunklen Begriff eines Dinges erklären, d. h. die besondere Art des Dinges kenntlich machen, als vielmehr darin, daß sie den Begriff in lebendiger Klarheit anschaulich machen, und man macht darum von diesen Figuren besonders Gebrauch im poetischen Stile; durch Beispiele hingegen wird ein dunkler Begriff gewöhnlich nur erklärt, nämlich die besondere Art eines Dinges wird durch die unter der Art begriffenen Unterarten oder Einzelwesen kenntlich gemacht. Wie die Periphrase und die Schilderung mehr auf die Phantasie, so wirkt das Beispiel mehr auf den Verstand und ist besonders in der didaktischen Darstellung oft unentbehrlich. Oft dient jedoch das Beispiel nur dazu, eine allgemeine Wahrheit durch einen besonderen Fall, der entweder geschichtlich oder auch, wie in der Fabel und Parabel, erdichtet ist, anschaulicher zu machen, und nur in diesem Falle gehört das Beispiel zu den Redefiguren.

§ 51.

Zu den Figuren des Inhaltes gehört auch das verschönernde

Beiwort. Die Bedeutung des attributiven Adjektivs besteht zunächst darin, daß es einen Artbegriff auf eine besondere Unterart zurückführt, z. B. eine weiße Rose, ein goldener Ring, und wenn es nur in dieser Bedeutung aufgefaßt wird, so erscheint jedes Adjektiv, welches nicht den Artbegriff auf eine Unterart zurückführt, wie der helle Tag, der weiße Schnee u. a., als ein müßiges Attribut. Sehr oft bezeichnet aber ein attributives Adjektiv nicht eine besondere Unterart, sondern giebt nur dem Begriffe durch die Hervorhebung eines Attributes mehr sinnliche Anschaulichkeit und der Darstellung größere Lebendigkeit, z. B. „Da tritt ein braun Bohemerweib mich an mit diesem Helm“ (Schiller), und man nennt es alsdann ein verschönerndes Adjektiv oder Beiwort (epitheton ornans). Wir machen sehr häufig in dem täglichen Gespräche, wenn es lebhaft wird, Gebrauch von dem verschönernden Beiwort und sprechen von dem hellen Tage und der dunkeln Nacht, von dem kühlen Grabe und der grünen Wiese, es gehört aber, wie die andern Figuren, eigentlich der Sprache des Gefühls und der Phantasie an und ist darum den Dichtern sehr geläufig, z. B.

Ebert, mich scheucht ein trüber Gedanke vom blinkenden Weine
Tief in die Melancholei. Klopstock. —

Ihr wogenden Gebirg', o all ihr
Sonnigen Gipfel! so seid ihr's wieder! Hölderlin. —

Bäche stürzten hier nicht in melodischem Fall vom Gebirge,
Durch das blühende Thal schlingend den silbernen Strom.
Hölderlin. —

Der königliche Turm von Notre Dame
Beugt sein erhabnes Haupt. Schiller, Jungfr. v. Orl., Prol. 3.

In rauhes Erz sollst du die Glieder schnüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Brust. Ebenda, Prol. 4.

Die verschönernden Beiwörter werden sehr oft auf fehlerhafte Weise gebraucht, sie beleben alsdann die Darstellung nicht, sondern haben die entgegengesetzte Wirkung. Fehlerhaft ist der Gebrauch derselben, wenn sie als Attribute einem Begriffe beigegeben werden, der in dem darzustellenden Gedanken für Gefühl und Phantasie sehr geringen Wert hat, oder auch, wenn der Begriff des Attributes mit dem Inhalte des Gedankens nicht in einer solchen Beziehung steht, daß er die Darstellung belebt. Die Darstellung wird besonders durch Anhäufung solcher Adjektive matt, z. B.

Die Heil'ge wachte noch
In ihres Kerkers Mitternacht, als plötzlich
Ein grauses Licht die schwarze Nacht erhellte.
Im roten Glanz des trüben Lichts erschien
Der frommen Jungfrau ein geschuppter Drache
Und bäumte furchtbar den gekerbten Kamm. Kosegarten.

O welch' ein heilig Schweigen
Beherrscht ihr (der Nacht) schattiges Revier!
Kein Vogel schwatzt auf düstrer Ulmen Zweigen;
Der muntre West entschlummert hier.
Ein zitternd Schimmern bleicher Kerzen
Erleuchtet ihren dunklen Sitz,
Wo rings umher die leichten Träume scherzen,
Geflügelt, wie der schnelle Blitz. Uz.

Vollends verwerflich sind die nichtssagenden Beiwörter, durch welche der Begriff nicht auf eine Unterart zurückgeführt und auch nicht anschaulicher gemacht wird, z. B.

Dort fliegt ein schwerer Stein nach dem gesteckten Ziele,
Von starker Hand beseelt, durch die zertrennte Luft;
Dort fliegt ein schnelles Blei in die entfernte Weiße,
Hier rollt ein runder Ball in dem bestimmten Gleise
Nach dem erwählten Zweck mit langen Sätzen fort. Haller.

Ein wesentliches Erfordernis des schmückenden Beiwortes ist es, daß es sinnlich anschaulich sei und daß es die Eigenart des Dinges, das es sinnlich ausmalen soll, scharf kennzeichne, und nur dann wird ein Beiwort wirklich poetisch schön sein, wenn es diesen Forderungen Genüge leistet. In trefflicher Weise hat der griechische Dichter Homer in seinen Gesängen von solchen schmückenden Beiwörtern Gebrauch gemacht. Seine Sprache erhält dadurch eine große sinnliche Lebendigkeit und einen bestrickenden Glanz. Wenn er vom helmumflatterten Hektor, vom erfindungsreichen Odysseus, vom wolkenversammelnden Zeus, vom schnellfüßigen Achilles, vom fernhintreffenden Apollo, vom langhinstreckenden Tod u. s. w. spricht, so bezeichnet er in diesen Beiwörtern immer zugleich eine besonders hervorstechende Eigenschaft der betreffenden Person oder Sache. Auch die alt- und mittelhochdeutsche Poesie ist reich an schönen und eigenartigen Beiwörtern. So werden die Helden sinnfest (hugiderbi) und kraftberühmt (ellanruof), kühn, schnell und mächtig u. s. w. genannt; die Dichter singen von dem taubefiederten Raben, dem schwarzen Vogel, der unter den Heerlanzen singt, der Leichen wartend, und über der Wal-

statt schreit, des Fraßes froh, von dem grimmigen Abendliede des schlanken Wolfes, von der blutgezeichneten Waffe, von dem dunkelroten Kriegsstrom u. ähnl. Die Minnesinger reden von dem langwallenden, blonden Haar der Frauen, von ihrem reinen, schlanken Leibe und ihren weißen (blanken) Armen, von dem leuchtendroten Munde und den funkelnden Augen, Walther von der Vogelweide singt von den finstern Tagen des Winters und den lichten Tagen des Sommers, von dem lauteren Bronnen, der im Thale entspringt, von einer unseligen Krähe, die ihn aus lieblichem Traume weckt, von einem wunderalten Weibe, das ihm dem Traum deutet. Wie Klopstock, Schiller, Goethe u. a. die Beiwörter, wie sie die Griechen bildeten, in eigenartiger, schöpferischer Weise im Deutschen anwendeten (s. o. S. 89), so ist es neueren Dichtern in vorzüglicher Weise gelungen, die deutsche Sprache unseres Jahrhunderts durch Herübernahme und Nachbildung altdeutscher Beiwörter zu erweitern und zu beleben. Namentlich Ludwig Uhland, Gustav Freytag und Viktor Scheffel zeichnen sich nach dieser Richtung hin aus.

Tonschöne und doch zugleich charakteristische Beiwörter geben der Sprache Farbe und Leben, und ein Schriftsteller oder Redner wird gerade die Beiwörter mit großer Vorsicht wählen müssen. Mit seltener Meisterschaft verwenden unter den neueren Dichtern Robert Hamerling und Ferdinand Freiligrath die Beiwörter. So sagt z. B. Hamerling:

Das wütge Element (das Feuer), es schweift sogar
Bis zu den schweigsamen Cypressengräbern
Des Esquilin — selbst übern Tiberstrom
Entsendet es die glühnden Feuergrüße
Hinüber in die nächtlich stillen Gärten
Am grünen Hange des Janiculus.
In weiter Ferne, schwarz und düster hebt
Am Rand des Horizonts sich vom glutroten
Nachthimmel ab das schweigende Gebirg.

Ahasverus in Rom.

Derselbe Dichter bildet ferner folgende Beiwörter: Edelstolze Prachtgebäude, buntgemischter Wirbel, brandumglühtes Haus, kampflustglühende Giganten, durstlechzendes Raubtier, düstre Feueraugen, jubelnde Spiralen, purpurne Flammenbänder u. s. w. Die Farbenpracht, welche wir an Freiligraths Gedichten bewundern, ruht zum guten Teile auf der Verwendung schöngebildeter und charakteristischer Beiwörter. So z. B., wenn er singt:

Sieh, die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen, rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Tiers hört die stille Wüste klopfen.
Löwenritt.

Andere Beiwörter, welche sich bei Freiligrath finden, wie: der spielvergeßne Knabe, der stillzufriedne Sinn, die sandgeformte Trombe, das schlammgefüllte Becken, der schlachtgerüstete, fürstliche Mohr, die schlafbefangene Jungfrau, glutgeborstne Höhn, das zuckende Gesicht der Erde u. a. sind gleichfalls immer der Stimmung des Gedichtes angepaßt und von gutem Klange. Von guter Wirkung ist es auch, wenn das Attribut bildlich dargestellt wird, z. B. „die goldenen Ähren“ „der geflügelte Fuß“ „die ungetreuen Wellen“ „der Völker flutendes Gedränge“ „des Schicksals eherne Rechte“.

Wie das attributive Adjektiv, so bezeichnet auch das Adverb der Weise als Attribut eines Thätigkeitsbegriffes oft nicht eine besondere Unterart der Thätigkeit, wie z. B. in „laut und leise sprechen“, sondern dient nur dazu, dem Thätigkeitsbegriffe in der Darstellung mehr Anschaulichkeit zu geben, z. B.

Freundlich aus Bäumen hervor blickte kein wirtliches Dach.
Hölderlin.

Und die knospende Welt windet sich schüchtern heraus.
Hölderlin.

Wie Aurora den Tithon, empfängst du
Warm und fröhlich, wie einst, Vaterlandserde, den Sohn.
Hölderlin.

Auf diese verschönernden Adverbien ist alles das anzuwenden, was eben von den verschönernden Adjektiven gesagt worden ist.

§ 52.

Zu den Figuren des Inhaltes gehören endlich diejenigen Formen der Darstellung, durch welche Dinge, die dem Sprechenden und Angesprochenen nicht gegenwärtig sind, als ihnen gegenwärtig dargestellt werden, nämlich das statt eines Präteritums gebrauchte Präsens, die an Anwesende gerichtete Anrede und die Vision.

Begebenheiten, die uns in der Zeit gegenwärtig sind, stehen der

sinnlichen Anschauung näher, und wirken mehr auf Gefühl und Pantasie, als Begebenheiten, welche der Vergangenheit angehören, und es ist etwas sehr Gewöhnliches, das wir, wenn wir eine Begebenheit erzählen, an der unser Gemüt und unsere Phantasie lebhaften Anteil nehmen, die Begebenheit aus der Vergangenheit in die Zeitanschauung der Gegenwart versetzen und statt des Präteritums das Präsens gebrauchen. Diese Figur ist besonders in gehobener Darstellung von guter Wirkung, ihr Gebrauch beschränkt sich aber nicht auf den pathetischen Stil; sie wird mit gutem Erfolge auch in dem erzählenden und selbst in dem vertraulichen Stile angewendet, wenn nur eine nähere Teilnahme des Gemüts und der Phantasie an der zu erzählenden Begebenheit eine größere Lebendigkeit der Darstellung rechtfertigt, z. B.

Arion schifft auf Meereswogen
Nach seiner teuren Heimat zu,
Er wird vom Winde fortgezogen,
Die See in stiller sanfter Ruh,
Die Schiffer stehn von fern und flüstern,
Der Dichter sieht ins Morgenrot;
Nach seinen goldnen Schätzen lüstern
Beschließen sie des Sängers Tod;
Arion merkt die stille Tücke,
Er bietet ihnen all sein Gold u. s. w. Tieck.

Die Mitternacht zog näher schon;
In stummer Ruh lag Babylon.

Nur oben in des Königs Schloß,
Da flackert's, da lärmt des Königs Troß.....

Des Königs Wangen leuchten Glut;
Im Wein erwuchs ihm kecker Mut.

Und blindlings reißt der Mut ihn fort,
Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort.

Und er brüstet sich frech und lästert wild!
Die Knechtenschar ihm Beifall brüllt. Heine, Belsazer.

Auch zukünftigen Begebenheiten giebt der Gebrauch des Präsens eine größere Lebendigkeit der Darstellung, z. B. in Attinghausens Worten in Wilhelm Tell:

Aus diesem Haupte, wo der Apfel lag,
Wird euch die neue beſſ're Freiheit grünen;
Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,

Und neues Leben blüht aus den Ruinen;
Der Adel steigt von seinen alten Burgen,
Und schwört den Städten seinen Bürgereid u. s. w.

Die an eine abwesende oder auch an eine nicht mehr lebende Person gerichtete Anrede (Apostrophe, ἡ ἀποστροφή, d. i. aversio, das Abwenden von der Sache zur Person, ἀπο-στρέφω, ab-, weg-, zurückwenden) giebt der Darstellung dadurch, daß sie die angeredete Person in die räumliche Gegenwart versetzt und den darzustellenden Gedanken in den lebendigen Verkehr eines mündlichen Gespräches herüberzieht, eine große Lebendigkeit. Von der an leblose Dinge gerichteten Anrede ist oben bei der Prosopopöie (§ 42) schon die Rede gewesen. Der Gebrauch dieser Figur ist nur einer sehr lebhaften Aufregung des Gemütes und der Phantasie natürlich und beschränkt sich daher gewöhnlich auf den pathetischen Stil; so redet Mortimer in Maria Stuart die abwesende Elisabeth an:

Geh', falsche, gleißnerische Königin!
Wie du die Welt, so täusch' ich dich. Recht ist's,
Dich zu veraten, eine gute That.
Sah ich aus wie ein Mörder? Lasest du
Ruchlose Fertigkeit auf meiner Stirn? u. s. w.

Die Wirkung dieser Figur wird noch größer, wenn, wie in dem eben angeführten Beispiele, an die angeredete Person Fragen gerichtet werden, als ob von ihr eine Antwort zu erwarten sei.

Erregbare Gemüter werden oft schon durch die Erinnerung an eine vergangene Handlung oder Begebenheit in lebhafte Erregung versetzt, und die in hohem Grade aufgeregte Phantasie vergegenwärtigt in diesem Zustande oft wieder die Begebenheit in allen ihren Besonderheiten und giebt der geistigen Anschauung alle Lebendigkeit einer in der Gegenwart sinnlichen Anschauung. Wenn nun dieser Vorgang, den Quintilian (L. VI, 2) die Vision (das Gesicht) nennt, auch in der Rede auf lebendige Weise dargestellt wird, so wirkt die Darstellung, weil sie alle Lebendigkeit einer sinnlichen Anschauung hat und zugleich der natürliche Ausdruck eines tief ergriffenen Gemütes ist, auch auf das Gemüt des Angeredeten mit ergreifender Gewalt. Die Stilistiker haben darum diese Form der Darstellung als eine besondere Figur bezeichnet und ebenfalls Vision genannt. Bei den Alten haben besonders die gerichtlichen Redner, wenn sie auf das Gefühl der Richter wirken wollten, von dieser Figur Gebrauch gemacht. Sie kann aber nur dann eine Wirkung hervorbringen, wenn sie ein wahrhafter Ausdruck des den Sprechenden überwältigenden Affektes ist; der Gebrauch dieser Figur

beschränkt sich daher auf den pathetischen Stil und ist selbst in dieser Stilart nur selten von guter Wirkung.

§ 53.

Eine nähere Betrachtung fordert besonders die Darstellung der Begriffe nicht sinnlicher Dinge. Alle Begriffe nicht sinnlicher Dinge lassen sich zurückführen auf Begriffe geistiger Thätigkeiten, wie denken, lieben, hassen u. a., und auf Begriffe von Verhältnissen, in denen die Dinge von unserm Erkennen und Begehren aufgefaßt werden, wie wahr und falsch, gut und schlecht u. s. w. Auch hier sind uns die Gesetze der stilistischen Darstellung schon vorgezeichnet in der Weise, wie die Sprache überhaupt in ihrer organischen Entwickelung die Begriffe der nicht sinnlichen Dinge darstellt. Da die Sprache in der Entwickelung ihres Wortvorrates von der sinnlichen Anschauung ausgeht, so hat sie keine Wörter, welche ursprünglich und unmittelbar Begriffe nicht sinnlicher Dinge ausdrücken. Sie kann diese Begriffe nur dadurch darstellen, daß sie dem Nichtsinnlichen eine sinnlich anschauliche Gestalt giebt und das Nichtsinnliche in ein Sinnliches übersetzt. Die Sprache thut das nun dadurch, daß sie das Nichtsinnliche entweder durch seine sinnliche Erscheinung oder durch ein entsprechendes Bild aus der sinnlichen Welt bezeichnet. So wird z. B. der Begriff des Schämens durch erröten, die Augen niederschlagen ausgedrückt in dem lat. erubescere, sich schämen und rot werden, und dem griech. *δυςωπέομαι* von *ὄπτω;* fürchten durch zittern, im griech. *τρέω*, zittern und fürchten; lieben durch umarmen im griech. *ἀσπάζομαι*, umarmen und lieben; Gedanke durch Wort in griech. *λόγος*, Wort und Gedanke, in *λέγω*, reden und denken u. s. w. Ebenso stellt die Sprache die nicht sinnlichen Begriffe durch Bilder (Analogien) aus der sinnlichen Welt dar, z. B. das Erkennen durch sinnliches Anschauen in *οἶδα*, got. vitan (wissen und sehen), und sapio, sentio, oder durch Nehmen und Greifen in Vernunft, nord. naemi (Verstand), begreifen, fr. comprendre; das Urteilen durch Scheiden und Abwägen in *κρίνω*, l. perpendo, urteilen, erwägen, gescheit; die Freude durch sinnliches Genießen und das sinnlich Angenehme in fr. joie neben jouir, it. godere (sich freuen und genießen), *γάνος* (Glanz und Freude), *φαιδρός* (leuchtend und fröhlich), heiter (hell und froh); den Ruhm durch Leuchten in l. illustris und clarus. Besonders gebraucht die Sprache die Gegensätze räumlicher Richtungen zur Bezeichnung nicht sinnlicher Begriffe, z. B. in Zuneigung und Abneigung, zugethan, abtrünnig, Unterthan, Hoffart (Hochfahrt), niederträchtig, anständig, l. superbus, humilis, submissus u. s. w.

Viele Wörter, die wir gegenwärtig nur noch zur Bezeichnung nicht sinnlicher Begriffe verwenden, dienten im Alt- und Mittelhochdeutschen zur Bezeichnung sinnlicher Begriffe, z. B. Kummer, mhd. der kumber, ist eigentl. Schutt, Steinhaufen, mit frz. encombre, Schutt, Hindernis, und engl. to cumber, hindern, hemmen, verwandt, dann bezeichnet es die „vorläufige Beschlagnahme der Habe des angeblichen Schuldners“ [1]), den Arrest, der dadurch versinnbildlicht wurde, daß ein Steinhaufen in den Weg geschüttet wurde, der zum Gute des Schuldners führte, endlich bedeutet es dann die Sorge, und diese Bedeutung allein erhielt sich im Neuhochdeutschen. Der Zweck, mhd. der zwëc, ist ursprünglich ein kurzer Eisennagel oder Holzpflock, namentlich der Nagel in der Mitte der Schießscheibe, nach dem der Schütze zielt, im Neuhochdeutschen bedeutet das Wort nur das, warum oder wozu etwas geschieht. Noch Erasmus Alberus sagt in seinem deutschen Wörterbuch, das 1541 in Frankfurt erschien: „der zweck darnach man scheust.“ Auch die von dem Sinnlichen am weitesten entfernten Begriffe Geist und Seele sind nach sinnlichen Erscheinungen benannt: Geist, wohl mit ahd. jësan oder gësan, d. i. gähren, desselben Stammes und mit mhd. gëst, d. i. Schaum, Gischt, Gährung, Hitze, verwandt, war ursprünglich soviel als Hauch (lat. spiritus, gr. πνεῦμα), und Seele, ahd. sêla, mhd. sêle, ist mit dem Worte sê, d. i. das, was sich hin und her bewegt, die schwankende, wellenschlagende Wassermasse, See, Meer, desselben Stammes und mit griech. σείω, hin und her bewegen, verwandt. So führen die Ausdrücke für geistige Begriffe bei näherer Betrachtung überall auf die sinnliche Welt zurück.

Die Weise, wie die Sprache in ihrem Wortvorrate überhaupt die nicht sinnlichen Begriffe bezeichnet, lehrt uns nun, wie diese Begriffe darzustellen sind, damit die Darstellung eine schöne Darstellung werde. Wir haben oben gesehen, daß die Metapher besonders nicht sinnliche Begriffe durch entsprechende sinnliche Bilder darstellt (§ 43). Die Darstellung geistiger Thätigkeiten durch ihre sinnlichen Erscheinungen findet besonders Anwendung in der beschreibenden und erzählenden Darstellung von Charakteren, Richtungen des Wollens und Begehrens und Gemütszuständen. Die englischen Schriftsteller, wie Fielding, W. Scott, zeichnen sich besonders durch den wirksamen Gebrauch dieser Darstellungsweise aus, und wenn in der Litteratur der neuesten Zeit wenig Schriftsteller auf die Leser mit einem solchen Zauber gewirkt haben, wie Dickens, so ist dies vorzüglich daraus zu erklären, daß er überall die inneren Bewegungen und Zustände des Geistes durch ihre

[1]) Rud. Hildebrand in Grimms Wörterbuch V, 2592 ff.

sinnlichen Erscheinungen darstellt. Wenn er einen Charakter darstellen will, so beschreibt er die Person nach allen Besonderheiten, in denen ihr Charakter in die Erscheinung tritt, er stellt nicht nur ihr äußeres Thun und Treiben, sondern auch ihre Gestalt, ihre Gesichtszüge und Gebärden, ihre angewöhnten Bewegungen und Redensarten und selbst ihre Kleidung und Wohnung in lebendiger Anschauung vor die Sinne des Lesers und läßt ihn selbst aus dem, was er einen Menschen thun sieht und sprechen hört, erkennen, was er denkt, will und empfindet. Auch die überwältigende Wirkung der dramatischen Darstellung und die Illusion, die sie bewirkt, hat ihren Grund vorzüglich darin, daß die innersten Bewegungen und Zustände des Gemütes durch ihre sinnlichen Erscheinungen anschaulich gemacht werden.

§ 54.

Die abstrakten Begriffe gehören als solche zu den Begriffen nicht sinnlicher Dinge, die Substantive abstrakter Bedeutung sind schon darum für eine schöne Darstellung weniger geeignet, als die Konkreta. Dazu kommt, daß der abstrakte Begriff nicht ebenso verstanden wird, wie der konkrete. Abstrakte Begriffe sind zwar ebenfalls als ein Gemeingut in den Begriffsvorrat und die Ausdrücke derselben in den Wortvorrat der Sprache aufgenommen: da aber der abstrakte Begriff einer Thätigkeit, z. B. Flug, Tiefe, gewöhnlich nicht, wie der konkrete Begriff, z. B. fliegen, tief, für sich allein, sondern nur in der Verbindung mit einem Subjekte, z. B. der Flug des Adlers, die Tiefe des Meeres, oder auch mit einem Objekte, z. B. die Erbauung der Stadt, die Furcht vor dem Gewitter, als ein eigentlicher Begriff gedacht wird, so verhält er sich nicht ebenso, wie der konkrete Begriff, als ein schon vorhandener, sondern mehr als ein erst in dem Augenblicke der Rede von dem Sprechenden gebildeter Begriff, der als ein solcher durch ein Satzverhältnis ausgedrückt werden sollte (§ 36). Ungebildete machen selten Gebrauch von Abstrakten, und diejenigen, welche im abstrakten Denken mehr geübt sind, bilden oft Abstrakta, die nur für den Augenblick der Rede gelten sollen und wohl in die Sprache der Wissenschaft und der Gebildeten, aber nicht leicht in den dem ganzen Volke gemeinsamen Wortvorrat aufgenommen worden sind, z. B. Wissenschaftlichkeit, Zerrissenheit, Unverständlichkeit, Veranschaulichung, Verleiblichung, Beanstandung u. a. Je mehr nun in der Darstellung der Gedanken eine höhere Stufe geistiger Entwickelung hervortritt, desto weniger können wir den Gebrauch der Abstrakten vermeiden; man darf dabei aber nicht übersehen, daß die Abstrakta nicht sinnlich anschauliche Begriffe ausdrücken und der Gebrauch derselben

daher an sich der schönen Darstellung widerstrebt. Schwer verständlich und darum anstößig ist immer eine Anhäufung von Abstrakten, besonders wenn beide Glieder eines Satzverhältnisses Abstrakta sind, oder gar ein aus zwei Abstrakten gebildetes Satzverhältnis Attribut eines dritten Abstraktum ist, z. B.

Ein Wunder von der Macht des Lebens. — Das Bewußtsein der Empfänglichkeit für Leiden dieser Art. — Die Schwierigkeit der Erklärung des Ursprungs des Übels. — Eine Bürgschaft eines bessern Gedeihens der höhern Interessen des Advokatenstandes. — Er beschäftigt sich mit der Untersuchung des Zusammenhanges optischer Verhältnisse krystallisierter Mineralien mit ihrer Struktur und mit ihrem chemischen Bestande. — Zu den mannigfaltigen Erscheinungen der Neuzeit, welche als erfreuliche Fortschritte zur Anbahnung des Besserwerdens sozialer Zustände zu betrachten sind, gehört auch die Gründung von Vereinen zum Schutze der Tiere. — Unser Glaube an die gegenseitige Leidenschaftlosigkeit unserer Untersuchung zur Aufhellung der Ansichtsverschiedenheit über das Wesen des Was und Wie. —

Besonders werden die von Verben gebildeten Abstrakta, wie die Formen auf ung leicht anstößig und der Ausdruck schwer verständlich, wenn mehrere auf den verbalen Begriff bezogene Objekte — ergänzende und adverbiale — als Attribute mit dem Abstraktum verbunden werden, z. B.

Wegen Verkaufs des Rittergutes N. N. aus der Hand findet die auf den 6. Mai angekündigte Versteigerung desselben nicht statt. — Es ist zu beklagen, daß man das Blasen von den Türmen unserer herrlichen deutschen Choräle und Lieder an allen hohen Fest- und Feiertagen abgeschafft hat. — Die Nachricht von der Hervorsuchung und Zuratezeihung des alten Kardinals bei diesen Maßregeln hat große Mißstimmung erregt. — Die Verteilung von pietistischen Traktätlein des Abends auf der Straße an Vorübergehende hat wieder sehr zugenommen. — Betrachten wir die neuen Staatseinrichtungen des Großherzogtums in der Totalität ihrer Wirkungen auf den Landbau, so kann uns die Wahrnehmung nicht entgehen, daß sie in ihrer Entstehung, wie in ihrer weitern Fortbildung vorzüglich darauf berechnet zu sein scheinen, auf die fortschreitende Entwickelung des Ackerbaufleißes wohlthätig einzuwirken. — In der Herabsetzung der Grundsteuer, wie in der Verbesserung des Abgabesystems, gewahren wir zwei wichtige Momente, welche bei Beurteilung des heutigen Landbaues nicht übersehen werden dürfen.

Man bildet mit Abstrakten oft Phrasen, um nur dem Ausdrucke einen vornehmen Schein zu geben, z. B.

Es findet gegenwärtig eine Entsendung von regulären Truppen statt (statt: sie werden abgeschickt). — Er ermangelte nicht, durch seine einflußreiche Gegenwart, verbunden mit einer patriotischen Anrede an die versammelten Truppen, letztern die Überzeugung zu verschaffen, daß u. s. w. (statt: zu überzeugen). — Die Sache hat auch auswärts Beachtung gefunden. — Dieses Bestreben gereicht denjenigen Männern, welche mit einem dahin abzielenden Entschlusse in die Öffentlichkeit getreten sind, gewiß zur Ehre. —

So wünschtest du am Bach aus Büchern kluger Alten
Vergessenheit der Mühe zu erhalten. Hagedorn.

Anhäufungen von Abstrakten werden sehr oft dadurch veranlaßt, daß man, um Kürze des Ausdruckes zu gewinnen, Begriffe, welche gewöhnlich in der Form eines Substantivsatzes oder eines Infinitivs mit zu dargestellt werden, durch ein Abstraktum ausdrückt, z. B.

Er sagte sich, daß die willkürliche Verzögerung der Ausführung einer ernsten Handlung eines Gentleman unwürdig sei (statt: daß es eines Gentleman unwürdig sei, die Ausführung einer ernsten Handlung willkürlich zu verzögern). — In einer hiesigen Korrespondenz wird die Trüglichkeit der Fortschrittshoffnungen der Türken aus der Unvereinbarlichkeit des Islams mit wirklicher Gesittung dargethan (statt: wird dargethan, daß bei den Türken die Hoffnung auf einen guten Fortschritt trüglich ist, weil wirkliche Gesittung mit dem Islam nicht vereinbar ist). — Wohin wir blicken, stoßen uns starke Veranlassungen auf, einen recht baldigen Erlaß der in Aussicht gestellten Kommunalordnung herbeizuwünschen (statt: finden wir uns veranlaßt, zu wünschen, daß die Kommunalordnung bald erlassen werde).

Man erlaubt sich in dieser Weise namentlich im Geschäftsstile oft sehr anstößige Anhäufungen von Abstrakten. Man sucht besonders dem Kanzleistile durch einen erkünstelten Gebrauch der Abstrakten einen Schein feierlicher Würde zu geben, und so unnatürlich auch die Anhäufung von Abstrakten ist, so sehr sie auch unserm Sprachgefühle widerstrebt und das Verständnis erschwert, so wird sie doch immer noch als eine Zierde des Kanzleistils angesehen und in den Schreibstuben geübt. Als Belege mögen hier nur folgende Stellen dienen:

Die durch das rasche Steigen der Bevölkerung hervorgerufenen vielfachen Entwürfe zu neuen Straßenanlagen, welche bei der unterzeichneten Behörde mit der Anforderung zur Anmeldung

gebracht werden, dieselben in die Zahl der öffentlichen Straßen unter Verpflichtung der Stadt zur Pflasterung, Beleuchtung u. s. f. aufzunehmen, jedoch nicht selten zur teilweisen Ausführung gebracht werden, ehe eine Bestimmung darüber erfolgt sein kann, mitunter aber auch ohne solche Anmeldung in der Voraussetzung vorbereitet werden, daß jene Aufnahme und Verpflichtung von seiten der Stadt sich später von selbst ergeben werde, legen der städtischen Verwaltung die Verpflichtung auf, öffentlich, wie hierdurch geschieht, zu jedermanns Kenntnis zu bringen, daß die Rechte und Vorteile öffentlicher Straßen, namentlich also auch die Unterhaltung des Pflasters, Beleuchtung, Benennung, die Numerierung der Häuser, die Bewachung und Aufsicht durch die städtischen Nachtwächter, die Reinigung und die Benutzung der sonstigen dafür bestimmten städtischen Anstalten nur solchen neuen Straßen gewährt und zuerkannt werden können, für welche die deshalb erforderliche Genehmigung der Behörden auf Grund der vorhergegangenen Verhandlungen und Vereinbarung mit der städtischen Verwaltung hat nachgesucht und bewirkt werden können u. s. w.

Das oberappellationsgerichtliche Urteil deduziert, — — — — daß sodann, den Gegenstand der in der gedachten Bestimmung enthaltenen Zusicherung betreffend, der Ausdruck „Religionsübung" keineswegs so entschieden nur die Thätigkeit einer Religionsgenossenschaft bezeichnet, daß ungeachtet der oben gedachten subjektiven individuellen Beziehung des Zugeständnisses der desfallsigen Freiheit doch zugleich die Einräumung der Befugnis zur beliebigen Vereinigung von Glaubensgenossen zu einer gemeinsamen Religionsübung in demselben gefunden werden müsse.

§ 55.

Aus einer vergleichenden Betrachtung der nach ihrer Bedeutung und Form unterschiedenen Begriffswörter ergiebt sich, daß die einen mehr, die andern weniger geeignet sind, ihren Begriff in sinnlicher Anschaulichkeit darzustellen. Da aber die Lebendigkeit der Darstellung vorzüglich von dem in Bezug auf sinnliche Anschaulichkeit schicklichen Gebrauche der Begriffswörter abhängt, so darf die Stilistik nicht übersehen, wie besondere Arten von Begriffswörtern und Wortformen auch darin verschieden sind, daß die einen mehr als die andern den Begriff in sinnlicher Anschaulichkeit darstellen.

Es ist oben schon bemerkt worden, daß die Abstrakta, wie Zucht,

Flucht, Bündnis, weniger sinnliche Anschaulichkeit gewähren, als die Konkreta, z. B. Zügel, Flügel, Band. Aber auch bei den Konkreten und bei den Abstrakten finden sich solche Unterschiede. Die Lebendigkeit der Darstellung, deren sich die deutsche Sprache vor andern Sprachen erfreut, gründet sich besonders darauf, daß in ihr die meisten Wörter sich noch auf ihre sinnliche Grundbedeutung zurückführen lassen. Bei vielen Wörtern wird aber doch die ursprüngliche sinnliche Bedeutung nicht mehr ohne weiteres erkannt, und diese Wörter gewähren daher weniger sinnliche Anschaulichkeit, als andre, deren sinnliche Grundbedeutung noch lebendig ist. Man vergleiche z. B. erscheinen, aufgehen, hervortreten und eintreten mit werden und geschehen; Lager und Wiege mit Bett; Vernunft, Begriff, Ansicht mit Gedanke und Meinung; Trieb und Schwung mit Macht und Kraft; Saaten und Blüte mit Korn und Früchte. Wenn endlich die sinnliche Grundbedeutung auch noch erkannt wird, so wird die sinnliche Anschaulichkeit des Begriffes durch jede fortschreitend wiederholte Ableitung der Begriffswörter und durch Zusammensetzungen getrübt. Einfache Wörter wie binden, Band, dringen, Drang, brechen, Bruch, fließen, Fluß, sprießen, Sproß, ziehen, Zug, fahren, Fahrt haben mehr sinnliche Anschaulichkeit, als die Weiterbildungen und Zusammensetzungen wie Bündnis, bändigen und verbindlich, Drangsal und Bedrängnis, brüchig, Abbruch und Verbrecher, flüssig, einflößen und Überfluß, ersprießlich, züchtig, erziehen und vorzüglich, fertig, erfahren und ausführen. Wenn von abgeleiteten Formen und Zusammensetzungen wieder neue Formen abgeleitet oder neue Zusammensetzungen gebildet werden, so geht die Lebendigkeit der sinnlichen Anschauung oft ganz verloren. Wörter wie Verbindlichkeit, Unbändigkeit, Dringlichkeit, drangsalen, verbrecherisch, unverbrüchlich, Züchtigkeit, Anzüglichkeit, Ausführlichkeit, Angelegenheit, begründen, verständigen, berücksichtigen, beaufsichtigen, veruntreuen, beeinträchtigen bezeichnen ihren Begriff mit großer Bestimmtheit und gewähren dadurch, daß sie Begriffe, die sonst nur durch eine Umschreibung ausgedrückt werden können, durch ein Wort bezeichnen, zugleich Kürze des Ausdruckes, sie leisten besonders im Geschäftsstile gute Dienste: aber sie haben nicht mehr die Lebendigkeit der sinnlichen Anschauung, welche den einfachen Wörtern eigen ist, und da besonders der poetische Stil lebendige Anschaulichkeit der Darstellung fordert, so werden solche Wörter schon von Adelung als unpoetische Wörter bezeichnet. Unter den neueren Dichtern ist es namentlich Gustav Freytag, welcher mit großer Meisterschaft immer den sinnlich kräftigeren, einfachen Ausdruck für den zusammen-

gesetzten und abgeblaßten zu finden und zu verwenden weiß, und ein ernstes Studium seiner Schriften ist nach dieser, wie nach mancher andern Richtung hin jungen Schriftstellern und Dichtern aufs angelegentlichste zu empfehlen.

Der Begriff des Aufenthaltes an einem Orte wird, wenn er das Prädikat eines Satzes ist, sehr oft nur durch das Verb sein bezeichnet, das an sich gar keinen Thätigkeitsbegriff ausdrückt, z. B. „Er ist in Paris“ „Er ist in der Kirche“. Aber in allen Sprachen tritt das Streben zu Tage, diesen Begriff auch durch ein Begriffswort auszudrücken, wie sich befinden, wohnen, im Französischen se trouver, im Italienischen star (stehen), im Englischen stay (stehen) und live (leben). Diese Ausdrücke sind jedoch sehr wenig geeignet, den Begriff in sinnlicher Anschauung darzustellen, und die deutsche Sprache zeichnet sich dadurch aus, daß sie den Begriff je nach der besondern Art des Subjektes in besondern Wörtern, wie stehen, sitzen, liegen, stecken, hangen anschaulicher macht. Noch lebendiger wird aber dieser Begriff dargestellt, wenn er durch eine bestimmte sinnlich anschauliche Thätigkeit bezeichnet wird: die Darstellung wird dann eine schöne Darstellung und ist besonders im poetischen Stile von guter Wirkung, z. B.

Auf weit verbreitet öden Eisesfeldern, wo nur der heis're Lämmergeier krächzt, gelangt' ich zu der Alpentrift. Schiller. — Da zogen sie hinüber bis ans Weißland hin, wo ein andres Volk in andern Zungen spricht. Derselbe. — Dort wo die grauen Nebelberge ragen, fängt meines Reiches Grenze an. Derselbe.

Nicht wo die goldne Ceres lacht,
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter,
Wo das Eisen wächst in der Berge Schacht,
Da entspringen der Erde Gebieter. Derselbe.

Dort wo der Gießbach vom Gebirg
Heruntertanzt mit hellem Ton,
Durch grüner Dämmerung Bezirk
Schweift wandelnd just des Waldes Sohn.
Otto Roquette, Waldmeisters Brautfahrt.

Was frommte nun des Tieres Kampf!
Zur Rechten wird es abgelenkt,
Wo vorn der Wald den Weg verengt
Und rechts des Weihers düstre Flut
Wie lauernd auf ein Opfer ruht.
Gottfried Kinkel, Otto der Schütz.

Ein ehrwürdger Siedler hauste
Dort. Viktor Scheffel, Trompeter von Säckingen.

§ 56.

Die schöne Darstellung fordert, daß die Begriffe durch solche Begriffswörter ausgedrückt werden, in denen der Angeredete leicht den Inhalt und die besondere Form des darzustellenden Begriffes erkennt (§ 37). Wenn in der Darstellung die Begriffe auf das Besondere einer sinnlichen Anschauung zurückgeführt werden, so erregt die Darstellung bei dem Angeredeten dadurch, daß er selbst den Begriff als ein nicht sinnliches Allgemeines aus dem Besondern reproduziert, ein besonderes Wohlgefallen (§ 9): aber auch dann, wenn der Begriff nicht von dem Angeredeten aus dem Besonderen reproduziert, sondern ihm unmittelbar mit dem Begriffsworte mitgeteilt wird (§ 10), hat der Angesprochene an der Darstellung des Begriffes ein Wohlgefallen, und dieses Wohlgefallen hat in dem letzteren, wie in dem ersteren Falle, jedoch auf andere Weise, seinen Grund in der Natur des menschlichen Geistes. Nur diejenigen Artbegriffe können durch Begriffswörter unmittelbar mitgeteilt werden, die als ein Gemeingut aller in dem Begriffsvorrate des Volkes schon vorhanden und in Begriffswörtern, die ihnen vollkommen entsprechen, auch in den Wortvorrat der Sprache aufgenommen sind. Der Begriff ist alsdann mit dem Worte so innig verwachsen, daß Begriff und Wort nur noch in der Reflexion unterschieden werden, und mit dem Worte wird dem Angeredeten auch der Begriff gegeben. Weil aber Begriff und Wort ein Gemeingut aller sind, so erkennt der Angeredete in dem, was ihm der Sprechende giebt, sein Eigentum, und daß er in dem Begriffe und Worte eines andern auch sein Eigentum erkennt, erregt in ihm ein Gefühl von Lust und Wohlbehagen. Dieses Gefühl tritt besonders dann sehr lebendig hervor, wenn wir nach einem längern Aufenthalte in einem fremden Lande wieder in der Muttersprache angeredet werden, und an dieses Gefühl knüpft sich mehr als an alles andere unsere Liebe zu denen, die mit uns dieselbe Sprache reden — die Liebe zum Vaterlande. In der Sprache wird eines der höchsten Güter des Lebens, nämlich eine Welt von Begriffen und Gedanken zu einem Gemeingute aller, die dieselbe Sprache reden, und bei der Mitteilung der Begriffe fühlt sich der Angeredete mit Lust als Teilnehmer an diesem großen Gute.

Dieses Wohlgefallen des Angeredeten an der Darstellung der Begriffe ist um so größer, und das Wort wird zugleich um so vollkommner verstanden, je vollkommner der Angeredete den Inhalt und die besondern Form des Begriffes in dem Worte und in der besondern Form

des Wortes als sein Eigentum erkennt. Verwandte Sprachen unterscheiden sich besonders dadurch, daß sie sehr häufig durch dasselbe Wort, z. B. Platz und engl. place, Nacht und engl. night, Begriffe bezeichnen, deren Inhalt verschieden ist, und hierin liegt ein Grund, warum Übersetzungen leicht unverständlich werden: so ist es unverständlich, wenn unsere Zeitungsschriftsteller das engliche night, auch wenn von den Sitzungen des Parlaments die Rede ist, durch Nacht übersetzen und so die Verhandlungen des Parlaments als Werke der Finsternis darstellen. Aber auch in jedem besondern Volke bilden sich besondere Kreise, denen auf besondere Weise gefaßte Begriffe, ausgedrückt durch besondere Wörter, als ein besonderes Eigentum angehören. Nicht nur jede Provinz und jede große Stadt, sondern auch die besondern Stände und bürgerlichen Gewerbe haben ihre eigentümlichen Begriffe, und jeder hört mit besonderm Wohlgefallen die Sprache seiner Provinz, seines Standes und Gewerbes, weil er in ihr sein Eigentum erkennt. Es erklärt sich hieraus das besondere Wohlgefallen an Lokalpossen und das Behagen, daß es dem Bergmanne, dem Jäger und dem Seemanne gewährt, wenn wir mit ihm in der Sprache seiner Genossenschaft reden. Es ergiebt sich hieraus, daß die Darstellung der Begriffe durch die Begriffswörter überhaupt um so mehr gefällt und zugleich um so verständlicher ist, je mehr der Angeredete in Begriff und Wort sein Eigentum erkennt, je weniger beide ihm fremd sind. Es gründen sich hierauf besondere Vorschriften der Stilistik für den Gebrauch der Wörter in der Darstellung der Begriffe.

§ 57.

Ein wichtiges Erfordernis eines klaren und schönen Stiles ist die Vermeidung der Fremdwörter. Selbstverständlich können nicht alle Fremdwörter ohne Ausnahme beseitigt werden und das Bestreben, die Sprache von fremden Eindringlingen zu säubern, darf nicht ins Maßlose gehen, aber im allgemeinen läßt sich doch als Regel für den guten Stil feststellen, daß fremde Wörter niemals da angewendet werden dürfen, wo uns vollkommen gleichbedeutende und schön gebildete deutsche Wörter zu Gebote stehen. Fremdwörter, welche sich vollkommen bei uns eingebürgert haben, und namentlich solche Wörter, welche bereits in einer früheren Sprachperiode in unsre deutsche Sprache eingedrungen sind und deutsche Form angenommen haben, die sogenannten Lehnwörter, wie Spiegel (lat. speculum), Mauer (lat. murus), Pfeffer (lat. piper), Fenster (lat. fenestra), Pforte (lat. porta), Ziegel (lat. tegula), Pfalz (lat. palatium), Pfosten (lat. postis) u. v. a., sind vollberechtigte Glieder der deutschen Sprache, und wir können dieselben

gar nicht mehr entbehren, ja, wir empfinden sie zum großen Teil gar nicht mehr als fremde Wörter. Viele derselben gehören schon über tausend Jahre unserer Sprache an und sind nach allen Seiten hin mit dem geistigen Leben unseres Volkes verwachsen. Ganz natürlich war es daher, daß die Bestrebungen, welche auch diese Wörter aus der deutschen Sprache entfernen wollten, der Lächerlichkeit anheimfielen und als „Purismus“ verspottet wurden. Wenn im siebzehnten Jahrhundert die Sprachgesellschaften, wie z. B. die 1617 gegründete fruchtbringende Gesellschaft in Weimar, auch der Palmenorden genannt, oder die 1643 gegründete deutschgesinnte Genossenschaft Philipps von Zesen in Hamburg u. a., die Wörter: Theater durch Schauburg, Person durch Selbstand, Vers durch Dichtling oder Reimband, Natur durch Zeugemutter, Mars durch Heldreich, Venus durch Lustinne oder Liebinne, Pallas durch Kluginne, Nase durch Löschhorn[1]) u. s. w. ersetzen wollten, so haben sie durch solche Verkehrtheiten der guten Sache der Sprachreinigung mehr geschadet, als genützt. Auch Campe, der gegen Ende des achtzehnten und im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts durch zahlreiche Schriften (und unter diesen namentlich durch sein „Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke“ 1801) für die Sprachreinigung thätig war, ging in seinen Bestrebungen entschieden zu weit und war in der Neubildung deutscher Wörter nicht immer glücklich. Wenn er Roman mit Geschichtdichtung, Cyniker mit Hundevernünftler, Egoismus mit Ichsamkeit u. s. w. übersetzt, so bietet er den Gegnern der Sprachreinigung willkommene Angriffspunkte dar.[2]) An solche übereifrige Puristen dachte wohl Goethe, wenn

---

[1]) Allerdings ist dabei auch manches von Zesens Feinden übertrieben worden. Noch heute kann man selbst in guten Litteraturgeschichten lesen, daß er Pistole durch Reitpuffer oder Sattelpuffer, Fenster durch Tageleuchter, Mantel durch Windfang ersetzt habe; er selbst bezeichnet dies aber in der „hochdeutschen heliconischen Hechel“ als eine „unverschämte, grobe, ehrlose Schand- und Landlüge“. S. Reichard, Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst S. 152. So ganz zu verwerfen, wie es gewöhnlich geschieht, ist überhaupt Zesens Thätigkeit nicht, er hat unsrer Sprache wirklich manche gute Neubildung zugeführt; so gehen die Ausdrücke Vertrag für Contract, Vollmacht für Plenipotenz, letzter Wille für Testament, lustwandeln für spazieren, selbständig u. a. auf Zesen zurück. Vgl. Dunger, Wörterbuch von Verdeutschungeu entbehrlicher Fremdwörter S. 34.

[2]) Trotzdem hat Campe große Verdienste um die Reinheit unserer Sprache; viele seiner Verdeutschungen und Neubildungen sind recht glückliche, z. B. Zartgefühl für Delicatesse, folgerecht für konsequent, folgewidrig für inkonsequent, Tondichter für Komponist, Zerrbild für Karikatur, Gefallsucht für Koketterie, Beweggrund für Motiv, Öffentlichkeit für Publicität, prickelnd für piquant, Feingefühl für Takt, Stelldichein für Rendezvous, altertümlich für antik u.

er in einem Briefe an Riemer schrieb: „Ich habe im Leben und Umgang mehr als ein Mal die Erfahrung gemacht, daß es eigentlich geistlose Menschen sind, welche auf die Sprachreinigung mit zu großem Eifer dringen.“

Man darf aber, wenn man auch den übertriebenen Eifer, der auf diesem Gebiete zu manchen Verkehrtheiten geführt hat, mißbilligt, doch nicht auch das gesunde Streben nach Reinheit und klarer Schönheit unserer deutschen Sprache verurteilen, das die fremdländischen bunten Lappen und Flicken, welche die einfache und natürliche Schönheit unserer Sprache entstellen, in maßvoller und besonnener Weise beseitigen will. Auch in seinem Verhalten den Fremdwörtern gegenüber zeigt der Deutsche jene krankhafte Scheu, etwas aus sich selbst heraus zu sein, jene unwürdige Vergötterung des Fremden und jene Verachtung und Verleugnung des Eignen. Es fehlt dem Deutschen in dieser Beziehung der königliche, freie Sinn, der den Mut hat, sich unbekümmert um andere aus sich selbst heraus zu bestimmen. Freilich trägt die ganze geschichtliche Entwickelung des deutschen Volkes einen großen Teil der Schuld an dieser Erscheinung, um so mehr aber ist es die Pflicht unserer Zeit, in der Deutschland die längst ersehnte Einheit und die ihm gebührende Machtstellung errungen hat, mit der äußeren Selbständigkeit auch eine innere, geistige zu verbinden. Was soll man aber dazu sagen, wenn noch heute nicht nur in unserer Tagespresse, sondern auch in den wissenschaftlichen Werken unserer Gelehrten und in den Schöpfungen unserer Dichter und Schriftsteller unsere deutsche Sprache oft geradezu einem buntgeflickten Bettlermantel gleicht? Wie häßlich klingen Wörter wie: glorificieren, qualificieren, mystificieren, identificieren, paginieren, notificieren, inclinieren, exemplificieren, rehabilitieren, rectificieren, justificieren, realisieren, formulieren, inventarisieren, lokalisieren, majorisieren, desinficieren, emancipieren, patentieren, prämiieren, präcisieren, sympathisieren, specialisieren, rekonstruieren, vinkulieren, uniformieren, petitionieren, nomadisieren, inficieren, codificieren, licitieren, inhibieren, eliminieren, mobilisieren, assimilieren, illuminieren, irritieren, examinieren, colonisieren, stipulieren, prononciert, Incompatibilität, Initiative, Subjektivität, Intelligibilität, Probabilität, Reciprocität, Konstitutionalität, Incommensurabilität u. v. a. Kein gebildetes Ohr wird diese Klänge schön finden, und

---

v. a. Dieselben sind heute ganz üblich und niemand hält sie mehr für „unausstehliche Bildungen“, wie sie Campes Zeitalter zum Teil nannte.

doch treten uns diese und ähnliche Wörter im Verkehr mit Menschen, Zeitungen und Büchern täglich und stündlich entgegen. Sätze wie die folgenden, die ich aus einer mir gerade vorliegenden Nummer der „täglichen Rundschau“ (vom 20. Febr. 1883) aufs Geratewohl herausgreife, sind in unserer Tagespresse, wie in unsrer Umgangssprache durchaus nichts Außergewöhnliches: „Selbst in den diplomatischen Kreisen, die doch über die besten Informationen zu verfügen pflegen, hoffte man mit einiger Bestimmtheit auf eine wenn auch nur geringfügige Majorität für die Vorlage und auf den Sieg der gemäßigten Elemente. Jetzt, nachdem auch dieser Kompromiß verunglückt ist, steht man ratlos vor der anscheinend unlösbaren Aufgabe, die radikalen Tendenzen der Abgeordnetenkammer mit dem Enthaltsamkeitsprincip des Senats in Einklang zu bringen.“ „An seinen Namen knüpft sich die Erinnerung an die Expedition nach Tunis und die Annexion dieses Staates, die er unter Gambettas Assistenz betrieb“. „Nächst der französischen Umwälzung absorbiert der Prozeß gegen die Dubliner Mörderbande das meiste Interesse.“ „Die Handlungen der Mörder wären durch Depeschen aus London dirigiert, Carey identifizierte sämtliche Gefangene.“ „Drei Resolutionen sind von ihnen beschlossen worden, um gegen die herrschenden gesetzlichen Zustände zu protestieren, insbesondere dagegen, daß die konstitutionelle Agitation despotisch unterdrückt werde.“ In weniger guten Zeitungen sieht es aber noch weit schlimmer aus. So führt z. B. Aug. Fuchs in seiner Schrift: Zur Geschichte und Beurteilung der Fremdwörter im Deutschen (Dessau 1842) folgenden Satz aus einer Zeitung an: „Das Ministerium Perier consolidierte sein Regierungssystem nach den Principien der Contrerevolution. Die perfide Maxime der Nicht-Intervention ward mit allen Consequenzen adoptiert und vergebens protestierten die opponierenden Departements gegen die Vermögensaristokratie der Centralisation und die Corruption der Localadministration.“ Nun ist zwar der Schriftsteller, welcher für eine Zeitung arbeitet, noch am ehesten zu entschuldigen; denn die Hast, mit der er arbeiten muß, läßt ihm nicht Zeit, nach einem geeigneten Ersatzworte für das fremde Wort zu suchen, aber es darf auch nicht verkannt werden, daß gerade die Zeitungen auf die Entwickelung unserer Sprache in der Gegenwart einen ganz gewaltigen Einfluß ausüben, weil jeder sie täglich liest und weil unmerklich Ausdrücke und Wendungen aus der Sprache der Zeitungen in die Umgangssprache jedes Zeitungslesers übergehen. Dieses Einflusses sollte sich jeder Zeitungsschriftsteller in jedem Augenblicke klar bewußt sein, und er sollte daher nach und nach

mit eherner Festigkeit sein Gefühl für Reinheit und Schönheit unserer Sprache so weit entwickeln, daß ihm nicht mehr der fremde, sondern der deutsche Ausdruck zuerst in die Feder käme. Er brauchte nur täglich ein Fremdwort für immer aus seinen Berichten zu beseitigen, so wäre schon ein großer Schritt zur Besserung gethan.

Auch in gelehrten Werken können nicht immer die fremden Ausdrücke vermieden werden, namentlich da nicht, wo die gelehrte Kunstsprache diese Ausdrücke mit sich bringt. Doch es kann auch hier viel zur Verdeutschung unserer Sprache geschehen. Namentlich sollte es sich jeder deutsche Gelehrte und Erfinder zur Pflicht machen, bei der Bildung neuer Kunstausdrücke zu einem deutschen Ausdrucke zu greifen und nicht zu einem lateinisch-griechischen oder französischen oder englischen. Daß das recht wohl angeht, selbst bei Dingen, die wir dem Auslande entlehnt haben, sehen wir an unserem Eisenbahnwesen. Obwohl dasselbe aus England übernommen war, haben doch die Urheber desselben in Deutschland es in der Hauptsache deutsch benannt, und keiner möchte wohl jetzt die Ausdrücke Bahnhof, Eisenbahn, Gleis, Schiene, Weiche, Dampfwagen, Zug u. s. w. gegen station, rail-way, rails, train u. s. w. umtauschen. Einzelnes Fremde ist ja dabei freilich immer noch mit eingedrungen, wie Locomotive, Coupé, Waggon (engl. waggon, das wir, um uns dem Auslande gegenüber nur recht lächerlich zu machen, französisch aussprechen) u. a., aber die Hauptbegriffe sind doch deutsch benannt. Und es kann doch wohl heute nicht mehr als besonders wissenschaftlich vornehm gelten, etwas Neues mit einem fremden Ausdruck zu benennen, wo jeder Geheimmittelkrämer seine Waren unter irgend einem barbarischen französisch-griechisch-lateinischen Namen anpreist. Aber auch manches altherkömmliche Kunstwort seines Faches kann der Gelehrte oft recht wohl vermeiden; er kann ja anfänglich nötigenfalls das fremde Kunstwort dem neugeschaffenen deutschen Ausdruck in Klammern beifügen, wie es z. B. Häckel thut, wenn er hinter den von ihm gebrauchten deutschen Ausdruck Gesellung das Fremdwort Association stellt (in einem Vortrag über die heutige Entwickelungslehre im Verhältnis zur Gesamtwissenschaft, 1877, S. 18).

In vielen Schriftwerken sind aber die Fremdwörter nicht nur nicht vermieden, sondern geradezu in unnötiger Weise gehäuft. In einer Kampfschilderung, welche das Militär-Litteraturblatt (1874, S. 138) als Probe derartiger Sprachentstellung abdruckt, heißt es: „Mittlerweile die Têten der feindlichen Avantgarde durch unsere Tirailleure amüsiert wurden, executierte die Lanzierdivision eine brillante Attaque auf ein aus einem Ravin debouchierendes Cavalleriecorps. Während

dieses Engagements formierte sich das Gros der Armee en ordre de bataille." Wenn ein solches Deutsch in unserm Vaterlande möglich ist, da müssen wir dem Franzosen Recht geben, welcher im November 1878 in der Revue critique schrieb: „l'Ausländerei est encore un défaut des Allemands." Die Sprachverwilderung geht aber noch weiter; es werden sogar fremde Wörter zuweilen mit deutschen zusammengefügt, wodurch Ausdrücke entstehen, die allem Sprachgefühl Hohn sprechen, z. B. Contredampf, Anti-Wagnerianer, antideutsch, Exaktheit, Exkaiserin, Mißkredit (daneben wohl auch mißkreditieren statt: diskreditieren), Autorschaft u. s. w. Oft wird sogar zum Fremdwort ein deutsches Wort gesetzt, das denselben Begriff ausdrückt, der bereits im Fremdwort enthalten ist, wie: Guerillakrieg (spanisch guerra = Krieg, guerrilla = kleiner Krieg), Attentatsversuch (lat. attentatum heißt schon Mordversuch), Examenprüfungen, mögliche Eventualität, die Veröffentlichung eines Gesetzes publicieren, etwas ostentativ zur Schau tragen, defensive Abwehr, Unantastbarkeit der Integrität der Türkei (Augsb. Allgem. Zeit. 1876, Nr. 312, Beil.), mehrstimmiger, vocaler Gesang (Augsb. Allgem. Z. 1876, S. 938), persönliche Individualität die numerisch zu geringe Anzahl, decorative Ausschmückung, falsche Illusion, ein akustisch verschiedener Laut, intensive Verstärkung, größere Majorität, Grundprincip, jährliche Annuitäten u. v. a.[1]) Sogar bei Goethe findet sich schon der Ausdruck ganze Totalität. Da ist eigentlich die Bewegung an ihrem Ende angekommen; denn das beweist, daß der Inhalt der Fremdwörter sich nach und nach verdunkelt und nicht lebendig mehr empfunden wird.

Wenn schon in gelehrten Werken der unnötige Gebrauch von Fremdwörtern unangenehm berührt, so ist er in dichterischen Werken geradezu ein arger Verstoß gegen die Schönheit der Darstellung. Der Dichter ist an keinerlei Kunstausdrücke und überlieferte Worte gebunden, er kann sich die Sprache ganz seinen Zwecken gemäß gestalten, er schafft mit einer Freiheit, wie sie keinem anderen Schriftsteller zu teil wird. Um so mehr kann von ihm gefordert werden, daß er nicht durch den Gebrauch von Fremdwörtern die Würde und Schönheit unserer Sprache verletze. Dichter, welche absichtlich durch Plattheiten und verbrauchte Redensarten den hohen Ton der ernsten Poesie herabziehen wollen, können diesen Zweck durch nichts besser erreichen, als durch Anwendung von Fremdwörtern. Heinrich Heine hat in Liedern, in

---

[1]) Rud. Hildebrand, a. a. O., S. 115 f. u. 126 ff. weist solche Verbindungen aus angesehenen Zeitschriften, ja selbst bei Philologen von Fach nach.

welchen er seine innere Zerrissenheit hinter bittrem Spott zu verbergen sucht, wiederholt in dieser Weise Fremdwörter gebraucht. Man prüfe an sich selbst die Wirkung, welche Stellen, wie die folgenden, hervorbringen:

Wenn ich Billette bekommen kann,
Bin ich sogar kapabel,
Dich in die Oper zu führen alsdann;
Man giebt Robert-le-Diable.
Heines Werke, 16, 181.

Ich zweifle auch, ob sie empfindet,
Die Nachtigall, das, was sie singt;
Sie übertreibt und schluchzt und trillert
Nur aus Routine, wie mich dünkt.
Ebenda, 17, 222.

Himmlisch war's, wenn ich bezwang
Meine sündige Begier;
Aber wenn's mir nicht gelang,
Hatt' ich doch ein groß Plaisir. Ebenda, 15, 290.

Sterbend spricht zu Salomo
König David: „Apropos,
Daß ich Joab dir empfehle,
Einen meiner Generäle". Ebenda, 18, 56.

Das dumme Lied und der dumme Kerl!
Er hat mich schmählich blamieret,
Gewissermaßen hat er mich auch
Politisch kompromittieret. Ebenda, 17, 135.

Ich möchte sie gern wiedersehn,
Doch fürcht' ich die Persiflage,
Von wegen des verwünschten Lieds,
Von wegen der Blamage. Ebenda.

Während die Kleine von Himmelslust
Getrillert und musicieret,
Ward von den preußischen Douaniers
Mein Koffer visitieret. Ebenda, 17, 124.

Wir fühlen bei solchen Versen recht deutlich, daß doch das Fremdwort einen niedrigeren Klang hat, als der deutsche Ausdruck, und das ist ein

Zeichen, daß unser Sprachgefühl noch gesund und unsere Sprache noch nicht ins Greisenalter getreten ist. Man wird das, was man edle Leidenschaften nennt, nicht als noble Passionen bezeichnen; das erstere hat einen entschieden höheren und edleren Klang, als das letztere. Ein gleiches Verhältnis besteht zwischen dunkel und obskur, alltäglich und ordinär, Streitschrift und Pamphlet, Unglück und Malheur, Gnade und Pardon, sündigen und peccieren, Erlaubnis und Permiß, Mut und Kourage, Vergnügen und Plaisir, Haltung und Positur, Verfahren und Procedur, beschützen und protegieren, Regenschirm und Parapluie u. v. a. Mancher Romandichter unserer Zeit würde seine Sprache wesentlich veredeln, wenn er statt abgenutzter fremder Ausdrücke überall gute deutsche gebrauchen wollte. Wie leicht das möglich ist, möge nur ein Beispiel zeigen. Der Ausdruck Saison spielt in unsern Romanen aus der Gesellschaft eine große Rolle, und viele Romandichter meinen gewiß, er sei gar nicht zu vermeiden. Fanny Lewald hat ihn jedoch in ihrem Roman Stella (Romanbibliothek 1883) sehr hübsch durch das deutsche Wort Gesellschaftszeit ersetzt. Freilich macht sich in unserer gegenwärtigen Romandichtung das eigentümliche Streben bemerklich, die Handlung der Erzählung auf fremdem Boden, in einem möglichst entlegenen Lande oder Volke sich abspielen zu lassen, und es ist ganz auffallend, wie hierin, sowie in mancher andern Hinsicht noch, unser Zeitalter dem siebzehnten Jahrhundert ähnlich ist. Diese Neigung für das Fremde und Entlegene bringt denn auch selbstverständlich eine ganze Schar fremder Ausdrücke und Benennungen mit sich, die zwar nicht eigentliche Fremdwörter sind, aber doch die Schönheit der Darstellung oft schwer schädigen.

Die Fremdwörter sind aber von dem Dichter nicht nur des minder edlen Klanges wegen, sondern auch deshalb zu meiden, weil ihnen die sinnliche Anschaulichkeit fehlt. Die Gewalt und Kraft der Sprache eines Dichters ruht im wesentlichen auf der sinnlichen Anschaulichkeit; er muß daher vorzugsweise solche Worte wählen, deren sinnliche Grundbedeutung in den Hörern oder Lesern noch lebendig ist und die sich infolge dessen gleichsam auf einem bestimmten Hintergrunde erheben, der ihnen eigentlich erst das rechte Leben giebt. „Die Sprache, sagt Rudolf Hildebrand a. a. O. S. 140 ff., ist ein Ganzes, das nach eignen Gesetzen in sich lebt und wächst. Das wirkliche Ganze überschauend zu fassen ist niemand gegeben, aber Glieder des Ganzen, einzelne Teile oder Strecken, d. h. wieder zugleich kleinere Ganze in sich, sind dem Sprachbewußtsein oder Gefühl immer gegenwärtig, sie stehen als nächster Hintergrund hinter den einzelnen Worten oder Wendungen, deren man

sich augenblicklich bedient; indem man sie da aus ihrem nächsten Zusammenhang gleichsam hervorzieht, ziehen sie ihrerseits ihren nächsten Hintergrund gleichsam von selbst nach sich. Darauf beruht alle Hilfe, die uns die Sprache zum Denken bietet wie dem Hörer zum Verstehen, das ist der Dienst, den die pflanzenhafte Einheitlichkeit, also Schönheit des Sprachgebäudes der Einheitlichkeit des Denkens, also der Klarheit und Wahrheit leistet, sowohl im einzelnen Falle des Denkens und Sprechens wie auch im Ganzen der Ausbildung des Geistes überhaupt zu einheitlicher Klarheit, in der Schule schon wie weiterhin im Leben, ja selbst in der Wissenschaft. So hängen z. B. im Bewußtsein aneinander Band, Binde und Bund, und daran hängt als einigender Ausgangspunkt binden, daran wieder verbinden, anbinden u. s. w., ferner verbindlich, Bündnis, Bündel u. s. w., und wie diese Worte alle ein kleines Ganzes darstellen, das nach vielen Seiten sich verzweigend doch immer seine Einheit behauptet und an jeder Stelle darauf zurückweist, ebenso die davon getragenen Begriffe und Vorstellungen, die sich ihre Einheitlichkeit eben in jenem Wörterganzen verkörpert haben. Da sind nun aber störend dazwischen gefahren z. B. Ligatur, Obligation, obligiert, obligat, Liga, Alliance, Liaison, die alle wie an verschiedenen Stellen unsers Sprachreiches und zu verschiedenen Zeiten eingebrochen sind, aber ihren Zusammenhang und einigenden Ausgangspunkt (in lat. ligare, binden) so zu sagen nicht mitgebracht, sondern zu Hause gelassen, ja eigentlich selbst zum Teil ganz verloren haben, versprengte Fremdlinge, die von ihrem eignen Familienband losgerissen sind und nun auch noch bei uns den natürlichen Zusammenhang der Begriffe stören, die angewachsene Schönheit und Klarheit unserer Denkwelt beschädigen, immer dabei mit dem Anspruch der Vornehmheit und höhern Kultur. Wem sie ganz vertraut werden und zugleich wieder in ihrer eignen Einheit erscheinen sollen, der muß lateinisch, französisch, italienisch können.“ Auch die Betonung leidet unter den Fremdwörtern; während bei den deutschen Wörtern der eigentliche Träger des Sinnes, die Stammsilbe, den Hauptton hat, betonen wir bei den Fremdwörtern oft eine ganz bedeutungslose Endsilbe, wie z. B. die Silbe -ieren oder -tät. Für ein deutsches Ohr müßten eigentlich Klänge, wie Opportunität, Originalität, Exklusivität, Frivolität, Imponderabilität u. a. ganz unerträglich sein.

Zum Heil für die Entwickelung unserer Sprache ist gegenwärtig in Bezug auf den Gebrauch der Fremdwörter fast auf allen Gebieten und in allen Verhältnissen eine bedeutende Wendung zum Besseren zu bemerken. Nicht nur, daß in trefflichen Schriften das Fremdwörter-

unwesen in maßvoller und überzeugender Weise bekämpft wird[1]), auch die Umgangssprache fängt an, sich von gewissen Fremdwörtern frei zu machen, und es gehört jetzt wenigstens nicht mehr zum guten Ton, die Rede mit zahlreichen Fremdwörtern zu durchsetzen. Namentlich aber hat sich in unserem Postwesen und in unserem Rechtswesen eine Sprachreinigung vollzogen, die jeden, der seine deutsche Muttersprache liebt, mit lebhafter Freude erfüllen muß. Durch zwei Verordnungen (vom 31. Dez. 1874 und 21. Juni 1875) hat der Generalpostmeister Dr. Stephan nahezu 800 Fremdwörter beseitigt, welche bis dahin im Postdienste üblich waren, und mit nur wenigen Ausnahmen haben sich die Umdeutschungen, welche die Postverwaltung in Vorschlag brachte, binnen wenigen Jahren bereits völlig eingebürgert. Ebenso hat die Reichsgesetzgebung aus unserer Rechtssprache eine große Menge Fremdwörter, die aus dem römischen Recht herübergenommen und wie eine ewige Krankheit von Jahrhundert zu Jahrhundert weitergeschleppt worden waren, entfernt und durch treffende deutsche Ausdrücke ersetzt, wie z. B. Kontumazialerkenntnis durch Versäumnisurteil, Ancien=

---

[1]) Das Beste, was in neuerer Zeit über die Fremdwörter gesagt worden ist, enthält der Anhang über Fremdwörter und ihre Behandlung in der Schule, welchen Rudolf Hildebrand in Leipzig seiner Schrift: Vom deutschen Sprachunterricht und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt (Leipzig 1879) beigefügt hat. Kein Deutscher und namentlich kein deutscher Lehrer sollte dieses ausgezeichnete Buch ungelesen lassen; jeder Deutsche, jeder Schriftsteller, jeder Dichter, jeder Lehrer sollte mit dafür kämpfen, daß die Grundsätze, welche in demselben ausgesprochen sind, zu allgemeiner Geltung durchdrängen: dann würde es gut stehen um unsere Sprache, um unsere deutsche Dichtung, um unsere Schule. Auch Dungers Wörterbuch von Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter, mit einer einleitenden Abhandlung über Fremdwörter und Sprachreinigung (Leipzig 1882) ist ein trefflich geschriebenes Büchlein, das in kurzer und knapper Fassung eigentlich alles enthält, was einem Deutschen über das Fremdwörterwesen zu wissen not ist und das zugleich eine stattliche Zahl guter Verdeutschungen bietet. Daneben sind noch zahlreiche andere Schriften zu erwähnen, z. B. Th. Mertens, Wider die Fremdwörter (Hannover 1871), Tobler, Die fremden Wörter in der deutschen Sprache (Basel 1874), Th. Heinze, Die Fremdwörter im Deutschen u. a. Auch in Zeitschriften wendet man sich gegen die Fremdwörter. Schon im Jahre 1868 ersuchte die Gartenlaube ihre Mitarbeiter, in ihren für die Gartenlaube bestimmten Aufsätzen die Fremdwörter möglichst zu vermeiden, damit der Leser, der von dem politischen Zeitungsstile schon genug zu leiden habe, in der Gartenlaube wenigstens nicht diesem alltäglichen Ärgernisse begegne. Auch das Daheim hat seine Spalten dem Kampfe gegen die Fremdwörter geöffnet, neuerdings haben auch die Grenzboten (Jahrg. 1882) in einer längeren Abhandlung: Die Fremdwörterseuche eindringlich gegen das Fremdwörterunwesen gesprochen, und im Archiv für pathologische Anatomie (91. Band, 1. Heft) hat Virchow seine Stimme in derselben Angelegenheit erhoben.

nität durch Dienstalter, Pension durch Ruhegehalt, Original durch Urschrift, Kopie durch Abschrift, Mundum durch Reinschrift, Pupillenbehörde durch vormundschaftliche Behörde, Advokat durch Rechtsanwalt, Advokatur durch Rechtsanwaltschaft, Aktuar durch Gerichtsschreiber, Administrator durch Verwalter, admittieren durch zulassen, adoptieren durch an Kindesstatt annehmen, bona fide durch gutgläubig, Cession durch Abtretung, Credulitätseid durch Glaubenseid, Diäten durch Tagegelder, Appellation durch Berufung, Disciplinargewalt durch Dienstaufsicht u. s. w. Auch hier hat sich die Sprachreinigung ohne Schwierigkeit vollzogen, und unsere Rechtssprache hat dadurch nur gewonnen. Gewiß werden nun auch andere Verwaltungszweige nicht zurückbleiben. Bereits hat das Generalstabswerk über den deutsch-französischen Krieg auch aus der Militärsprache eine bedeutende Zahl von Fremdwörtern entfernt, so giebt es z. B. Terrain durch Gefild, Gelände, Bodenbeschaffenheit u. a. wieder, Lisière durch Saum, Umfassung, Rand, coupiert durch durchschnitten, konzentrisch durch umfassend, Ravin durch Thal, Cernierung durch Einschließung, ralliieren durch sammeln, Plateau durch Hochfläche, Transportierung der Gefangenen durch das Überführen der Gefangenen, tiraillieren durch plänkeln, Distance durch Abstand u. s. w. Und auch der deutsche Architektenverein beschloß im Jahre 1880 in einer Versammlung zu Wiesbaden, künftighin die Fremdworte: Souterrain durch Kellergeschoß, Parterre durch Erdgeschoß, Entresol durch Zwischen- oder Halbgeschoß, Etage durch Obergeschoß, Mansarde durch Dachgeschoß zu ersetzen. So zeigt sich überall ein erfreuliches Streben, das wieder gut zu machen, was frühere Zeiten politischer Unselbständigkeit und unseliger Zersplitterung gesündigt haben, und die Widerherstellung eines einigen, freien, großen, deutschen Reiches hat auch hier das Gefühl für die Ehre und Unabhängigkeit unseres deutschen Vaterlandes neu belebt.

Ebenso wie die Anwendung der Fremdwörter ist auch der Gebrauch solcher Ausdrucksformen zu tadeln, die aus fremden Sprachen und besonders aus der französischen Sprache entlehnt sind und im Widerspruch mit den Gesetzen der deutschen Sprache stehen. Von dieser Art ist lieben (fr. aimer) statt etwas gern haben und gern thun, z. B. „Ich liebte es, dort einzukehren“, der Gebrauch des Demonstrativs jener statt des dem Französischen mangelnden der in Ausdrücken wie „die Krönung Franz des Ersten und jene (celle st. die) Karls des Siebenten“ oder die Wendung: „gegenüber von dieser Meinung (vis-à-vis de . . .) statt „dieser Meinung gegenüber“ und manche andere Ausdrücke, von denen noch weiter unten (§ 61 und 63) die

Rede sein wird. Der genannten Sprachentstellung nahe verwandt, ist die Unsitte, deutsche Wörter französisch auszusprechen, z. B. Vilmar als Wilmar, Varnhagen als Warnhagen, Vernaleken (d. i. Sohn der Frau Aleke) als Wernaleken, Varrentrap als Warrentrap, Varnbühler als Warnbühler, Matthisson (d. i. Matthias Sohn) als Matthissong, Bronnzell als Brongsell, Jean Paul als Jean Pool u. a.

Landschaftliche und altertümliche Ausdrücke (Provinzialismen und Archaismen) sind, weil sie nicht dem allgemeinen Sprachgebrauche angehören, dem Angeredeten fremd und daher im allgemeinen in der Schriftsprache möglichst zu vermeiden. Doch ist es ganz verkehrt, die landschaftlichen Ausdrücke überhaupt aus unserer Schriftsprache verbannen zu wollen; im Gegenteil gerade durch das Hineingreifen in die Sprache des Volkes wird unser Schriftdeutsch, das sonst der Erstarrung anheim fallen würde, immer wieder aufs neue belebt und geradezu verjüngt (vgl. S. 19). Wer wird heute Anstoß nehmen an den Ausdrücken Schrein, staunen, dröhnen, dreist, düster u. a., die sämtlich verschiedenen Mundarten entlehnt sind und die wir doch in der edelsten Sprache verwenden? So hat Haller die Schriftsprache mit schweizerischen, Goethe und Schiller mit oberdeutschen Wendungen und Ausdrücken bereichert, andere Schriftsteller haben niederdeutsche Wörter eingeführt, und alle Einsichtigen erkennen darin eine berechtigte Weiterbildung unserer Sprache. Dasselbe gilt von dem Gebrauch altertümlicher Ausdrücke. Es ist in der That bedauerlich, daß so mancher schöne Ausdruck, den das mittelhochdeutsche Zeitalter kannte, verloren gegangen ist, und das Bestreben, solche Ausdrücke wieder zu beleben und aufs neue in unsere Schriftsprache einzuführen, muß als ein sehr glückliches und durchaus berechtigtes bezeichnet werden. Uhland hat ausdrücklich in einem Aufsatz (in den Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage im fünften Bande) eine Bereicherung der deutschen Schriftsprache durch gute, alte Wörter und Wendungen als höchst wünschenswert, ja sogar als notwendig hingestellt. Es ist schon oben (S. 137) darauf hingewiesen worden, wie Ludwig Uhland selbst, und neuerdings namentlich Gustav Freytag (in den Ahnen und in den Bildern aus der deutschen Vergangenheit) und Victor Scheffel (im Ekkehard) sich große Verdienste um die deutsche Sprache nach dieser Richtung hin erworben haben. Auch Paul Heyse hat in seinen Troubadour-Novellen mit großem Glück manchen alten Ausdruck und manche alte Wendung wieder zu neuem Leben erstehen lassen. Mit Unrecht hat Paul Lindau an Richard Wagner getadelt, daß er in seinen Nibelungen, wie auch in den Meistersingern

mancherlei altdeutsche Ausdrücke verwendet hat. Richard Wagner steht damit durchaus auf dem gesunden Boden einer berechtigten und naturgemäßen Sprachentwickelung, und wenn er auch hie und da das Maß überschritten haben mag, so ist das bei den Gegenständen, welche er dichterisch behandelt und die eine gewisse Kühnheit der Sprache fordern, zu entschuldigen.

Die Verwendung landschaftlicher und altertümlicher Ausdrücke erfordert aber immer ein feines Sprachgefühl und gebildeten Geschmack. Nur ein vollbegabter Dichter oder ein gründlicher Kenner der deutschen Sprache, dessen Sprachtalent so kräftig ist, daß er sprachbildend zu wirken vermag, wird sich bei der Wahl solcher Ausdrücke ruhig seinem Sprachgefühl überlassen können. Für den nicht sprachschöpferisch Begabten wird bei der Anwendung solcher Ausdrücke aber immer die größte Vorsicht geboten sein, und für ihn läßt sich als Regel festsetzen, daß er solche Wörter überall da zu meiden hat, wo er für dieselben nicht einen vollbegabten Dichter oder Sprachforscher als Gewährsmann anführen kann.

Man nennt den Stil, wenn der Gebrauch entbehrlicher Fremdwörter und die Anwendung ungeeigneter landschaftlicher und altertümlicher Ausdrücke sorgfältig vermieden wird, einen reinen Stil, und man hat mit Recht die Reinheit als eine wesentliche Eigenschaft des schönen Stiles bezeichnet.

§ 58.

Von einer schönen Darstellung kann überhaupt nur die Rede sein bei der Gedankenmitteilung unter den Gebildeten, die den Gebrauch unedler und niedriger Ausdrücke vermeiden. Der Anstand und die feine Sitte fordert, daß Dinge, welche Ekel erregen, wie manche tierische Verrichtungen, der sinnlichen Anschauung entzogen werden; Ausdrücke, welche solche Dinge anschaulich machen, wie kotzen, rülpsen sind niedrige Ausdrücke. Unedel sind diejenigen Ausdrücke, welche nur der untern Volksklasse geläufig sind, und die in der Sprache der Gebildeten vermieden werden, z. B. Kerl, Dreck, verrecken, flennen, greinen, beschnüffeln, belugsen, ins Gras beißen, Haare auf den Zähnen haben, mit Kolben lausen, dick thun u. a. Es gehören hierher besonders sehr viele aus dem Französischen aufgenommene Wörter, welche aus der Sprache der Gebildeten wieder ausgestoßen worden sind, aber sich in der Sprache der untersten Volksklasse erhalten haben und jetzt gemein geworden sind, wie Madame, Mademoiselle, Mamsell, Monsieur, Pläsir, Präsent, krepieren, egal, kapabel, konträr, retour u. a. Weil unedle und niedrige Aus=

drücke nicht als Eigentum der Gebildeten, sondern nur als Eigentum der untersten Volksklasse angesehen werden, sind sie dem Angeredeten, der den Gebildeten angehören will, gewissermaßen fremd und ihm darum mißfällig. Daß der Stil überhaupt nur den Gedankenverkehr der Gebildeten darstelle und besonders alle unedlen und niedrigen Ausdrücke vermeide, macht die Würde des Stiles aus.

Die Würde des Stiles ist genau so, wie die äußeren Formen des gebildeten Umgangs, nicht als ein bloßer Zierat anzusehen, der nur um eines äußeren Scheines willen angenommen wird, sondern steht mit dem inneren Wesen des Stiles in enger Verbindung. Wie in den äußeren Formen des gebildeten Umganges ein veredelter Geist, so tritt in der Würde der Darstellung die Würde der Gedanken in die Erscheinung. Darum fordern nicht alle Stilarten gleiche Würde: die Würde der Darstellung muß mit der besondern Art der darzustellenden Gedanken und mit der besondern Seelenstimmung des Sprechenden in einem abgemessenen Verhältnisse stehen. Der erhabene Stil fordert seiner Natur nach mehr Würde als der vertraute Stil, und der niedrig-komische Stil darf sich den Gebrauch unedler und niedriger Ausdrücke erlauben, die in jeder andern Stilart sehr anstößig sein würden. Auch macht besonders die größere oder geringere Würde des Ausdruckes, weil in ihr die Denkart und besondere Seelenstimmung des Sprechenden in die Erscheinung tritt, die Darstellung charakteristisch (§ 48), und die dramatischen Dichter bezeichnen besonders die Charaktere der handelnden Personen auf sehr lebendige Weise dadurch, daß sie dieselben entweder in ausgesucht würdigen Ausdrücken reden lassen oder ihnen pöbelhaft gemeine Ausdrücke in den Mund legen.

Nicht alle Ausdrücke, welche der Sprache der untern Volksklassen geläufiger sind als der Sprache der Gebildeten, sind darum als schlechthin unedle und mit dem guten Stile unverträgliche Ausdrücke anzusehen. Es giebt besonders viele Ausdrücke, welche der Volkssprache sehr geläufig sind, aber von den Gebildeten nur in der Sprache des vertraulichen Umganges gebraucht und bei mehr förmlichen und abgemessenen Mitteilungen der Gedanken sorgfältig vermieden werden, z. B. Bärenhäuter, Beutelschneider, Duckmäuser, Federfechter, Gaudieb, Knauser, Knicker, Pinsel, Sauertopf, bechern, faseln, gaffen, hänseln, klatschen, zechen, prellen, kneipen, erwischen, Grillen fangen, Stroh dreschen u. a. Ausdrücke dieser Art stellen den Begriff meistens bildlich in lebendiger Anschaulichkeit dar und heben meistens besondere Schattierungen des Begriffes hervor. Wie der gute Ton an den Höfen nicht erlaubt, daß man die Wörter durch den Redeton sehr hervorhebe, so erlaubt auch die abgemessenere Sprache der höhern Stände nicht wohl,

daß man Ausdrücke gebrauche, die den Begriff zu sehr hervorheben und denen plebejische Derbheit anklebt. Man vermeidet daher solche Ausdrücke in dem Rednerstil und in allen Stilarten, welche mehr Würde fordern, aber in Mitteilungen vertraulicher Art geben sie der Darstellung größere Lebendigkeit und erregen oft dadurch, daß sich der Angeredete in solchen Ausdrücken heimischer fühlt, besonderes Wohlgefallen. Man tadelt daher mit Recht die große Scheu vor allen Ausdrücken, deren Berechtigung die Umgangssprache der höheren Stände nicht anerkennen will, und der Stil wird, wenn er mit ängstlicher Vermeidung solcher Ausdrücke nach dem Scheine eines höher gebildeten Gedankenverkehrs strebt, ein gezierter (affektierter) Stil. Es ist besonders als Ziererei anzusehen, wenn man auch sonst ganz gewöhnliche Benennungen von Dingen, von denen man in der sogenannten guten Gesellschaft nicht sprechen soll, ängstlich vermeidet und sie durch einen beschönigenden Ausdruck bezeichnet. Wenn man nicht vermeiden kann, von solchen Dingen zu sprechen, soll man sie auch bei ihrem Namen nennen und nicht durch den Namen eines anderen Dinges bezeichnen, wie die Engländer z. B. die Beinkleider durch inexpressibles und den Schweiß durch perspiration.

§ 59.

Die Schönheit des Stiles fordert auch eine gewisse Neuheit des Ausdruckes. Das Neue wirkt überhaupt anregend auf unsere geistige Thätigkeit, und das Wohlbehagen, das mit dieser geistigen Anregung verbunden ist, giebt ihm einen besonderen Reiz. Die Mitteilung der Gedanken erregt nun an sich schon, insofern sie in dem Geiste des Angeredeten besondere Thätigkeiten hervorruft, ein Wohlgefallen (§ 9), und dieses Wohlgefallen wird erhöht durch den Reiz der Neuheit, wenn die mitgeteilten Gedanken und auch die Formen der Darstellung neu sind. Wenn überlieferte, schon oft ausgesprochene Gedanken in alltäglichen Ausdrücken, z. B. in nichtssagenden, sehr verbreiteten Redewendungen, Modewörtern und verbrauchten Bildern dargestellt werden, so erregen sie Mißfallen und Langeweile. Nun sind die darzustellenden Gedanken zwar nicht immer nach ihrem Inhalte ganz neue Gedanken, aber insofern jeder Gedanke, indem wir ihn mitteilen, sich als eine That des Sprechenden und als eine Eingebung des Augenblicks darstellt, ist er neu. Auch giebt der Sprechende einem Gedanken, der seinem Inhalte nach nicht neu ist, indem er ihn mitteilt, immer das Gepräge seiner persönlichen Auffassung und mit diesem eine Gestalt, die neu ist. Diese Frische des Gedankens tritt auch in der Darstellung in die Erscheinung. Je lebendiger der Gedanke in dem Geiste des

Sprechenden hervortritt, und je eigenartiger er sich in ihm gestaltet, desto mehr offenbart sich die Frische des Gedankens auch in der Neuheit des Ausdruckes, und der Reiz der Neuheit bewirkt ganz besonders mit die Lebendigkeit der Darstellung (§ 18).

Man hat in dieser Beziehung zunächst darauf zu achten, daß Ausdrücke, welche durch alltäglichen Gebrauch abgenutzt und verbraucht sind, vermieden werden. Von dieser Art sind besonders manche Redewendungen und bildliche Ausdrücke, die früher einmal neu gewesen sind und gerade darum, weil sie neu und bildlich waren, sehr häufig gebraucht und mißbraucht wurden, jetzt aber den Reiz der Neuheit verloren haben. Redewendungen, wie ins Leben treten, mit der Zeit fortschreiten, Anklang finden u. a. sind jetzt verbraucht. Wir haben oben (§ 47) schon Beispiele von verbrauchten bildlichen Ausdrücken angeführt, zu denen auch das Bild von dem roten Faden (in den Tauen der englischen Marine) gehört. Solche verbrauchte Ausdrücke werden besonders dadurch, daß sie noch immer einen Anspruch auf Neuheit machen, mißfällig. Die Schönheit des Stiles fordert aber nicht allein, daß abgenutzte Ausdrücke vermieden werden, sie fordert auch, daß unter den uns zu Gebote stehenden Ausdrücken solche gewählt werden, welche mehr geeignet sind, der Darstellung den Reiz der Neuheit zu geben. Es ist nun sehr zu tadeln, wenn man, um der Darstellung einen Schein von Neuheit zu geben, statt schon vorhandener und allgemein gangbarer Ausdrücke neu gemachte Ausdrücke gebraucht, wie Jetztzeit statt Gegenwart, von einer Sache Umgang nehmen statt sie umgehen „In dem Anfügen beehren wir uns zu übersenden“ u. a. Auch soll man nicht statt eines in einer bestimmten Bedeutung gebräuchlichen Wortes ein Wort verwenden, dem der Sprachgebrauch einmal eine andere Bedeutung gegeben, z. B. „der Vorwurf der Rede“ statt „Gegenstand“ „ein schöner Blick“ (das Abstraktum der Handlung) statt „eine schöne Aussicht“ (das Konkretum des Gesehenen). Wörter, die ganz neu geschaffen oder in einer neuen Bedeutung gebraucht werden, sind uns fremd und darum mißfällig (§ 57). Anders verhält es sich mit Ausdrücken, welche ungewöhnlich, aber nicht ganz fremd sind. Das Ungewöhnliche wirkt auf Gefühl und Phantasie, wenn auch in geringerem Maße, doch auf dieselbe Weise wie das Neue, und Ausdrücke, welche nicht gewöhnlich gebraucht werden, sind im Gegensatze zu verbrauchten Ausdrücken vorzüglich geeignet, der Darstellung den Reiz der Neuheit zu geben. Die deutsche Sprache hat nun auch darin vor andern Sprachen große Vorteile, daß der Reichtum ihres Wortvorrates neben den gewöhnlichen auch minder gewöhnliche Wörter darbietet und daß die noch lebendige Triebkraft ihrer Wortbildung sie

in stand setzt, Wortformen zu bilden, die ungewöhnlich und doch nicht fremd sind. Solche Wörter und Wortformen geben der Darstellung mehr oder weniger den Schein der Neuheit und verdienen darum hier näher bezeichnet zu werden.

Die hochdeutsche Sprache hat vielfach aus verschiedenen deutschen Mundarten Wörter aufgenommen, die ursprünglich denselben Begriff ausdrücken, und ihnen dann verschiedene Begriffe untergelegt. Es finden sich jedoch häufig auch zwei Wörter, welche noch jetzt ganz denselben Begriff bezeichnen, von denen aber das eine gebräuchlicher ist, als das andere. So haben wir neben den im hochdeutschen Sprachgebrauche ganz üblichen Wörtern: Kopf, Backen, Pferd, Wald, Schloß, Streit, gehen, anfangen u. a. die weniger gebrauchten und deshalb edleren Ausdrücke: Haupt, Wange, Roß, Forst, Burg, Fehde, wandeln, beginnen u. s. w. Auch giebt es manche Wortformen, die nicht sehr gebräuchlich und der Volkssprache gar nicht geläufig sind. Von dieser Art sind besonders die Formen auf tum und auf nis und die von Substantiven gebildeten Partizipien wie geflügelt, gefiedert, gestirnt, gehörnt, getigert, gefleckt, bejahrt, bemoost. Insbesondere wird in der deutschen Sprache durch die Zusammensetzung die Bildung von Wortformen erleichtert, die neu sind. Die deutsche Sprache bildet gewöhnlich Zusammensetzungen nur für besondere Artbegriffe, die als bleibendes Eigentum in den Begriffsvorrat der Sprache aufgenommen werden und drückt Begriffe, welche, erst in dem Augenblicke der Rede und nur für den Augenblick der Rede gebildet werden, durch Satzverhältnisse aus. Zusammensetzungen, welche die eben bezeichnete Bedeutung von Satzverhältnissen haben, sind im allgemeinen zu tadeln (§ 36). Es werden jedoch auch Begriffe, die nicht als besondere Artbegriffe schon vorhanden sind, sondern nur für den Augenblick der Rede gebildet werden, sehr oft durch Zusammensetzungen ausgedrückt, z. B. Pilgerschar, Fürstengunst, Fürstenwort, Menschenscheu, Himmelspforte, Wunderwelt, Giftbecher, Freundespflicht. Solche Zusammensetzungen sind nicht so gewöhnlich, wie z. B. Schafherde, Wasserscheu, Stadtthor, Weinglas, und erscheinen, weil sie nicht gewöhnlich sind, als neue Ausdrücke. Auch durch die Zusammensetzung mit Vorsilben werden oft Verben gebildet, die nicht sehr gewöhnlich sind, z. B. befreunden, befehden, beschirmen, ereilen, ergründen, erzwingen, erstehen, erschleichen, erlisten, erraffen, erblühen, erstarken, verwerfen, verschallen, verscherzen, verkennen: diese und viele andere Verben derselben Formen und mehr noch die mit ent zusammengesetzten Verben, wie entbinden, entlassen, entfalten, entfremden,

entheben u. a., sind der Volkssprache eigentlich fremd. Auch veraltete Wörter, wie Degen (statt Ritter), Gau, Minne, Strauß (statt Kampf), kiesen und veraltete syntaktische Formen, wie der nach altdeutscher Weise gebrauchte Genitiv, haben, weil sie in dem jetzigen Sprachgebrauche ungewöhnlich sind, den Reiz der Neuheit. Ebenso sind landschaftliche Ausdrücke oft von recht guter Wirkung. — Mehr noch als ungewöhnliche Wörter geben endlich die Redefiguren und besonders Bilder und Metaphern, die neu geschaffen oder wenigstens noch nicht abgebraucht sind, dem Stile den Reiz der Neuheit. Jean Paul wußte vor andern durch Bilder, welche durch ihre Neuheit oft überraschen, seinen Darstellungen einen besonderen Reiz zu geben. So nennt er, um nur einige Beispiele anzuführen, in dem Jubelsenior die Erinnerung eine Obstkammer mit allerlei Früchten, den Philosophen einen Dickschnabel, der den süßen Überzug der Kirschen wegwirft und nur den Stein auskernt, die Liebe, welche dem Liebenden noch nicht zum Bewußtsein gekommen ist, eine Aloepflanze, die Jahre lang grünt, ohne zu blühen, bis von einem warmen Zufalle die reife Knospe aufspringt; von dem eben verlobten Ingenuin sagt er: „Er sah jetzt auf dem einfarbigen Meere seines Lebens eine ganze blühende neue Welt aufgehen", von der neugierigen Alithea: „Sie flog dem Boten, wie ein Stern der Weisen, oder wie ein Kiebitz, voraus", und von der reinen Liebe: „Sie wird gleich dem Gletscherwasser am reinsten genossen, ehe sie die Erde berührt, und unsere höchsten Empfindungen sind den Paradiesvögeln gleich, die sich selten mehr von dem Boden erheben, sobald sie auf ihn gesunken sind." Auch erscheint der Ausdruck als neu, wenn ein Wort, dem der allgemeine Sprachgebrauch eine ganz besondere Bedeutung beigelegt hat, auf seine buchstäbliche Bedeutung zurückgeführt wird. So nennt Jean Paul den Boten, der einem Kandidaten eine Berufungsurkunde überbringt, einen Evangelisten, und bezeichnet den Einfluß, den ein altes Fräulein am Hofe gehabt, als einen längst versiegten.

Ein ausgezeichnetes Mittel, dem Ausdrucke den Reiz der Neuheit zu geben, besteht auch darin, daß man Worten und Wendungen, die in jedermanns Munde sind, ohne daß doch jemand besonders auf dieselben achtete, dadurch gleichsam neues Leben einhaucht, daß man sie auf ihre sinnliche Grundbedeutung und auf ihren wahren, ursprünglichen Inhalt zurückführt. In ganz meisterlicher Weise versteht das namentlich Goethe. So z. B. in folgender Stelle aus Götz von Berlichingen (1. Akt. Im bischöflichen Palast zu Bamberg):

Abt. Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande!

Liebetraut. Wißt Ihr auch, warum, hochwürdiger Herr?

Abt. Weil er da geboren und erzogen ist.

Liebetraut. Wohl! Das mag die eine Ursache sein. Die andere ist, weil bei einer näheren Bekanntschaft mit den Herrn der Nimbus von Ehrwürdigkeit und Heiligkeit wegschwindet, den uns eine neblichte Ferne um sie herum lügt, und dann sind sie ganz kleine Stümpfchen Unschlitt.

Indem hier Goethe das Wort Nimbus (eig. Heiligenschein, der Lichthof um den Kopf eines Heiligen) auf seine ursprüngliche Bedeutung zurückführt, stellt er dasselbe zugleich durch den Hinweis auf den Lichthof einer Laterne in geradezu greifbarer Anschaulichkeit vor die Sinne.

Wenn man etwa den Geschäftsstil und den didaktischen Stil ausnimmt, so fordern alle andern Stilarten mehr oder weniger Neuheit, und diese Forderung ist besonders unerläßlich bei dem rednerischen und dichterischen Stile. Ein gebildeter Geschmack giebt sich vorzüglich in der schicklichen Anwendung der eben bezeichneten Mittel kund. Weil aber besonders die Neuheit den Stil wohlgefällig und reizend macht, so verleitet das Streben danach besonders belletristische Schriftsteller sehr leicht, diese Mittel im Übermaße oder auf eine Weise anzuwenden, die sich mit den Gesetzen einer schönen Darstellung und mit dem guten Geschmacke nicht verträgt. Es ist besonders ein gewöhnlicher Fehler derjenigen Darstellung, welche wir oben als eine krankhafte Vergeistigung des Stiles bezeichnet haben (§ 31), daß man neu geschaffene Wörter und Ausdrücke, fehlerhaft gebildete Zusammensetzungen und Bilder, die sehr gesucht sind oder auf andere Weise den guten Geschmack verletzen, gebraucht, um nur der Darstellung einen Schein der Neuheit zu geben.

§ 60.

Bei der Darstellung der Begriffe ist auch darauf zu achten, daß nicht der Inhalt der Gedanken durch den Gebrauch mehrdeutiger Wörter und durch Verwechselung sinnverwandter Wörter unverständlich werde. Sehr selten wird der Ausdruck durch ein mehrdeutiges Wort unverständlich: die Bedeutung, in der ein an sich mehrdeutiges Wort, wie vergeben (weggeben und verzeihen), Schloß (Burg und Schloß an einer Thür) zu nehmen ist, wird meistens aus dem Zusammenhange der ganzen Rede leicht verstanden, und es ist alsdann Pedanterei, ein anderes Wort an seine Stelle zu setzen. Ebenso ist es pedantisch, statt des Personal- und Possessivpronomens dritter Person, wenn zwei Substantive vorangegangen, das Pronomen derselbe zu gebrauchen, wenn die Beziehung des Pronomens schon aus dem Zusammenhange leicht verstanden wird, z. B.

Er hat meinem Vater von seinem Freunde geschrieben, und denselben (st. ihn) oder die Kenntnisse desselben (st. seine Kenntnisse) sehr gerühmt. — Der Glaube kann nur durch das Gefühl der innigsten Vereinigung mit Gott entstehen, oder vielmehr, er ist eins mit demselben (st. mit ihm). Krummacher.

Namentlich pflegt man ganz ungerechtfertigter Weise das Neutrum es durch dasselbe zu ersetzen, wenn eine Präposition voraufgeht. Diesen in der Geschichte der Entwickelung der deutschen Sprache ganz unbegründeten Gebrauch hat zuerst Adelung zur Regel erhoben. Aber es ist nach Präpositionen genau ebenso berechtigt wie ihn und sie, und wie man sagt: um ihn, um sie, so ist man auch berechtigt zu sagen: um es. Man sagt daher ohne Anstoß: „Der Reisende fand ein Bett in seinem Zimmer und legte sich auf es, um zu schlafen; das Bild gefiel dem Fürsten und er bezahlte für es eine hohe Summe; das Kind war gestorben, und die trauernden Eltern klagten um es; an dem Wege stand ein Haus, und wir traten in es, um uns vor dem Unwetter zu schützen u. s. w." Unser gegenwärtiger Sprachgebrauch pflegt leider in den genannten Fällen überall dasselbe zu setzen, so unschön und steif das auch klingt. Die ältere Sprache gebrauchte auch nach Präpositionen es ohne jeden Anstoß. So sagt z. B. Geiler von Keisersberg: Do stůnd der altvatter für das bild und fieng an und schalt es und flůchet im und warf es mit steinen, und do es abend ward, da fiel er für es und bat verzeihung und das that er alle tag, das er allweg an dem morgen stůnd für es und schalt und warf es, und wenn es abend ward, so bat er verzeihens. Ganz richtig schrieb daher Lichtwer: „Was um es (das Lamm) stund, das ward verheeret". Trotzdem Grimm (im Wörterbuch III, 1117) nachdrücklich für das unterdrückte es eingetreten ist, hat sich doch der falsche und die Sprache schädigende Gebrauch, dasselbe dafür einzusetzen, nur wenig vermindert. Die Pedanterei ist eben schwer zu beseitigen, am schwersten in der Sprache.

Mehr Aufmerksamkeit fordert der richtige Gebrauch sinnverwandter Wörter, wie Stolz und Hochmut, Bescheidenheit und Demut, Macht und Gewalt, ein freundlicher Blick und eine freundliche Aussicht, verkaufen und veräußern, töten, umbringen und morden, billig und wohlfeil, klug und weise, klein und gering. Weil die Begriffe verwandt sind, werden die Wörter leicht verwechselt, z. B. „die Garnison, die äußerst gering ist, soll verstärkt werden", und es wird dann oft ein Gedanke dargestellt, den man nicht darstellen wollte: so werden oft in öffentlichen Anzeigen Waren zu höchst billigen Preisen mit dem Zusatze ausgeboten, man verkaufe, um aufzuräumen,

unter dem Einkaufspreise. Wie Begriffe, die miteinander verwandt sind, als besondere Artbegriffe unterschieden, und durch verschiedene Wörter bezeichnet werden, lehrt die Synonymik der Wörter. Der Unterschied in der Bedeutung sinnverwandter Wörter ergiebt sich teils aus ihrer Abstammung, z. B. bei „Mäßigkeit“ von Maß und messen, bei „Enthaltsamkeit“ von sich enthalten, bei „schamhaft“ von Scham und „züchtig“ von Zucht, teils aus dem Sprachgebrauche. Sowohl die Klarheit und Deutlichkeit, als auch die Schönheit des Stiles fordert ein genaues Achten auf die oft sehr feinen Bedeutungsunterschiede der sinnverwandten Wörter. Durch eine Verwechselung synonymer Ausdrücke wird in gleicher Weise der scharfdenkende Geist, wie das feinsinnige Sprach- und Stilgefühl verletzt. Wer Ausdrücke wie Mißhelligkeit, Uneinigkeit, Zwietracht und Zwiespalt oder beschimpfen, demütigen, entehren, herabsetzen, herabwürdigen und erniedrigen u. a. nicht genau zu scheiden weiß, der wird in seinem Stil immer und immer wieder manchen Ausdruck an unpassender Stelle verwenden und dadurch gegen die Klarheit und Schönheit der Darstellung verstoßen. Namentlich ist bei sinnverwandten Wörtern auch darauf zu achten, welcher Ausdruck in gehobener und gewählter Sprache, welcher in der Umgangssprache und in der Sprache des Volkes verwendet wird, welcher Ausdruck sich mehr für eine einfache prosaische Darstellung und welcher sich mehr für die poetische Diction eignet, welches Wort niedrig und welches edel ist.[1]) Fehlgriffe in der rechten Wahl zwischen mehreren sinnverwandten Ausdrücken lassen den Stil immer halb und unfertig erscheinen, und es ist daher ein großes Unrecht, daß in unseren Schulen die Sinnverwandtschaft der Wörter im allgemeinen so wenig Berücksichtigung findet; meist wird nur beiläufig einmal das Verhältnis sinnverwandter Ausdrücke zu einander erörtert in vielen Schulen ist wohl von lateinischer und französischer Synonymik die Rede, daß es aber auch eine für Bildung und Leben viel wichtigere deutsche Synonymik giebt, das wird über der Fürsorge für das Fremde ganz vergessen.

§ 61.

Ebenso wichtig wie die Synonymik der Wörter ist für die Stilistik die Synonymik der Wortformen. Diese unterscheidet bei Wörtern, welche, wie Unterschied und Unterscheidung, demselben Stamme

---

[1]) Wer sich weiter über diesen Gegenstand unterrichten will, der sei verwiesen auf Eberhards synonymisches Handwörterbuch, neu bearbeitet von Otto Lyon und F. Wilbrandt, Leipzig 1882, Th. Griebens Verlag, in welchem die Bedeutung der Synonymik für den Stil ganz wesentlich berücksichtigt worden ist.

angehören, die mit den besondern Ableitungsformen gegebenen Formen des Artbegriffes, und es ist ein sehr häufig vorkommender Fehler, daß die besondere Form des Begriffes nicht durch die ihr entsprechende Wortform ausgedrückt, oder auch die Wortform nicht nach den Gesetzen der deutschen Ableitung gebildet wird. Die Grammatik bezeichnet die Bedeutung der besondern Wortformen und die Gesetze, nach denen sie gebildet und gebraucht werden, und die eben bezeichneten Stilfehler würden nicht so oft unser Sprachgefühl verletzen, wenn die Schreibenden mit diesen Gesetzen mehr vertraut wären.

Sehr oft werden besonders die Formen von Verbalsubstantiven abstrakter Bedeutung, wie das Unterscheiden, der Unterschied und die Unterscheidung auf fehlerhafte Weise gebraucht. Weil der Volkssprache der Gebrauch dieser abstrakten Wörter nicht geläufig und in ihr das Gefühl für den richtigen Gebrauch derselben weniger ausgebildet ist, so werden sie auch von den Schriftstellern sehr häufig nicht gehörig unterschieden. Namentlich der substantivische Infinitiv kann, wenn er mit einem Attribute oder leidenden Objekte verbunden wird, sehr leicht anstößig werden. Im allgemeinen läßt sich hier als Regel festsetzen, daß der substantivische Infinitiv immer da zu vermeiden ist, wo ein völlig gleichbedeutendes wirkliches Substantivum zu Gebote steht. Fehlerhaft ist daher der Gebrauch des substantivischen Infinitivs z. B. in folgenden Ausdrücken: das Empfinden des Schmerzes (statt: die Empfindung), das Untergehen der Sonne (statt: der Untergang), das Aufbrechen des Heeres (statt: der Aufbruch), das Erfüllen des Versprechens (statt: die Erfüllung), das Einführen eines neuen Gesangbuches (statt: die Einführung), das Ausbrechen eines Krieges (statt: der Ausbruch), das mühsame Vorbereiten (statt Vorbereitung).

Schuf ein blindes Spielen (st. Spiel)
Ein Zufall ohne Geist und Fühlen (st. Gefühl)
Dies schöne Werk? Hagedorn.

Aber selbst da, wo ein entsprechendes Substantivum als Ersatz für den substantivischen Infinitiv nicht vorhanden ist, ist immer eine gewisse Vorsicht im Gebrauche desselben geboten. Niemand wird z. B. Ausdrücke wie: Das Essen unreifer Äpfel, das Tragen seidener Kleider, das Finden seltener Pflanzen u. a. schön finden. Man thut in solchen Fällen besser, die ganze Konstruktion des Satzes zu ändern. Sehr bequem bietet sich hier der Infinitiv mit zu dar, und statt des schwerfälligen Satzes: Das Essen unreifer Äpfel ist schädlich sagt man besser: Unreife Äpfel zu essen ist schädlich, oder statt: Das Schwimmen gegen den Strom ist schwer, besser: Gegen den Strom zu schwimmen ist schwer. Es läßt sich hier

als weitere Regel hinzufügen, daß der substantivische Infinitiv überhaupt nicht mit zu vielen näheren Bestimmungen beladen werden darf. Wenn namentlich noch zu den Attributen adverbiale Bestimmungen hinzutreten, so wird der Ausdruck sehr hart und schwerfällig. Solche tadelnswerte Konstruktionen sind z. B. Über das Anfertigen des Sarges bei Lebzeiten (so lautet der Titel eines akademischen Vortrages J. Grimms), das Hereintragen des Hauptes Johannis des Täufers auf einer Schüssel, das unruhige Hin- und Hergehen im Zimmer, das Hinausschieben des festgesetzten Termines in eine spätere Zeit, das Zubringen der Nacht auf der Wachtstube (Köln. Zeit.), das pagodenartige in langer Reihe Sitzen auf dem Kurplatze (Augsb. Allgem. Zeit.) u. s. w.[1]. Unschön ist namentlich auch die Zusammenziehung des Infinitivs mit seinen näheren Bestimmungen in ein Wort, z. B. das ewige Zuhausesitzen, das Inruhestandtreten des Ministers, das Insichzusammenbrechen des Bankinstituts, das Zustandekommen der Eisenbahn, „er schlägt hoch an das lebendige Sichbegegnen das persönliche Sichbekanntwerden der Advokaten“ u. s. w. Gebraucht man den substantivischen Infinitiv eines reflexiven Verbums, so läßt man besser das Reflexivpronomen weg, z. B. das Verhalten (statt: das Sichverhalten), das Gewöhnen (statt: das Sichgewöhnen), das Beteiligen, das Erinnern, das Überheben u. s. w. Schon im Mittelhochdeutschen wurde in solchem Falle das Pronomen weggelassen, wie Grimm nachgewiesen hat; die Weglassung ist also das geschichtlich Berechtigte und sollte daher auch im Neuhochdeutschen strenger durchgeführt werden. Gute Dichter setzen den substantivischen Infinitiv ohne das Pronomen, z. B.: Er sah seinem Einwühlen in seine Blume zu (d. i. wie der Schmetterling sich einwühlte). Jean Paul. Das ist ein gefühltes Unterreden (statt: Sichunterreden). Shakespeare, übers. von Schlegel.

Da war ein Freuen, wenn er wiederkam. Schiller, Tell.

Die Zusammenziehung eines substantivischen Infinitivs mit einem Objekt ist nur dann nicht anstößig, wenn das Objekt mit der Thätigkeit in einen Begriff verschmolzen ist, z. B. das Scheibenschießen, das Weintrinken, das Briefschreiben u. s. w.

Sehr zu tadeln ist es ferner, wenn Wörter, die ihrer Form und Bedeutung nach Adverbien sind, als adjektivische Attribute verwendet und mit adjektivischer Flexion versehen werden. Dieser fehlerhafte

---

[1]) Zahlreiche Beispiele dieser Art führt Andresen a. a. O. S. 91 an, sowie in seinem Buche über die Sprache Jakob Grimms S. 161.

Gebrauch der Adverbien greift in neuerer Zeit sehr um sich. Wörter wie teilweise, zeitweise, tropfenweise, kürzlich werden nur allzuhäufig in Verbindungen gebraucht, wie: die teilweise Fruchtbarkeit des Landes, die zeitweise Anwesenheit des Gutsherrn, der kürzliche Ball, das neuliche Ereignis u. a. Ebenso spricht man von ausnahmsweisen Vergünstigungen, von versuchsweisen Anknüpfungen, gesprächsweisen Andeutungen, vorzugsweisen Begünstigungen u. s. w. In dieser Verwendung der Adverbien als Adjektive kann eine berechtigte Weiterbildung unserer Sprache nicht erblickt werden; wollte man sie für tadellos erklären, dann müßte man auch Verbindungen wie: ein entzweies Kleid, ein zuwiderer Mensch, oder ein aufes Thor, ein zuer Schrank u. a. gut heißen. Man müßte namentlich bei den Adverbien auf -weise nicht bloß diejenigen als zulässig für den adjektivischen Gebrauch erachten, welche mit Substantiven zusammengesetzt sind, wie teilweise, stückweise u. a., sondern auch die, welche mit Adjektiven zusammengesetzt sind, wie: möglicherweise, seltsamerweise u. a. Von einem möglicherweisen Bankrott oder einem merkwürdigerweisen Verschwinden wird aber selbst der gröbste Stilverderber nicht sprechen.

§ 62.

Nach den Gesetzen der deutschen Wortbildung wird jede besondere Sproßform nur von besondern Wortarten gebildet, und Sproßformen, welche von andern Wortarten gebildet werden, sind fehlerhaft. Nun werden aber von Schriftstellern, die von dem Reichtum und der Freiheit der deutschen Wortbildung eine große Meinung haben, aber ihre Gesetze nicht kennen oder doch nicht beachten, Wortformen gebildet, welche diesen Gesetzen widerstreben und als dem allgemeinen Sprachgebrauche fremde Formen immer sehr anstößig sind. Am häufigsten kommen fehlerhaft gebildete abstrakte Wörter vor. Die abstrakten Wörter sind überhaupt der Volkssprache weniger geläufig, und das Sprachgefühl ist für die richtigen Formen derselben weniger ausgebildet; die immer mehr überhandnehmende Vergeistigung des Stiles treibt nun besonders Formen von abstrakten Wörtern hervor, die der gesunden Entwickelung der Sprache fremd sind und sich wie Wucherblumen ausbreiten. Hierher gehören besonders viele Wörter auf ung, heit, keit und tum. Die Form ung wird nach dem Sprachgebrauche gewöhnlich nur von transitiven Verben gebildet, die abgeleitet oder mit Vorsilben oder Präpositionen zusammengesetzt sind; so haben wir die Substantive: Senkung, Führung, Erfindung und Erbauung, aber nicht Sinkung, Fahrung, Findung und Bauung. Die Substantive: Sitzung,

Neigung, Haltung, Ziehung und einige andere sind zwar der hochdeutschen Sprache geläufig geworden, aber sie müssen doch immer als Ausnahmen angesehen werden, die es noch keineswegs rechtfertigen, wenn man auch von anderen einfachen Zeitwörtern Formen wie: Lesung, Schreibung, Preisung, Kaufung u. s. w. gebildet hat. Auch verträgt es sich nicht wohl mit der Schönheit des Stiles, wenn ganze Phrasen in ein Verbum zusammengezogen und von den Verben Formen auf ung gebildet werden, wie Haftentlassung, Gefangennehmung, Genehmhaltung, Geheimhaltung, Gewährleistung, Zuratezichung, Instandsetzung, Urbarmachung, Geltendmachung, Schiffbarmachung: solchen Wörtern fehlt die Einheit des Begriffes und der rhythmischen Form. Noch anstößiger sind Formen, wie „die teilweise Zurannähmebringung eines Systems", mit denen die Zeitungsschriftsteller ihre Berichte ausschmücken.

Die Formen heit, keit und tum sind ursprünglich Hauptwörter. Die Form heit ist das althochdeutsche diu heit (auch hait oder heid), d. i. die Person, das Wesen, die Art zu sein; sie bedeutet dann in Zusammensetzungen also auch: den Zustand, die Art zu sein, z. B. Kindheit, Gottheit, Menschheit, Thorheit, Narrheit, Kühnheit, Bosheit, Freiheit u. s. w. Die Form keit hat ganz dieselbe Bedeutung; sie hat sich erst später aus der Form heit durch Zusammentreffen mit einem c, g, k oder ch entwickelt, das am Schlusse des Wortes stand, mit dem das Wort heit zusammengesetzt wurde, z. B. ahd. êwigheit, frumigheit, wênagheit, uppigheit, irrigheit u. a., mhd. êwicheit, frümicheit, irrecheit u. a. Daraus wurde später Ewigkeit, Üppigkeit u. s. w., und schon mhd. kommt vrümikeit, irrekeit u. s. w. vor. Daß im Neuhochdeutschen das g vor k blieb, ist der geschichtlichen Entwickelung eigentlich nicht entsprechend und das mittelhochdeutsche üppekeit klingt schöner als das neuhochdeutsche Üppigkeit. Im Neuhochdeutschen wird keit auch an andre Endungen angefügt, wie in: Tapferkeit, Ehrbarkeit, Eitelkeit u. s. w., Zusammensetzungen, die sich nur dadurch rechtfertigen lassen, daß früher zuweilen ein unorganisches c oder ec an das erste Wort einer Zusammensetzung angefügt zu werden pflegte, wie mhd. übelcheit, bittercheit u. a.[1]) Da die Formen heit und keit die Art zu sein bezeichnen, so ist es ganz natürlich, daß sie vorwiegend zu Adjektiven treten; mit Hauptwörtern werden sie seltener verbunden und der geschichtlichen Entwickelung nach nur dann, wenn die Hauptwörter eine Person bezeichnen, wie Kind, Gott, Mensch, Christ, Narr, Thor u. a. Tadellos ist

[1]) Vgl. hierüber Weigand, Wörterbuch der deutschen Synonymen, 2. Aufl. II, 60 f.

daher die Neubildung Hexenheit, welche in Goethes Faust vorkommt. Nun unterscheiden sich die Adjektive im allgemeinen von den Verben in der Bedeutung vorzüglich dadurch, daß sie die Begriffe von Thätigkeiten in polaren Gegensätzen ausdrücken und in solchen Gegensätzen einander gegenüberstehen, wie groß und klein, alt und neu, stark und schwach, lang und kurz, scharf und stumpf.[1]) Diese Bedeutung haben auch die von den Adjektiven gebildeten abstrakten Wörter, wie Stärke und Schwäche, Länge und Kürze, Gesundheit und Krankheit, Tapferkeit und Feigheit, und diese polaren Gegensätze von Thätigkeiten, nach denen man die Unterarten der Dinge unterscheidet, machen den eigentlichen Begriff der Eigenschaft aus, den man als die Bedeutung der Adjektive und der von ihnen gebildeten Abstrakten bezeichnet hat. Nun haben auch manche Partizipien, wie verschwiegen, bescheiden, erhaben, gelassen, besonnen die Bedeutung von Adjektiven angenommen; diese stellen ihren Begriff ebenfalls in einem Gegensatze dar, und es werden von ihnen auch Abstrakta gebildet, wie Verschwiegenheit, Bescheidenheit; weil aber die Partizipien an sich ebenso wenig als die Verben einen Gegensatz der Begriffe bezeichnen, so werden von ihnen im allgemeinen keine Abstrakta gebildet. Daher sind Wörter, wie Verlorenheit, die Begründetheit oder Unbegründetheit einer Verhaftung, die große Zuvorkommendheit, die urteilsvolle Treffendheit der Aufsätze, die in der neuern Zeit nicht selten vorkommen, sehr anstößig. Auch sind die von Adjektiven der Form haft gebildeten abstrakten Wörter, wie Sündhaftigkeit, Lügenhaftigkeit, schon als Afterformen der Wortbildung sehr anstößig; vollends zu tadeln ist es aber, wenn solche Abstrakta von Adjektiven gebildet werden, welche von Personennamen abgeleitet sind, wie Riesenhaftigkeit und die Meisterhaftigkeit der Form. — Die Silbe tum ist das althochdeutsche tuom, d. i. Urteil, Rechtsurteil und bedeutet in der Zusammensetzung eigentlich Stand, Würde, wie in Priestertum, Fürstentum, Königtum (ahd. chuninctuom), Herzogtum (mhd. herzoctuom), Heiligtum, Eigentum, Judentum, Christentum u. s. w. Die mit tum zusammengesetzten Wörter bezeichnen daher vorwiegend eine Gesamtheit von Dingen, welche sich als eine bestimmte allgemeine Form des Lebens oder als eine gewisse gesellschaftliche Macht darstellt. Als eine glückliche Neubildung muß daher das Wort Schrifttum (für Litteratur) bezeichnet werden. Nicht gut sind dagegen Bildungen wie Beweistum (nicht zu verwechseln mit dem alten und guten Weistum), Glaubtum u. s. w.

---

[1]) S. Ausführl. Grammatik § 58.

Die durch die Endung lich gebildeten Adverbien der Weise deuten immer, wie die Adjektive, auf einen polaren Gegensatz. Sie werden darum gewöhnlich nur von Adjektiven und von solchen Abstrakten gebildet, deren Begriff auf einen Gegensatz hindeutet, z. B. weislich, reichlich, fälschlich und kümmerlich, abscheulich, friedlich, ehrlich; und sie werden, weil sie denselben Gegensatz bezeichnen, auch adjektivisch gebraucht, z. B. eine reichliche Gabe, eine friedliche Wohnung. In neuerer Zeit werden aber auch von Substantiven, welche die eben bezeichnete Bedeutung nicht haben, Adjektive auf lich gebildet, z. B. eine grundsätzliche Auflehnung, eine gegenständliche Auffassung, steckbriefliche Verfolgung u. s. w. Man kann diese Weiterbildung nicht tadeln, und die angeführten Wörter haben sich neben vielen andern der Art schon völlig eingebürgert und zwar im guten Stile. Schon Goethe nennt sein Denken ein gegenständliches und hat manche andere ähnliche Bildung in seiner Sprache. Dagegen ist es nicht gut, wenn nun von solchen Adjektiven auch noch schwer verständliche abstrakte Substantive gebildet werden, z. B.

Ungeheuerlichkeit (statt ungeheuere Größe) — Die positive Zuständlichkeit des in Affekt geratenden Selbst — Diese Seite der Tragödie hat in historischen Bezüglichkeiten ihren Grund — Die Gegensätzlichkeit der Begriffe — Die Formen in abstrakter Fertigkeit und Inhaltlichkeit.

In Bezug auf die Partizipien gilt die Regel, daß nur von denjenigen ein Komparativ oder Superlativ gebildet werden darf, die völlig als Adjektive gebraucht werden oder die wenigstens im Zusammenhang der Rede mehr als Adjektive denn als Partizipien empfunden werden. Ohne Anstoß sagt man: ein lockenderes Bild, die glühendste Liebe, die bedeutendsten Anstrengungen u. s. w. Schon Lessing, Herder, Klopstock, Schiller, Goethe u. a. haben sich aber Abweichungen von dieser Regel gestattet und haben solche Partizipien gesteigert, die weniger als Adjektive empfunden werden, z. B. die angenommenere Auslegung (Lessing), an dem sichtbarsten, in die Augen fallendsten Orte (derselbe), sie könnte in dem Schoße der Seligkeit nicht aufgehobener sein (ders. Emilia Galotti), für den schwachdenkendsten Teil (ders.), das Auge ist übersehender (Herder), Zeichen, die ausdrückender waren (ders.), So jetzo und im Marmorsarg einst noch vergeßner und unberühmter (Klopstock), die freieste, wohlgeordnetste und glücklichste Republik (Wieland), ihr liebster, ihr beschenktester Sohn (Schiller), in dem schöngefärbtesten Smaragd (Goethe), männlicher Albrecht Dürer, deine holzgeschnitzteste Gestalt ist mir willkommener (ders.), die gedrucktesten Löschpapierverfassungen (Heine) u. v. a. Daraus geht

hervor, daß unsere Sprache durch unsere großen Dichter eine Weiterbildung über die angeführte Regel hinaus gefunden hat und daß man daher nicht ohne weiteres, wie es wiederholt in den Lehrbüchern des Stiles geschieht, die Komparation der Partizipien als falsch und fehlerhaft bezeichnen darf. Dieser Komparation fehlt im Gegenteil die geschichtliche Berechtigung nicht; denn schon im Mittelhochdeutschen finden sich Komparative einiger Partizipien.[1]) Wenn dieselben da auch natürlich noch selten auftreten, so ist doch damit der Anfang zu der genannten Weiterbildung unserer Sprache gegeben, und unsere großen Dichter stehen also auch nach dieser Richtung hin auf dem Boden gesunder Sprachentwickelung. Natürlich ist aber, wie bei allen Weiterbildungen, in der Anwendung solcher gesteigerter Partizipien die größte Vorsicht geboten, und wer nicht ein besonders fein entwickeltes Sprachgefühl hat, der thut am besten, wenn er solche Bildungen meidet oder wenigstens nur dann verwendet, wenn er einen guten Schriftsteller als Gewährsmann für den betreffenden Komparativ oder Superlativ hat, er könnte sich sonst leicht zu Geschmacklosigkeiten und sprachlichen Härten verirren.

Mit der eben erörterten Frage eng verbunden ist die andere, ob es gestattet sei, in einer aus einem Adverbium und Partizipium bestehenden Zusammensetzung das Partizipium zu steigern, oder ob bloß das Adverbium gesteigert werden dürfe, ob man z. B. nur sagen dürfe: der tiefstgefühlte Dank, oder ob es auch erlaubt sei zu sagen: der tiefgefühlteste Dank. Beides ist nach dem Sprachgebrauche unserer besten Dichter gestattet, und beide Formen gehen schon bei Schiller und Goethe nebeneinander her, z. B. die weiter sehende Klugheit des Helden (Schiller), der größte, weitsehendste Staatsmann (Joh. v. Müller), sie ist die hochbegabteste von allen (Schiller), den Menschen adelt, den tiefstgesunkenen das letzte Schicksal (Schiller), in dem schöngefärbtesten Smaragd (Goethe), eine tiefer liegende Bedeutung (ders.), die wohlgemeinteste Verwarnung (Heine), die feingeknotetsten Fesseln (Auerbach), der liberalgesinnteste Mann (Forster), der wohlgelegenste Teil der Stadt (Goethe), an der wohlbesetztesten Tafel (Ebers, Ägypt. Königstochter), als reichstes und wohlbebautestes aller Länder (das.), unter dem menschlichgesinntesten Fürsten (Stahr) u. s. w. Es tritt hier ein anderes Gesetz unserer Sprache mit in Wirkung: wenn nämlich ein zusammengesetztes Wort flectiert wird, so treten die Flexionsendungen immer nur an das Grundwort, nicht an das Bestimmungswort, z. B. des Sonnenscheines u. s. w. Diesem Gesetze

---

[1]) Vgl. Weinhold, Mittelhochdeutsche Grammatik, Paderborn 1877, S. 272, der einige solche Partizipien anführt.

folgen auch die Steigerungsendungen; man sagt daher z. B. fremdartiger, nicht: fremderartig; böswilliger, nicht: böserwillig; feinsinniger, nicht: feinersinnig u. s. w., obwohl man doch eigentlich von einer fremderen Art, von einem böseren Willen, von einem feineren Sinn u. s. w. sprechen will. Niemand nimmt an solchen Bildungen Anstoß, nur dann, wenn das Grundwort ein Partizip ist, will man eine Ausnahme von der Regel machen. Es liegt darin aber streng genommen ein Widerspruch, und wer in solchen Verbindungen dem Adverbium die Steigerungsendung geben will, der dürfte sie eigentlich nicht als Zusammensetzungen gebrauchen, sondern müßte schreiben: die tiefst gefühlte Verehrung, der freiest gesinnte Mann u. s. w., wie auch unsere klassischen Dichter vielfach gethan haben, z. B. eine tiefer liegende Bedeutung (Goethe) u. s. w. Nicht zu tadeln ist es daher, wenn die Nationalzeitung schreibt (27, 515): „Um so weniger als wir in der nächsten Zeit die gebotenste Gelegenheit haben werden, diese Frage zu diskutieren" oder: die schwerwiegendsten Angelegenheiten (30, 173) u. ähnl., oder wenn die Köln. Zeit. Ausdrücke gebraucht wie: die den Staat kräftigendsten Elemente, das vorgeschobenste Freiwilligenlager u. a. Umschreibungen wie: die den Staat am meisten kräftigenden Elemente, das am weitesten vorgeschobene Freiwilligenlager u. a. haben etwas Pedantisches und Steifes, das unsere Sprache mit Recht auszuscheiden sucht.

Ganz entschieden zu tadeln ist es aber, wenn ein Wort doppelt gesteigert wird. Diese Weiterbildung, die auch versucht wird, ist eine fehlerhafte und muß auf das bestimmteste bekämpft werden. Sie steht nicht nur dem Gesetze der Sparsamkeit entgegen, nach dem sich unsere Sprache nie eines Zuviel von Mitteln bedient, um irgend eine Wirkung zu erreichen, sondern sie führt auch zu einem Wuchern in den Endungen, das die eigentümliche Schönheit unserer Sprache zerstört. Sehr zu tadeln sind daher Ausdrücke wie: Was ist das Besteste (statt: das Beste)? (Auerbach, Auf der Höh), einer der höchstspekulierendsten Geister, die Zunächststehendsten (Frankf. Zeit.), größtmöglichst, bestmöglichst, der bestgeordnetste Geist, das besterhaltenste Gebäude u. s. w.

Fehlerhafte Wortformen werden sehr oft durch Zusammensetzung von Adjektiven mit dem verneinenden un gebildet. Die Zusammensetzungen mit un bezeichnen oft nur eine Verneinung, z. B. unglaublich, untröstlich, unendlich, und das Adjektiv hat alsdann den Hauptton; meistens aber bezeichnen sie den polaren Gegensatz des durch das Adjektiv ausgedrückten Begriffes, und die Silbe un hat den Hauptton, z. B. unschuldig, unedel, unbequem. Das Gesetz für die

Bildung der letzteren Form, von der hier allein die Rede ist, gründet sich darauf, daß die Adjektive polare Gegensätze bezeichnen und daß sie meistens in solchen Gegensätzen einander gegenüberstehen. Die Sprache bildet nämlich diese Formen mit un nur von solchen Adjektiven, denen nicht schon ein anderes Adjektiv als Ausdruck des polaren Gegensatzes gegenübersteht; so haben wir z. B. untreu, ungerecht, unklug, undankbar, unbequem als Gegensätze von treu, gerecht u. s. w., aber nicht untapfer, unwarm, unhart, weil schon die Wörter feige, kalt, weich als Gegensätze von tapfer, warm, hart vorhanden sind. Wenn nun dennoch Formen wie unschön, unschwer, unfern u. ähnl. gebildet werden, so haben diese genau genommen keine Berechtigung. Höchstens können sie in der Umgangssprache als mildernde Ausdrücke für häßlich, leicht u. s. w. geduldet werden, in gutem Stil sind sie aber zu vermeiden; wer sich in gehobener Rede dieser Ausdrücke bedienen wollte, dessen Ausdrucksweise würde gesucht und nicht natürlich erscheinen. Man thut dann besser die Wendung: nicht schön, nicht schwer u. s. w. zu gebrauchen. Vollends geschmacklos sind mit un zusammengesetzte Verben, z. B. „Verehrteste, die als Genossen des Vereines herzlich willkommen zu heißen ich unverfehle.“ Ebenso geschmacklos ist es eine für sich schon fehlerhafte Zusammensetzung mit un zugleich mit dem Formworte „nicht“ zu verbinden, z. B. „In der That, sein Benehmen ist ehrenhaft und edel, wie auch sein äußeres Behaben nicht uneinnehmend (statt: einnehmend) ist.“ Von den beiden Partizipien ist es mehr das völlig zum Adjektiv gewordene Participium Perfecti, das mit der Vorsilbe un verbunden wird, weniger das Participium Praesentis. So sagt man z. B. unbestimmt, unverletzt, unversehrt, unverstanden, unbelebt, unvergessen u. s. w., nicht aber unbestimmend, unverletzend, unverstehend u. s. w.

Oft werden auch untrennbare Zusammensetzungen von Verben mit nicht betonten Präpositionen auf eine Weise gebildet und gebraucht, die nicht zu rechtfertigen ist. Man fängt seit einiger Zeit an, das Verb anerkennen als eine untrennbare Zusammensetzung zu behandeln und zu sagen: „Ich anerkenne deine Verdienste“; dies ist aber ebenso wenig zu rechtfertigen, als: Ich anbefehle dir, du auferbauest mich, er zuerkennt ihm den Preis.

Sehr verworrene und zum Teil falsche Anschauungen herrschen über die Partizipien. Die meisten Grammatiker und Stilistiker sind hier noch völlig in den alten Anschauungen befangen, welche sich hauptsächlich auf die lateinische Grammatik gründeten. Trotzdem Jacob Grimm in seiner Grammatik gründlich nachgewiesen hat, wie falsch diese Anschauungen sind, wirken dieselben doch heute noch in ungeschwächter

Kraft fort. Zunächst sind die Bezeichnungen Participium Praesentis und Participium Perfecti nicht zutreffend. Das Participium Praes. steht nicht bloß für die Gegenwart, sondern kann ebenso gut von der Vergangenheit und Zukunft gebraucht werden, und ebenso kann das Part. Perf. auch zur Bezeichnung der Gegenwart dienen. Man kann z. B. ohne Anstoß sagen: die vor kurzem noch blühenden Blumen (d. i. die, welche blühten), die früher stets siegenden Truppen (d. i. welche früher gesiegt haben), die jetzt oder früher oder künftig lebenden Menschen (d. i. die, welche leben oder gelebt haben oder leben werden), ein gern gesehener Gast (d. i. ein Gast, welcher gern gesehen wird), ein freundlich gebotener Gruß (d. i. ein Gruß, welcher geboten wird), ein viel genannter Name (d. i. einer, der genannt wird) u. s. w. Das Part. Praes. wird daher besser erstes Partizip und das Part. Perf. zweites Partizip genannt, wie z. B. Andresen das treffend thut. — Ein anderer allgemein verbreiteter Irrtum ist der, daß das erste Partizip (das Part. Praes.) nur aktive Bedeutung habe und nicht in passivem Sinne gebraucht werden könne. Unsere besten Schriftsteller gebrauchen im Gegensatz zu dieser irrigen Meinung wiederholt das erste Partizip in passivem Sinne, z. B. die vorhabende Herbstreise (Goethe), blasende Instrumente (ders.), die in der Hand habende kleine Orgel (ders.), nach einer schlecht schlafenden Nacht (Schiller), die vorhabende Spazierfahrt (ders.), eine knieende Abbitte (ders.), das nie leerende Krüglein (Grimm), mit halsbrechender Gefahr (Heine), ich wünsche eine wohlschlafende Nacht (Spielhagen), ein tanzendes Siegeslied (Herder), tanzende Kirmesmusik (Heine), der besorgenden Gefahr vorkommen (Simplicissimus) u. s. w. Auch in unserer Umgangssprache gebrauchen wir solche Wendungen, ohne daß wir daran Anstoß nähmen, z. B. fahrende Habe (d. i. Habe, welche bewegt wird), eine melkende Kuh, das betreffende Buch (d. i. das Buch, welches betroffen wird), es findet etwas reißenden Absatz, die reitende Post, die reitende Batterie, die sitzende Lebensweise, schwindelnde Höhe, fallende Sucht u. s. w. Grimm hat in seiner Grammatik nachgewiesen, daß eine derartige Verwendung des ersten Partizips im passiven Sinne nicht nur gut deutsch, sondern sogar eine allgemein germanische Erscheinung ist. Demnach ist die Meinung Adelungs, daß der Gebrauch des ersten Partizips im passiven Sinne fehlerhaft sei, als ein Irrtum zu bezeichnen und zwar um so nachdrücklicher, als diese irrige Meinung noch jetzt sich bei den meisten Grammatikern findet.[1]) Natürlich kann nicht jedes erste

[1]) Lehmann z. B. bezeichnet in seinem Buche Goethes Sprache und ihr Geist (S. 18) die Verwendung des ersten Partizips in passivem Sinne als eine

Partizip ohne weiteres in passivem Sinne verwendet werden, sondern es ist auch hier, wie im Gebrauche jeder freieren Konstruktion, Vorsicht geboten, aber es muß die Weiterentwickelung unserer Sprache nach dieser Richtung hin als eine gesunde und geschichtlich berechtigte bezeichnet werden, und sprachbeherrschende Geister können auf diesem Wege unsere Sprache mit manchem guten Ausdrucke bereichern.

Umgekehrt kann auch das zweite Partizip (Part. Perf.), dem man gewöhnlich nur eine passive Bedeutung zuerkennt, in einzelnen Fällen im aktiven Sinne verwendet werden. Im allgemeinen läßt sich hier als Regel feststellen: Im aktiven Sinne gebraucht werden kann das zweite Partizip derjenigen Verben, welche im Aktivum mit sein konjugiert werden; das zweite Partizip derjenigen Verben dagegen, welche mit haben konjugiert werden, wird gewöhnlich nicht in diesem Sinne verwendet. So sagen wir ohne Anstoß: der vielgereiste Mann (d. i. welcher viel gereist ist), die abgebrannte Stadt (d. i. welche abgebrannt ist), der gestorbene Dichter, der schöngewachsene Baum, die verblühte Blume, der abgeblühte Strauch u. s. w. Dagegen vermeiden wir in guter Sprache Ausdrücke wie die folgenden: das mich betroffene Unglück (d. i. welches mich betroffen hat), der das Urteil vernommene Angeklagte, der viele Qualen erlittene Dulder, das stattgefundene oder stattgehabte Konzert u. s. w. Doch weist unsere Sprache auch manchen Ausdruck auf, in welchem das zweite Partizip auch solcher Verben in aktivem Sinne verwendet erscheint (und zwar ohne daß jemand daran Anstoß nähme), welche mit haben konjugiert werden. Wir sagen z. B. der Bediente (d. i. eigentlich einer, der bedient hat), ähnlich sagte die ältere Sprache der Aufwartete (d. i. einer, der aufgewartet hat), oder wir sagen: ein pflichtvergessener Mann (d. i. einer, der seiner Pflicht vergessen hat), ein verschwiegener Freund (d. i. einer, der wiederholt etwas verschwiegen hat oder zu verschweigen pflegt, aber nicht einer, der verschwiegen wird), ein erfahrener Mann (d. i. einer, der viel erfahren hat), ein geschworener Feind, ein beredter Mund, ein bedachter Arzt, ein studierter Mann, ein betrunkener Arbeiter, ein verdienter Staatsmann, ein ausgelernter Kaufmann u. s. w.[1]) Daraus geht hervor, daß das zweite Partizip sich nicht auf die passive Bedeutung beschränkt, ebensowenig wie das erste Partizip auf die

---

Verirrung. Dagegen fassen Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit (S. 71 ff.), sowie Sanders, Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache (S. 55 f.), das Wesen des ersten Partizips richtig auf.

[1]) In Grimms Wörterbuch I, 772 wird auf diese Erscheinung hingewiesen. Man vergl. auch Grimm, Gramm. I, 633 f.

aktive. Daher widerspricht es durchaus nicht dem Geiste unserer Sprache, wenn Goethe und andere sprachbeherrschende Geister zuweilen ein zweites Partizip im aktiven Sinne verwenden, und wenn man solche Beispiele auch nicht gerade zur Nachahmung empfehlen kann, so sind sie doch gegen den Tadel pedantischer Grammatiker sicher gestellt. So kommen z. B. folgende Ausdrücke bei guten Schriftstellern vor: das den Grafen befallene Unglück (Goethe), ungeklagt zurückkehren (ders.), an diesem nach und nach sich verbreiteten Geheimnis (ders.), von seiner mit den Jahren zugenommenen Herzenskälte (Gutzkow, Söhne Pestalozzis), ungezahnte Kinder (Grimm), die sich eingestellten Erfindungen (ders.), eine sich ereignete Begebenheit (Eckermann, Goethe), einige sich erhaltne Fragmente (ders.), der sich zurechtgefundne Blick (Tiedge), Kind, ungebetet ißt man nicht (Gerok), ich ritt ungewaschen und ungefrühstückt gegen Sedan (Fürst Bismarck) u. s. w. Grimm hat absichtlich in seiner Sprache wiederholt das zweite Partizip so gebraucht, und gewiß ist auch hier ein Weg zu gesunder Weiterentwickelung unserer Sprache gebahnt, der allerdings mit Vorsicht zu betreten ist, der aber dem vollbegabten Dichter nicht verwehrt sein darf.

Es ist oben schon von einer fehlerhaften Bildung zusammengesetzter Wörter die Rede gewesen (§ 36). Die deutsche Sprache hat für die Bildung und den Gebrauch der Zusammensetzungen bestimmte, ihr eigentümliche Gesetze. Diese Gesetze sind schon oben ihrem Wesen nach näher bezeichnet worden, und es genügt daher hier die Bemerkung, daß fehlerhafte Zusammensetzungen zu den am häufigsten vorkommenden Fehlern des deutschen Stiles gehören. Weil nämlich die deutsche Sprache mit größerer Freiheit und in weiterem Umfange Zusammensetzungen bildet, als die lateinische, die englische und die romanischen Sprachen, so glauben viele, man könnte aus jeden beliebigen zwei Wörtern, die untereinander in irgend einem grammatischen Verhältnisse stehen, eine Zusammensetzung bilden. Dazu kommt, daß in unserer Zeit, die jeden Tag neue Entdeckungen und Erfindungen ans Licht fördert, eine besondere Anforderung liegt, für neue Begriffe auch neue Wörter zu bilden. Man erlaubt sich besonders durch wiederholte Zusammensetzung wahre Ungeheuer von Wörtern, z. B. Festungsartilleriereservekompagnie, Bergwerksproduktenverschleißdirektion, zusammenzulöten. Nachdem die unförmlichen Zusammensetzungen, in denen sich früher die Titelsucht gefallen, wie Hofundstadtschornsteinfegersubstitut, mit Recht zum Gegenstande des Spottes geworden, fangen besonders die Industriellen wieder an, nach englischen Mustern, wie Life- and loan-insurance-company auch Wörter zu fabrizieren, die für die deutsche Zunge eigentlich unaussprechlich sind.

So berichten uns die Zeitungen von dem Dombaugenossenschaftsfeste und Dombauwerkgesellenliede, von einer Rhein- und Mainschleppdampfschiffahrtsgesellschaft und von der Köln-Minden-Thüringer-Verbindungseisenbahngesellschaft, und man kann nun auch von dem Rhein- und Mainschleppdampfschiffahrtskassenverwalter sprechen. Aber auch in anderen Kreisen erlaubt man sich vielfach den Gebrauch unnatürlich gebildeter Zusammensetzungen, z. B. Kunstwohlbehagen, Volksgleichgiltigkeit, Eigentumsentäußerungsgesetz, Zwangsübersiedelungsrecht. In jedem zusammengesetzten Begriffsworte werden zwei Begriffe, deren einer die Art und der andere die Unterart bezeichnet, zu einem Begriffe verbunden, und das Wort wird nur verstanden, wenn die Einheit von nicht mehr als zwei Begriffen auch in der Form des Wortes dargestellt und das Wort leicht als ein zweigliedriges Wort aufgefaßt wird. Nach diesem Gesetze führt die deutsche Volkssprache, wenn ein Glied der Zusammensetzung schon für sich aus zwei oder mehr Wörtern zusammengesetzt ist, wie in Schnupftabaksdosenfabrik und Steinkohlenbergwerk, das schon zusammengesetzte Wort gewöhnlich auf ein einfaches zurück und bildet so eine einfache Zusammensetzung wie Dosenfabrik und Kohlenwerk. Afterformen, wie die eben bezeichneten, sind der Volkssprache gänzlich fremd und für jeden, dessen Sprachgefühl noch nicht abgestumpft ist, schon darum höchst anstößig, weil ihnen die rhythmische Einheit der Form und ein schönes Ebenmaß der Tonverhältnisse gänzlich mangelt.

Die Schönheit des Stiles fordert endlich auch, daß die Wortformen nach den Gesetzen des deutschen Wohlklanges und des Wohllautes gebildet werden. Eine auffallende Vernachlässigung des Wohlklanges und Wohllautes gehört besonders zu denjenigen Erscheinungen, welche in der neuern Zeit die zunehmende Vergeistigung der Sprache und des Stiles begleiten. Gegen die Gesetze des Wohlklanges verstoßen nicht nur die eben bezeichneten Afterformen zusammengesetzter Wörter, sondern auch die durch angehäufte Ableitungsendungen gebildeten Formen. Nun sind zwar sehr viele solche Formen, wie Mühseligkeit, Vertraulichkeit, Zuverlässigkeit in den Wortvorrat aufgenommen, und wir können den Gebrauch derselben, insofern sie besondere Unterschiede der Begriffe bezeichnen, nicht ganz vermeiden; aber sie gehören nicht zu den schönen Wörtern, und man hat sie darum als unpoetische Wörter bezeichnet (§ 55). Es verträgt sich darum auch nicht mit der Schönheit des Stiles, wenn man solche Formen ohne Not gebraucht oder gar neue Wörter dieser Art bildet, wie Meisterhaftigkeit, Zuständlichkeit, Bezüglichkeit. Die

Afterformen abgeleiteter Wörter werden besonders dann sehr anstößig, wenn zu den tonlosen Ableitungsendungen auch Flexionsendungen hinzukommen, z. B. eine volkstümlichere Gesinnung, ein freundschaftlicherer Umgang. — In Bezug auf den Wohllaut hat man bei den Zusammensetzungen besonders auf den gehörigen Gebrauch der Verschmelzungsendungen zu achten[1]): der Wohllaut fordert z. B. Hochzeitstag, Hochzeitsgast, Wahrheitsfreund, Tagelohn, Mausefalle, Badewanne, und nicht Hochzeittag, Hochzeitgast, Wahrheitfreund, Taglohn, Mausfalle, Badwanne. Bei den abgeleiteten Wörtern hängt der Gebrauch besonderer Ableitungsendungen oft davon ab, ob der Anlaut der Endung mit dem Auslaute des Stammes eine wohllautende Verbindung bildet. Der Sprachgebrauch achtet hierauf besonders bei den Abstrakten auf e, heit und keit, und bei den von Verben gebildeten Adjektiven auf lich und bar[2]); und Wörter wie die Trockene, die Großheit, die Mildheit, die Gelindheit und beantwortbare und unbeantwortbare Fragen, die nicht selten vorkommen, sind immer sehr anstößig.

Bei der schriftlichen Darstellung der Gedanken ist auch auf die orthographische Form der Wörter zu achten. Der Leser soll in dem geschriebenen Worte das gesprochene Wort sogleich wieder erkennen, und das Wort wird durch orthographische Fehler oft unkenntlich. Auch wenn die Wörter nicht unkenntlich werden, so ist es für den Leser doch immer störend, wenn ihm ein Wort in einer Form vorkommt, an die er nicht gewöhnt ist, z. B. Filosofie, Thaube, erfrohren, Saxen, fi (wie man neuerdings vorgeschlagen hat, für Vieh zu schreiben).

§ 63.

Wir verstehen unter dem Inhalte der Gedanken, von dessen Darstellung hier zunächst die Rede ist, nicht nur die Begriffe, sondern auch die Beziehungsverhältnisse, in denen die Begriffe in dem Gedanken mit einander verbunden werden. Wie diese in den Satzverhältnissen dargestellt werden, lehrt die Grammatik. Die deutsche Sprache hat jedoch, wie in den Formen der Begriffswörter, so auch in den Formen der Satzverhältnisse manches, was als ihr eigentümlich anzusehen ist und in Bezug auf die Schönheit der Darstellung eine nähere Betrachtung fordert: betrachten wir zuerst das prädikative Satzverhältnis.

---

[1]) S. Ausführl. Grammat. § 69. 70.

[2]) S. Ausführl. Grammat. § 55. 62.

In dem prädikativen Satzverhältnisse wird entweder ein Besonderes in einen allgemeinen Artbegriff aufgenommen, z. B. „Das Eisen rostet“ „Der Hund ist ein fleischfressendes Tier“ oder ein Artbegriff wird auf eine besondere Unterart zurückgeführt, z. B. „Der Hund ist toll“ (ein toller Hund) „Das Messer ist stumpf“ (ein stumpfes Messer). In beiden Fällen wird das Prädikat oft durch ein Verb und oft durch ein Adjektiv ausgedrückt; es ist jedoch keineswegs ganz gleichgiltig, ob man ein Verb oder ein Adjektiv gebraucht. Die Sprache drückt meistens das Prädikat, wenn es ein allgemeiner Artbegriff ist, in den das Subjekt als ein Besonderes aufgenommen wird, durch ein Verb aus, z. B.

Das Ruder schallt, das Segel schwillt,
Die bunten Wimpel fliegen. Uhland.
Da gießet unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen. Schiller, Bürgschaft.

Bezeichnet aber das Prädikat eine besondere Unterart, auf welche das Subjekt zurückgeführt wird, so wird es gewöhnlich durch ein Adjektiv ausgedrückt, z. B.

In seinem Hause war der Vorrat reichlich, das Silbergeschirr schwer, das Tafelservice kostbar; dagegen waren die Gäste selten. Goethe. — Das Geschäft war lästig und die Belohnung gering. Ders. — Das Haus war neu, klein, äußerst reinlich und ordentlich. Ders.

Die Unterarten eines Artbegriffes werden nämlich als Eigenschaften der Dinge in Gegensätzen unterschieden, und diese Gegensätze durch das Adjektiv und nicht ebenso durch das Verb angedeutet (§ 62): man vergleiche in dieser Hinsicht z. B. „Er gehorcht“ und „er ist gehorsam“ „er zankt“ und „er ist zänkisch“ „er trauert“ und „er ist traurig“. Soll die ausgesagte Thätigkeit mit besonderm Nachdruck hervorgehoben werden, so wird das Prädikat ebenfalls, weil in jeder Hervorhebung ein Gegensatz liegt, meistens durch ein Adjektiv ausgedrückt, z. B.

Die Kunst ist lang, das Leben kurz, das Urteil schwierig, die Gelegenheit flüchtig; Handeln ist leicht, Denken schwer, nach dem Gedachten handeln unbequem. Goethe. — Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst. Schiller.

Wenn jedoch das Prädikat mit besonderm Nachdrucke durch einen Gegensatz hervorgehoben wird, der nicht in dem Begriffe der Thätigkeit selbst, sondern in einem auf die Thätigkeit bezogenen — — ergänzenden oder adverbialen — Objekte hervortritt, so wird die Thätigkeit

gewöhnlich durch ein Verb ausgedrückt, z. B. „Wer die Kunst halb kennt, redet viel; wer sie ganz besitzt, redet selten oder spät.“ Goethe. Man fühlt leicht, wie sehr es zur Schönheit der Darstellung beiträgt, wenn die besondere Bedeutung des Prädikates auf die hier bezeichnete Weise durch das Verb und Adjektiv unterschieden wird. Da sich aber nicht für jeden Begriff, der in adjektivischer Form ausgedrückt werden sollte, sogleich ein Adjektiv darbietet, so giebt man, wenn das Prädikat in einem Gegensatze hervorgehoben werden soll, dem Verb oft die adjektivische Form eines Partizips, z. B.

Seine Worte sind schneidend — Sein Betragen ist auffallend — Die Gründe sind einleuchtend — Das Stück ist anziehend — Der Anblick ist rührend — Die Ansicht ist vorherrschend. — Ihnen selbst Verderben bringend ist der Söhne Streit. Schiller.

Nun hat aber die Sucht, der Rede durch ungewöhnliche Formen einen vornehmen Schein zu geben, in der neuesten Zeit einen Gebrauch dieser Form aufgebracht, welcher der eigentlichen Bedeutung derselben fremd ist. Man gebraucht nämlich statt des Verbs das Partizip, ohne darauf zu achten, ob ein Gegensatz mit besonderm Nachdruck hervorgehoben werden soll, und verbindet zugleich das so gebrauchte Adjektiv oder Partizip mit dem unbestimmten Artikel, z. B.

Das Bestreben, dem sogenannten Luxus durch freiwillige Beschränkung einen Damm zu setzen, ist unzweifelhaft ein anerkennenswertes — Der Zustand des Kranken ist ein erträglicher — Das Beispiel ist ein großes und löbliches — Seine Stellung ist eine untergeordnete — Wir können nicht unterlassen, auszusprechen, daß dieser Eindruck ein angenehm überraschender für uns gewesen ist — Der Rechtszustand ist wegen der Mannigfaltigkeit der einzelnen Provinzialrechte ein höchst trauriger — Die gestrige Versammlung des Gustav-Adolfsvereins war eine längst erwartete, und von den verschiedenen Seiten her mit tendenziösen Anstrengungen vorbereitete — Übrigens wird der Ausfall, welchen Dänemark durch die Zollermäßigung an Rohzucker und Baumwolle erleiden wird, jedenfalls ein sehr bedeutender sein: denn man darf nicht vergessen, das die Reduktion wegen der Vertragsverhältnisse Dänemarks zu andern Mächten eine allgemeine, und daß der Import jener Artikel für die russischen Häfen ein sehr bedeutender, den unsern weit übersteigender ist — Die Ausführung war durchaus eine gelungene — Die Erinnerung an das herrliche Fest wird bei den Gästen gewiß eine dauernde sein.

Man fühlt leicht, daß solche Formen des Ausdruckes der Eigenart der

deutschen Sprache fremd und daß sie geschmacklos sind: aber wir lesen sie täglich in den Zeitungen. Das Sprachgefühl wird dadurch abgehärtet, und man findet solche Formen zuletzt schön, weil sie nicht gewöhnlich sind.

Besondere Formen des Thätigkeitsbegriffes werden in der deutschen Sprache mannigfaltiger, als in andern Sprachen, durch besondere Formen des Verbs, nämlich durch die Aktiv- und Passivform, durch die reflexive und unpersönliche Form bezeichnet und unterschieden. Man vergleiche z. B. „Das Gerücht wird verbreitet“ und „Das Gerücht verbreitet sich“ „Die Thür wird geöffnet“ und „Es öffnet sich ein weites Thor“ „Hier wird getanzt“ und „Hier tanzt es sich gut“ „Ich verlange Schadenersatz“ und „Mich verlangt, ihn zu sehen“.[1]) Auch die durch Verbindung mit dem Verb lassen gebildete Passivform gehört hierher, z. B. „Er läßt sich sehen“ „Er läßt sich hören“. Der richtige Gebrauch dieser Formen ist der Volkssprache geläufiger, als der Sprache der Gebildeten, bei denen das Sprachgefühl durch den Verkehr mit fremden Sprachen getrübt ist, aber diese Formen geben dadurch, daß sie die zartesten Unterschiede der Bedeutung auf eine einfache Weise ausdrücken und uns als durchaus heimische Formen ansprechen, der Darstellung einen besondern Reiz.

Wir haben oben gesehen, daß die Sprache häufig Redewendungen bildet, die ebenso, wie die Zusammensetzungen, als bleibende Ausdrücke von Begriffen in den Sprachvorrat aufgenommen werden, z. B. zu Grunde gehen, Haus halten (§ 36). Es sind meistens verbale Begriffe, die durch solche Redeformeln (Phrasen) ausgedrückt werden, und das hat seinen Grund wohl zum Teil darin, daß von Verben überhaupt nicht so leicht, wie von andern Wortarten, Zusammensetzungen mit andern Begriffswörtern gebildet werden, noch mehr aber darin, daß der durch das Verb ausgedrückte Begriff des Prädikates gewöhnlich der Hauptbegriff des Satzes ist und darum durch den größern Umfang des Ausdruckes hervorgehoben wird. Die aus mehreren Wörtern gebildete Redeformel ist an sich weniger schön, als das Verb, das die Einheit des Begriffes auch in der Einheit der Form darstellt: aber Redewendungen wie Haus halten, zu Rate ziehen, zu Grunde richten, welche in den Sprachgebrauch einmal aufgenommen sind, und neben denen kein ihnen gleichbedeutendes Verb vorhanden ist, haben gleiche Rechte mit einfachen Begriffswörtern; und wenn ihnen auch ein gleichbedeutendes Verb zur Seite steht, wie helfen, verlassen, verkünden, neben zu Hilfe kommen und Hilfe leisten, im Stiche

[1]) S. Ausführl. Grammatik § 85. 86. 87. 216.

lassen, kund thun, so bedient man sich, wenn die Thätigkeit mit besonderm Nachdrucke hervorgehoben werden soll, vorzugsweise der wortreichen Redeformel. Es ist aber sehr zu tadeln, wenn man statt eines völlig gleichbedeutenden Verbs auch da, wo der Prädikatbegriff nicht besonders hervorgehoben werden soll, eine solche Redeformel gebraucht oder auch durch eine neugebildete Redeformel dem Ausdrucke einen besondern Glanz geben will, z. B.

In der Nikolaikirche wird der Pfarrer N. die Predigt halten (statt predigen) — Der König wird dort einen längern Aufenthalt nehmen (statt sich länger aufhalten) — Er hat einen unglaublichen Fleiß bethätigt — Er wird seine Wirksamkeit bethätigen können — Die Urkunde ist in Verlust geraten (statt verloren) — Aus allem möchte hervorgehen, daß die Hoffnungen in Bezug auf einen großartigern Aufschwung des deutschen Handels nicht zu den leeren gehören — Herr B. wird in dem Konzert einige seiner neuesten Kompositionen zu Gehör bringen — Der Minister hat es vorgezogen, von weiterem Einschreiten Umgang zu nehmen — Die erste Anregung zu dem Unternehmen ging von dem Oberschulrat N. aus, welcher auch das Kind seines Geistes mit einem Aufsatze ins Leben einzuführen willens ist — Ich hoffe, die öffentliche Meinung wird meinen Bemühungen um die Gesittung Rechnung tragen. — Der Bau wird nächstens in Angriff genommen werden — Der Vorschlag hat keinen Anklang gefunden.

Solche Redeformeln machen den Ausdruck leicht schleppend, und manche Redewendungen, wie ins Leben treten, in Angriff nehmen, Anklang finden, einem Rechnung tragen, von einer Sache Umgang nehmen, die uns seit einiger Zeit in allen Zeitungen begegnen, machen, wie Modetrachten, die einmal gefallen haben, aber bald gemein geworden sind, einen unangenehmen Eindruck. Die meisten Redeformeln, wie Bericht erstatten, zur Anmeldung bringen, zur Kenntnis bringen, zur Ausführung bringen, die Überzeugung schaffen, den Beschluß fassen, Veranlassung geben sind schon darum nicht schön, weil in ihnen der konkrete Begriff einer Thätigkeit, wie berichten, anmelden vermittelst eines abstrakten Wortes, wie Bericht, Anmeldung, dargestellt wird. Auch werden besonders durch den Gebrauch solcher Redewendungen sehr häufig anstößige Anhäufungen von Abstrakten herbeigeführt (§ 54).

Der Ausdruck des Prädikates wird endlich fehlerhaft durch einen falschen Gebrauch der Zeitformen. Besonders wird in öffentlichen Anzeigen, wenn Thatsachen nur schlechtweg berichtet werden sollen,

sehr oft fehlerhaft statt des Perfekts das Imperfekt gebraucht[1]), z. B.

Bei einer wegen Diebstahls in Untersuchung befindlichen Weibsperson wurden die unten verzeichneten Gegenstände, über deren Erwerb sie sich nicht auszuweisen vermag, angehalten — Ein guter Arbeiter, der das Maschinenfach gründlich erlernte und schon mehrere Jahre darin arbeitete, wünscht in einer Fabrik beschäftigt zu werden — Heute erhielt ich ganz frische große Schellfische.

Auch der Gebrauch der Modusformen ist oft fehlerhaft; besonders werden in den Nebensätzen sehr oft das Urteil des Sprechenden und ein nur besprochener Gedanke nicht gehörig durch den Gebrauch des Indikativs und Konjunktivs unterschieden. Weil der Gebrauch der Zeitformen und auch der Modusformen in der Volkssprache der verschiedenen Landschaften nicht vollkommen übereinstimmend ist und besonders in dem Gebrauche der Modusformen die Norddeutschen von den Süddeutschen abweichen, so ist unser Sprachgefühl für den richtigen Gebrauch der Zeit- und Modusformen weniger bestimmt. Dazu kommt, daß unser Sprachgefühl für den der deutschen Sprache eigenen Gebrauch dieser Formen sehr oft durch frühen und häufigen Verkehr mit der französischen und englischen Sprache getrübt wird. Es ist darum besonders darauf zu achten, daß der Stil nicht durch einen fehlerhaften Gebrauch der Zeit- und Modusformen entstellt werde.

§ 64.

Die eigentliche Bedeutung des attributiven und des objektiven Satzverhältnisses besteht darin, daß sie Begriffe ausdrücken, welche erst in dem Augenblick der Rede und nur für den Augenblick der Rede neu gebildet werden (§ 36). Bei diesen Satzverhältnissen ist zunächst auf die grammatische Form zu achten: die besondern Beziehungen des Attributes und des Objektes müssen nämlich durch die ihnen nach den Gesetzen der deutschen Satzfügung entsprechenden Kasus und Präpositionen ausgedrückt werden. Man setzt nun voraus, daß jeder, der für gebildete Leser schreibt, mit den Gesetzen der deutschen Grammatik vertraut sei, aber nur zu oft erlauben sich besonders Übersetzer und Schriftsteller, welche mehr mit der Grammatik fremder Sprachen, als mit der ihrer Muttersprache vertraut sind, grammatische Formen, die den fremden Sprachen nachgebildet sind und auf jeden deutschen Leser, dessen Sprachgefühl nicht abgestumpft ist, einen sehr

---

[1]) S. Ausführl. Grammat. § 220.

unangenehmen Eindruck machen. Nur einige Formen der Art mögen hier näher bezeichnet werden. So pflegt man jetzt sehr oft bei der Passivform des Verbs nach französischer Weise die Präposition durch (par) statt von zu gebrauchen, z. B.

Ein durch den Erzbischof an die Pfarrer gerichteter Hirtenbrief — Der durch den Lehrer der Gymnastik H. ins Leben gerufene Turnverein erfreut sich bedeutender Teilnahme — Es sind in mehreren hiesigen Läden durch zwei Frauenzimmer falsche Banknoten ausgegeben worden.

Auch gehört hierher, daß man die attributive Beziehung oft durch die Präposition von bezeichnet, wenn sie durch den Genitiv ausgedrückt werden sollte. Überhaupt kommt ein fehlerhafter Gebrauch der Präpositionen gegenwärtig sehr häufig vor, z. B.

Infolge eines (statt: bei einem) stattgefundenen Pistolenduells wurde ein Lieutenant gestern Abend durch eine über dem Auge eindringende Kugel erschossen — Statt des schnellen Friedens (st. Statt schnell Frieden zu schließen), den wir namentlich von der Präsidentschaft Santa Anna's erwarteten, steht jetzt Mexiko gerüstet da.

Der Unterschied zwischen dem Attribute und dem Objekte liegt in ihrem Beziehungsverhältnisse; das Attribut wird auf ein durch ein Substantiv ausgedrücktes Sein und das Objekt auf eine durch ein Verb oder Adjektiv ausgedrückte Thätigkeit bezogen, und man kann sie, wenn man auf ihre Beziehung achtet, nicht leicht mit einander verwechseln. Weil aber das Substantiv oft den abstrakten Begriff einer Thätigkeit ausdrückt und die attributive Beziehung alsdann ebenso, wie eine objektive Beziehung, durch eine Präposition bezeichnet wird, so werden die grammatischen Beziehungen leicht verwechselt, und es kommt nicht selten vor, daß fehlerhaft das Attribut eines Substantivs als Objekt mit dem Verb verbunden wird, oder umgekehrt, z. B.

Über den Handelstraktat, der zwischen Neapel und England dem Abschlusse nahe sein soll, ist noch nichts Bestimmtes im Publikum bekannt (statt: Über den Handelstraktat zwischen Neapel und England, der u. s. w.) — Gleichwohl war die Bestürzung in der Stadt über das Dasein des rasenden Mordbrenners unaussprechlich. H. v. Kleist (statt: Gleichwohl war in der Stadt die Bestürzung über u. s. w.).

Ebenso ist es fehlerhaft, ein attributives Verhältnis, welches den Genitiv fordert, durch eine Präposition zu bezeichnen, z. B.

Die Resultate nach diesem originellen Verfahren (statt: dieses Verfahrens) werden in dem Wochenblatte mitgeteilt.

§ 65.

Die Form des attributiven und des objektiven Satzverhältnisses wird sehr häufig dadurch fehlerhaft, daß die logische Bedeutung derselben nicht gehörig beachtet wird. Der Begriff, den diese Satzverhältnisse ausdrücken, wird in dem Augenblicke der Rede dadurch gebildet, daß ein allgemeiner Begriff, z. B. Mann, schreiben auf eine besondere Unterart oder auf etwas Einzelnes zurückgeführt wird, z. B. ein alter Mann und dieser Mann, er schreibt einen Brief und er schreibt jetzt, er schreibt an seinen Bruder. Man unterscheidet daher Attribute und Objekte der Art (alt, Brief), und Attribute und Objekte des Einzelwesens (des Individuums, z. B. dieser, jetzt, sein Bruder). Nicht nur das Attribut und das Objekt, sondern auch der Beziehungsbegriff kann schon für sich eine besondere Unterart eines allgemeinen Artbegriffes oder ein Einzelnes darstellen und jedes derselben schon für sich durch ein Satzverhältnis ausgedrückt werden, aber ein in dieser Weise zusammengesetztes Satzverhältnis wird nur dadurch verstanden, daß es, wie ein einfaches Satzverhältnis, als der aus nur zwei Gliedern bestehende Ausdruck nur eines Begriffes aufgefaßt wird, z. B. „der älteste Sohn — eines reichen Lords" „Er hat dem Sohne seines Freundes — sein Vermögen vermacht". Wenn das ganze Satzverhältnis, wie in diesen Beispielen, leicht als der zweigliedrige Ausdruck für die besondere Unterart oder Individualität nur eines Begriffes aufgefaßt wird, so wird es von dem Angesprochenen sogleich verstanden. Wenn aber ein Glied oder auch beide Glieder des Satzverhältnisses so mannigfaltig zusammengesetzt sind, daß das Ganze von dem Angesprochenen nur mit Mühe als ein zweigliedriger Ausdruck nur eines Begriffes aufgefaßt und verstanden werden kann, so ist es mit der Schönheit der Darstellung unverträglich, und wir bezeichnen solche Formen der Satzverhältnisse als Afterformen.[1] Wie fehlerhaft gebildete Wortformen, so kommen auch Afterformen der Satzverhältnisse häufiger in der Sprache des gebildeten Lebens als in der Volkssprache, häufiger in der Schriftsprache, als in der lebendigen Rede vor, und sie gehören zu den sehr gewöhnlichen Fehlern des Stiles. Auch ist es in manchen Arten des Stiles schwer, sie gänzlich zu vermeiden. Zwar werden sie einem gebildeten Sprach- und Stilgefühle leicht bemerklich, aber nur der, dem die organische Gliederung der Satzverhältnisse und die logische Bedeutung der Glieder klar geworden ist, wird im stande sein, auch in jedem besondern Falle Afterformen zu

[1]) S. Ausführl. Grammat. § 235, 255.

vermeiden oder zu verbessern, und wir haben besonders diejenigen Vorgänge näher zu betrachten, durch welche organisch gegliederte Formen der Satzverhältnisse zu Afterformen werden.

Wenn in dem Satzverhältnisse durch ein Attribut oder Objekt die Unterart und durch ein anderes die Individualität des Begriffes bezeichnet wird, z. B. mein goldner Ring, meines Vaters goldne Uhr, und: er schenkt seinem Sohne ein Pferd, er schreibt jetzt Briefe, so wird es leicht verstanden; auch wird es leicht verstanden, wenn die Individualität des Begriffes durch zwei Attribute oder Objekte bezeichnet wird, z. B. diese drei Äpfel, mein jetziger Wohnort, und: er hat heute zweimal gepredigt, ich habe gestern deinen Vater gesehen. Wenn aber in einem Satzverhältnisse eine größere Anzahl von Attributen oder Objekten zusammengefügt ist oder auch die Attribute oder Objekte für sich schon zu Satzverhältnissen erweitert sind, so wird das Ganze nicht mehr ebenso leicht als ein zweigliedriger Ausdruck nur eines Begriffes aufgefaßt, und das Satzverhältnis wird nur mit Mühe verstanden und gehört alsdann zu den Afterformen.

§ 66.

In dem attributiven Satzverhältnisse kann das Adjektiv vermöge seiner eigentümlichen Bedeutung (§ 62) nur ein Attribut der Art ausdrücken, und eine bestimmte Unterart eines Begriffes wird gewöhnlich durch ein Adjektiv und nicht durch mehrere bezeichnet, z. B. ein weißes Pferd, ein erfahrener Arzt. Nur wenn der Begriff der Unterart aus zwei oder mehr Begriffen zusammengesetzt ist, z. B. ein erfahrener und gewissenhafter Arzt, wird er durch zwei oder mehr Adjektive bezeichnet; in Ausdrücken wie: eine alte deutsche Bibel, ein rüstiger alter Mann bezeichnen deutsche Bibel, alter Mann die Art, und alt, rüstig die Unterart. In Bezug auf fehlerhafte Anhäufungen von Adjektiven muß man unterscheiden zwischen Adjektiven, welche wirklich als Attribute einen Artbegriff auf eine Unterart zurückführen, und die wir wegen ihrer logischen Bedeutung als bedeutsame Adjektive bezeichnen können, und den verschönernden Adjektiven, die nur den Begriff in der Darstellung hervorheben (§ 51). Von beiden kann man noch eine dritte Art unterscheiden, welche nur gemütliche Beziehungen der Begriffe zu dem Sprechenden ausdrücken, und die wir gemütliche Adjektive nennen können, z. B. der liebe Gott, der arme Peter, die alte Lise, der leidige Satan. Adjektive der Art werden am häufigsten mit Namen von Einzelwesen verbunden, bei denen sie nicht einen Artbegriff auf

eine Unterart zurückführen: sie gehören darum nicht zu den bedeutsamen Adjektiven: auch können sie nicht zu den verschönernden Adjektiven gezählt werden. Nur Adjektive, welche keiner dieser Arten angehören, sind schlechthin müßige: der Gebrauch derselben ist immer fehlerhaft, wenn durch Verbindung mit andern Adjektiven eine Anhäufung von Adjektiven herbeigeführt wird, z. B. jener alte, falsche, den freien Sinn beengende Götze."

Afterformen entstehen leicht, wenn gemütliche Adjektive angehäuft oder mit andern Adjektiven verbunden werden, z. B.

wie der vergnügte, liebe, dicke Herzog viele Gesundheiten ausgebracht habe — die verstorbene alte treue Magd.

Anhäufungen verschönernder Adjektive und Verbindungen derselben mit bedeutsamen Adjektiven sind überhaupt nicht schön, und sie kommen auch selten vor. Die meisten Anhäufungen adjektivischer Attribute entstehen dadurch, daß Adjektive, welche nicht den Artbegriff auf eine Unterart zurückführen, sondern einen ganzen Gedanken, nämlich ein Urteil des Sprechenden, das als ein solches die Form eines Satzes fordert, in der Form eines Attributes darstellen, mit einander oder mit andern Adjektiven verbunden werden. Daß ein Gedanke in der Form eines attributiven Adjektivs dargestellt werde, verträgt sich oft sehr wohl mit der Schönheit des Stiles, z. B.

Mein vorsichtiger Freund wollte sich auf den Handel nicht einlassen (Er war vorsichtig, darum wollte er sich nicht einlassen) — Er hat sein schönes Reitpferd verkaufen müssen (Es war schön, aber er mußte es verkaufen) — Die sophistischen Verdrehungen so sonnenklaren Rechtes haben gründliche Rechtsgelehrte siegreich zurückgewiesen.

Noch häufiger werden Partizipien auf diese Weise gebraucht, z. B. „Sie haben den von ihnen vertriebenen Prinzen zurückgerufen." Nun sucht man aber sehr oft durch Anhäufung von Adjektiven und Partizipien dieser Art dem Ausdrucke eine gedrängte Kürze zu geben, und so entstehen leicht Afterformen, z. B.

Was bleibt im vorliegenden unbeendigten geheimen Prozesse einem besonnenen Manne übrig bei nachgewiesenen zahlreichen falschen Aussagen? — Die Rebellen haben ihren von Gott gesetzten, rechtmäßigen, gekrönten und anerkannten König abgesetzt — Er war in zweijähriger einsamer Einkerkerung allen hier so eingreifend geschilderten, namenlosen körperlichen und Seelenqualen eines Inquisitionskerkers preisgegeben, auch der letzten Tröstungen beraubt, im feuchten, übelriechenden, halbdunklen, abends lichtlosen Kerker,

in dieser schrecklichen Verlassenheit, gegenüber dem furchtbaren, feindseligen, rohen, barbarischen Inquisitor.

Sehr anstößig werden insbesondere Anhäufungen solcher Attribute, wenn eins oder mehrere derselben zu objektiven Satzverhältnissen erweitert sind, z. B.

Mein auf ärztlichen Rat erwählter dreijähriger Aufenthalt in Dresden — Das dortige, auf meine rheumatischen und gichtischen Zustände heilsam einwirkende Klima — Genua, ein seit dem elften Jahrhundert mächtiger, von Kaisern mit ansehnlichen Privilegien ausgestatteter Freistaat, wurde in seinem Innern durch unselige Parteiungen und auswärtige, wenn gleich rühmliche, doch äußerst schwächende Kämpfe allmählich aufgerieben — Wie hätte er (List) alle jene auf Handels- und Verkehrseinheit hinzweckenden, und eben deshalb den Sonderabsichten einzelner Staatenpartieen schnurstracks entgegenlaufenden nationalen Plane rücksichtslos verfolgen, wie alle jene seine auf Zerstörung scholastischer und büreaukratischer Vorurteile berechneten großartigen publizistisch-politischen Unternehmungen ungescheut ins Werk setzen können? — Wir dürfen Ihnen nicht verhehlen, daß eine die früheren Annahmen noch überschreitende und daher für jetzt noch nicht speziell vorzusehende weitere Vermehrung des Betiebsmaterials unvermeidlich sein wird — Die Frage, ob die in Belgien bestandenen, den Eisenbahnverkehr erschwerenden Zollformalitäten noch nicht gehoben seien — Dieser unübersehbaren Masse von gebildeten, begabten, zum Teil nach dem Urteile ganz Europa's an der Spitze der Gesittigung des Weltteiles und damit des Erdballes stehenden Männern (dem deutschen Mittelstande) schleudert ein Deutscher das Urteil der äußersten geistigen Mittelmäßigkeit zu. Allgem. Zeit. — Englische Ärzte haben das Recht der Ausübung der ärztlichen Kunst in den nassauischen Landen während der Badesaison auf Grund der in ihrem Vaterlande ihnen zustehenden Berechtigung und mit Rücksicht auf das ihren das Bad besuchenden Landsleuten beiwohnende größere Vertrauen zu der Persönlichkeit und Behandlungsart der durch Nationalität befreundeten Heilkünstler verlangt. Allgem. Zeit.

Die Unsitte, durch solche Einschiebsel und Einschachtelungen den Stil schwerfällig und schwerverständlich zu machen und zugleich alles Wohlklanges zu berauben, widerspricht vollständig dem Wesen der deutschen Sprache, und die Sprache der mittelhochdeutschen Dichter und Prosaiker, in welcher uns der deutsche Stil am reinsten und am wenigsten vermischt entgegentritt, kannte solche Verirrung nicht. Im drei-

zehnten, ja selbst noch im vierzehnten Jahrhundert wußte man solche Einschachtelungen geschickt zu vermeiden. Erst im fünfzehnten Jahrhundert, in dem die deutsche Sprache sich in völliger Auflösung befand, dringen aus dem Lateinischen, das damals im Zeitalter des Humanismus wieder eine unbeschränkte Herrschaft auszuüben begann, solche Wendungen in Menge in die deutsche Sprache ein. Wir verdanken also auch diese Entstellung unserer Sprache dem Einflusse des Lateinischen. Schon um 1450 zeigen sich im Geschäftsstile der Kanzleien und Ämter Wendungen wie die folgenden in großer Zahl: solichen groszen sweren unordentlichen vorgenanten sachen, oder in unsern geschriebenen unt mit unserm ingesigel bedruckten briefen u. a.[1]) Solche und ähnliche Satzfügungen bürgerten sich leider in der Kanzleisprache so ein, daß auch Luther dieselben mit in seine Sprache hinübernahm, weil sein Zeitalter bereits das Undeutsche solcher Wendungen nicht mehr fühlte. Wenn auch in Fügungen wie: die in bewegende ursach, den von in gehandelten sachen, mit vieler Mühe hin und herreisend u. a. die Häufung der vorgesetzten Worte bei weitem noch nicht eine so schlimme ist, wie in der Sprache der Gegenwart, so liegt doch darin ein Verstoß gegen die einfache Klarheit und Schönheit der deutschen Sprache, und es wäre für die Entwickelung unserer Sprache besser gewesen, wenn Luther solche Wendungen aus seiner Sprache von vorn herein ausgeschieden hätte. Wenn wir nun auch einfache Wendungen dieser Art gegenwärtig ohne Anstoß gebrauchen, da sich nun einmal unsre neuhochdeutsche Sprache seit Luther in dieser Richtung entwickelt hat, so ist doch eine Häufung solcher Einschiebsel, wie sie uns in den oben angeführten Beispielen entgegentritt, durchaus unschön und sprachwidrig und muß daher im guten Stile unbedingt vermieden werden.

Die Artbegriffe eines Seins werden in dem attributiven Satzverhältnisse durch die Adjektivpronomen und Zahlwörter auf Einzelwesen zurückgeführt. Die Adjektivpronomen werden nur verstanden, wenn das Sein, welches sie als ein Attribut bezeichnen, in der vorangehenden Rede schon genannt ist oder doch schon aus dem Zusammenhange leicht erkannt wird. Es ist in dieser Beziehung fehlerhaft, durch ein Demonstrativpronomen einen Begriff zu bezeichnen, der in der vorangehenden Rede zwar angedeutet, aber nicht ausgedrückt ist, z. B.

> In der Sitzung des Unterhauses kam durch eine Petition um Abschaffung des irischen Zehnten die Rede abermals auf dieses Land und die steigende Unsicherheit in demselben. Allg.

[1]) Vgl. Rückert, Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache I, 383 f.

Zeit. — Talma hat mit allen Personen des Napoleonischen Hofes in freundschaftlichen Verbindungen gestanden, und die sinnreichen Bemerkungen dieses außerordentlichen Mannes sind ihm von entschiedenem Nutzen gewesen — Ein spanischer König mußte ein rechtgläubiger Prinz sein, oder er mußte von diesem Throne steigen. Schiller. — Tilly erschien vor Frankfurt an der Oder, wo er sich mit dem Überreste der Schaumburgischen Truppen vereinigte; er übergab diesem Feldherrn die Verteidigung Frankfurts. Ders.

Da die Pronomen dieser und jener für sich allein die Eigenart eines Seins aufs bestimmteste bezeichnen, so ist es nicht gut, sie mit einem Possessivpronomen oder mit ersterer und letzterer oder einem andern Attribut des Individuums zu verbinden, z. B.

Diese meine Ansicht — dieser gegenwärtige Streit — Zwischen den Herren Molé und Thiers soll jetzt eine vollständige Übereinstimmung bestehen und dieser letztere entschlossen sein u. s. w. — Die Begründung dieses Werkes war nicht möglich ohne jenen seinen besondern äußern Lebensgang.

Bei Luther findet sich freilich wiederholt eine solche Verbindung eines Demonstrativpronomens mit einem Possessivpronomen, z. B.: Denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig worden. Luc. 15, 24. Nun aber dieser dein Sohn kommen ist, der sein Gut mit Huren verschlungen hat, hast du ihm ein gemästet Kalb geschlachtet. Luc. 15, 30. Als geradezu fehlerhaft, wie es zuweilen geschieht, kann also diese Fügung nicht bezeichnet werden. Sie giebt aber gegenwärtig der Rede eine altertümliche Färbung und kann daher höchstens nur in gehobener Sprache, wo eine gewisse Feierlichkeit und rednerische Fülle am Platze ist, gestattet sein. Für gewöhnlich ist sie aber zu meiden. Da Luther solche Wendungen gebraucht, so finden sie sich auch bei Goethe, der ja seine Sprache wesentlich mit an der Luthers gebildet hat, z. B.: Ich behauptete jene meine erste Meinung um desto lebhafter. Goethe. Solche Wendungen dürfen bei Goethe nicht vom Standpunkte unseres gegenwärtigen Sprachgebrauches beurteilt werden, sondern vom Standpunkte der Sprache Luthers, und sie sind daher ebensowenig zu tadeln, wie ähnliche Wendungen Luthers.

Die substantivischen Attribute sind meistens Attribute des Individuums, und oft werden mit einem Substantiv zwei substantivische Attribute des Individuums verbunden, z. B. des Knaben Furcht vor seinem Lehrer, meines Vetters Reise nach London. Seltener steht neben einem substantivischen Attribute des Individuums ein substantivisches Attribut der Art, z. B. des Knaben Furcht vor

Gespenstern, meines Bruders Liebe zur Kunst. Eine Verbindung von zwei substantivischen Attributen kommt insbesondere häufig vor, wenn der Beziehungsbegriff der abstrakte Begriff einer Thätigkeit ist, welche durch das Subjekt und zugleich durch ein Objekt der Thätigkeit auf eine besondere Unterart oder Individualität zurückgeführt wird; das Subjekt wird alsdann gewöhnlich dem Beziehungsworte vorangehend durch den Genitiv und das Objekt ihm nachfolgend durch eine Präposition bezeichnet, wie in den eben angeführten Beispielen. Es ist immer sehr anstößig, wenn zwei attributive Genitive neben einander stehen, und da bei den von transitiven Verben gebildeten Abstrakten auch das leidende Objekt durch den Genitiv bezeichnet wird, z. B. die Wahl eines Berufes, so vermeidet der gute Stil bei diesen Abstrakten das Zusammentreffen von zwei Genitiven: man sagt meines Bruders Wahl und die Wahl eines Berufes, aber nicht wohl meines Bruders Wahl eines Berufes. Man gebraucht daher besonders die Substantive der Form ung, welche, wie Berufung, Bestrafung, Bekehrung, Unterdrückung den abstrakten Begriff einer Thätigkeit und zugleich die Beziehung auf ein leidendes Objekt ausdrücken, nicht leicht mit einem Genitiv des Subjektes.

Eine Anhäufung von substantivischen Attributen eines und desselben Begriffes findet zuweilen statt, wenn mit dem abstrakten Begriff einer Thätigkeit zwei oder mehr Attribute verbunden werden, doch solche Anhäufungen sind immer sehr anstößig, z. B.

> Die Ankunft von zwei Kurieren aus Petersburg an einem Tage — Der Steuermeister N. N. hat infolge dreimaliger Rettung von Menschen vom Tode des Ertrinkens die silberne Ehrenmünze erhalten — Es ist sehr zu beklagen, daß man das Blasen von den Türmen unserer herrlichen deutschen Choräle und Lieder an allen hohen Fest- und Feiertagen abgeschafft hat.

Wenn mit einem abstrakten Worte und zugleich mit einem substantivischen Attribute desselben mehrere substantivische Attribute verbunden werden, so geschieht es leicht, daß die Beziehungsverhältnisse der besondern Attribute nicht gehörig durch ihre Stellung bezeichnet und unterschieden werden, und der ganze Ausdruck wird unverständlich, z. B.

> Bei Abschluß des Anlehens von elf Millionen Gulden zum Fortbaue der Eisenbahn vor fünf Monaten mit den Bankhäusern R. in Frankfurt und B. in Stuttgart zum Kurse von $97\frac{1}{2}$ Prozent war denselben freigestellt worden, die weitere Summe von sechs Millionen innerhalb einer gewissen Zeit zu übernehmen (statt: bei dem vor fünf Monaten zum Fortbaue der Eisenbahn mit den Bankhäusern R. und B. abgeschlossenen Anlehen von elf

Millionen zum Kurse von $97^1/_2$ Prozent war denselben freigestellt worden u. s. w.)

Häufiger entstehen Anhäufungen substantivischer Attribute, wenn auf ein Attribut wieder ein anderes, und auf dieses wieder ein drittes, und so fortlaufend eine große Anzahl von Attributen eins auf das andere bezogen werden. Solche Afterformen sind doppelt anstößig, wenn zwei oder mehr Attribute in der Form des Genitivs zusammentreffen, z. B.

Wie lang willst du dich winden, gleich dem Wurm, unter deines Feinds Triumphrads Speichen? Rückert. — Das Edikt über die Aufnahme des Systems der Bank — Das Bewußtsein der Empfänglichkeit für Leiden dieser Art — Der Inhalt der gestrigen Post aus Griechenland über die Vorgänge in der Nacht vom 14. auf den 15. September — Die Beteiligung der hiesigen Stadtverordneten bei der Sammlung behufs der Sendung eines Forschers auf dem Gebiete der Mündlichkeit und Öffentlichkeit — Für Emden bietet sich jetzt Gelegenheit, seinen frühern Wohlstand durch eifrige Bemühung um Erlangung des Transitohandels von uns nach Westphalen wieder zu erlangen — Es fanden sich nach und nach zwei Partien von Flecken in der Nähe der Mitte der Oberfläche der Sonne — Die Kommission von sachverständigen Offizieren zur Prüfung der Erfindung des Baron von Wahrendorf, Kanonen mit sogenannter Hinterladung zu gießen — Die Schwierigkeit der Erklärung des Ursprungs des Übels — Ein lächerlicher Beweis der Unreife des Nachdenkens des Verfassers — General Grant betont in seiner Befürwortung der Ratifizierung eines Gegenseitigkeitsvertrages der Vereinigten Staaten mit Mexiko ganz besonders, daß die hervorragendsten Geschäftsleute letztgenannter Republik Europäer seien. Tägl. Rundschau, 17. März 1883 — Die Entdeckung der Gesetze der Schwingungen elastischer Oberflächen war ein wichtiges Ereignis — Maßregeln zwecks Sicherung der Vollendung der Eisenbahnanlagen zur Verbindung der Seestädte mit der Berlin-Hamburger Eisenbahn.

Noch anstößiger als die hier bezeichneten Anhäufungen adjektivischer und substantivischer Attribute ist ein attributives Satzverhältnis, wenn der Beziehungsbegriff oder das Attribut oder beide, jedes für sich, schon durch ein Satzverhältnis ausgedrückt sind, in dem ein adjektivisches Attribut zu einem objektiven Satzverhältnisse von so großem Umfange erweitert ist, daß auch die einzelnen Glieder des ganzen Satzverhältnisses für sich schon als Afterformen anzusehen sind, z. B.

Die unterzeichneten Verleger der seit Anfang dieses Jahres jeden Freitag erscheinenden Zeitschrift — Eine mit unserem Naturtriebe

verhältnismäßig zusammenhängende Menge starker und ausgebreiteter angenehmer Gefühle — Zwei in deutscher Sprache in Straßburg gedruckte Schriften von einem für die benachbarte Regierung beleidigenden Inhalte.

Ebenso anstößig ist es, wenn das Attribut für sich zwei Satzverhältnisse enthält, deren jedes eine Afterform ist, z. B.

Die Möglichkeit einer Vereinbarung der zufälligen Verteilung der Glücksgüter in der Welt mit der Idee eines moralischen Planes der Regierung der Welt.

Verletzend sind endlich diejenigen Afterformen, in denen mehrere adjektivische Attribute eins in das andere eingeschachtelt sind. Einschachtelungen, welche an das Ungeheure grenzen, kommen nicht selten in den Zeitungen vor. In dem ersten der nachfolgenden Beispiele findet sich eine ungeheuerliche Einschachtelung in Gesellschaft mit andern Afterformen, z. B.

Einen in der That mehr als lächerlichen Beweis der Unreife des Nachdenkens des Verfassers giebt derselbe, indem er die Behauptung, daß die über die auf einem unter den in Beschlag genommenen Papieren befindlichen Zettel enthaltenen Worte: „Ein paar Exekutionen u. s. w.“ gegebene Erläuterung, daß sie eine Abschrift der Bemerkung seien, die der König im Jahre 1813 am Rande des ihm vorgelegten Entwurfs der Landsturmordnung geschrieben habe, blindlings als Wahrheit hinschreibt — Herr von K. hat der mit der Verwendung der zur Unterstützung der Familien der in der Kohlengrube verunglückten Bergleute eingehenden milden Beiträge sich befassenden Behörde hundert Thaler zu diesem Zwecke zustellen lassen — Die um die durch den in dem vorigen Monate erfolgten Todesfall erledigte Stelle sich bewerbenden Kandidaten — Die Nachrichten über die von der vor acht Tagen gehaltenen Versammlung gefaßten Beschlüsse — In einer auf die mit der klassischen Litteratur unbekannten Leser berechneten unerquicklichen Weise. Düntzer. — Er fand in den von ihm unter sich verglichenen Sprachen denselben Organismus. Schweizer-Sidler. — Hierauf setzte sich der große, von Hofwagen und zahllosen andern Wagen und Offizieren gefolgte Trauerzug unter den Klängen des von dem Trompetercorps des Garde-Kürassier-Regiments geblasenen Chorals durch die von Tausenden besetzte Bellevue-Straße und Sieges-Allee über den Königsplatz nach dem Hamburger Bahnhof in Bewegung. Köln. Zeit.

Es ergiebt sich aus unserer Betrachtung, wie Afterformen des attributiven Satzverhältnisses auch im besondern vermieden und ver-

bessert werden können. Anhäufungen von Adjektiven können nicht leicht stattfinden, wenn man müßige Adjektive vermeidet und mit den eigentlich bedeutsamen Adjektiven nicht gemütliche Adjektive verbindet. Die meisten Anhäufungen adjektivischer Attribute entstehen dadurch, daß Urteile des Sprechenden in der Form attributiver Adjektive ausgedrückt werden, und sie werden dadurch verbessert, daß man den Gedanken in der für ihn mehr geeigneten Form eines Satzes ausdrückt. So sagt man z. B. statt des unschönen Satzes: „Was bleibt im vorliegenden unbeendigten geheimen Prozesse einem besonnenen Manne bei nachgewiesenen zahlreichen falschen Aussagen übrig?“ besser: „Was bleibt einem besonnenen Manne bei diesem geheimen Prozesse, der nicht beendigt ist, übrig, da nachgewiesen ist, daß zahlreiche Aussagen falsch sind?“ — Oder statt: „Die Rebellen haben ihren von Gott gesetzten, rechtmäßigen, gekrönten und anerkannten König abgesetzt“ sagt man besser: „Der rechtmäßige König war gekrönt und anerkannt, und die Rebellen haben ihn abgesetzt.“

Wir werden weiter unten sehen, unter welchen Verhältnissen für ein Urteil des Sprechenden mehr die Form eines adjektivischen Attributes als die eines Satzes geeignet ist.

Anhäufungen substantivischer Attribute entstehen meistens nur, wenn der Beziehungsbegriff oder ein Attribut durch ein Abstraktum ausgedrückt ist und mit dem Abstraktum Attribute des Objektes verbunden werden, und sie werden dadurch verbessert, daß man das Abstraktum in einen Satz verwandelt. So sagt man z. B. besser:

> Der Steuermeister N. N. hat, weil er drei Menschen von dem Tode des Ertrinkens gerettet hat, die silberne Ehrenmünze erhalten (statt: Er hat infolge dreimaliger Rettung von Menschen vom Tode des Ertrinkens u. s. w.) — Das Bewußtsein, daß wir für Leiden dieser Art empfänglich sind (statt: Das Bewußtsein der Empfänglichkeit für Leiden dieser Art).

Wenn die abstrakten Hauptwörter von Verben gebildet sind, so wird meistens die Afterform schon verbessert, wenn man statt des abstrakten Wortes den Infinitiv mit zu gebraucht, z. B.

> Die Schwierigkeit, den Ursprung des Übels zu erklären (statt: Die Schwierigkeit der Erklärung des Ursprunges des Übels) — Die Möglichkeit, die zufällige Verteilung der Güter mit der Idee von einem moralischen Plane der Weltregierung zu vereinbaren (statt: Die Möglichkeit einer Vereinbarung der zufälligen Verteilung der Güter mit u. s. w.) — Herr von K. hat der Behörde, welche sich damit befaßt, die milden Beiträge zu verwenden, welche für die Familien der in den Kohlengruben verunglückten Berg-

leute eingehen, hundert Thaler zustellen lassen (statt: Er hat der mit der Verwendung der zur Unterstützung der Familien der in den Kohlengruben verunglückten Bergleute eingehenden milden Beiträge sich befassenden Behörde u. s. w.)

Man verbessert Anhäufungen substantivischer Attribute oft durch Zusammensetzungen, z. B. die Nachricht von der Dienstentlassung des Amtmannes (statt: von der Entlassung des Amtmannes aus dem Dienste), der Bericht über das Anstellungsgesuch des Kandidaten (statt: Gesuch um Anstellung). Die grammatische Form des Ausdruckes wird aber fehlerhaft, wenn man mit der Zusammensetzung ein Attribut verbindet, das nicht Attribut des Grundwortes, sondern Attribut des Bestimmungswortes ist, z. B.

Dieselbe ist des Mordversuches der Braut ihres früheren Geliebten angeklagt (statt: des Versuches, die Braut zu ermorden) — Der Kurier soll für den Grafen neue Verhaltungsbefehle in den Unterhandlungen mit dem heiligen Stuhle überbracht haben (statt: neue Befehle für sein Verhalten in den Unterhandlungen) — Gegen das von der Stadt beschlossene Empfangsfest der Abgeordneten zum Landtage (statt: Fest zum Empfange der Landtagsabgeordneten) erheben sich jetzt viele Stimmen — Ein Reisestipendium nach Italien. F. Lewald. — Das Einfuhrverbot von Rindvieh. Volkszeitung. — Über den Bildungsgang französischer Begriffswörter aus ihren lateinischen Wurzeln (Titel eines Aufsatzes in Herrigs Archiv). — Untersuchungs-Kommission der Handlungen der Regierung. Köln. Zeit.

§ 67.

Der prädizierte Thätigkeitsbegriff ist gewöhnlich der Hauptbegriff und eigentliche Inhalt des ganzen Gedankens; auch sind die Artbegriffe von Thätigkeiten ihrer Natur nach allgemeiner und unbestimmter als die Artbegriffe des Seins; daher sind die Formen der Objekte, durch welche in dem objektiven Satzverhältnisse der Artbegriff einer Thätigkeit auf Unterarten und Einzelnes zurückgeführt wird, bei weitem mannigfaltiger, als die Formen der Attribute in dem attributiven Verhältnisse. Die substantivischen Objekte, welche in einer ergänzenden, und die, welche in einer kausalen Beziehung stehen, sind, je nachdem sie entweder die ganze Art eines Dinges oder Einzelnes ausdrücken, Objekte der Art oder Objekte des Individuums, z. B. er liest Romane und: er liest das heutige Zeitungsblatt; jedoch bezeichnen meistens die Sachkasus ein Objekt der Art und die Personenkasus ein

Objekt des Individuums. Nur das in dem Verhältnisse der Weise stehende Objekt ist immer ein Objekt der Art. Die Objekte des Raum- und Zeitverhältnisses sind gewöhnlich Objekte des Individuums, auch die Pronomen bezeichnen immer Objekte des Individuums.

Der durch die Verbindung des Verbs mit einem Objekte der Art gebildete besondere Begriff, z. B. heimlich schreiben, Fehler bestrafen wird sehr oft durch ein zweites Objekt der Art auf eine besondere Unterart zurückgeführt, z. B. er hat heimlich Briefe geschrieben, er hat kleine Fehler hart bestraft. Auch wird die so bezeichnete Unterart des Begriffes oft durch mehr als ein Objekt des Individuums — durch den Personenkasus und zugleich durch ein Raum- und Zeitverhältnis — auf Einzelnes zurückgeführt, z. B. er hat gestern auf seiner Stube seiner Mutter heimlich einen Brief geschrieben. Ein solches Satzverhältnis ist zwar weniger schön, als eins, das nur ein Objekt des Individuums enthält, z. B. er hat seiner Mutter heimlich Briefe geschrieben, aber man kann solche Satzverhältnisse, so lange in ihnen die Einheit des Prädikatbegriffes noch leicht aufgefaßt wird, nicht als fehlerhafte Formen ansehen. Indem man jedoch die Besonderheiten des prädizierten Begriffes, weil er der Hauptbegriff des ganzen Gedankens ist, genau bezeichnen und zugleich hervorheben will, entstehen leicht fehlerhafte Anhäufungen der Objekte, und diese gehören zu den sehr häufig vorkommenden Fehlern des Stiles. Es ist in dieser Beziehung vor allen Dingen darauf zu achten, daß der Gebrauch müßiger Objekte, d. h. solcher Bestimmungen vermieden werde, welche schon auf andere Weise ausgedrückt sind oder aus dem ganzen Zusammenhange leicht verstanden werden, z. B.

> Mich nun wieder durch Gottes Gnade teilweise im Genesungszustande befindend, kann ich nicht unterlassen, von hier aus dem Herrn Doktor B., dem ich nächst Gott die Rettung meines Lebens durch dessen geschickte Behandlung in Anwendung der zweckmäßigsten Mittel zur Linderung meines leidenden Zustandes verdanke, hiermit öffentlich meinen wärmsten Dank auszusprechen. — Die Muselmänner suchten in diesem Gefechte nach einer schwachen Gegenwehr, von panischem Schrecken ergriffen, in wilder Flucht dem Tode zu entlaufen.

Anhäufungen ergänzender Objekte können nicht leicht stattfinden; desto häufiger kommen fehlerhafte Anhäufungen adverbialer Objekte vor, indem mannigfaltige Raum- und Zeitbestimmungen, kausale Verhältnisse des Prädikates und Verhältnisse einer mit dem Prädikate verbundenen Thätigkeit zusammengestellt werden, z. B.

Donnerstag den 12. Oktober des Vormittags neun Uhr und folgenden Tag um dieselbe Stunde soll das dem Herrn N. N. zugehörige Rheinschiff nebst allen dazu gehörigen Schiffsgerätschaften auf freiwilliges Anstehen des Eigentümers dahier zu Mainz vor dem eisernen Thore auf dem Schiffe selbst gegen gleich bare Bezahlung durch den unterzeichneten Notar öffentlich versteigert werden. — Dem Grafen von Mansfeld ist nach seinem am 23. Juli 1822 erfolgten Tode mit Genehmigung und Teilnahme des Kaisers durch Subskription der österreichischen Armee gleichfalls in der Nachbarschaft von Abraham auf dem Schlachtfelde von Kulm kaum hundert Schritte weit von dem preußischen Denkmale mit großer Feierlichkeit ein Obelisk von Eisen errichtet worden. Allg. Zeit. — Bei Übersendung der Aufforderung zur Anmeldung von Ansprüchen auf Vergütung von Kriegsleistungen an die Regierungen. Köln. Zeit. — Die Pariser unterhält gar sehr die Indisposition, die der Moniteur der Prinzessin Mathilde zur Entschuldigung wegen ihres Ausbleibens beim Empfange des hohen Gastes im Gefolge der Kaiserin Eugenie am Fuße der großen Treppe in St. Cloud nachsagte. Das. — Die an Bord mit dem Laden der aus Asphalt und leeren Petroleumbarreln bestehenden Ladung für New-York beschäftigten Leute vermochten sich nur durch rasche Flucht zu retten. Tägl. Rundschau, 17. März 1883. —

Es ist oft notwendig, die besondere Eigenart der prädizierten Thätigkeit nach ihrem Zeitverhältnisse und zugleich nach ihrem Raumverhältnisse durch substantivische Objekte zu bezeichnen, aber ohne Not werden oft kausale Verhältnisse des Prädikates und Verhältnisse einer mit dem Prädikate verbundenen Thätigkeit in der Form substantivischer Objekte ausgedrückt und dadurch fehlerhafte Anhäufungen der Objekte herbeigeführt. Die kausalen Verhältnisse sind, wie wir weiter unten sehen werden, nicht eigentlich Verhältnisse von Begriffen, durch welche ein prädizierter Thätigkeitsbegriff auf besondere Unterarten zurückgeführt wird, sondern Verhältnisse von Gedanken; sie werden daher in der Sprache der Kinder und des gemeinen Volkes noch gewöhnlich durch Sätze und nicht in der Form substantivischer Objekte ausgedrückt, z. B. Er ist krank, darum geht er ins Bad, nicht: Er geht einer Krankheit halber ins Bad. Ebenso ist das Verhältnis der mit dem Prädikate verbundenen Thätigkeit nicht das Verhältnis eines Begriffes, sondern eines Gedankens, das jedoch ebenfalls sehr oft durch ein Begriffswort in der Form eines Objektes ausgedrückt wird, z. B. Er ist bei großem Reichtum sehr mißvergnügt (Er ist sehr reich und doch mißvergnügt). Dazu kommt, daß auch Zeitverhält-

nisse, welche man gewöhnlich durch einen Adverbialsatz ausdrückt, sehr oft durch ein Abstraktum bezeichnet werden, z. B. vor oder nach der Erfindung des Schießpulvers (statt: Ehe oder nachdem das Schießpulver erfunden war). So werden in einem objektiven Satzverhältnisse oft mit denjenigen Objekten, welche die besondere Unterart und Individualität der prädizierten Thätigkeit bezeichnen, zugleich mehrere Objekte zusammengestellt, welche die Stelle eines Satzes einnehmen, und das Satzverhältnis kann alsdann, weil es nicht leicht als der zweigliedrige Ausdruck nur eines Begriffes aufgefaßt wird, nur mit Mühe verstanden werden, z. B.

Die Regierung hat vor drei Jahren sogleich nach der Anzeige von einer in unserer Nachbarschaft ausgebrochenen Viehseuche mit lobenswerter Sorgfalt auf den Antrag der ärztlichen Behörde zur Verhütung einer Verbreitung der Seuche die Einführung von Rindvieh durch ein Edikt in dem ganzen Lande unter schwerer Strafe verboten.

Auch bei einer nicht sehr großen Anzahl von Objekten sind solche Satzverhältnisse immer sehr anstößig und oft schwer zu verstehen, wenn mehrere Objekte zu attributiven Satzverhältnissen von großem Umfange erweitert oder mit Nebensätzen verbunden sind und die Attribute einzelner Objekte für sich genommen schon Afterformen sind, z. B.

Kann denn der freie Verkehr nur durch das enorme Opfer der hohen Versteuerung der Kolonialwaren, durch das Verderben, das die zu erhebende Nachsteuer auf das unter den Gesetzen des Staates erworbene Privatvermögen äußern muß, und durch die Beschränkung der natürlichen Freiheit der Bürger, ihr Eigentum nach ihrem Gutdünken zu benutzen, erreicht werden? — Nach einer überstandenen dreimonatlichen lebensgefährlichen Krankheit an zurückgetretener Gicht, die im Laufe des vorigen Winters, nachdem ich meinen auf ärztlichen Rat erwählten dreijährigen Aufenthalt in Dresden wegen des dortigen auf meine rheumatischen und gichtischen Zustände heilsam einwirkenden milden Klimas wieder verlassend und dem Gebote der Pflicht gehorchend nach dem Fräuleinstifte zu B. zurückgekehrt war, sich in diesem hohen Grade entwickelt, mich nun wieder durch Gottes Gnade teilweise im Genesungszustande befindend, kann ich nicht unterlassen, von hier aus dem verehrten Herrn Doktor B., dem ich nächst Gott die Rettung meines Lebens durch dessen geschickte Behandlung in Anwendung der zweckmäßigsten Mittel zur Linderung meines leidenden Zustandes verdanke, hiermit meinen wärmsten Dank auszusprechen. — Außer dem Fortfall der Diäten für die auf diesem Wege herbei-

geführte Zwischenpause wird die Vertagung auch die Wirkung haben, daß bis zum 16. April Kommissionssitzungen nicht stattfinden können, und wenn die Regierung nicht die neu eingebrachten und bis jetzt in der Kommission nicht erledigten Vorlagen unter den Tisch fallen lassen will, so ist der bisher für Anfang Mai in Aussicht genommene Schluß der Session nicht möglich. Tägl. Rundschau, 18. März 1883. — Wir haben nach Beseitigung einiger in Folge der durch die im Laufe des vorigen Jahres in Bezug auf Aktien veränderten Gesetzgebung eingetretenen Schwierigkeiten, Ihrem Beschlusse gemäß die Ausgabe dieser Prioritätsaktien zu den in der erwähnten Generalversammlung festgesetzten Bedingungen bewirkt. — Gerüchte liefen alsbald in der Stadt umher und veranlaßten, daß am Donnerstag den 18. Mai, am Tage der feierlichen Eröffnung der Generalassembly durch den königlichen Kommissär eine ungewöhnlich große Anzahl von Menschen auf den Straßen und später vor der St. Andreaskirche sich versammelte, um Zeuge des Unabhängigkeitssinnes und der Prinzipientreue von seiten der Nonintrusionisten zu sein. — Die Beratungen von Delegierten sämtlicher deutschen Burschenschaften, welche in den letzten Wochen in Berlin stattgefunden haben über die Frage, ob in dem heutigen burschenschaftlichen Leben Mißstände hervorgetreten und mit welchen Mitteln dieselben zu bekämpfen seien, haben insofern ein Ergebnis erzielt, als man sich dahin geeinigt hat, dem zu Pfingsten dieses Jahres in Eisenach stattfindenden allgemeinen burschenschaftlichen Deputiertenkonvent einen geeigneten Antrag zu unterbreiten. Tägl. Rundschau, 18. März 1883.

Nur wenn man die besondern Arten der Objekte und ihre Funktionen in Bezug auf die logische Bedeutung des objektiven Satzverhältnisses gehörig unterscheidet, ist man im stande, in jedem besondern Falle Afterformen zu vermeiden und mit Sicherheit zu verbessern. Man sieht leicht, welche Objekte der Art und welche Objekte des Individuums hinlänglich sind, die besondere Unterart und Individualität des Begriffes zu bezeichnen, und daß es in dem oben angeführten Beispiele überflüssig ist, zu sagen, die Regierung habe die Einführung von Rindvieh zur „Verhütung einer Verbreitung der Seuche“ und „durch ein Edikt“ verboten. Wenn aber zu einer größern Anzahl von eigentlichen Objekten der Art und des Individuums auch Objekte des kausalen Verhältnisses und einer mit dem Prädikate verbundenen Thätigkeit hinzukommen, oder diese Objekte auch für sich allein zu Satzverhältnissen von großem Umfange erweitert, oder mit Nebensätzen

verbunden sind, so wird das Satzverhältnis fehlerhaft. Die Afterform wird verbessert, wenn man die substantivischen Objekte wieder auf die Formen von Sätzen zurückführt, z. B.

> Kann denn der freie Verkehr nur dadurch erreicht werden, daß die Kolonialwaren sehr hoch besteuert werden, daß das unter den Gesetzen des Staates erworbene Privatvermögen durch die zu erhebenden Nachsteuern zu Grunde gerichtet und die natürliche Freiheit der Bürger, ihr Eigentum nach ihrem Gutdünken zu benutzen, beschränkt wird?

Sehr oft haben die Afterformen jedoch ihren Grund darin, daß es den darzustellenden Gedanken an Klarheit und bestimmter Begrenzung fehlt. Wenn, wie in der oben angeführten Danksagung des Stiftfräuleins, eine Menge von Gedanken, wie sie einer aufgeregten Phantasie zuströmen, in bunter Verwirrung in einem unförmlichen Satze zusammengestellt werden, so kann zunächst nur von einer Berichtigung und Begrenzung der darzustellenden Gedanken, nicht aber von einer Verbesserung der Darstellungsformen die Rede sein.

Die meisten Afterformen des attributiven und objektiven Satzverhältnisses haben ihren Grund einerseits in der Sucht, die Darstellung durch den Gebrauch von abstrakten Wörtern zu vergeistigen, andererseits in einem Streben nach Kürze, das sich zur Erreichung dieses Zieles falscher Mittel bedient oder das rechte Maß überschreitet: ersteres tritt mehr bei schöngeisterischen Schriftstellern, letzteres mehr bei Zeitungsschriftstellern, im Geschäftsstile und besonders im Kanzleistile hervor. Daß diese Formen, die man bei näherer Betrachtung sogleich als fehlerhaft erkennt, überhaupt in dem deutschen Stile so leicht Eingang und Duldung finden, ist an sich sehr auffallend und nur dadurch zu erklären, daß sich geschieden von dem Stile der lebendigen Rede ein Schriftstil gebildet hat, der nur auf das Lesen und nicht auf den mündlichen Vortrag berechnet ist. Formen, die uns täglich vorkommen, und an denen wir eben, weil sie täglich vorkommen, nicht mehr Anstoß nehmen, würden uns unerträglich sein, wenn wir sie nicht bloß lesen, sondern auch hören müßten. Der fehlerhafte Bau dieser Formen giebt sich nämlich immer dem Gefühle in dem Mangel einer schönen rhythmischen Form kund. Die Einheit des Begriffes in jedem Satzverhältnisse wird dadurch bezeichnet, daß der Begriff der besondern Unterart, und wenn eine solche nicht durch ein Begriffswort bezeichnet wird, der Beziehungsbegriff den grammatischen Hauptton hat, und daß ihm alle andern Glieder des Satzverhältnisses durch die Betonung untergeordnet sind; und je größer die Anzahl der dem Hauptworte in der Betonung untergeordneten Wörter ist, desto fehlerhafter ist die rhythmische Form des

Satzverhältnisses und des ganzen Satzes, wie in den angeführten Beispielen. Dieser Mangel wird besonders dann sehr fühlbar, wenn ein oder mehrere Attribute oder Objekte für sich schon zu Satzverhältnissen erweitert oder durch Nebensätze ausgedrückt sind, z. B.

> Diese außerordentliche Maßregel war in Folge der Erscheinung mehrerer Schiffe ohne Flagge an den südwestlichen Küsten, welche auf einige Handelsschiffe Jagd machten, genommen worden.

Wenn solche Sätze auch ohne Anstoß gelesen werden, so verletzen sie doch unser rhythmisches Gefühl, wenn sie nach den Gesetzen der deutschen Betonung gesprochen werden. Unser rhythmisches Gefühl wird dagegen vollkommen befriedigt, wenn die Afterform verbessert wird, z. B.

> An den südwestlichen Küsten waren mehrere Schiffe ohne Flagge erschienen und hatten auf einige Handelsschiffe Jagd gemacht; man hatte darum diese außerordentliche Maßregel ergriffen.

Dieser unschöne Stil der stummen Schriftsprache hat sich bei uns hauptsächlich aus dem Schullatein entwickelt, und er wird auch nicht eher verschwinden, als bis wir eine Schule haben, in welcher der Unterricht in der deutschen Sprache, und zwar ein wahrhaft deutscher, nicht lateinisch-deutscher Unterricht, Grundlage und Mittelpunkt ist. In ausgezeichneter Weise kennzeichnet Rud. Hildebrand (Vom deutschen Spachunterricht S. 44 ff.) den Unterschied zwischen dem Stil der lebendigen Rede und dem Stil der stummen Schriftsprache: „Jeder erinnert sich, schon einmal ein Lied gefunden zu haben, bei dem ihm trotz des stillen Lesens unwillkürlich zugleich eine Melodie in den Kopf kam aus den Zeilen heraus, wenn auch nur schattenhaft, wie in dunklen Grundzügen, oder nur der Rhythmus davon, der Rahmen dazu. So giebts auch einen Stil, bei dem einen auch im stillen Augenlesen wie eine Stimme anklingt, bei dem unwillkürlich das Ohr der Phantasie sich plötzlich an der Auffassung beteiligt, bei dem man unmerklich die schwarzen Zeichen und das Papier vor sich vergißt und wohl gar, wenn einmal der Inhalt nachdrücken hilft, auf einmal in halb lautes Lesen übergeht. So schrieb Goethe in seiner frischesten Zeit und hat es nie völlig gelassen, so schrieb Lessing, auch Gellert in seinen Fabeln, so schreibt noch jetzt hie und da einer bei uns, in Frankreich aber jeder gute Stilist — so ist ziemlich alles geschrieben, was über das 16. oder 17. Jahrhundert rückwärts geschrieben wurde (vom Kanzleistil abgesehen, der seine Sätze nur mit dem abstrakt rechnenden Verstande, mit der Feder und dem Auge mühsam zusammensetzte). Wenn freilich darüber ein recht lesegeübter moderner Mann kommt und der Stoff ist ihm nicht schon halb bekannt, guter Gott, der findet darin rasch mit dem

Auge lesend mehr holperige als gute Sätze, mehr zerhackte Rede als wirklichen Stil, und allerhand Unreifes; ja es ist da nachweislich das Wunder möglich, daß einer Fades oder Unreifes zu lesen glaubt, und wenn's ihm einer dann vorliest, der es erkannt hat, oder er selbst liest es wieder in empfänglicher Stunde, so steht an der Stelle des Faden ergreifende Wahrheit, an Stelle des Unreifen Kassisches! Jeder Philolog wird das an sich selbst erfahren haben. Und wann geschah ihm das am häufigsten? Bei lautem Lesen, am meisten beim Lesen vor anderen, weil der Klang der Stimme selbst schon das Leben aus seinem Schlummerzustande aufweckt, in den es von dem bloßen Gehirnleben verfällt, es aus der Seele herauf lockt, und die Teilnahme anderer daran es vollends gestaltet. — Dagegen giebt es einen andern Stil, der zu unserer Zeit und besonders in Deutschland wohl der vorherrschende ist — man nennt ihn wohl den akademischen, er geht besonders leicht aus Gymnasien hervor — dabei kann das Ohr ausruhen oder schlafen (und der lebendige Teil der Seele meist auch), das Auge braucht da gar keinen Gehilfen, da gleitet alles so glatt und klar in weit ausholenden wohlgeschwungenen Linien dahin, fast wie eine moderne Equipage über eine macadamisierte Straße, während jener Stil mehr an einen Spaziergänger erinnert, der beim Gehen mit uns im lebhaften Sprechen manchmal stehen bleibt, wohl gar einen Schritt zurück oder quer neben uns hintritt mit lebhaften Mienen und Handbewegungen und wechselndem Stimmtone — sehr unbequem für manche, die gern in gleichem Strich fort gehen und denken und leben, freilich auch für andere, wenn einem der Gesprächsstoff gleichgiltig ist. Diese Art zu gehen und zu reden findet man am meisten in kleinen Städten, hauptsächlich bei Feierabendsstimmung, in großen Städten aber selten (wie ja auch die Feierabendsstimmung da im Verschwinden ist), am wenigsten bei Gebildeten, am ehesten noch bei Kindern, aber auch unter denen giebts welche, die das schon abgestreift haben, die altklugen. Und altklug ist auch jener Stil, eine rechte Ausgeburt des stummen Augenlesens und nur für stummes Überlesen bestimmt, besonders gern mit langen Perioden, die einer in einem Atem gar nicht sprechen könnte. Ja, aufs Sprechen ist er ja auch gar nicht angelegt, und hört man einmal eine Rede in solchem Stil, da trägt oder liest der Redner gleich so vor, als wäre es nur aufs Nachschreiben berechnet, nicht aufs Hören, und dem Redner geht der Atem aus mitten in Sätzen, und dem Hörer geht so zu sagen der Atem des Mitdenkens aus mitten im Zusammenhange; er pflegt sich instinktmäßig gleich vorzunehmen: das mußt du doch noch einmal lesen! falls ihn die Sache anspricht. Redner und Hörer sehen in stiller Übereinkunft gleichmäßig (da in beiden Teilen

der Zeitgeist lebt) das Vorlesen als ein leidiges Nebenwerk an und denken und empfinden wohl sogar beide mitten hinein ganz anderes als die Sache mit sich brächte, ganz wie einst als Schüler in einer zerstreuten Stunde. Doch das Ganze wird hinterdrein gern gelobt, selbst als beredt, sobald von der Schulrhetorik Spuren genug sichtbar wurden; stammt doch diese ganze Richtung wesentlich aus der gelehrten Schule, als eine Frucht des Ciceronischen Lateins, wie es dort weitverbreitet zugerichtet war als Werkzeug, womit den deutschen Jünglingen des 19. Jahrhunderts der letzte Schliff ihrer Geistesbildung beigebracht wurde. Freilich mehr noch ist sie eine Frucht der ganzen Richtung, die bis vor kurzem den ganzen Unterricht, die ganze höhere Erziehung so ziemlich in ihrer Gewalt hatte und nicht zu geringem Teile noch hat."

§ 68.

Glieder von Satzverhältnissen — das Subjekt, ein Attribut oder ein Objekt — werden auch durch Nebensätze ausgedrückt. Die Grammatik begreift alle Verbindungen von Nebensätzen mit Hauptsätzen unter den zusammengesetzten Sätzen und unterscheidet nur zwischen den in beiordnender und unterordnender Verbindungsform zusammengesetzten Sätzen. Wir begreifen bei der stilistischen Betrachtung unter den zusammengesetzten Sätzen füglich nur diejenigen Sätze, in denen zwei Gedanken in einem logischen Verhältnisse zu einem Gedanken verbunden sind, und betrachten diejenigen Nebensätze, welche nicht eigentlich Gedanken, sondern nur Begriffe als Glieder von Satzverhältnissen ausdrücken, in der Stilistik des einfachen Satzes. In Bezug auf die Schönheit des Stiles ist besonders auf den gehörigen Gebrauch der Nebensätze und auf die Form ihrer Verbindung zu achten.

Insofern die Nebensätze Begriffe ausdrücken, tritt uns hier zunächst die Frage entgegen, unter welchen Verhältnissen der Begriff eines Subjektes, Attributes oder Objektes, nicht durch ein Begriffswort oder Satzverhältnis,, sondern durch einen Nebensatz auszudrücken sei. Jeder substantivische oder adjektivische Artbegriff läßt sich durch einen Nebensatz ausdrücken, z. B. wer stiehlt (statt: ein Dieb), ein Baum, der keine Frucht trägt (statt: ein unfruchtbarer Baum), aber im allgemeinen sind Begriffswörter und Satzverhältnisse die eigentlichen Ausdrücke für Begriffe, und der Nebensatz läßt sich wieder auf ein Begriffswort oder doch auf ein Satzverhältnis zurückführen. Der Gebrauch eines Nebensatzes ist notwendig, wenn in den Begriff des Subjektes, Attributes oder Objekts so mannigfaltige Be-

stimmungen aufgenommen sind, daß der Begriff nicht durch ein Begriffswort und auch nicht durch ein richtig gebildetes Satzverhältnis, sondern nur durch ein fehlerhaft gebildetes Satzverhältnis — eine Afterform — ausgedrückt werden könnte. Wenn z. B. ein Thätigkeitsbegriff, der nach seiner besondern Art, nach Raum und Zeit und nach seinen kausalen Verhältnissen bestimmt wird, als Subjekt, Attribut oder Objekt dargestellt werden soll, so kann er nicht durch ein wohlgebildetes Satzverhältnis ausgedrückt werden: er fordert dann notwendig die Form eines Nebensatzes, und wir haben gesehen, wie Afterformen der Satzverhältnisse durch die Verwandlung in Nebensätze verbessert werden (§ 66. 67). Die alten und auch die neueren Sprachen machen in dem eben bezeichneten Falle von ihren Partizipialkonstruktionen Gebrauch und drücken die Thätigkeitsbegriffe mit ihren Bestimmungen, so mannigfaltig diese auch sein mögen, durch Satzverhältnisse aus, aber diese Formen der Darstellung sind mit der rhythmischen Eigentümlichkeit der deutschen Sprache und darum auch mit der Schönheit des deutschen Stiles im allgemeinen nicht wohl verträglich. Es ist nicht zu tadeln, wenn ein attributives Partizip oder ein Infinitiv mit zu mit einem oder auch mit mehreren Objekten verbunden wird, und da ein Satzverhältnis an sich mehr geeignet ist, die Einheit eines Begriffes zu bezeichnen, als ein Nebensatz, so fordert die Schönheit der Darstellung sehr oft, daß man eine Partizipialkonstruktion und nicht die Form eines Nebensatzes gebrauche. Wenn aber in einer Partizipialkonstruktion die Zahl der Objekte so sehr angehäuft wird, daß die Gliederung des Satzverhältnisses schwer verständlich und die rhythmische Form des Satzverhältnisses und des ganzen Satzes fehlerhaft wird, so gehört sie zu den Afterformen (§ 66. 67), und wir werden noch Gelegenheit haben, auf den fehlerhaften Gebrauch der Partizipialkonstruktionen zurückzukommen. — Der Gebrauch eines Nebensatzes ist ferner notwendig, wenn das darzustellende Subjekt, Attribut oder Objekt nicht durch ein Begriffswort oder Satzverhältnis in der grammatischen Form eines Subjektes, Attributes oder Objektes ausgedrückt werden kann, z. B. „Den Mann, der uns begegnet ist, kenne ich“, und wir sind genötigt, manche Begriffsbeziehungen, für welche andern Sprachen die Form eines Satzverhältnisses — der Akkusativ mit dem Infinitiv oder ein casus absolutus — zu Gebote steht, durch Nebensätze auszudrücken. Aber auch dann, wenn weder die Verständlichkeit noch die grammatische Form des Ausdruckes notwendig die Form eines Nebensatzes fordert, ist der Gebrauch dieser Form darum nicht willkürlich, und es ist in Bezug auf die Schönheit der Darstellung keineswegs gleichgiltig, ob man sage, z. B. ein unfruchtbarer Baum oder: ein Baum, der keine

Früchte trägt; nach des Vaters Tode wurde alles anders oder: Nachdem der Vater gestorben war, wurde alles anders. Die Schönheit des Stiles fordert, daß der logische Wert der Begriffe und die logische Form des Gedankens sich in schönen rhythmischen Formen des Satzes darstelle: und wir werden weiter unten die Nebensätze auch in Bezug auf die Darstellung der logischen Form des Gedankens näher betrachten.

Was so eben über den Gebrauch der Nebensätze gesagt worden ist, bezieht sich zunächst auf diejenigen Nebensätze, durch welche Begriffe eines Subjektes, Attributes oder Objektes ausgedrückt werden. Sehr oft werden aber auch Gedanken des Sprechenden, die als solche die Form eines Hauptsatzes fordern, in der Form eines Nebensatzes ausgedrückt; so bezeichnet in dem Satze: „Die Vorsteher, die sich gleich Ehre machen wollten, brachten schnell ganz artige Spiele in Gang, bereiteten in einiger Ferne eine Abendkost und illuminierten bei unserer nächtlichen Rückkehr die Jacht" der Relativsatz nicht ein Attribut, durch welches der Begriff der Vorsteher auf eine besondere Unterart zurückgeführt wird, sondern drückt in der Form eines Attributes einen Gedanken des Sprechenden aus („Die Vorsteher wollten sich gleich Ehre machen; darum brachten sie schnell ganz artige Spiele in Gang u. s. w."). Die besondern Verhältnisse, unter denen diese Form der Darstellung zulässig ist und selbst zur Schönheit der Darstellung beiträgt, können erst in der Stilistik des zusammengesetzten Satzes näher bezeichnet werden.

§ 69.

Die Nebensätze stehen als Ausdrücke eines Subjektes, Attributes oder Objektes mit ihrem Hauptsatze in einem grammatischen Verhältnisse, das durch ihre grammatische Verbindung mit dem Hauptsatze und insbesondere durch die unterordnenden Konjuktionen bezeichnet wird, und die Form der grammatischen Verbindung muß der besondern Art des grammatischen Verhältnisses entsprechen. Wenn aber nun auch die Grammatik den richtigen Gebrauch der Konjunktionen so bestimmt wie möglich zu bezeichnen sucht, so herrscht doch in Bezug auf manche Konjunktionen Schwanken und Unsicherheit im Gebrauche. Da sind z. B. die vergleichenden Konjunktionen als und wie zu nennen, die vielfach mit einander vertauscht oder verwechselt werden. Im allgemeinen gilt hier für die Sprache der Gegenwart folgende Regel: Nach Komparativen, sowie nach ander, keiner, niemand, überhaupt nach verneinenden Wörtern steht als, nach dem Positiv dagegen und überhaupt, wenn die bloße Ähnlichkeit oder Gleichheit bezeichnet

werden soll, steht wie. Wie bezeichnet also in der Kürze gesagt die Stufe der Gleichheit, als die Stufe der Verschiedenheit der verglichnen Dinge. So ist als richtig gebraucht in folgenden Wendungen: weißer als Schnee, grüner als Gras, röter als Blut, höher als ein Haus; er wollte mehr als eine Frau heiraten (Lessing), man kommt jetzt mit Betrügern weiter, als mit ehrlichen Leuten (Ders.), ein andrer als er, kein andrer als ich, niemand als du kann das gethan haben, ich hoffe nichts als Frieden, er redet anders als er denkt, das weiß niemand als Gott und ich allein u. s. w. Ebenso steht wie richtig in folgenden Sätzen: weiß wie Schnee, grün wie Gras, rot wie Blut, hoch wie ein Haus, er ist schlank wie eine Tanne, das schmeckt süß wie Honig, es ist einer wie der andre, ein Mann wie du, Leute wie ihr, er freut sich wie ein Kind, er brüllt wie ein Löwe, er fraß wie ein Wolf u. s. w. Nicht zu verwechseln mit dem niemand als, keiner als ist die Konstruktion: Niemand hat gesprochen wie du, keiner hat gehandelt wie er, in welcher die Konjunktion nicht zu niemand und keiner, sondern zum Verbum gehört. Niemand als du hat gesprochen, d. h. du allein hast gesprochen; niemand hat gesprochen wie du dagegen heißt: es haben wohl außer dir noch viele gesprochen, aber keiner sprach so gut wie du. Die Eigenschaften, welche verglichen werden, sind in dieser Konstruktion nicht mit ausgedrückt. Im allgemeinen unterscheiden sich also wie und als im gegenwärtigen Sprachgebrauche wie franz. comme und que, oder engl. as und than. Obwohl die genannte Regel in der Geschichte unserer Sprache nicht weit zurückreicht, so ist doch ihre strenge Befolgung dringend anzuraten, weil durch sie dem Mißbrauch gesteuert wird, hinter dem Positiv und Komparativ dieselbe Konjunktion zu gebrauchen; ein feines Sprachgefühl fordert hier eine Unterscheidung, die ja auch andre hoch entwickelte Sprachen bestimmt durchführen.

Wer nun aber nach dieser Regel etwa unsre großen Dichter und überhaupt ältere Schriftsteller meistern wollte, der würde sich schlimmer Pedanterei schuldig machen und arge Unkenntnis der geschichtlichen Entwickelung unserer Sprache verraten. Unser als ist aus dem althochd. alsô, d. i. sô mit verstärkendem al, entstanden, und dieses alsô bedeutet eigentlich soviel wie ganz so, ganz dasselbe; im Mittelhochdeutschen erscheint das Wort bereits in der abgeschwächten Form alsi, alse, als. Als bezeichnet also ursprünglich die völlige Übereinstimmung, die Einerleiheit. Noch heute lebt diese Bedeutung des Wortes als fort; wir sagen z. B. er starb als Greis, ich bin als Fremder, als Gast in diesem Hause u. s. w. Im Gegensatze dazu bezeichnet wie nur die Ähnlichkeit. Wenn ich z. B. sage: Er lebt als ein Fürst, so

heißt das: Er ist wirklich ein Fürst und lebt dem entsprechend; wenn ich aber sage: Er lebt wie ein Fürst, so heißt das: Er ist kein Fürst, aber er lebt nach der Art eines solchen. Ebenso unterscheiden sich: Ich spreche als Freund mit dir, und: Ich spreche wie ein Freund mit dir. Ich stehe als Fremder hier, und: Ich stehe wie ein Fremder hier u. s. w. Treffend sagt einmal Goethe: „Vom Schiff aus behandelte man sie (die Delphine) nicht als Geleitsmänner (die sie doch waren), sondern wie Feinde (die sie nicht waren). Weil nun als ursprünglich die Einerleiheit bezeichnete, so wurde das Wort überhaupt als vergleichende Konjunktion verwendet, und zwar neben dem Worte so, das auch als vergleichende Konjunktion diente und von dem als ja nur eine Verstärkung war. Wie (got. hvaiva, hvê, althochd. hwêo od. hwio) dagegen war in der älteren Zeit nur Fragewort, erst ganz spät drang es in die Reihe der vergleichenden Konjunktionen vor und fing an das alte als aus seiner Stellung zu verdrängen. Daraus erklärt sich, daß bis auf den heutigen Tag als und wie vielfach mit einander vertauscht werden. Die alte Zeit gebrauchte überall als, wo wir jetzt wie setzen, z. B. althochd. nidarsteic alsô tûbâ (was Luther mit den Worten ausdrückt: Und der heilige Geist fuhr hernieder wie eine Taube, Luc. 3, 22), mittelhochd. steic nider alse tûbe, ir strâfet mich als einen kneht, lac als ein tôter man, swankel als ein rîs u. s. w. Walther von der Vogelweide singt einmal: Dô gieng ich slîchend als ein pfâwe swar ich gie, d. h. Da ging ich leise wie ein Pfau, wohin ich immer ging. Auch Luther sagt noch: Denn ehe der Herr Sodom und Gomorra verderbete, war die ganze Gegend am Jordan wasserreich als ein Garten des Herrn. 1. Mos. 13, 10; Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. Matth. 22, 39; Er war in meinem Munde so süße als Honig. Ezech. 3, 3; Seine Kleider wurden weiß als ein Licht. Matth. 17, 2; Sein Kleid war weiß als der Schnee. Matth. 28, 3. u. s. w. Daher sagen noch die Dichter des achtzehnten Jahrhunderts dem älteren Sprachgebrauche gemäß ganz richtig:

Seine Hörer zu bewegen sprach er als ein Cicero. Hagedorn. — Die eilenden Reiter rafften Gefangne zusammen als Sand. Klopstock. — Gehn sie nicht mit mir als mit einem Fremden um. Lessing. — Die Gegend unter dem Schlosse lag als ein blanker See. Goethe. — Man unterhält sich manchmal mit einem gegenwärtigen Menschen als mit einem Bilde. Ders. — Die ein Geklingel machten als die Vögel. Ders. — Den Gruß des Unbekannten ehre ja, er sei dir wert als alten Freundes Gruß. Ders.

Schon bei Luther tritt aber sehr häufig wie an Stelle des alten

als, z. B. Und seine Gestalt war wie der Blitz. Matth. 28, 3; Er ist süße wie Honig im Munde. Sir. 49, 2; Wer ist, die hervorbricht wie die Morgenröte, schön wie der Mond, auserwählet wie die Sonne, schrecklich wie die Heeresspitzen? Hohel. Sal. 6, 9; Es ist dem Jünger genug, daß er sei wie sein Meister und der Knecht wie sein Herr. Matth. 10, 25 u. s. w. Seit Luther drang nun das vergleichende Wie immer weiter vor, und schon bei Goethe und Schiller überwiegt wie, obwohl dieselben auch noch als nach dem Positiv nicht allzuselten gebrauchen. Zuweilen vereinigten sich sogar die beiden Konjunktionen, und es entstand die Verbindung als wie, z. B. Bei Hofe gilt der junge Rat als wie ein junger Wein (Logau). Er donnert unter sie als wie ein Alpengewitter (Wieland). Ich kam als wie ein Blitz und ging als wie ein Wind (Rückert). Und außen, horch! ging's trap! trap! trap! als wie von Rosseshufen (Bürger). Alles ist als wie geschenkt (Goethe). Der kleine Gott der Welt bleibt stets von gleichem Schlag und ist so wunderlich als wie am ersten Tag (Ders.). Es glänzt als wie durch Silberflor (Ders.). Dieses als wie gehört dem poetischen Sprachgebrauch an, in Prosa ist es nicht von guter Wirkung und wird da besser gemieden.

Gegenwärtig hat nun das vergleichende Wie das alte Als aus seiner ursprünglichen Stellung hinter dem Positiv ganz verdrängt, dafür hat sich aber als den Platz hinter dem Komparativ erobert. Diesen Platz behauptete in der älteren Sprache die Konjunktion denn (althd. danne, thanne, mittelhd. dan, denne), z. B. ahd. hwizôro danne snêo (weißer denn Schnee), mhd. wizer dan snê, grüener dan gras u. s. w. Auch im sechzehnten Jahrhundert ist diese Konjunktion noch ganz gebräuchlich, z. B. Die Schlange war listiger denn alle Tiere auf dem Felde. 1. Mos. 3, 1; Leichter denn die Adler und stärker denn die Löwen. 2. Sam. 1, 23. Jr seid vil herter denn ein Fels (Hans Sachs). Und sie hat sich bis auf unsre Zeit erhalten; in der Poesie und in gehobener Rede nimmt sich das alte denn noch heute recht gut aus, z. B. Nichts unbändiger doch denn die Wut des leidigen Magens (Voß). Und hat ihr mehr denn auf eine Weise genutzt (Goethe) u. s. w. Es giebt sogar einen Fall, in welchem wir denn noch jetzt gebrauchen müssen; wenn nämlich zwei als ziemlich dicht oder unmittelbar auf einander folgen würden, dann setzt man nach dem Komparativ denn statt als, z. B. Der mehr als Abenteurer, denn als Gesandter erscheint (Goethe). Du hast dich in diesem Falle mehr als Schriftsteller denn als Advokat erwiesen (Ders.). Lieber betteln, denn als Gaukler sein Brot verdienen (Prutz). Daß er als König noch offener und eifriger arbeitete denn als Kronprinz (Riehl). Sehr hart klingen

Wendungen wie die folgenden: Daß er sie wohl weniger als Stammgenossen als als Freunde des Herzogs Friedrich geschätzt haben wird (Nationalzeit.). Ich hätte Sie eher als Premierlieutenant als als Unteroffizier wiederzutreffen gehofft (Daheim). Die ganze Haut ist als nichts anderes zu betrachten als als eine Lage von Nervenwärzchen (Oken). Alle solche Härten vermeidet man, wenn man das Als nach dem Komparative oder nach der Verneinung durch denn ersetzt.

Im allgemeinen aber gebrauchen wir jetzt nach dem Komparative als, z. B. größer als du u. s. w., und die ersten Spuren von diesem Auftreten des Als nach dem Komparative finden wir bei Fischart (vgl. Grimm, Wörterb. I, 250), der denn und als nebeneinander gebraucht. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert hat sich als dann allmählich immer fester auf diesem Platze behauptet, so daß es jetzt das alte denn, mit der oben angeführten Ausnahme, völlig verdrängt hat. So setzen wir nun jetzt nach dem Positiv wie (früher als) und nach dem Komparativ als (früher denn). Während unsere Vorfahren sagten: wîz als snê, und: wîzer dan snê, sagen wir jetzt: weiß wie Schnee, und: weißer als Schnee. Wenn nun auch durch das Eindringen des Wie die organische Entwickelung gestört worden ist, so ist diese Störung gegenwärtig doch insofern wieder gut gemacht, als wir wieder wie früher nach dem Positiv und Komparativ verschiedne Konjunktionen gebrauchen. An diesem Unterschiede muß aber unbedingt festgehalten werden, und wenn das Wie auch in die Stelle nach dem Komparativ vorzudringen sucht, so ist hier dem Eindringling entschieden Halt zu gebieten. Als fehlerhaft zu bezeichnen sind daher Wendungen wie: stärker wie du, größer wie du, höher wie der Himmel u. ähnl. Wenn in einer Zeit, in welcher das Verhältnis der beiden Konjunktionen als und wie zu einander gar nicht begrenzt war, in welcher beide geradezu als gleichbedeutend betrachtet und dem entsprechend verwendet wurden, das Wie auch nach Komparativen auftritt, so ist das zu entschuldigen, aber es ist nicht zur Nachahmung zu empfehlen. Wenn wir daher auch Lessing keinen Vorwurf daraus machen können, wenn er schreibt: älter wie du, und ebensowenig Goethe, wenn er sagt: „Wenn ich ihr Handwerk einst besser begreife wie jetzt" oder: „Es ist stärker wie sie", so haben doch Schriftsteller unserer Zeit solche Wendungen zu meiden. Nicht gut sind daher folgende Sätze: Ein Menschengesicht, das beredter wie ein vielbändiges Geschichtswerk zu uns spricht (Stahr, Italien). Er kennt Genua besser wie Verrina (Ders., in der Nationalzeit.). Daß schöner, wie du sie im Thal erziehst, die rote Ros' auf ihren Wangen sprießt (Geibel). Seine Stimme klang

leichter wie vorhin (Spielhagen, Sturmflut). Auch kleinere Leute wie Goethe und Jean Paul thun gut, sich diese Lehre zu merken (Augsb. Allgem. Zeit. 1843, Nr. 129). Die Ultramontanen werden die Versagung des Staatsgehalts eher als einen Triumph wie (besser: denn) als eine Niederlage betrachten (Volkszeit.) u. a. Auch nach Verneinungen findet man zuweilen wie, z. B. nichts wie Böses, niemand wie ich war zugegen u. ähnl.; an dieser Stelle ist wie ebenso zu vermeiden wie nach Komparativen. Wenn man dagegen auch die Regel aufgestellt hat, daß man nur sagen dürfe ebenso groß oder so groß als, so gut als, nicht so groß wie, so gut wie u. s. w., so liegt für eine solche Regel kein ausreichender Grund vor. Hier ist vielmehr die Stelle, wo selbst das feinste Sprachgefühl beide: als und wie unbedenklich zuläßt. Wenn man sagen darf: weiß wie Schnee, so muß man auch sagen dürfen: so weiß wie Schnee. Wenn im letzteren Falle sich das Als etwas länger erhalten hat, als im ersteren, so geschah das, weil es durch das so geschützt war und weil das alte so—als zugleich dem lateinischen tam—quam entsprach. Wenn hier das Wie auch noch das Als nach und nach verdrängen wird, so ist das berechtigt, und es darf hier dem Wie von seiten der Grammatiker und Stilistiker nicht entgegengetreten werden. Wir befinden uns in diesem einen Falle dem Als gegenüber noch in derselben Lage, wie Goethe und seine Zeitgenossen in allen Fällen; wie Goethe sowohl sagen konnte: weiß als Schnee, als auch: weiß wie Schnee, so dürfen wir noch sagen: so weiß als Schnee, als auch: so weiß wie Schnee. Wenn schließlich einmal die Sprachentwickelung das Als auch in diesem Falle ausstößt und nur noch das Wie beibehält, so ist das dem bisherigen Entwickelungsgange entsprechend und darf nicht durch willkürliche Gesetze gehindert werden. Vor der Hand freue man sich aber hier der Freiheit und schaffe nicht unnötige Schranken. Man sucht die genannte falsche Regel gewöhnlich damit zu begründen, daß man sagt, als beziehe sich immer auf Grad und Maß, wie auf die Beschaffenheit und auf die Art und Weise. Diese aus der lateinischen und französischen Grammatik entlehnten Bestimmungen sind aber für das Wesen des deutschen als und wie nicht zutreffend. Der Unterschied zwischen beiden besteht vielmehr darin, daß wie immer Eigenschaften vergleicht, die in derselben Ebene liegen, als dagegen Eigenschaften, die verschiedenen Stufen angehören. Daher steht als nach Komparativen und Verneinungen, in allen übrigen Fällen steht wie. Wenn man zur Stütze der genannten Regel die französische Sprache angeführt hat, welche sagt: l'un est aussi grand que l'autre. oder il est aussi bon que vous (nicht comme l'autre, comme vous), so

ist dem entgegenzuhalten, daß sich das deutsche als zwar im allgemeinen, aber doch nicht immer mit frz. que und ebenso wie nicht immer mit comme deckt. Im Gegensatz zum Franzosen sagt der Italiener: egli e cosi grande come voi, nicht che voi (so groß wie, nicht als).

Man verbindet diejenigen Substantivsätze, welche eine angeführte Rede oder einen angeführten Gedanken ausdrücken, wenn das Prädikat im Konjunktiv steht, mit dem Hauptsatze durch die Konjunktion daß, oder läßt sie ohne Konjunktion ihm in der Form eines Hauptsatzes nachfolgen, z. B. „Er erzählte, daß er von Paris komme" oder „er komme von Paris". Man gebraucht nun sehr häufig ganz willkürlich die eine oder die andere dieser Formen, und viele, besonders solche, die früh und viel mit der französischen Sprache verkehrt haben, gebrauchen auch wohl vorzugsweise die Konjunktion daß, weil sie glauben, der Gebrauch der Konjunktion sei, wie in diesen Sprachen, als die Regel und die andere Form als Ausnahme anzusehen. Nun wird aber in dem hier bezeichneten Falle die angeführte Rede im Altdeutschen gewöhnlich in der Form eines Hauptsatzes ausgedrückt, und der Volkssprache ist noch jetzt diese Form bei weitem geläufiger, als die Konjunktion daß: die Form eines Hauptsatzes ist darum als die Regel anzusehen. Die deutsche Schriftsprache bezeichnet jedoch durch den Unterschied der Formen einen Unterschied der Bedeutung. Meistens wird die angeführte Rede als das Hauptobjekt des in dem Hauptsatze stehenden Prädikates hervorgehoben und hat unter allen Gliedern des ganzen Satzes den größten logischen Wert: die angeführte Rede wird alsdann in der Form eines Hauptsatzes ausgedrückt, und darum ist diese Form als die Regel anzusehen, z. B.

> Er versicherte mich scherzend, ich erwiese mich wie ein wahrer Deutscher. Goethe. — Weil Seekaz ihm einigemal gesagt hatte, es sei schade, daß ich nicht zum Maler bestimmt sei. G. — Er versicherte darauf, das Beste einer Rede sei die Überredung. G. — Es verdroß mich gar sehr, als ich vernahm, Grotius habe übermütig geäußert, er lese den Terenz anders, als die Knaben. G. — Das wären die Planeten, sagte mir der Führer, sie regierten das Geschick, darum seien sie als Könige gebildet. Schiller. — Sage nicht, du müssest der Notwendigkeit gehorchen. Sch. — Sie sagte mir stets, ich sei ihr Feind. Sch. — Der sagt, es sei ein Unglückszimmer. Sch.

Nur wenn das Prädikat des Hauptsatzes als der Hauptbegriff des ganzen Satzes hervorgehoben wird und die angeführte Rede untergeordneten logischen Wert hat, wird diese in der Form eines durch daß verbundenen Nebensatzes ausgedrückt, z. B.

Man sagte nicht mehr, daß ich in meine frühern Neigungen zurückfallen könnte. Goethe. — Er beteuerte, daß er ohne Erlaubnis meiner Eltern einen solchen Schritt nicht zugeben könne. G. — Er zeigte mir sonnenklar, daß ich hier nicht einmal einen Umweg mache. G. — Auch Eure Schreiber erhärten mit einem Eid, daß es die Briefe seien, die sie aus Eurem Munde niederschrieben. Sch. — Mein Vater versicherte, es sei ihm gar nicht bange, daß die neuen Bilder künftig nicht auch schwarz werden sollten; daß sie aber gerade dadurch gewännen, wollte er nicht zugestehen. G.

Man könnte in diesen Beispielen der angeführten Rede ohne Anstoß auch die Form eines Hauptsatzes geben, aber es würde gegen unser Sprachgefühl sein, wenn man in den zuerst angeführten Beispielen die Form eines Hauptsatzes gegen die eines Nebensatzes vertauschen wollte. Auf durchaus fehlerhafte Weise wird insbesondere sehr oft die Konjunktion daß gebraucht, z. B.

Der Schloßvogt versetzte, daß ohne einen landesherrlichen Erlaubnisschein kein Roßkamm mit Pferden über die Grenze gelassen würde. Der Roßkamm versicherte, daß er siebzehn mal in seinem Leben ohne einen solchen Schein über die Grenze gezogen sei, daß dies wohl ein Irrtum sein würde, und daß man ihn, da seine Tagereise lang sei, nicht länger unnützer Weise hier aufhalten möge. Doch der Vogt erwiderte, daß er das achtzehnte Mal nicht durchschlüpfen würde, daß die Verordnung erst neuerlich erschienen sei, und daß er entweder den Paßschein noch hier lösen oder zurückkehren müsse, wo er hergekommen sei. Der Roßhändler stieg vom Pferde und sagte, daß er den Junker selbst darüber sprechen würde. H. v. Kleist.

Weil jeder Nebensatz als Subjekt, Attribut oder Objekt eines in dem Hauptsatze stehenden Begriffes den Inhalt des Hauptsatzes und nicht der Hauptsatz den Inhalt des Nebensatzes auf ein Besonderes zurückführen und verständlich machen soll, so bezeichnet man richtig einen in dem Hauptsatze durch ein Substantiv ausgedrückten Begriff in dem Nebensatze durch ein Pronomen, z. B. „Ein Gewächs wird in dem heißen Strahl der Sonne, der es versengt, nicht zeitig“; aber es ist anstößig, wenn umgekehrt der in dem Nebensatze ausgedrückte Begriff in dem Hauptsatze durch ein Pronomen bezeichnet wird, z. B.

In dem heißen Strahl der Sonne, der ein Gewächs versengt, wird es nicht zeitig. — Ein junger Prinz, der sich des Oheims Gunst empfohlen, bekam von ihm hundert Stück Pistolen. — Einige Spinnerinnen, die mit ihrer Wochenarbeit gezögert hatten, brachten sie nach.

§ 70.

Auf fehlerhafte Weise werden insbesondere sehr oft selbst von guten Prosaikern die Relativpronomen gebraucht. Die deutschen Grammatiker haben nämlich lange Zeit die Pronomen wer und welcher, weil sie den lateinischen Relativpronomen entsprechen, vorzugsweise als die eigentlichen Relativpronomen und das Demonstrativpronomen der nur als einen Stellvertreter von wer und welcher angesehen. Man gebrauchte nach dieser Auffassung welcher ebenso, wie der, als das relative Adjektivpronomen, und bediente sich, ohne auf einen Unterschied der Bedeutung zu achten, willkürlich des einen oder des andern, wenn nicht etwa der Wohllaut für das eine oder für das andere entschied. Nun ergiebt sich aber aus der historischen Betrachtung dieser Formen, daß die deutsche Sprache ursprünglich, und zuerst ausschließlich, das Demonstrativum (der, die, das, ahd. der, diu, daz), und nicht, wie die lateinische Sprache, das Interrogativum (wer und welcher) als Relativum gebraucht hat. Der Gebrauch der Interrogativpronomen wer und welcher in der Bedeutung von Relativpronomen ist dem Altdeutschen gänzlich fremd; nur das Demonstrativum der, die, das wird als Relativum gebraucht. Luther gebraucht noch gewöhnlich der, nur sehr selten kommen bei ihm wer und welcher als Relativa vor. Erst im Neuhochdeutschen tritt wer als substantivisches Relativpronomen an die Stelle des früher gebrauchten der, und welcher wird neben der als adjektivisches Relativum gebraucht. Das schwerfällige Welcher ist als Relativum auch jetzt noch der Volkssprache gar nicht geläufig und eigentlich nur in der hochdeutschen Schriftsprache gebräuchlich. Die Bedeutung von welcher und der ist bei Luther noch nicht bestimmt unterschieden: sie stehen zuweilen gleichbedeutend neben einander, z. B. Matth. 6, 18. „Auf daß du nicht scheinest vor den Leuten mit deinem Fasten, sondern vor deinem Vater, welcher im Verborgenen ist; und dein Vater, der in das Verborgene siehet, wird dir's vergelten öffentlich“; und an andern Stellen wie 3. Mos. 24, 15. 16 und 4. Mos. 22, 6 wird welcher auch als substantivisches Relativum gebraucht. Bedeutung und Gebrauch der Relativa sind in der Sprache überhaupt mehr Schwankungen unterworfen, als die Bedeutung und der Gebrauch anderer Formen; so bezeichnet im Englischen who (wer) immer Personen, und which (welcher), das Shakespeare auch zugleich für Personen brauchte, bezeichnet jetzt nur Sachen: und das hat seinen Grund wohl nur darin, daß die Relativa als solche ursprünglich nicht besondere Wortarten sind, sondern überall nur durch eine andere Wortart, nämlich durch ein Interrogativum oder

Demonstrativum vertreten werden. Nachdem im Neuhochdeutschen neben dem Demonstrativum der auch die Interrogativa wer und welcher als Relativa aufgenommen worden sind, hat die Sprache, die überall keinen müßigen Überfluß der Formen duldet, die Bedeutung und den Gebrauch der Relativa auf eine bestimmte Weise unterschieden, und sie gebraucht jetzt wer (und was) fast ausschließlich als substantivisches Relativum und welcher nebst der nur als adjektivische Relativa. Nur wenn dem substantivischen Relativum ein anderes Pronomen oder ein Zahlwort vorangeht, wird in besondern Fällen noch der gebraucht, z. B. „Dem, der lügt, ist nicht zu trauen“ „Einer, der meint“.

Unser Sprachgefühl bildet sich zuerst und vorzüglich in der Volkssprache aus, und der Unterschied der Bedeutung zwischen welcher und der wird, weil welcher der Volkssprache nicht geläufig ist, von unserm Sprachgefühle nicht immer sogleich wahrgenommen: vergleicht man aber Ausdrücke wie „die Engländer, welche mit Recht auf ihre Verfassung stolz sind“ „Es liegt keine Bildungskraft in den Türken, welche Muster politischer Dummheit sind“ und „Engländer, welche noch nie auf dem Kontinent gewesen“ „Türken, welche Wein trinken“; so ist welcher in den ersteren, aber nicht in den letzteren Ausdrücken für unser Sprachgefühl anstößig. Der Unterschied der Bedeutung wird aber auch mit Bestimmtheit erkannt, wenn man die Adjektivsätze als Ausdrücke von Attributen auffaßt und diese als Attribute der Art und Attribute des Individuums unterscheidet (§. 65). Die Sprache bezeichnet nämlich durch das Relativum der noch jetzt, wie im Altdeutschen, sowohl das Attribut der Art als auch das Attribut des Individuums, z. B. „Ein Mann, der niemand traut“ und „Der Mann, der hier vor mir steht“, dagegen beschränkt sie den Gebrauch des Relativs welcher nach seiner ursprünglichen Bedeutung auf das Attribut der Art. Die deutsche Sprache hat ursprünglich ein substantivisches Interrogativum wer und was und zugleich ein adjektivisches Interrogativum welcher. Das adjektivische Interrogativum welcher (ahd. huelih, mhd. welich) entspricht dem adjektivischen Demonstrativum solcher (solih), wie im Lateinischen qualis dem talis, und bezeichnet, wie solcher, die in Frage gestellte Unterart eines Dinges, z. B. „Welche Pferde sind dauerhafter? die englischen oder die holsteiner?“ Da es an einem besondern Interrogativum für die Individuen einer Art mangelt, so gebraucht man dieses Pronomen zwar auch, wenn ein Individuum einer Art in Frage gestellt wird, z. B. „Welches Pferd reitet er? den Schimmel oder den Braunen?“, aber die etymologische Form des Wortes und sein korrelatives Verhältnis zu solcher deutet bestimmt darauf hin, daß dieses Interrogativum zunächst die Unterart eines Dinges

in Frage stellt, und in dieser Bedeutung wird das Interrogativum nun auch als Relativum gebraucht. Wenn der Adjektivsatz ein Attribut des Individuums ausdrückt, fordert er gewöhnlich das Relativum der und nicht welcher, z. B.

Die wenigen Reservationen, auf denen ich bestand, wurden auch bewilligt. G. — Nach einiger Zeit erschien der kleine Mann, den man den Herrn Friedrich nannte. Tieck. — Wer ist der Mann, der mich heute besuchte? Tieck. — Den Späher, den du ausgesendet, Herr, erblick' ich. Sch. — So herrscht sein Befehl vom letzten fernen Posten, der an die Dünen branden hört den Belt, bis zu der Wache, die ihr Schilderhaus hat aufgerichtet an der Kaiserburg. Sch.

Noch entschiedener fordert das Sprachgefühl das Relativum der, wenn der Adjektivsatz weder ein Attribut der Art noch ein Attribut des Individuums, sondern einen Gedanken des Sprechenden ausdrückt und eine Thatsache, welche nur berichtet werden soll, in der Form eines Attributes darstellt (§. 68), z. B.

Ich fragte, was aus Gretchen geworden sei, zu der ich ein für alle Mal die größte Neigung bekannte. G. — Ich schaffte nun den Epiktet herbei, den ich mit vieler Teilnahme studierte. G. — Wir besuchten den Feldberg, von dem uns die weite Aussicht immer mehr in die Ferne lockte. — Wir gelangten an den Rhein, den wir von den Höhen herab weit her schängeln gesehen. G. — Madame Fleischer, der es weder an Geist und Witz, noch an Zunge fehlte. G. — Es scheint, daß hier ein strenges Regiment obwaltet, dem man sich fügen muß. Tieck. — Sorgfältig unterschied er den Feind, mit dem er Krieg führte, von dem Reichsoberhaupte, dem er Ehrfurcht schuldig war. Sch.

Man gebraucht daher immer das Relativum der, wenn der Adjektivsatz auf ein Personalpronomen bezogen wird, z. B.

Ich, der ich immer geneigt war, mit älteren Personen umzugehen. G. — Da überfiel mich, der ich des Wachens und der Reisebeschwerden nicht gewohnt war, eine unüberwindliche Schlafsucht. G.

Wenn der Adjektivsatz ein Attribut der Art ausdrückt, so gebraucht man ebenfalls der, und der Gebrauch dieses Relativs ist auch dann sehr häufig, z. B.

Ich traf kein Gemäuer, das auf die Vorzeit hindeutete. G. — Ein Freund, der es zu deutlich merken läßt, daß er an euch zu bilden gedenkt, erregt kein Behagen, indes eine Frau, die euch bildet, indem sie euch zu verwöhnen scheint, wie ein himmlisches

Wesen angebetet wird. G. — Ich ließ mich zu einem Studium bewegen, das mir ganz neu und fremd war. G. — Als Stubennachbar fand ich einen Theologen, der in seinem Fache gründlich unterrichtet, aber arm war. G.

Man macht in diesem Falle auch von dem Relativum welcher Gebrauch, und in den eben angeführten Beispielen könnte welcher sehr wohl an die Stelle von der treten; man gebraucht jedoch vorzugsweise welcher, wenn das Attribut als ein Attribut der Art unterschieden oder in einem Gegensatze besonders hervorgehoben werden soll, z. B.

Er erzählte mir aus dem Tacitus, wie sich unsere Urväter an den Vergnügen begnügt, welche uns die Natur in solchen Einsamkeiten so herrlich vorbereitet. G. — Ich will zuerst von solchen Dingen sprechen, durch welche das Publikum besonders aufgeregt wird, von der Satire und der Kritik. G. — Eine Mutter, welche erst mit und in ihren beiden Kindern zum Bewußtsein heranwuchs. G. — Sogenannte Realitäten, welche mehr zerstreuen, als bilden. G. — Der Dialekt ist eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft. G. — Ein Geschlecht, welches wandeln wird mit der Sonne. Sch. — Ein Krieg, in welchem viele Streiter ihren Untergang fanden. Sch. — Dieser Monarch ehrte ihn durch ein Vertrauen, welches über seine Jahre ging. Sch.

Es streitet wider die eigentliche Bedeutung des Pronomens welcher, es als Relativum in Adjektivsätzen zu gebrauchen, welche ein Attribut des Individuums ausdrücken, und in den Adjektivsätzen dieser Art, die oben als Beispiele angeführt worden sind, würde welcher statt der anstößig sein. Auch kommt dieser Gebrauch des Relativs welcher bei Schriftstellern von richtig gebildetem Sprachgefühl sehr selten vor, und man fühlt dann leicht, daß das Relativum der dem welcher vorzuziehen wäre, z. B.

Er erinnerte sich deutlich des schmalen Ganges, welcher oben neben dem Saale weglief und zu den höhern Zimmern des Hauses führte. Tieck. — Erinnern Sie sich des wunderbaren Porträts, welches Ihr alter Freund in seiner Sammlung besaß? Tieck. — Indem rollte sich ein Blatt auf, welches das Verzeichnis der ehemaligen Gallerie enthielt. Tieck.

Ein solcher Gebrauch des Relativs welcher macht sogar den Ausdruck leicht unverständlich; der Ausdruck „Ist es denn wohl anders mit der Liebe, über welche sich unser Streit erhob?“ (Tieck) könnte leicht so verstanden werden, als sei eine besondere Art der Liebe gemeint.

Wenn jedoch ein Adjektivsatz das Attribut des Individuums in einem Gegensatze besonders hervorhebt, so wird die Hervorhebung ebenfalls durch welcher bezeichnet, z. B. „Die Verehrung, welche Gellert von allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich.“ G. Man gebraucht daher besonders welcher, wenn dem Adjektivsatze das Demonstrativum der (derjenige) mit dem Redeton vorangeht, z. B. „Unglücklicher Weise stand ich mit denen (Professoren), welche die schönen Wissenschaften kultivierten, nicht im besten Vernehmen.“ G. „Von dem, welchen du meinst, kann nicht die Rede sein.“

Es ist endlich für unsern gegenwärtigen Sprachgebrauch fehlerhaft, das adjektivische welcher statt des substantivischen Relativs was in denjenigen Substantivsätzen zu gebrauchen, welche eine zu berichtende Thatsache in der Form eines auf das Prädikat des vorangehenden Satzes bezogenen Attributes darstellen. Goethe freilich gebraucht noch ohne Anstoß welches für was, z. B.

> Es war von ihm prophezeit worden, er werde der letzte Kaiser aus einem deutschen Hause sein, welches (statt was) denn auch leider eingetroffen. G. — Er munterte mich auf, alle Jahre einen solchen Quartanten zu liefern, welches er mit desto größerer Überzeugung that u. s. w. G. — Ihr Bild strafte mich Lügen, so oft es mir vorschwebte, welches freilich noch oft genug geschah. G. — Er suchte mir zu beweisen, daß erst diese durch jene begründet werden müßten, welches ich hartnäckig leugnete. G. — An diesem Neujahrstage wollte der Türmer gar nicht aufhören zu blasen, welches ein Zeichen war, daß größere Heereszüge von mehreren Seiten in Bewegung seien. G.

Ebenso ist es fehlerhaft, in einem dem Hauptsatze nachfolgenden Adjektivsatze das Substantivpronomen was zu gebrauchen, z. B.

> Ich habe in der bunten Reihe unserer Reiseabenteuer noch eines zweitägigen Aufenthaltes auf einer Indigoplantage zu gedenken, was (statt die) für uns etwas Neues war. — Er lobte das Betragen seines Bruders, was keiner billigen konnte.

Die durch Zusammenziehung des substantivischen Interrogativpronomens was mit einer Präposition gebildeten Formen wovon, womit, worin, wodurch u. s. w. werden, wie was, in Substantivsätzen auch als Relativa gebraucht, z. B.

> Ich habe das, wovon du sprichst, längst gewußt. — Man hatte sich erlaubt, nicht allein mit dem ersten, sondern auch mit den folgenden Stöcken überzubauen, wodurch denn freilich besonders enge Straßen etwas Düsteres bekamen. G.

Da diese Formen aber, wie was, von dem sie gebildet sind, eine sub-

stantivische Bedeutung haben, so ist es zu tadeln, wenn sie als Relativa auch in Adjektivsätzen gebraucht werden, z. B.

Die drollig rührende Weise, womit (statt „mit der") er das wunderbare Volkslied sang. H. Heine. — Fünfzehn bis zwanzig Sprossen, deren jede auf ein kleines Brett führt, worauf man stehen kann, und woran wieder ein neues Loch nach einer neuen Leiter hinleitet. H. Heine. — Ein Gefühl, worin gar komisch Ehrfurcht und Rührung gemischt waren. H. Heine. — Gemälde, worunter auch ein Lukas Cranach sein sollte. H. Heine. — Bücher, worin die Vernunft von ihrer eignen Vortrefflichkeit renommiert. H. Heine. — Der Zauber, wodurch dort unten alles so wunderbar erscheint. H. Heine. — Ein zarter gelblicher Thon, woraus die Bildhauer ihre ersten Modelle kneten. H. Heine.

Da was immer eine Sache bezeichnet, so sind diese Formen zwiefach anstößig, wenn sie auf Personen bezogen werden, z. B.

Zwei Schulknaben, wovon der eine zum andern sagte u. s. w. H. Heine. — Das idyllische Paar, wovon Geßner singt. H. Heine.

Es ist endlich ein störender Fehler in der Form der grammatischen Verbindung, wenn einander beigeordnete Adjektivsätze, deren grammatische Form keine Zusammenziehung zuläßt, zusammengezogen werden und in dem nachfolgenden Adjektivsatze das Relativpronomen ausgelassen oder an die Stelle des Relativs ein Demonstrativum gesetzt wird. Obgleich solche Zusammenziehungen einem bekannten Gesetze der Syntax zuwiderlaufen, kommen sie doch oft vor, und sie finden sich zuweilen auch in Goethes spätern Schriften, z. B.

Sie zogen einem höheren freiern Standpunkte entgegen, den sie, aus dem Walde sich bewegend, erreichten, alsdann aber vor sich noch in bedeutender Entfernung über neuen Baumgruppen das alte Schloß, den Zielpunkt ihrer Wallfahrt, hervorragen sahen. G. (statt: von dem sie aber alsdann vor sich noch u. s. w.) — Ich ging niemals hin, ohne der Schönen eine Blume, eine Frucht oder sonst etwas zu überreichen, welches sie zwar jederzeit mit sehr guter Art annahm und auf das höflichste dankte. G. (statt: „und wofür sie u. s. w.") — Ich ließ aus meinem ersten Manuskripte eine saubere Abschrift durch unsern Schreibenden anfertigen, die ich dann meinem Vater überreichte und dadurch so viel erlangte, daß er es u. s. w. G. — Noch einer bedeutenden Familie muß ich gedenken, von der ich seit meiner frühesten Jugend viel Sonderbares vernahm, und von einigen ihrer Glieder

selbst noch manches Wunderbare erlebte. G. — Ich erinnere mich seiner Auktion, der ich vom Anfange bis zum Ende beiwohnte, und manches erstand. G. — Auch hielt er mich ernstlicher dazu an, als zur Musik, welche er dagegen meiner Schwester vorzüglich empfahl, ja dieselbe außer ihren Lehrstunden am Klavier festhielt. G.

§ 71.

Wenn ein Nebensatz auf einen Ausdruck zurückgeführt wird, der nicht mehr die grammatische Form, aber doch die Wortstellung und die Tonverhältnisse eines Nebensatzes hat, so nennt man ihn einen verkürzten Satz. Von dieser Art sind die verkürzten Adjektivsätze, d. h. diejenigen attributiven Adjektive und Partizipien, welche ihrem Beziehungsworte nachfolgen, und die verkürzten Adverbialsätze, aber auch die in Apposition stehenden Substantive und die Infinitive mit zu gehören meistens hierher. Die verkürzten Sätze haben die grammatische Form eines Attributes oder Objektes, aber sie bezeichnen nicht die besondere Unterart oder Eigenart des Begriffes, sondern drücken in der Form eines Attributes oder Objektes einen Gedanken des Sprechenden aus: sie werden darum in der Rede durch eine Gliederpause geschieden, die beim Schreiben durch das Komma bezeichnet wird, z. B.

Meine Mutter, stets heiter und froh, und andern das Gleiche gönnend, erfand eine bessere Auskunft. G. — Der eignen Kraft nicht mehr vertrauend, wandt' er sein Herz den dunklen Künsten zu. Sch. — Dieser war Seekaz, ein Schüler von Brinkmann, darmstädtischer Hofmaler. G. — Er selbst band sorgfältig die Zweige der Pfirsichbäume an die Spaliere, um einen reichlichen Wachstum der Früchte zu befördern. G.

Man macht daher von den verkürzten Sätzen vorzüglich Gebrauch, wenn man eine Mannigfaltigkeit von Gedanken in gedrängter Kürze in einem Satze zusammenfassen will, z. B.

Mein Vater, um den vorspringenden Raum im zweiten Stock nicht aufzugeben, wenig bekümmert um äußeres architektonisches Ansehen, und nur um innere gute und bequeme Einrichtung besorgt, bediente sich, wie schon mehrere vor ihm gethan, der Ausflucht, die oberen Teile des Hauses zu unterstützen, und von unten herauf einen nach dem andern wegzunehmen, und das Neue gleichsam einzuschalten, so daß, wenn zuletzt nichts von dem Alten übrig blieb, der ganze neue Bau für eine Reparatur gelten konnte. G.

Aber Anhäufungen von verkürzten Sätzen werden leicht anstößig, und Afterformen von Satzverhältnissen (§ 66, 67) entstehen sehr oft nur

dadurch, daß die Zahl der Attribute oder Objekte durch verkürzte Sätze, welche Gedanken des Sprechenden in der Form von Attributen oder Objekten ausdrücken, vermehrt wird, und das gerechte Maß überschreitet.

Der Gebrauch der verkürzten Sätze beschränkt sich im allgemeinen darauf, daß sie Gedanken des Sprechenden ausdrücken, welche mit dem Hauptgedanken in einem logischen Verhältnisse stehen. Insbesondere ist der Gebrauch eines verkürzten Adjektivsatzes fehlerhaft, wenn ein eigentliches Attribut der Art oder des Individuums ausgedrückt werden soll, z. B.

Die Schiffe, von Griechenland und den ionischen Inseln kommend, sind quarantänefrei.

Man kann von einem verkürzten Adjektivsatze auch Gebrauch machen, wenn er sich auf ein andres Satzglied als auf das Subjekt des Hauptsatzes bezieht, z. B.

Euch allein gebührt in Engelland zu herrschen, nicht dieser Afterkönigin, gezeugt in ehebrecherischem Bett. Schiller. — Man gelangte endlich in einen ziemlich breiten Hof, umgeben von ungleichen Gebäuden. Goethe. — Er ritt einst mit einer Koppel junger Pferde, wohlgenährt alle und glänzend, ins Ausland. H. v. Kleist.

Das Substantiv in Apposition drückt ebenfalls als ein verkürzter Satz einen Gedanken des Sprechenden aus, und hebt ihn mit besonderm Nachdrucke hervor, z. B. Wallenstein, der Schöpfer kühner Heere. Sch. — Ein Schwert, das Zeichen des Krieges, im Zimmer des Friedens. Sch., und bei dem Gebrauche dieser Form ist auf diese hervorhebende Bedeutung zu achten. Wenn das Substantiv in Apposition als Attribut eine Individualität bezeichnend mit einem Eigennamen verbunden ist, z. B. Heinrich der Vogler, Wilhelm der Eroberer, ist es nicht als ein verkürzter Satz anzusehen. Die grammatische Form des Substantivs in Apposition ist fehlerhaft, wenn es nicht mit seinem Beziehungsworte im gleichen Casus steht, z. B.

In einem engen Gäßchen der Vorstadt St. Marceau, bekanntlich der ärmste aller Stadtteile von Paris, befand sich ein Häuschen.

Dieser Fehler kommt besonders dann oft vor, wenn das Substantiv mit seinem Beziehungsworte durch die Konjunktion als verbunden wird, z. B.

Sein aus einer langjährigen Ersparnis, als Buchdruckergehilfe, gegründetes Etablissement kann er nicht mehr antreten. — Gestern fand die Festlichkeit statt, welche die Wähler ihrem Abgeordneten veranstaltet, bei welcher demselben als Anerkenntnis seiner Wirksamkeit als freisinniger Volksvertreter ein Kelch überreicht wurde.

Auch die verkürzten Adverbialsätze, welche das Verhältnis einer mit dem Prädikate verbundenen Thätigkeit bezeichnen, drücken Gedanken des Sprechenden aus, und man macht von ihnen vorzüglich Gebrauch, wenn der Gedanke mit dem Hauptgedanken in einem logischen Verhältnisse steht und dieses hervorgehoben werden soll, z. B.

Ich kam herein, das heil'ge Gastrecht fordernd. Schiller. — Kein Abbild duldet sie, allein das körperlose Wort verehrend. Sch. — Ein einziger Knabe verließ nur ein einziges Mal, von den andern aufgehetzt, meine Partei. G.

Die grammatische Form der verkürzten Adverbialsätze fordert, daß das Subjekt des Hauptsatzes auch das Subjekt des verkürzten Satzes sei, und gegen dieses Gesetz wird oft auf eine höchst anstößige Weise gesündigt, z. B.

Nicht zufrieden mit dem bisherigen komplizierten Apparat unserer Bücherpolizei, ist jetzt im Plane, an drei Seiten unserer Grenzen bei den Zollämtern Censurstationen zu errichten u. s. w. — Dahin zurückgekehrt (nachdem Tycho de Brahe dahin zurückgekehrt war), gab ihm König Friedrich die unzweifelhaftesten Beweise der Gunst. — Kaum angelangt, trat wieder dieses gräßliche Bild des Elendes mir nahe. — Seit vielen Jahren von den fürchterlichsten Leiden oft der Verzweifelung nahe gebracht, bemüht sich überdies noch Schadenfreude und Lüge, Tücke und Bosheit, mir den letzten Lebensmut zu rauben. — Den einzigen Freund, dem er (König Heinrich) vertrauen konnte, hatte er schwer beleidigt, und wenn auch schon nach wenigen Stunden wieder freigegeben (wenn auch der Freund wieder freigegeben war), spürte er doch im Gefühle seines Unrechtes nicht den Mut in sich, eine neue Annäherung zu versuchen. — Seit langen Jahren zur Gewohnheit und wahrhaft zum Bedürfnis geworden, entbehrt der Arme leichter und mit weniger trübem Sinne das Brot, als die Kartoffeln.

In gewissen Fällen gestattet die neuhochdeutsche Sprache sogenannte absolute Partizipialverbindungen, z. B.

Gewöhnlich eilten wir sogleich in den Garten, der sehr gut unterhalten war, die Gänge meistens mit Rebengeländer eingefaßt, ein Teil des Raumes den Küchengewächsen, ein anderer den Blumen gewidmet. Goethe.

Sie singt hinaus in die finstere Nacht,
Das Auge vom Weinen getrübet. Schiller.

Unser Gepäck auf die Maultiere geladen, zogen wir aus. Goethe. — Wenn Menschen aus allen Kreisen und Zonen, abgeworfen jede Fessel der Künstelei und der Mode, ihrer selbst

und der Welt vergessen. Schiller. — Angehört den Schimpf des Hauses, geht gedankenvoll Rodrigo. Herder, Cid. — Schild und Lanze weggeworfen, fliehn sie über Berg und Thal. Uhland. — Aber kaum den Schuh ersehen, führt der Goldschmied rauhen Ton. Kerner.

Manche solcher absoluten Partizipialkonstruktionen sind ganz gebräuchlich, z. B. gesetzt, angenommen, zugestanden, zugegeben, vorausgesetzt, daß —; abgesehen davon, so — kaum gesagt, so begann man auch schon — u. a. Im allgemeinen ist es zu empfehlen, daß man von absoluten Partizipialverbindungen nur solche anwendet, die bei guten Schriftstellern in Gebrauch sind; will man neue bilden, so muß man dabei mit großer Vorsicht zu Werke gehen, damit man nicht gegen Geschmack und Sprachgefühl verstößt.

Das Verhältnis einer mit dem Prädikate verbundenen Thätigkeit wird oft auch durch ein Substantiv mit einer Präposition bezeichnet; diese Form hat die Geltung eines verkürzten Adverbialsatzes und drückt, wie dieser, einen Gedanken des Sprechenden aus, z. B.

Im Gefühle seiner Kenntnisse, in der Gewißheit einer treuen Ausdauer, und im Mißtrauen gegen die damaligen Lehrer, nahm der Vater sich vor, seine Kinder selbst zu unterrichten. Goethe. — Mit Heiterkeit und Vertrauen auf seine gute Sache erwiderte jener. Derselbe.

Es ist oben schon bemerkt worden, daß solche Ausdrücke, wenn sie mit mehreren Objekten der Art oder des Individuums zusammentreffen, leicht Afterformen des objektiven Satzverhältnisses herbeiführen (§ 67); und wenn die Substantive, wie in den eben angeführten Beispielen, Abstrakta sind, entstehen leicht sehr anstößige Anhäufungen von Abstrakten, z. B.

Die vielfachen Entwürfe zu neuen Anlagen, welche mit der Anforderung zur Anmeldung gebracht werden, dieselben unter Verpflichtung der Stadt zur Unterhaltung in die Zahl der öffentlichen Anlagen aufzunehmen, mitunter aber ohne solche Anmeldung in der Voraussetzung in Ausführung gebracht werden, daß jene Aufnahme und Verpflichtung von seiten der Stadt sich später von selbst ergeben werde, legen der städtischen Verwaltung die Verpflichtung auf u. s. w.

§ 72.

Diejenigen Infinitive mit zu, welche die Stelle eines Substantivsatzes vertreten, sind als verkürzte Sätze anzusehen, und sie unterscheiden sich von andern solchen Infinitiven dadurch, daß sie sich leicht

in einen Substantivsatz verwandeln lassen und, wie die andern verkürzten Sätze, mit einer Gliederpause gesprochen werden. Diese Art verkürzter Sätze gehört zu den Eigentümlichkeiten der deutschen Sprache: sie sind den alten Sprachen fremd, und die romanischen Sprachen scheinen sie aus den germanischen aufgenommen zu haben. Als verkürzte Sätze sind insbesondere anzusehen:

a) Diejenigen Infinitive mit zu, welche einen besprochenen Gedanken ausdrücken, z. B.

> Wilhelm war überzeugt, die Instrumententasche des alten Chirurgus vor sich zu sehen. Goethe. — Man soll nicht lange Reden komponieren, um die Leute zu beschämen. G. — Wilhelm ritt weiter, ohne viel über das, was er sah, nachzudenken. G.

b) Diejenigen Infinitive mit zu, welche als ergänzendes Objekt einen Begriff bezeichnen, der auf andere Weise nur durch einen Substantivsatz oder durch ein Abstraktum ausgedrückt werden kann und in den alten Sprachen nur durch diese Formen ausgedrückt wird, z. B.

> Sie besteht darauf, Euch ihre Rettung zu verdanken. Schiller. — Er warnte mich, gar sehr auf meiner Hut zu sein. Sch.

Bei den Verben: anfangen, aufhören, pflegen, wünschen, begehren u. a., nach denen die alten Sprachen den Infinitiv gebrauchen, ist in der deutschen Sprache erst später der Infinitiv mit zu an die Stelle des früher gebräuchlichen bloßen Infinitivs getreten, und dieser Infinitiv mit zu ist nicht als ein verkürzter Satz anzusehen.

Der Gebrauch des Infinitivs mit zu als eines verkürzten Substantivsatzes, von dem allein hier die Rede ist, gewährt der deutschen Sprache in Bezug auf die stilistische Schönheit der Darstellung besondere Vorteile. Einerseits gewährt der Infinitiv mit zu größere Kürze des Ausdruckes als die Substantivsätze. Es verdient in dieser Beziehung besonders bemerkt zu werden, daß bei dem Gebrauche des Infinitivs mit zu, weil er für sich schon die Möglichkeit oder Notwendigkeit einer Thätigkeit ausdrückt, die Hilfsverben können, mögen, sollen, werden u. s. w., die sehr oft die Substantivsätze schleppend machen, ausgelassen werden, z. B.

> Wir hofften auch, noch einmal eine Krönung zu erleben. Goethe. (st. daß wir sie erleben würden.) — Wir hätten besser gethan, den Ort durch unsere Einbildungskraft auszumalen. G. (st. wenn wir ihn ausgemalt hätten.)

Auch ist der Infinitiv mit zu, wie z. B. „Die Menge schien nur da zu sein, um sich zu drängen, und die Zuschauer, um sich unter einander zu betrachten. G.“ vermöge seiner substantivischen Form mehr geeignet, die grammatische Beziehung des Objektes zu bezeichnen, als ein Sub=

stantivsatz. Andererseits stellt derselbe, z. B. „ohne die Sache genau zu betrachten", den Thätigkeitsbegriff noch in einer konkret sinnlichen Anschaulichkeit dar, die dem Abstraktum, z. B. „ohne eine genaue Betrachtung der Sache", mangelt. Der Infinitiv mit zu verdient darum bei übrigens gleichen Verhältnissen immer den Vorzug vor einem Substantivsatze und auch vor einem Abstraktum, und wir sind besonders dann auf den Gebrauch dieser Form angewiesen, wenn wir darauf sehen müssen, anstößige Anhäufungen von Nebensätzen oder auch Anhäufungen von Abstrakten zu vermeiden, wie in folgenden Sätzen:

> Man kommt oft in den Fall, dasjenige, was wir von andern gehört, mit dem zu verwechseln, was wir wirklich aus eigner anschauender Erfahrung besitzen. — Sie kamen erst einige Zeit nach einander, teils damit das Vergnügen des Publikums länger daure, teils auch, weil es immer dieselben altertümlichen Virtuosen waren, welche Nürnberg für sich und seine Mitstädte zu unterhalten und jedes Jahr an Ort und Stelle zu bringen übernommen hatte. Goethe. — Man sollte erst später auf den Gedanken geraten, daß man solche verlassene Kreaturen, die sich einst durch die Welt durchzuhelfen genötigt sind, früh mit der Welt in Verbindung bringen, anstatt sie auf eine traurige Weise zu hegen, sie lieber gleich zum Dienen und Dulden gewöhnen müsse, und alle Ursache habe, sie von Kindesbeinen an sowohl physisch als moralisch zu kräftigen. G.

Es ist jedoch zu tadeln, wenn die Infinitive mit zu in einem Satze angehäuft werden, und insbesondere wenn der eine Infinitiv in den andern eingeschachtelt wird, z. B.

> Diese Betrachtung gab mir Veranlassung, mich in Gedanken zu verlieren, und so den letzten Teil des Weges zurückzulegen, ohne meiner Umgebung große Aufmerksamkeit zu schenken. — Wir hatten uns Haurapiere von Haselstöcken, um die Hand zu schützen, zu verschaffen gewußt. G.

Der Infinitiv mit zu bezeichnet nach seiner eigentlichen Bedeutung die Thätigkeit als eine mögliche oder notwendige, z. B. Er erlaubt, oder befiehlt, bittet oder verbietet dir zu sprechen. Nun wird aber nach den Verben: glauben, wähnen, sich erinnern, sich einbilden, behaupten u. a. auch eine wirkliche oder eine schon vergangene Thätigkeit durch den Infinitiv mit zu ausgedrückt. Dieser Infinitiv ist, wie der Infinitiv mit zu nach: anfangen, aufhören, pflegen u. s. w. erst später an die Stelle eines früher gebrauchten bloßen Infinitivs getreten. Im Altdeutschen wird nämlich, wie im Lateinischen, nach den sogenannten verbis sentiendi et declarandi ein Akkusativ mit dem Infinitiv gebraucht,

dabei aber der Akkusativ, wenn er reflexiv das Subjekt bezeichnet, wie in der französischen Sprache, ausgelassen, und der Gebrauch dieser Form hat sich bei manchen Verben der Art erhalten; jedoch ist an die Stelle des bloßen Infinitivs der Infinitiv mit zu getreten, z. B. ahd.: daz er wâne, guot sîn vone imo selbemo, neuhochd.: „daß er wähne, gut zu sein aus sich selbst.“ Abgesehen davon, daß diese Form des Ausdrucks der eigentlichen Bedeutung des Infinitivs mit zu nicht entspricht, so hat sie auch den Fehler, daß sie die logische Form des Gedankens nicht gehörig ausdrückt. Man gebraucht nämlich diesen Infinitiv nur dann, wenn das Prädikat des Satzes, dessen Stelle er vertritt, im Konjunktiv steht. (Nur nach sich erinnern steht ausnahmsweise der Infinitiv mit zu statt eines Verbs im Indikativ.) Wir haben aber oben (§ 69) gesehen, daß in diesem Falle der logische Wert des Gedankens, der als Objekt mit den verbis sentiendi et declarandi verbunden ist, gewöhnlich hervorgehoben wird, und daß die deutsche Sprache dieses Verhältnis der logischen Form dadurch bezeichnet, daß sie den Gedanken in der Form eines Hauptsatzes und nicht in der Form eines durch daß verbundenen Substantivsatzes darstellt. Nun ist aber der Infinitiv mit zu z. B. „Er glaubt, die Sache besser zu verstehen“ noch weniger geeignet, die Hervorhebung des logischen Wertes zu bezeichnen, als der Substantivsatz, z. B. „Er glaubt, daß er die Sache besser verstehe“; und nur die Form eines Hauptsatzes, z. B. „Er glaubt, er verstehe die Sache besser“ ist der logischen Form des ganzen Gedankens vollkommen angemessen. Dies scheint auch der Grund zu sein, warum die neuhochdeutsche Sprache, die sich immer mehr zu einem vollkommenen Ausdrucke der logischen Form ausbildet, den Gebrauch des Infinitivs mit zu nur nach sehr wenig Verben, wie glauben, wähnen, sich erinnern beibehalten hat. Lessing gebraucht noch den Infinitiv mit zu nach manchen Verben, bei denen er nach dem neuern Sprachgebrauche nicht mehr gewöhnlich ist, mitunter sogar, wie die Lateiner ihren Akkusativ mit dem Infinitiv, ohne den Akkusativ auszulassen, z. B.

Ich halte einen Zusatz dieser Art für meine Pflicht, so wenig ich mich auch demselben gewachsen zu sein fühle. — Das größte physische Übel, das er in seiner besten Welt zu sein bekennen mußte.

Aber der hier bezeichnete Gebrauch des Infinitivs mit zu ist der deutschen Volkssprache gänzlich fremd. Er verträgt sich überhaupt nicht wohl mit der Schönheit der Darstellung und ist besonders dann sehr anstößig, wenn der durch den Infinitiv mit zu ausgedrückte Gedanke mit besonderm Nachdrucke hervorgehoben werden soll. Wenn der Infinitiv mit zu nach glauben und einigen andern Verben den Sprachgebrauch für sich hat und keinen Anstoß erregt, so ist es doch immer anstößig,

wenn er nach andern Verben wie: sagen, berichten, behaupten, beteuern, leugnen, vorgeben, voraussetzen gebraucht wird, z. B.

Unser Gleim ist ein recht böser Mann, daß er mir den Tag seiner Ankunft bei Ihnen gemeldet zu haben vorgiebt. Lessing. — Die Anmerkungen, die sie vor sich gehabt zu haben versichern. Lessing. — Von diesen Widersprüchen behaupte ich, sie nirgends so deutlich auseinandergesetzt zu wissen. Lessing. — Sie erinnerten sich, daß sie den Ring verloren zu haben vorgegeben hatte. H. v. Kleist.

Die grammatische Form des Infintivs mit zu ist fehlerhaft, wenn das Subjekt desselben nicht mit dem Subjekte des regierenden Verbs oder einem Objekte im Dativ oder Akkusativ zusammenfällt, und dieser Fehler kommt besonders in öffentlichen Anzeigen und Zeitungsartikeln nicht selten vor, z. B.

Viele wegen dieses Vorfalles verdächtige Personen wurden eingezogen, ohne dem Thäter auf die Spur zu kommen. — Ein Glaswarengeschäft, welches mit dem besten Erfolge betrieben wird, wird unter günstigen Bedingungen zu übertragen gesucht. — In der Kammer der Abgeordneten wurde in der letzten Woche das Budget für das laufende Jahr in Beratung zu ziehen angefangen. — Es ist uns ein Flugblatt zugekommen, welches an verschiedenen Orten des Landes heimlich zu verbreiten versucht wurde. — Die neue zweite Elbbrücke für die Eisenbahn wird jetzt zu bauen angefangen.

Auch wird der attributiv gebrauchte Infinitiv mit zu oft sehr anstößig. Wie bei einem Verb, welches ein ergänzendes Objekt fordert, das Objekt oft durch einen Infinitiv mit zu ausgedrückt wird, so wird auch bei dem von einem solchen Verb gebildeten Abstraktum das ergänzende Objekt als Attribut in der Form des Infinitivs mit zu dargestellt, und wie man sagt: „Er fürchtet, seine Stelle zu verlieren“ „Erlaube mir zu sprechen“, so sagt man auch „die Furcht seine Stelle zu verlieren“ „Die Erlaubnis zu sprechen“. Die Verbindung eines attributiven Infinitivs mit zu mit einem Abstraktum wird aber immer anstößig, wenn der Infinitiv mit dem Abstraktum in der adverbialen Beziehung eines Zweckes steht, z. B.

Er war mir höchst günstig, weil ich mir seinen Messias so zu eigen gemacht hatte, daß ich ihm, bei meinen öfteren Besuchen, um Siegelabdrücke für meine Wappensammlung zu haben, große Stellen davon vortragen konnte. Goethe. (statt: daß ich ihm, wenn ich ihn besuchte, um Siegelabdrücke zu haben u. s. w.)

§ 73.

Man faßt das, was der gute Stil in Bezug auf die grammatische Form der Wörter, Sätze und Satzverhältnisse fordert, unter der Bezeichnung: Sprachrichtigkeit (Korrektheit) des Stiles zusammen, und man nennt den Stil sprachrichtig, wenn die Begriffe nur durch Wörter ausgedrückt werden, welche nach den Gesetzen der Wortbildung richtig gebildet und nicht fehlerhaft flektiert sind, und auch die grammatischen Beziehungen der Begriffe durch die ihnen entsprechenden syntaktischen Formen richtig bezeichnet werden. Es ist vorzüglich die Korrektheit des Stiles, was den Inhalt der Gedanken für den Angesprochenen verständlich macht; und wenn Fehler gegen die Sprachrichtigkeit die Rede auch nicht unverständlich machen, so sind sie doch immer für den Angeredeten störend: die Sprachrichtigkeit wird darum mit Recht als eine wichtige Bedingung des guten Stiles angesehen. In der neueren Zeit macht sich aber ein Mangel an Sprachrichtigkeit auf bedenkliche Weise bemerkbar. In großer Zahl drängen sich Unberufene in den Kreis der Schriftsteller und stellen in Erzeugnissen von zweifelhaftem Werte ihren Mangel an grammatischer Bildung zur Schau; wenn auch die Sprachrichtigkeit nicht der erste und oberste Grundsatz des guten Stiles genannt werden kann, so ist sie doch eine der wichtigsten Bedingungen desselben, und es wäre zu wünschen, daß sich nach dieser Richtung hin der Geist strengerer Zucht bei uns geltend machte.

§ 74.

Der Inhalt der Gedanken wird mit Bestimmtheit dargestellt, wenn jeder Begriff in demselben Umfange, den er als allgemeiner Artbegriff oder als der Begriff einer Unterart oder eines Einzelwesens in dem Gedanken hat, auch in der Rede ausgedrückt wird, und die Bestimmtheit des Ausdruckes gehört zu den wesentlichen Eigenschaften des guten Stiles überhaupt, ist aber besonders ein wesentliches Erfordernis des didaktischen und des Geschäftsstiles. Wenn bestimmt gedachte Begriffe unbestimmt ausgedrückt werden, so ist der dargestellte Gedanke nicht derselbe, der gedacht wird. Sehr oft ist der Ausdruck nur darum unbestimmt, weil die Begriffe von dem Sprechenden unbestimmt gedacht werden, und man erkennt oft an der Unbestimmtheit der Rede den Mangel an scharfer Bestimmtheit des Denkens: noch öfter aber ist der Mangel an Bestimmtheit nur Folge von Nachlässigkeit in der Wahl der Wörter und Ausdrucksformen. Die Bestimmtheit des Ausdruckes wird nun zunächst dadurch erreicht, daß jedes Wort und jedes Satzverhältnis nach Inhalt und Form genau der Art und dem Inhalte des darzustellenden Begriffes entspricht und nicht z. B. töten

statt ermorden, Obst statt Äpfel, manche statt viele, Seele statt Geist, Sitte statt Anstand oder Brauch, Mühe statt Fleiß gebraucht wird.

Man hat es immer als einen Vorzug der französischen Sprache gerühmt, daß sie mehr Bestimmtheit des Ausdrucks habe, als die deutsche Sprache. Bei näherer Betrachtung wird man aber bald gewahr, daß es den Franzosen nur leichter wird, sich bestimmt auszudrücken, und der Grund, warum es ihnen leichter wird, ihren Begriffen einen bestimmten Ausdruck zu geben, gereicht der Sprache eben nicht zum Vorteile. Einerseits wird im Deutschen die Wahl der Wörter dadurch erschwert, daß wir die Begriffe mannigfaltiger unterscheiden: so haben die Franzosen für töten, umbringen und morden nur tuer. Andererseits haben in der französischen Sprache die Begriffe selbst eine mehr konventionelle Fassung und darum einen bestimmteren Umfang, und für die konventionell gefaßten Begriffe hat die französische Sprache auch Wörter, die eine konventionelle und darum bestimmtere Bedeutung haben, während in den deutschen Wörtern mehr oder weniger noch die allgemeine und unbestimmte sinnliche Grundbedeutung hervortritt. Daher sind die deutschen Wörter überhaupt vieldeutiger als die französischen Wörter: man vergleiche in dieser Beziehung z. B. treiben mit chasser, Band mit lien, Stand mit position, Gesicht mit visage, schwer mit pesant. Auch werden im Deutschen die Wörter besonders dadurch vieldeutiger, daß sie häufiger, als im Französischen, in ihrer eigentlichen und zugleich in einer bildlichen Bedeutung gebraucht werden, z. B. Kern (der Kern des Heeres, einer Rede, des Pudels Kern). Durch die konventionelle Bestimmtheit der Bedeutung wird dem Franzosen die Wahl der Wörter sehr erleichtert, und für seine konventionell gefaßten Begriffe, die der Deutsche oft nur durch ein Satzverhältnis ausdrücken kann, liegt ihm auch das konventionell entsprechende Wort zur Hand. Der Franzose bewegt sich daher mit größerer Leichtigkeit und Sicherheit in der Sprache des praktischen Lebens und besonders in den konventionellen Formen der Konversation: will er sich aber mit der Sprache in das Gebiet des Ideellen erheben, so fehlt ihm oft der Begriff und auch das rechte Wort.

Weil nun die Wörter in der deutschen Sprache eine nicht ebenso bestimmte Bedeutung haben, als z. B. in der französischen, und eine bestimmte Unterscheidung der Bedeutung uns nicht ebenso geläufig ist, so fordert besonders der deutsche Stil in Bezug auf Bestimmtheit eine große Sorgfalt in dem Gebrauche sinnverwandter Wörter (§ 60): da jedoch die eigentliche Bedeutung des attributiven und objektiven Satzverhältnisses gerade darin besteht, daß sie den Begriff einer Art in dem

Augenblicke der Rede auf eine besondere Unterart oder Individualität zurückführen, so hängt die Bestimmtheit des Ausdruckes nicht minder von der richtigen Bezeichnung der Begriffe durch ihre Attribute und Objekte in den Satzverhältnissen ab. Es ist jedoch ein oft vorkommender Fehler, daß das Streben nach Bestimmtheit das rechte Maß überschreitet, und daß man Ausdrücken, welche für sich schon hinlänglich bestimmt sind, durch den überflüssigen Zusatz von Wörtern, wie können, dürfen, mögen, scheinen, oder gleichsam, gewissermaßen mehr Bestimmtheit zu geben sucht. Diese Formen sind oft nur den Lateinern nachgeahmt, die das am Ende eines Satzes stehende videtur des guten Tonfalles wegen sehr empfehlen und, ängstlich im Gebrauche der Metaphern, diesen gern ein quasi beigeben.

Wenn bei der Darstellung eines Gedankens Wörter und grammatische Formen nicht nach ihrer besondern Bedeutung gehörig unterschieden werden, so wird oft ein von dem darzustellenden ganz verschiedener Gedanke ausgedrückt: aber oft geschieht es auch, daß das, was dargestellt wird, gar nicht gedacht werden kann — daß es Unsinn ist, z. B.

> Die Flucht der Brüder Pagani wird ihrer Keckheit und Schnellfüßigkeit zugeschrieben, die allen Eifer der Polizei vereitelt haben. — Wie gefüllte Blumen zwar die schöneren zu sein scheinen, eigentlich aber kränkeln und früher absterben, als die einfachen, so ist ein unbeschäftigter Mensch, wenn er seinen Geist auch noch so herrlich schmückt, im besten Falle doch nur einer gefüllten Blume gleich.

Solcher Unsinn hat meistens seinen Grund in der Nachlässigkeit des Schriftstellers, wird aber sehr oft dadurch veranlaßt, daß der Schriftsteller zu sehr strebt, durch gesuchte Wörter und Ausdrucksformen der Darstellung den Schein des Geistreichen zu geben.

§ 75.

Eine wesentliche Eigenschaft des guten Stiles ist endlich die Präcision. Diese steht im Gegensatze zur Weitschweifigkeit und besteht darin, daß die Gedanken und Begriffe mit Vermeidung alles Überflüssigen in bündiger Kürze ausgedrückt werden. Als überflüssig ist alles das anzusehen, was weder die darzustellenden Gedanken verständlicher, noch die Darstellung wohlgefälliger macht und auch nicht den besondern Zweck der Darstellung fördert. Man sieht leicht, daß die Forderungen, welche in Bezug auf die Präcision gemacht werden, je nach den besondern Arten des Stiles verschieden sind, und es ist hier zunächst nur von dem die Rede, was die Präcision des Stiles im allgemeinen fordert. — Der Mangel an Präcision hat gewöhnlich seinen

Grund darin, daß die darzustellenden Gedanken und Begriffe nicht mit Bestimmtheit und Klarheit gedacht werden oder die Bedeutung der besondern Ausdrücke nicht bestimmt genug unterschieden wird. Der schriftstellerische Beruf giebt sich vorzüglich durch die Präcision des Stiles, wie der Mangel des Berufes durch Weitschweifigkeit zu erkennen. Auch dient die Präcision zwar zunächst nur zur Verständlichkeit: aber ein weitschweifiger Ausdruck stellt immer eine Mannigfaltigkeit des Besonderen zusammen, durch die der Gedanke in der Darstellung weniger klar wird, die Präcision hingegen giebt den dargestellten Gedanken und Begriffen eine Klarheit der geistigen Anschauung, die bei dem Leser ein besonderes Wohlgefallen erregt, und trägt darum vorzüglich zur Schönheit der Darstellung bei (§ 50). Dazu kommt, daß überflüssige Wörter, weil sie nur untergeordnete Bestimmungen der Begriffe bezeichnen, auch untergeordnete Betonung haben und leicht auch die rhythmische Form der Sätze schleppend machen.

Die Präcision fordert zunächst, daß nicht Dinge besprochen werden, welche den eigentlichen Gegenstand der Rede nicht in ein helleres Licht setzen, auch zu dem Zwecke der Rede nicht in naher Beziehung stehen und darum nicht zur Sache gehören. Oft werden nicht zur Sache gehörige Dinge besprochen, weil der Schriftsteller den Gegenstand und Zweck der Rede nicht mit scharfer Bestimmtheit aufgefaßt hat und das zur Sache Gehörige von dem nicht dahin Gehörigen nicht zu unterscheiden weiß, und es verrät dann einen Mangel geistiger Ausbildung. Sehr oft verfallen aber Schriftsteller in diesen Fehler, weil sie sehr gern von dem sprechen, was sie selbst gethan oder erlebt haben, oder besondere Gedanken und Ansichten, die ihnen einmal lieb und geläufig geworden, bei jeder Gelegenheit herbeiziehen, oder auch weil sich ihnen für einen Gedanken eben eine schöne Darstellungsform, etwa ein schönes Bild darbietet; drum muß der Schriftsteller so viel Selbstverleugnung besitzen, daß er nicht alles sagt, was er sagen könnte oder möchte. Wie der Ausdruck zur Sache nicht gehöriger oder doch überflüssiger Gedanken, so verträgt sich auch jeder Überfluß in Ausdrücken der Begriffe nicht mit der Schönheit des Stiles.

Wenn einer bei der Darstellung seiner Gedanken den Umfang der Begriffe, den die von ihm gebrauchten Wörter bezeichnen, nicht bestimmt aufgefaßt hat, oder auch wenn er sich der Deutlichkeit mit zu großer Sorgfalt befleißigt, so geschieht es leicht, daß die Darstellung durch Tautologien und Pleonasmen entstellt wird. Man nennt einen Ausdruck eine Tautologie, wenn derselbe Begriff durch zwei gleichbedeutende Wörter bezeichnet wird, z. B. „Die Lage des Hauses in der Nähe des Kanales und der unfernen Eisenbahn“ „Das kann nicht

möglich sein". Zu den Tautologien gehören auch Zusammensetzungen, wie Pestseuche, Schiffsflotte und das oft vorkommende Grundprinzip. Auch gehören hierher manche Redeformeln, wie „Der Kapitän hat eine Entschlußnahme gefaßt, welche u. s. w." und der mit einem Possessivpronomen verbundene Genitiv, z. B. seine des Klägers Ansprüche.

Man nennt einen Ausdruck einen Pleonasmus, wenn Begriffe oder Beziehungen der Begriffe ausgedrückt werden, welche schon hinlänglich bezeichnet sind oder doch aus dem Zusammenhange der Rede leicht verstanden werden; namentlich nennt man Pleonasmen die überflüssigen Ausschmückungen und Beiwörter, mit denen die Rede zuweilen überfüllt wird, z. B.

Nach einer überstandenen lebensgefährlichen Krankheit. — Infolge eines stattgefundenen Pistolenduells wurde gestern ein Unterlieutenant erschossen. — Der Admiral segelte mit seiner unterhabenden Flotte ab. — Ich stieg hinab, und mit jedem Schritte vorwärts, den ich machte, umwehten mich sanftere und weichere Lüfte. — Keine Spur verriet, daß hier jemals ein menschliches Wesen gehaust, daß dieser Boden jemals von einem menschlichen Wesen betreten worden war. — Der allerfurchtbarste Sturm, den die ältesten Matrosen jemals erlebt zu haben sich entsannen, war ausgebrochen, und obgleich die Mannschaft alle ihre Kräfte aufbot, das unglückliche Schiff zu retten, so sahen sogar die Mutigsten und Erfahrensten seinem nahen unvermeidlich scheinenden Untergang entgegen. — Es wird aus Konstantinopel eine wichtige Reform berichtet, welche der junge Sultan eingeführt hat, der durch sie wieder einen schönen Beweis aufgeklärten Sinnes gegeben (statt: eine Reform, durch welche der junge Sultan einen schönen Beweis gegeben). — Die Mexikaner, obwohl in jedem Treffen geschlagen und durchaus nicht im stande, die Last eines lange währenden Krieges zu tragen, sind trotzdem fortwährend abgeneigt Frieden zu schließen. — Das Glück wollte, daß das Feuer wegen eines anhaltenden Regens, der vom Himmel fiel, nicht um sich griff. H. v. Kleist. — Der Stadthauptmann bemerkte, daß Kohlhaas eine Thräne auf den Brief, den er bekommen hatte und eröffnet hatte, fallen ließ. H. v. Kleist. — Diese kaukasischen Bäder sind außerdem noch außerordentlich teure Orte, wo der Aufenthalt sehr kostspielig ist. Köln. Zeit. — Das günstige Wetter hat die Expedition der Güter begünstigt. Das.

Pleonasmen sind meistens einer Nachlässigkeit des Schriftstellers

zuzuschreiben. Man glaubt jedoch oft durch wiederholte Bezeichnung desselben Begriffes dem Ausdrucke größere Deutlichkeit und Bestimmtheit zu geben. Man hat wohl nur zu diesem Zwecke besonders in dem Kanzleistile häufig Pleonasmen gebraucht. Obgleich sie diesen Zweck keineswegs erfüllen und dem guten Geschmacke widerstreben, so haben sie doch in dieser Stilart durch den alten Brauch gleichsam eine Berechtigung erlangt und werden noch oft als ein besonderer Schmuck des Kanzleistils angesehen, z. B.

> Die durch das rasche Steigen der Bevölkerung hervorgerufenen vielfachen Entwürfe zu neuen Straßenanlagen, welche u. s. w., legen der städtischen Verwaltung die Verpflichtung auf, im Interesse sowohl der Unternehmer selbst, als derjenigen Einwohner, welche Baustellen in solchen neu anzulegenden Straßen zu erwerben wünschen, öffentlich, wie hierdurch geschieht, zu jedermanns Kenntnis zu bringen, daß die Rechte und Vorteile öffentlicher Straßen, namentlich also auch die Unterhaltung des Pflasters, die Bewachung und Aufsicht durch die städtischen Nachtwächter u. s. w. von seiten der Stadtgemeinde nur solchen neuen Straßen gewährt und zuerkannt werden können, für welche die deshalb erforderliche Genehmigung der Behörden auf Grund der vorhergegangenen Verhandlungen und Vereinbarung mit der städtischen Verwaltung hat nachgesucht und bewirkt werden können.

Es ist auch als ein Pleonasmus anzusehen, wenn mit Infinitiven mit zu, die für sich schon eine Möglichkeit oder Notwendigkeit bezeichnen, die Verben können, wollen, sollen verbunden werden, z. B.

> Es war mehr als hinlänglich, den Verlust ersetzen zu können. Tieck. Er schien geneigt, sich in einen Vergleich einlassen zu wollen. — Ich war dadurch in den Stand gesetzt, die Schilderung dieses gefährlichen Mannes ziemlich getreu entwerfen zu können. Tieck.

Auch gehört hierher das überflüssige daß bei den Konjunktionen während, ehe, bis, und die Konjunktion wie bei als, z. B. Gemütsbewegungen üben auf das Altern des Körpers oft einen mächtigern Einfluß aus, als wie es gewöhnlich die Zeit thut. Überflüssig sind insbesondere sehr oft die in reflexiver Bedeutung gebrauchten Possessivpronomen, z. B. „Ich habe das Ding in meinen Händen“ „Du hast es vor deinen Augen“ „Er steckt es in seine Tasche“. Ein solcher Gebrauch der Possessiven entspricht wohl der Eigenart der englischen, aber nicht der der deutschen Sprache. Als ein Pleonasmus ist es endlich anzusehen, wenn bei Eigennamen, Stoffnamen und Abstrakten

der Artikel auch da gebraucht wird, wo er überflüssig ist. Tautologien und Pleonasmen sind schon darum zu vermeiden, weil es dem Angeredeten, dessen Geist jeden Augenblick angeregt und beschäftigt sein will, immer sehr widrig ist, wenn ihm ganz dieselben Begriffe und Begriffsbestimmungen, die er schon vernommen und vollkommen verstanden hat, von neuem wieder vorgeführt werden.

Mit der Präcision verträgt sich insbesondere nicht der Gebrauch müßiger Adjektive und Redeformen, durch welche man in Todesanzeigen und bei andern Gelegenheiten oft der Darstellung den Schein des Feierlichen zu geben sucht, von denen aber jeder schon weiß, daß sie nur als festliche Ausschmückungen dienen sollen und eigentlich nichts sagen, z. B.

Der unerforschliche Ratschluß über Leben und Tod hat am 23. dieses dem teuren Leben meines innig geliebten Gatten ein sanftes und ruhiges Ende zu machen beschlossen. — Hierauf richtete der Gefeierte herrliche kräftige Worte des Dankes an die Versammlung. — Alles, was die innigste Zärtlichkeit, die glühendste Leidenschaft ihm eingab, sagte er ihr mit Worten, die sein überströmendes Gefühl aussprachen.

Auch ist es sehr zu tadeln, wenn in einer Erzählung Begriffe, deren einfacher Ausdruck ganz verständlich ist und die in dem Gedanken nicht besonders hervorgehoben werden, durch eine Umschreibung ausgedrückt werden, der womöglich noch das umschriebene Wort folgt oder voraufgeht. Man findet einen Aufwand solcher weitschweifigen Umschreibungen sehr häufig bei Schriftstellern, welche nach dem Scheine des Geistreichen streben, z. B.

Es war einer von jenen Tagen, wie sie die sumpfigen Niederlande sehr oft sehen, einer von jenen Tagen, welche denselben Typus an sich tragen, wie die niederländische Nation, einer von jenen Tagen, welche wahrscheinlich den größten Einfluß auf die Charakterbildung der Bewohner der Niederungen ausüben, es war ein trüber schläfriger Morgen, der lange einen dichten Nebel ankämpfte und den Morgen bis zum Mittage hinausschob. — Das Jahr war wieder um einen Monat älter geworden, das Schiff war einmal mehr nach Holland gefahren; es lag in einer Bucht bei Amsterdam. — Die heitere Jahreszeit war dahin, und die holländischen Nebel waren häufiger, dichter und hartnäckiger geworden; es war im November.

Die deutsche Sprache fordert, weil in ihr die Bedeutung der Wörter und der besondern Ausdrucksformen vollkommener verstanden wird und daher Wiederholungen derselben Begriffe mehr auffallen, eine größere

Präcision der Ausdrücke, als andere Sprachen. Auch gewährt ihr die große Leichtigkeit, mit der sie besonders durch Ableitung und Zusammensetzung neue Wörter bildet, einen größeren Reichtum von Mitteln, durch die sie im stande ist, Besonderheiten der Begriffe, welche in andern Sprachen nur durch Phrasen ausgedrückt werden können, durch ein Wort zu bezeichnen, und es gehört zur Schönheit des deutschen Stiles, daß man von diesen Mitteln den gehörigen Gebrauch mache. Es ist in Bezug auf die Präcision insbesondere darauf zu achten, daß nicht Begriffe, für welche sich ein einfacher Ausdruck darbietet, durch Phrasen ausgedrückt werden (§ 63). Es ist oben (§ 28) schon bemerkt worden, daß die deutsche Sprache durch die Zusammensetzung mit Vorsilben und Präpositionen besondere Begriffe ausdrückt, welche in andern Sprachen nur durch Phrasen bezeichnet werden können, wie beglücken, besingen, erringen, erschleichen, erleben, verleiden, verscherzen, verargen, entblättern, absprechen, zusprechen, zumuten u. a., und die Präcision des Ausdruckes, welche der schickliche Gebrauch solcher Wörter gewährt, gehört zu den eigentümlichen Schönheiten des deutschen Stiles.

Das Gesagte gilt hauptsächlich für den ernsten, verstandesmäßigen prosaischen Stil und für den Stil der einfachen Rede. Der poetische Stil und die gehobene Rede dagegen lassen recht wohl eine gewisse Wortfülle zu, ja, sie können ohne dieselbe gar nicht bestehen. Diese poetische und rednerische Wortfülle hat den Zweck, einen Begriff in kräftiger und lebendiger Weise zu veranschaulichen, ihn greifbarer für die Phantasie und wärmer für das Gemüt zu machen, und nur dann, wenn die Wortfülle diesen Zweck nicht erreicht, wenn sie also unnötig und müßig ist, wird sie fehlerhaft. Eine unnötige und müßige Wortfülle ist auch in der poetischen Sprache und in der gehobenen Rede nicht gestattet, sie ist überall und unter allen Umständen verwerflich. Unsere ältere Sprache gebrauchte mit Vorliebe, und zwar nicht bloß im poetischen Stile, sondern auch in der gewöhnlichen Rede, eine gewisse Wortfülle, die oft in geradezu drastischer Weise die Begriffe zu sinnlicher Anschauung brachte. Dort können wir noch heute lernen, wie in gesunder Weise die Rede reicher zu gliedern und bunter und lebensvoller zu gestalten ist, als es die nüchterne Verstandesmäßigkeit thut. Noch heute leben aus jener älteren Zeit solche vollere Redeformeln, die denselben Begriff durch zwei verschiedene Worte darstellen, auch in unserer gewöhnlichen Rede fort, z. B. Lob und Preis, Leib und Leben, Wind und Wetter, Maß und Ziel, Rast und Ruh, Schutz und Schirm, Schimpf und Schande, Art und Weise, Hab und Gut, Saus und Braus, Weg und Steg, Schritt und Tritt, Sang und Klang, Grund und Boden, Fug und Recht, Sack und

Pack, in Ketten und Banden, hinter Schloß und Riegel, Not und Elend, zittern und zagen, hoffen und harren, tappen und tasten, schalten und walten, hegen und pflegen, gäng und gäbe, ganz und gar, weit und breit, still und stumm, kurz und klein u. a. Wir gebrauchen diese und ähnliche Stilformen oft und gern, und sie geben der Rede, wenn sie an geeigneter Stelle verwendet werden, Leben und Kraft. Namentlich Luthers Sprache ist reich an solchen Redeformeln, und dieselben waren eins seiner Hauptmittel, durch das er seiner Sprache volksmäßige Kraft und innige Wärme verlieh. Solche Redeformeln sind bei ihm z. B. singen und sagen, schalten und walten, weinen und heulen, zappeln und zittern, zürnen und toben, liegen und triegen, loben und dancken, rauben und plündern, dulden und tragen, dringen und treiben, versuchen und prüfen, nacht und finsterniss, ansehen und autorität, lust und liebe, beruf und stand, barmherzigkeit und mitleiden, eitel bilde und unnütze formen, exempel und fürbild, trübsal und jamer, hülf und stärkung, form und gestalt, röthe und scham, sorgen und angst, traum und traumbild, friede und einigkeit, zwang und drang, sünd und schande, kunst und geschicklichkeit, herren und oberkeit, gunst und gnade, rotzig und unfläthig, scharpf und geschwind, zart und weich, unterthan und gehorsam, betrübt und beangstet, frei und los, klug und weise, klar und lauter, hitzig und begierig, lieblich und freundlich u. v. a. Goethe hat vielfach von solchen Redeformeln Gebrauch gemacht und dadurch seiner Sprache ein echt deutsches Gepräge gegeben.

Zweites Kapitel.

Darstellung der logischen Form.

§ 76.

Die Begriffe, welche den Inhalt des Gedankens ausmachen, werden erst dadurch zu einem Gedanken, daß sie in der logischen Form des Gedankens nach ihrem logischen Werte einander untergeordnet und zu einer logischen Einheit verbunden werden, und der Ausdruck des Gedankens wird nur dann wahrhaft verstanden, wenn auch die logische Form des Gedankens in den ihr entsprechenden Ausdrücken dargestellt wird (§ 8). Es ist oben schon bemerkt worden, daß die deutsche Sprache vermöge der logischen Richtung, die in ihrer ganzen Entwickelung vorherrschend geworden, die logische Form der Gedanken lebendiger darstellt, als andere Sprachen, und daß darum die deutsche Stilistik

mehr, als die der andern Sprachen, ihr Augenmerk auf diejenigen Formen der Darstellung richten muß, in denen die logische Form der Gedanken ausgeprägt wird (§ 30). Wir werden sehen, daß die Sprache überhaupt, insbesondere aber die deutsche Sprache, sich sehr mannigfaltiger Mittel bedient, um die Verhältnisse der logischen Form zu bezeichnen. Man wird aber bei näherer Betrachtung bald gewahr, daß die neuhochdeutsche Sprache sich in Bezug auf diese Mittel und auf die Darstellung der logischen Form anders verhält, als die altdeutsche. Nachdem nämlich in der Entwickelung der Sprache die logische Richtung einmal vorherrschend geworden ist, bildet sie, in dieser Richtung fortschreitend, immer mehr und vorzugsweise diejenigen Formen aus, welche vor allen andern der logischen Seite der Sprache angehören. Die Betonung, als der Ausdruck der logischen Form, hat sich erst nach und nach in einer solchen Weise ausgebildet, daß sie die Lautverhältnisse der Wörter beherrscht und die Abwerfung im Altdeutschen noch vorhandener Flexionsendungen herbeiführte (§ 30). Auch werden wir noch Gelegenheit haben zu bemerken, daß manche Formen der Darstellung, welche ursprünglich wohl nur besondere Unterarten der Begriffe und ihrer grammatischen Beziehungen bezeichneten und nur dazu dienten, den Inhalt der Gedanken auszudrücken, im Laufe der Zeit eine neue Bedeutung angenommen haben und als Figuren der logischen Form gebraucht werden (§ 17). Die deutsche Stilistik darf diese in der Zeit fortschreitende Ausbildung besonderer Ausdrucksformen für die Darstellung der logischen Form nicht übersehen, und sie muß in dem neuern Sprachgebrauche diese Ausdrucksformen und auch die Gesetze aufsuchen, nach denen sie angewendet werden müssen, wenn die Darstellung der Gedanken eine schöne Darstellung werden soll. Bei Lessing und seinen Zeitgenossen finden wir noch besonders die Darstellung der logischen Form weit weniger ausgebildet, als bei den klassischen Schriftstellern der neueren Zeit. Weil endlich die vollkommner ausgebildete Darstellung der logischen Form als eine Eigentümlichkeit der deutschen Sprache anzusehen ist, so müssen wir besonders darauf achten, daß unser Gefühl für diese Seite des deutschen Stiles nicht durch den nur zu großen Verkehr mit fremden Sprachen getrübt werde.

§ 77.

Wir haben die Betonung und die ursprünglich mit der Betonung gegebene Wortstellung als den organischen Ausdruck der logischen Form bezeichnet (§ 13). Die Betonung hat sich in dieser Bedeutung auch in denjenigen Sprachen erhalten, welche nicht mehr in dem Worte immer Stamm und Endung durch den Ton unterscheiden.

Auch die Wortstellung ist in allen Sprachen Ausdruck der logischen Form. Da aber die logische Form des Satzes und der Satzverhältnisse meistens mit ihrer grammatischen Form gegeben ist, so werden die Formen der grammatischen Wortstellung in der Sprache leicht starr, und nicht in allen Sprachen kann die logische Form der Satzverhältnisse auch dann, wenn sie nicht ihrer grammatischen Form entspricht, in gleichem Maße auch durch die Wortstellung dargestellt werden. Da die Stilistik vorzüglich die schriftliche Darstellung der Gedanken zum Gegenstande hat, die Betonung aber in der geschriebenen Rede nicht bezeichnet wird, so richtet sie in Bezug auf die schöne Darstellung der logischen Form ihr Augenmerk vorzüglich auf die Wortstellung. Die logische Form des Gedankens wird aber von dem Leser eigentlich erst dadurch verstanden, daß er aus der Wortstellung die ihr in der gesprochenen Rede entsprechende Betonung erkennt und im Geiste die Wortstellung in die Betonung übersetzt. Fehler der Wortstellung, welche dem bloß mit den Augen Lesenden entgehen, werden daher leicht erkannt, wenn der Satz mit einer der Wortstellung entsprechenden Betonung laut gesprochen wird.

Die deutsche Sprache stellt vermöge der in ihr vorherrschenden logischen Richtung auch in ihrer Wortstellung die Verhältnisse der logischen Form bestimmter und lebendiger dar, als andere Sprachen, und sie bewegt sich besonders in denjenigen Verhältnissen der logischen Form, welche nicht mit der grammatischen Form gegeben sind, mit größerer Freiheit der Wortstellung, als z. B. die romanischen Sprachen: die deutsche Stilistik muß daher ein besonderes Augenmerk auf die Wortstellung richten. Eine richtige Wortstellung setzt Bestimmtheit und Klarheit in der Auffassung der logischen Form der Gedanken und diese eine mehr als gewöhnliche geistige Bildung voraus, und in ihr giebt sich immer ein gebildeter Geist zu erkennen. Der Gebrauch fehlerhafter Wortstellungen, welche sich die Umgangssprache der Ungebildeten erlaubt, ist in der Gedankenmitteilung der Gebildeten ebenso anstößig, als der Gebrauch niedriger Wörter, und Richtigkeit der Wortstellung trägt wesentlich zur Würde des Stiles bei (§ 58).

Die ältere Grammatik konnte, weil sie die logische Form des Gedankens noch nicht von der grammatischen Form des Satzes unterschied und die organische Bedeutung der Wortstellung nicht erkannte, die Gesetze der deutschen Wortstellung nur nach den allgemeinsten Verhältnissen auf eine höchst dürftige Weise bezeichnen. Dies hatte die Folge, daß auch die Stilistik in Bezug auf die Wortstellung nur sehr dürftige und ganz allgemein gefaßte Vorschriften gab, die mehr auf die rhythmische Form des Satzes, als auf die getreue Darstellung der logischen

Form des Gedankens gerichtet waren, und daß sie mehr ihr Augenmerk auf den Gebrauch derjenigen Darstellungsformen richtete, welche wir als Figuren der logischen Form bezeichnet haben (§ 17). Fehlerhafte Wortstellungen sind daher unter allen Stilfehlern diejenigen, welche am häufigsten, und auch bei Schriftstellern vorkommen, deren Stil in jeder andern Hinsicht in hohem Grade ausgebildet ist. Wenn die Dichter die Wortstellung mehr oder weniger dem Silbenmaße dienstbar machen, so läßt sich dies mit dem weiten Mantel der poetischen Freiheit bedecken, z. B. „Manch blutig Treffen wird um nichts gefochten, weil einen Sieg der junge Feldherr braucht.“ Schiller. (statt: weil der junge Feldherr einen Sieg braucht): aber häufig finden sich auch bei den Prosaikern fehlerhafte Wortstellungen, die nur darum nicht sogleich auffallen, weil die Sätze nur gelesen und nicht tongerecht gesprochen werden. Auch Goethe, der doch vor andern als Muster einer schönen Prosa gilt, hat nicht immer auf richtige Wortstellung geachtet. Man betrachte z. B. folgende Sätze aus Dichtung und Wahrheit:

> Für uns Kinder, eine jüngere Schwester und mich, war die untere weitläufige Hausflur der liebste Raum, welche neben der Thür ein großes hölzernes Gitterwerk hatte, wodurch man unmittelbar mit der Straße und der freien Luft in Verbindung kam (statt: war der liebste Raum die Hausflur, welche u. s. w.). — Die alte, winkelhafte, an vielen Stellen düstere Beschaffenheit des Hauses war übrigens geeignet, Schauer und Furcht in kindlichen Gemütern zu erwecken (statt: in kindlichen Gemütern Schauer und Furcht zu erwecken). — Nach der altertümlichen Art waren für die Glieder dieser Versammlung Bänke ringsumher an der Vertäfelung angebracht (statt: an der Vertäfelung Bänke angebracht). — Diesmal ward um Mitternacht eine außerordentliche Sitzung auf den andern Morgen durch den Gerichtsboten angesagt (statt: durch den Gerichtsboten eine außerordentliche Sitzung angesagt). — Junker konnte sich am wenigsten in diesen Tapetenstil finden; jedoch bequemte er sich, für gute Zahlung mit Blumen und Früchten manche Abteilung zu verzieren (statt: manche Abteilung mit Blumen und Früchten zu verzieren). — Ich nahm mir, zumal wenn Skizzen und Entwürfe eingereicht wurden, meine Meinung zu eröffnen gar wohl heraus (statt: wohl heraus, meine Meinung zu eröffnen).

In diesen Sätzen hat der Hauptbegriff: die Hausflur, Schauer und Furcht, Bänke u. s. w. nicht die ihm als solchem gebührende Stelle, und dadurch wird die Betonung der Sätze in der gesprochenen Rede fehlerhaft. Da aber die logische Form der Gedanken in der schriftlichen Rede

zunächst durch die Wortstellung ausgedrückt wird, so ist es eine wesentliche Aufgabe der Stilistik, und besonders der deutschen Stilistik, daß sie genau die Formen der Wortstellung bezeichne, durch welche der lebendige Wandel der logischen Form dargestellt wird. Die neuere Grammatik hat zwar die organische Bedeutung der Wortstellung und ihre Verhältnisse zu der logischen Form der Gedanken nachgewiesen, und sie muß auch hier der Stilistik zur Grundlage dienen; da man aber nicht voraussetzen kann, daß die in der Grammatik dargelegten Verhältnisse der Wortstellung zu der logischen Form auch im besondern jedem Schreibenden hinlänglich bekannt sind, so liegt es der Stilistik ob, diese Verhältnisse auch im besondern näher zu entwickeln.

Was der grammatische und der Redeton für den mündlichen Vortrag der Rede, das ist die Wortstellung für die schriftliche Darstellung. Der Zauber, den eine schöne Deklamation auf den Zuhörer ausübt, liegt darin, daß sie ihm die freiesten Bewegungen des denkenden Geistes auf lebendige Weise in den sinnlichen Tonverhältnissen anschaulich macht und zugleich sein Gefühl für rhythmische Schönheit der Tonverhältnisse befriedigt. Bei der schriftlichen Mitteilung der Gedanken übersetzt der Leser die Wortstellung wieder in die ihr entsprechende Betonung, und auch in der Wortstellung werden dem Leser die freien Bewegungen des Geistes dadurch zu sinnlichen Anschauungen, daß er in der Wortstellung auch die Tonverhältnisse der gesprochenen Rede auffaßt. Eine schöne Wortstellung hat daher für den Leser gewissermaßen denselben Reiz, den die schöne Deklamation für den Zuhörer hat. Eine schöne Deklamation setzt eine klare und lebendige Auffassung der logischen Form in ihren wandelbaren Verhältnissen und zugleich ein zartes Gefühl für die Schönheit der rhythmischen Form voraus, und nur wenige sind einer schönen Deklamation mächtig: dasselbe gilt von der Schönheit der Wortstellung, und es giebt wenig Schriftsteller, die sich eine schöne Wortstellung vollkommen zu eigen gemacht haben. Sie hat ebenfalls für den Leser einen wunderbaren Reiz, und man kann sie, insofern es dem Leser und dem Schriftsteller selbst nicht zum Bewußtsein kommt, wie und wodurch diese Wirkung hervorgebracht wird, als ein besonderes Geheimnis des schönen Stiles bezeichnen. Es liegt der Stilistik ob, dieses Geheimnis zu enthüllen, und sie darf sich nicht darauf beschränken, nur beiläufig die Umstellung (Inversion) als eine besondere Redefigur zu bezeichnen.

§ 78.

Die logische Form des Satzes beruht auf dem Gegensatze des logischen Wertes, in dem die Glieder der Satzverhältnisse zu einander

stehen, und durch den sie eins dem andern untergeordnet sind, und auch der organische Ausdruck der logischen Form stellt sich als ein solcher Gegensatz dar: die Betonung als ein Gegensatz in der Stärke des Tones, und die Wortstellung als ein Gegensatz des Zeitverhältnisses, in dem das eine Glied vorangeht und das andre nachfolgt. So ist es ein sinnlicher Gegensatz, wodurch in der Wortstellung, wie in der Betonung, die nicht sinnliche logische Form des Gedankens sinnlich anschaulich und verständlich wird. Wir haben oben eine grammatische Betonung und Wortstellung und eine logische Betonung und Wortstellung unterschieden (§ 14). Die grammatische Betonung und Wortstellung bezeichnet den Gegensatz eines Besondern und Allgemeinen, der mit der grammatischen Form eines jeden Satzverhältnisses gegeben ist, z. B. Mein Bruder ist Arzt, Des Königs Bruder; die logische Betonung und Wortstellung hingegen bezeichnet den Gegensatz einer besondern Art oder Individualität, in dem ein Begriff mit irgend einem andern Begriffe steht, z. B. „Nur vom Edlen (nicht vom Gemeinen) kann das Edle stammen" „Lady, an dem (wohl nicht an andern) ist Eure Kunst verloren". Durch diesen Gegensatz wird der Begriff hervorgehoben; der Redeton hat immer eine stärkere Hebung als der grammatische Ton und wird dadurch in der gesprochenen Rede leicht von dem grammatischen Tone unterschieden. Nicht ebenso leicht wird in der schriftlichen Darstellung die durch den Redeton bezeichnete Hervorhebung der Begriffe von der mit der grammatischen Form gegebenen Hervorhebung unterschieden; die Stilistik muß darum die logische nnd die grammatische Wortstellung genau unterscheiden, und bei der einen wie bei der andern auch die besondern Verhältnisse näher bezeichnen.

§ 79.

Man kann die besondern Gesetze der grammatischen Wortstellung auf ein allgemeines Gesetz zurückführen und unter dem allgemeinen Ausdrucke zusammenfassen, daß in jedem Satzverhältnisse das in dem logischen Werte untergeordnete Glied mit untergeordnetem Tone vorangeht und das ihm übergeordnete Glied als Träger des Hauptbegriffes mit dem Hauptfone nachfolgt. Wenn in besondern Sprachen die Wortstellung besonderer Verhältnisse von diesem Gesetze abweicht, so tritt das Gesetz in andern Sprachen desto bestimmter hervor, und die Abweichung erscheint als eine durch die Eigenart der Sprache herbeigeführte Ausnahme von dem allgemeinen Gesetze. Der Gegensatz der Betonung und Wortstellung (§ 78) tritt zuerst und in der einfachsten Gestalt hervor, wenn in dem einfachen Satze Subjekt und Prädikat einfache Begriffe sind, und Subjekt und Prädikat sind in dem Satze die Faktoren —

gleichsam äußersten Pole — dieses Gegensatzes, z. B. Der Jubel erschallt. Innerhalb dieses Gegensatzes aber und ihm untergeordnet wiederholt sich der Gegensatz der Betonung und Wortstellung, wenn das Subjekt oder das Prädikat oder beide sich zu einem Satzverhältnisse erweitern, und Betonung und Wortstellung bewegen sich alsdann wie in einer wellenförmigen Linie, aufsteigend von dem untergeordneten Gliede des Subjektes nach dem Hauptworte des Prädikates, z. B. Des Volkes Jubel erschallt durch die ganze Stadt. Hier schreiten Betonung und Wortstellung aufsteigend fort von dem Subjekte zu dem Prädikate, in dem Ausdrucke des Subjektes aber zugleich von Volkes zu Jubel, und ebenso in dem Ausdrucke des Prädikates von erschallt zu ganze Stadt, so daß Volkes und Stadt die äußersten Punkte der aufsteigenden Linie bezeichnen. Die in dieser Weise aufsteigende Betonung und Wortstellung ist der vollkommenste Ausdruck für die logische Form des ganzen Gedankens und giebt zugleich dem Satze eine schöne rhythmische Form. Nun geschieht es aber oft, daß in demselben Satzverhältnisse zwei oder mehr Attribute oder Objekte stehen, oder daß ein Attribut oder ein Objekt wieder zu einem Satzverhältnisse und ein Glied dieses Satzverhältnisses abermals zu einem Satzverhältnisse erweitert, oder daß ein Attribut oder Objekt durch einen Nebensatz ausgedrückt und diesem Nebensatze wieder ein anderer Nebensatz untergeordnet wird, z. B.

> Die Hinterseite des Hauses hatte aus dem obern Stocke eine sehr angenehme Aussicht über eine beinahe unübersehbare Fläche von Nachbargärten, die sich bis an die Stadtmauern verbreiteten. Goethe. — Es traf sich, daß der Kurfürst von Sachsen auf die Einladung des Grafen von Köllheim, der damals an der Grenze von Sachsen beträchtliche Besitzungen hatte, in Gesellschaft des Kämmerers Herrn Kunz und seiner Gemahlin, Tochter des Grafen, zu einem großen Hirschjagen, das man, um ihn zu erheitern, angestellt hatte, noch dahin gereist war, dergestalt, daß unter dem Dache bewimpelter Zelte, die quer über die Straße auf einem Hügel erbaut waren, die ganze Gesellschaft, vom Staub der Jagd noch bedeckt, unter dem Schalle einer heitern Musik, von Pagen bedient, an der Tafel saß. H. v. Kleist.

In solchen Sätzen wird die Unterordnung der besondern Gegensätze unter einander und unter den Hauptgegensatz des Subjektes und Prädikates, und somit die logische Form des Gedankens, oft nur mit Mühe erkannt, und die rhythmische Form des Satzes wird leicht, wie in dem letzteren Beispiele, fehlerhaft. Sätze mit vielfach zusammengesetzten Satzverhältnissen vertragen sich daher an sich schon nicht immer mit der

Schönheit des Stiles, sie werden aber zwiefach fehlerhaft, wenn die dem logischen Werte entsprechende Unterordnung der Attribute oder Objekte nicht genau durch die Wortstellung bezeichnet ist.

Die deutsche Sprache läßt in der grammatischen Wortstellung das Objekt immer dem flektierten Verb nachfolgen; sie unterscheidet sich aber von den romanischen Sprachen dadurch, daß sie das Objekt, wenn das Verb mit einem Hilfsverb verbunden ist, dem Infinitiv oder Partizip, und wenn es mit einer trennbaren Präposition zusammengesetzt ist, der Präposition vorangehen läßt, z. B. „Ich habe den Kometen gesehen“ „Ich will einen Freund besuchen“ „Er redete den Fremden an“. Wenn nun bei solchen Formen des Verbs von dem Prädikate die Rede ist, so ist hier damit nicht das flektierte Verb, sondern immer das Partizip, der Infinitiv oder die trennbare Präposition als der eigentliche Ausdruck des Begriffes gemeint. In dem objektiven Satzverhältnisse werden oft sehr mannigfaltige Objekte mit dem Prädikate verbunden, und die Wortstellung wird fehlerhaft, wenn die Objekte nicht in der ihrem logischen Werte entsprechenden Ordnung auf einander folgen und besonders das Hauptobjekt mit dem Haupttone nicht die letzte Stelle einnimmt. Man muß darum genau auf die Rangordnung der Objekte achten. Diese Rangordnung hängt teils von den Wortarten, teils von den besondern Beziehungsformen der Objekte ab: Formwörter, z. B. die Pronomen, sind immer den Begriffswörtern und die Objekte des Individuums den Objekten der Art untergeordnet; ferner sind die adverbialen Objekte des Zeit- und Raumverhältnisses und des kausalen Verhältnisses den ergänzenden Objekten, der Kasus der Person dem Sachkasus, der Akkusativ dem Faktitiv (der ergänzenden Wirkung), und dem Objekte eines ergänzenden Raumverhältnisses alle andern Objekte untergeordnet. Die Grammatik hat besonders in Bezug auf die Wortstellung diese Rangordnung der Objekte genau bezeichnet.[1]) In den romanischen Sprachen wird die logische Unterordnung der Objekte durch die Wortstellung nicht auf dieselbe Weise und nicht ebenso genau bezeichnet, als in der deutschen Sprache, und bei denen, welche früh und viel mit der französischen Sprache verkehrt haben, giebt sich eine Trübung ihres Sprachgefühls besonders in fehlerhaften Stellungen der Objekte zu erkennen. Aber sei es, daß die Schreibenden die Gesetze der deutschen Wortstellung nicht hinlänglich kennen, oder daß sie der richtigen Anwendung derselben zu wenig Aufmerksamkeit schenken, unter den Fehlern der Wortstellung sind die fehlerhaften Stellungen der Objekte diejenigen, welche am häufigsten vorkommen, z. B.

---

[1]) S. Ausführl. Grammat. § 255 u. 288.

Herr B. beabsichtigt noch ein Konzert vor seiner beabsichtigten Kunstreise zu geben (statt: vor seiner Reise noch ein Konzert zu geben). — Eine Aushöhlung, welche vollkommen als Bett einem Menschen dienen kann (statt: einem Menschen als Bett dienen kann). — Polykarpus hatte die Stadt verlassen und sich auf das Land begeben mit seinem treuen Jünger Crescentius. — Sein liederliches Leben hatte ihn in Verruf bei seinen Kunden gebracht. — Die Indigopflanze bedarf eines etwas sandigen nicht zu magern Bodens und der Bewässerung einmal in vierzehn Tagen. — Ich ließ aus meinem Manuskript eine saubere Abschrift durch unsern Schreibenden anfertigen, die ich dann meinem Vater überreichte. Goethe. — Über den Hohlweg hatte man eine hölzerne Rinne geführt, die das nötige Wasser einer jenseits stehenden Mühle zuführte. G.

Das Objekt geht, wenn es auf ein Adjektiv bezogen wird, demselben in der grammatischen Wortstellung voran, z. B. des Weges kundig, gegen seine Freunde gefällig. Nur wenn das Objekt besonders hervorgehoben werden soll, läßt man es dem Adjektiv nachfolgen, z. B. „Er trat zum Grafen, rasch zur That und offen des Verführers Rat“. Schiller.

Es ist sehr anstößig, wenn man in dem objektiven Satzverhältnisse Formwörter den Begriffswörtern nachfolgen läßt, z. B.

Grundes genug, für eine heilige Handlung sie zu halten. Harms. — Christen, die aus eigner Erkenntnis es sind. Ders. — Daß sie mit gebührender Andacht es feiern. Ders. — Daß die Nachkommen Abrahams von den übrigen Völkern sich absonderten. Ders. — Ihr habet geringer von Euch gedacht. Ders. — Wer das Amt hat, muß in der Kirche um die Kirche jetzt kämpfen. Ders. — Daß sie für Christenbrüder uns nicht ansehen. Ders.

Es ist insbesondere anstößig, wenn die Formwörter ganz am Ende des Satzes stehen, z. B.

Das ewige Leben, das mit dem Glauben empfangen und schon angefangen wird hier. Harms. — Das ist das Verhältnis der Konfirmation zu dem christlichen Leben, wie dasselbe sich gestaltet nach ihr. Ders. — Deshalb ist es so weit gekommen mit uns. Ders.

Auch ist besonders darauf zu achten, daß die Zeitadverbien und die Adverbien des Modus, wie nicht, gewiß dem Hauptbegriffe des Prädikates vorangehen müssen, und es ist immer anstößig, wenn man sie dem Hauptbegriffe nachfolgen läßt, z. B.

Eine Kirche, die das leistet, kann durch und durch verderbt nimmer

sein. Harms. — Sein Herz bleibt ohne Rührung nicht. Ders. — Sie sind von gestern nicht. Ders. — Wir sehen die Trennung für ein Glück nicht an. Ders. — Es kann ein schreckliches Unglück nicht sein. Ders. — Christliche Vorschrift doch nur ist dieses. Ders. — Wenn die Kirche sich ihren Stand bewahrte nicht nur, sondern auch für die Zukunft sicherte. Ders.

Insbesondere muß nicht immer dem verneinten Begriffe unmittelbar vorangehen. Es ist darum fehlerhaft:

Der Gendarm erklärte die Papiere nicht für (statt: für nicht) hinreichend. — Man wird nicht nur finden, daß das Museum im ganzen dasselbe geblieben, sondern daß es auch seinen Abonnenten der genußreichen Abende recht viele geboten hat, und daß u. s. w. (statt: Man wird finden, daß das Museum nicht nur .... sondern).

§ 80.

Die Stellung des attributiven Genitivs fordert besonders darum eine nähere Betrachtung, weil in der deutschen Schriftsprache erst in der neuern Zeit eine Stellung des Genitivs Eingang gefunden hat, die wider die allgemeinen Gesetze der deutschen Wortstellung streitet und früher der Sprache fremd war. Der attributive Genitiv ist entweder ein Attribut der Art, z. B. Der Gesang der Vögel, die Nester der Schwalben, oder ein Attribut des Individuums, z. B. Meines Bruders Haus, Alexanders Pferd (§ 65). Der prädikative Genitiv, z. B. Ein Knabe böser Art, Worte des Friedens, und der partitive Genitiv, z. B. Mehrere der Zuhörer, sind ihrer Natur nach Attribute der Art, dagegen sind der possessive Genitiv und der Genitiv der Verwandtschaft ihrer Natur nach Attribute des Individuums, z. B. Des Pfarrers Haus, und: Meines Bruders Sohn, des Pachters Knecht. Der Genitiv des Subjektes ist, je nachdem er eine ganze Art von Dingen oder nur ein Individuum ausdrückt, Attribut der Art oder Attribut des Individuums, z. B. Die Gunst der Großen, Alexanders Zug nach Indien. Dasselbe gilt von dem Genitiv des Objektes, z. B. Die Verehrung der Bilder, und: die Erziehung des Prinzen. Auch für die grammatische Wortstellung des attributiven Genitivs gilt nun das allgemeine Gesetz, daß in dem Satze und in jedem Satzverhältnisse der Hauptbegriff dem ihm untergeordneten Begriffe nachfolgt (§ 79). Da nämlich in jedem Satzverhältnisse nur ein Artbegriff als Hauptbegriff den grammatischen Ton hat, so folgt, wie in den angeführten Beispielen, in der grammatischen Wortfolge das Attribut der Art mit dem Haupt=

tone dem Beziehungsworte nach, und das Attribut des Individuums geht dem Beziehungsworte mit untergeordnetem Tone voran. Dieses Gesetz tritt in der alt- und mittelhochdeutschen Wortstellung überall sehr bestimmt hervor; insbesondere geht der possessive Genitiv, der Genitiv der Verwandtschaft und auch der Genitiv des Subjektes, wenn er ein Individuum bezeichnet, immer dem Beziehungsworte voran, z. B. druhtînes muater, gotes sun, in gotes henti, des schoenen Sîvrites lîp, daz was Gêrnôtes rât, thia druhtîns ginâda. Nur wenn diese Genitive durch eine Inversion hervorgehoben werden, folgen sie gewöhnlich mit dem Haupttone dem Beziehungsworte nach, z. B. chuninga dero erdô, fone tôde lîchamiu irstân, fone tôde sêlô irwendit werden, sune des tievels. Auch verdient hier bemerkt zu werden, daß im Englischen nur das Attribut des Individuums noch durch den Kasus bezeichnet wird und dann immer dem Beziehungsworte vorangeht, z. B. the King's speech, the queen's sister. Bei Luther hat das Attribut des Individuums gewöhnlich noch dieselbe Wortstellung, z. B.

> Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißet sie nieder. — Das Auge ist des Leibs Liecht. — — Gottes Stuol seiner Füße Schemel.

Daß diese Wortstellung früher die der Volkssprache ganz gewöhnliche war, ersieht man aus vielen Sprichwörtern und manchen stehend gewordenen Ausdrücken, z. B.

> An Gottes Segen ist alles gelegen. — Reichen Mannes Kinder und armen Mannes Rinder werden früh reif. — Des Kaisers Bart. — Des Teufels Küche. — Des Leibes Notdurft. — Gottes Wort. — Christi Himmelfahrt.

Sie hat sich mit der ihr entsprechenden Betonung insbesondere erhalten in vielen durch Zusammenziehung mit einem Attribute des Individuums gebildeten Ortsnamen, wie Klausthal, Grefenstein, Grefenburg, Petershagen, Marienwerder, Marienrode u. m. a. Auch läßt die Volkssprache noch jetzt immer das Attribut des Individuums mit untergeordneter Betonung dem Beziehungsworte vorangehen, z. B. meines Bruders Sohn, des Nachbars Hund, des Pfarrers Knecht, und diese Stellung ist charakteristisch in Hebel's allemannischen Gedichten, z. B. Feldbergs Tochter, 's Gotthards große Bueb, Gottis Gleit, ins Nochbers Hus.

Erst in der neuern Zeit ist die deutsche Schriftsprache, und weil man diese als Norm für die hochdeutsche Sprache ansah, die hochdeutsche Sprache überhaupt von dem ältern Sprachgebrauche abgewichen, und sie läßt jetzt nach der Weise der romanischen Sprachen in

der grammatischen Wortstellung das Attribut des Individuums ebenso wie das Attribut der Art mit dem Hauptton dem Beziehungsworte nachfolgen. So hat bei Lessing das Attribut des Individuums meistens diese Stellung, z. B. zu den Zeiten des Leibnitz, die Vorrede des Leibnitz, die Demonstration des Soner, das Ansehen des Leibnitz, das Dilemma des Soner, ohne Zuthun des Aristoteles, die Grundsätze des Aristoteles, und bei Wieland wird man nicht leicht eine andere Stellung finden. Klopstock stellt es geradezu als ein Gesetz der deutschen Wortstellung auf, daß der attributive Genitiv seinem Beziehungsworte immer nachfolgen müsse, und nach ihm sollte nur den Dichtern als poetische Freiheit gestattet sein, den Genitiv vorangehen zu lassen. Nun haben zwar die Dichter, geleitet von einem richtigen Sprachgefühle, meistens die ältere Stellung des attributiven Genitivs beibehalten, aber bei den Prosaikern ist die neuere Wortstellung überall vorherrschend geworden.

Die Aufnahme, welche diese höchst sonderbare Neuerung in der deutschen Schriftsprache gefunden, läßt sich wohl nur aus dem Verkehr mit der französischen Sprache erklären. Wir haben soeben gesehen, welche Bewandtnis es mit ihrer historischen Berechtigung habe, und ihr Verhältnis zu der Schönheit des Stiles ist keineswegs geeignet, die Ansprüche auf deutsches Bürgerrecht zu unterstützen. Wenn man sagt: Worte des Trostes, die Kleidung der Bergleute, der Mangel des baren Geldes, die Menge der Käufer, so wird der Hauptbegriff Trost, Bergleute u. s. w. durch die Wortstellung und Betonung hervorgehoben, und die Ausdrücke sind der logischen Form der Begriffe entsprechend. Wenn man aber sagt: die Thronrede des Königs, der Bart des Kaisers, der Segen Gottes, der Freund meines Bruders, der Kern des Pudels, so wird der untergeordnete Begriff König, Kaiser u. s. w. durch Wortstellung und Betonung als Hauptbegriff dargestellt, und die Ausdrücke sind nur dann genau entsprechende Ausdrücke der logischen Form, wenn man sagt: des Königs Thronrede, des Kaisers Bart, Gottes Segen, meines Bruders Freund, des Pudels Kern. Dadurch, daß wir in der grammatischen Wortstellung das Attribut des Individuums vorangehen lassen, sind wir zugleich in stand gesetzt, eine besondere Hervorhebung des Attributes durch die Umstellung (Inversion) zu bezeichnen, z. B.

Es war nur noch Platz für das Bild eines Kaisers übrig. Goethe. — War die Krönung Franz des Ersten nicht so prächtig, wie jene Karls des Siebenten, so wurde sie doch durch die Gegenwart der Kaiserin Maria Theresia verherrlicht, deren Schönheit einen ebenso großen Eindruck auf die Männer machte, als

die würdige Gestalt Karls des Siebenten auf die Frauen. Derselbe.

Man läßt daher das Attribut des Individuums gewöhnlich auch nachfolgen, wenn es durch einen nachfolgenden Adjektivsatz hervorgehoben wird, z. B. Die Ankunft des Pfarrers, den wir sehr verehren. Dieser Vorteil geht verloren, wenn man es als die Regel annimmt, daß auch das Attribut des Individuums in der grammatischen Wortstellung nachfolgen müsse. Man sieht nach dieser Voraussetzung jede Wortstellung mit vorangehendem Genitiv als eine Inversion an, und macht von ihr sowohl Gebrauch, wenn der Genitiv, als wenn das Beziehungswort hervorgehoben werden soll, z. B.

Das Richterschwert, womit der Mann sich ziert, verhaßt ist's in der Frauen Hand. Schiller. — und: Ihr nennt Euch fremd in Englands Reichsgesetzen, in Englands Unglück seid Ihr sehr bewandert. Ders.

Da diese Inversion nicht unterscheidet, ob, wie in dem ersteren Beispiele das Attribut, oder, wie in dem letzteren das Beziehungswort hervorgehoben werden soll, so hat sie eigentlich keine Bedeutung. Eine eigentliche Inversion kann nur stattfinden, wenn ein Attribut des Individuums hervorgehoben werden soll, z. B.

Find' ich ihn (den Befreier) in dem Neffen meines Kerkermeisters? Schiller. — Auf das Zeugnis meiner Hausbedienten verdammt man mich? Ders.

Eine Hervorhebung des Attributes der Art oder des Beziehungswortes kann nicht durch eine Inversion, sondern nur durch den Redeton bezeichnet werden. Es ist nach allem dem als eine nicht zu rechtfertigende Neuerung anzusehen, wenn die deutsche Schriftsprache nach der Weise der französischen Sprache in der Wortstellung das Attribut des Individuums nicht von dem Attribute der Art unterscheidet und eine Darstellungsform aufgiebt, die aus dem innersten Leben der deutschen Sprache hervorgegangen ist.

Nur der Genitiv des Objektes folgt, weil er aus einem objektiven Satzverhältnisse hervorgegangen ist, auch dann, wenn er ein Attribut des Individuums ausdrückt, immer dem Beziehungsworte nach, z. B. der Verkauf des Hauses, die Beschreibung des Gartens, die Erziehung des Prinzen, und man sagt nicht wohl: des Hauses Verkauf, des Gartens Beschreibung. Auch wird dieses Beziehungsverhältnis nur dann durch einen Genitiv bezeichnet, wenn das Beziehungswort das Abstraktum eines transitiven Verbs ist, wie in den eben angeführten Beispielen: in allen andern Fällen wird es durch eine Präposition bezeichnet, z. B. der Gedanke an Gott, der Durst

nach Ruhm, und es verdient bemerkt zu werden, daß man bei diesem Beziehungsverhältnisse nicht wohl statt des Genitivs ein Possessivpronomen braucht. Man sagt nicht wohl „Das Haus und sein Verkauf macht mir Sorge“ „Er spricht von dem Prinzen und seiner Erziehung“. Die deutsche Sprache unterscheidet so durch die Wortstellung insbesondere den Genitiv des Objektes von dem Genitiv des Subjektes, z. B. „Die Wahl eines Kleides“ und „Sie war des Vaters Wahl.“ Sch. „Die Erfindung der Buchdruckerkunst“ und „Guttenbergs Erfindung“ „Das Lob der Einsamkeit“ und „Des Rezensenten Lob“. Anhäufungen substantivischer Attribute entstehen meistens nur dadurch, daß neben dem Attribute des Subjektes auch ein oder mehrere Atttribute des Objektes stehen. Solche Anhäufungen sind nun höchst anstößig, wenn beide Attribute dem Beziehungsworte nachfolgend durch den Genitiv ausgedrückt werden, z. B. „Eine Denkschrift über die Übernahme der Garantie des Staates für die zu errichtenden Rentenbanken“ (statt: über des Staates Übernahme der Garantie u. s. w., oder noch besser: über die von dem Staate zu übernehmende Garantie der Rentenbanken). Es kommt indessen nicht leicht vor, daß in dieser Weise zwei Genitive zusammengestellt werden; desto öfter läßt man aber das durch eine Präposition bezeichnete Attribut des Objektes und zugleich den Genitiv des Subjektes dem Beziehungsworte nachfolgen, und es entstehen dadurch, daß man auch den Genitiv des Subjektes dem Beziehungsworte nachfolgen läßt, besonders wenn mit dem Attribute des Objektes noch ein Genitiv verbunden wird, anstößige Anhäufungen substantivischer Attribute, z. B. der Einzug des Gesandten in das Schloß des Königs, der Bericht des Gesandten über die Gesinnung des Prinzen. Wenn man in diesen Beispielen dem Genitiv des Subjektes die richtige Stellung giebt, z. B. des Gesandten Einzug in des Königs Schloß, des Gesandten Bericht über des Prinzen Gesinnung, und die Ausdrücke vergleicht, so wird der Unterschied sogleich sehr fühlbar. Nicht anstößig ist es, wenn Genitive verschiedener Form aufeinander folgen, z. B. ein Beweis der Befangenheit des Verfassers u. ähnl. Vielfach ist auch die Umschreibung des einen Genitivs durch die Präposition von ein geeignetes Mittel zur Vermeidung zu vieler Genitivformen, z. B. die Nachricht von der Ankunft des Onkels, die Geschichte von der Erbauung der Stadt u. s. w. Mit Unrecht wird diese Umschreibung von einzelnen Grammatikern (wie z. B. von Andresen) als unstatthaft bezeichnet. Unser deutsches Volk spricht noch heute so, und die besten Dichter gebrauchen diese volksmäßige Form. So sagt z. B. Goethe: „Ich kenne ganz den Wert von deinen Gaben“ u. ähnl. Es ist das eine Art Kindersyntax, die

namentlich dem Dichter, wie überhaupt der einfachen Sprache der Natur recht wohl ansteht. — Auch ist es fehlerhaft, das Objekt eines attributiven Adjektivs dem Substantiv nachfolgen zu lassen und ihm so die Stellung eines Attributes zu geben, z. B. „Der Justizrath B. soll für den neu gestifteten Lehrstuhl des rheinischen Rechtes an der Bonner Universität berufen worden sein" statt: für den an der Bonner Universität neu gestifteten Lehrstuhl.

Es ist endlich noch in Bezug auf die rhythmische Schönheit der Darstellung zu bemerken, daß wir bei der richtigen Stellung des Genitivs oft den zu häufigen Gebrauch des Artikels vermeiden, der den Ausdruck schleppend macht. Man vergleiche z. B. „der Bart des Kaisers" und „des Kaisers Bart" „die Rede des Königs" und „des Königs Rede" „der Kern des Pudels" und „des Pudels Kern".

§ 81.

Mehr noch als die grammatische Wortstellung fordert die Inversion (inversio, d. i. Umstellung, gr. *ὑπέρβατον*) der Wortstellung hier eine nähere Betrachtung. Die Fehler der grammatischen Wortstellung haben meistens ihren Grund in der Nachlässigkeit des Stilisten, der die grammatische Rangordnung der Glieder nicht genau unterscheidet, Fehler der logischen Wortstellung haben ebenfalls sehr oft ihren Grund nur darin, daß der Schriftsteller bei Inversionen der logischen Form, weil sie in der gesprochenen Rede hinlänglich durch den Redeton ausgedrückt werden, nicht darauf achtet, sie in der geschriebenen Rede durch die Wortstellung zu bezeichnen; noch öfter wird aber die Wortstellung dadurch fehlerhaft, daß Schriftsteller nicht auf die eigentliche Bedeutung der Inversion achten, und um nur dem Ausdrucke den Schein des Ungemeinen und der Neuheit zu geben, oder auch um des Versmaßes und des Reimes willen, von Inversionen auch da Gebrauch machen, wo kein durch den Redeton hervorgehobener Gegensatz stattfindet, z. B.

Entgegen eilten wir dem Feind. Lavater. — Traurig den Bach sah' ich hinab. Herder. — Also vom Bach der Greis erstand. Herder. — O wie war glücklich ich! Klopstock.

Fehler der grammatischen Wortstellung sind, weil die logische Form des Gedankens aus der grammatischen Form des Satzes verstanden wird, für den Leser weniger anstößig; bei den Fehlern der logischen Wortstellung hingegen wird die logische Form des Gedankens eine andere, und der dargestellte Gedanke ist nicht mehr derselbe Gedanke, den man darstellen wollte. Es ist ein besonderer Vorzug der deutschen Sprache, daß sie im stande ist, die von der grammatischen Form abweichenden

Verhältnisse der logischen Form genauer und mit größerer Freiheit als andere Sprachen durch Inversionen zu bezeichnen und dadurch dem Ausdrucke der Gedanken größere Klarheit und Lebendigkeit zu geben; die Schönheit des deutschen Stiles hängt darum vorzüglich von dem richtigen Gebrauche der Inversionen ab.

Für die logische Wortstellung gilt im allgemeinen dasselbe Gesetz, welches wir als das Gesetz der grammatischen Wortstellung erkannt haben: man läßt in dem ganzen Satze und in jedem Satzverhältnisse dasjenige Glied, welches in der logischen Form hervorgehoben und durch den Redeton als der Träger des Hauptbegriffes bezeichnet wird, in invertierter Wortstellung den andern Gliedern nachfolgen, z. B. Es wanken ganze Regimenter; das Wort Gottes. Die Inversion kann jedoch in dieser Weise nur dann stattfinden, wenn die logische Form und der Redeton ein Glied hervorhebt, das nach der grammatischen Form untergeordneten logischen Wert hat. Wenn ein Glied, welches durch einen besondern Gegensatz in der logischen Form hervorgehoben wird, schon vermöge der grammatischen Form der Träger des Hauptbegriffes ist, so wird die Hervorhebung zwar schon durch den Redeton bezeichnet, aber die Sprache bezeichnet auch in diesem Falle die Hervorhebung sehr oft durch eine Inversion, nämlich durch eine Wortstellung, welche mit der grammatischen Wortstellung im Gegensatze steht, und in dieser Weise wird besonders das Prädikat oder auch das Haupobjekt sehr oft an die Spitze des Satzes gestellt, z. B.

> Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst. — Beistehen sollen sie mir in meinen Planen. — Auf solche Botschaft war ich längst gefaßt. — Errungen, früh errungen hat er seine Palme, der treue Streiter.

Der Stil muß auf den richtigen Gebrauch dieser Inversion um so mehr achten, da die Hervorhebung in der Schriftsprache nicht durch den Redeton bezeichnet wird.

Der richtige Gebrauch der Inversion ist für die Darstellung der Gedanken besonders darum von großer Wichtigkeit, weil die Inversion wie der Redeton, immer einen Gegensatz bezeichnet und in dem Gegensatze ein Gedanke liegt, der als der eigentliche Inhalt des Satzes anzusehen ist. Wenn das grammatische Subjekt durch den Redeton hervorgehoben wird, z. B. „Ein Wrangel hat mir viel Böses zugefügt“, so ist es nicht mehr das logische Subjekt (das Ding, von dem eigentlich gesprochen wird), sondern Prädikat (das eigentlich Prädizierte). Ebenso ist das durch den Redeton hervorgehobene Objekt das eigentlich Prädizierte, z. B. „Nur die Richter verwerfe ich“. Die Sprache verändert daher sehr oft, um die grammatische Form mit der logischen

Form in Übereinstimmung zu setzen, die ganze grammatische Form des Satzes und stellt den hervorzuhebenden Begriff als das Prädikat eines Hauptsatzes dar, mit dem das grammatische Prädikat in einem Nebensatze verbunden wird, z. B.

Ein Wrangel war's, der mir viel Böses zugefügt. Schiller. — Die Richter sind es nur, die ich verwerfe. Ders. — Nur durch vielfache Bemühungen brachte man es dahin, daß ich das Licht erblickte. Goethe.

Die deutsche Sprache macht von dieser Form der Inversion nur dann Gebrauch, wenn das Prädikat des Hauptsatzes, wie in den angeführten Beispielen, durch den Nominativ ausgedrückt werden kann. Die französische und die englische Sprache machen, weil ihnen die uns gewöhnlichen Formen der Inversion nicht geläufig sind, von dieser Form einen freiern Gebrauch und stellen auch das Adverb und das mit einer Präposition verbundene Objekt als Prädikat des Hauptsatzes dar, z. B. „C'est ici oder c'est à Paris, que vous me trouverez" — It was not before yesterday, that he arrived." Es ist aber fehlerhaft, wenn solche Formen ins Deutsche übertragen werden, z. B.

Hier war es, wo er, ohne der Umstehenden zu achten, die Ohnmächtige mit den zärtlichsten Namen rief u. s. w. — Es war vor den Augen des ganzen Heeres, daß ein berühmter tscherkessischer Parteigänger sich in einen Zweikampf zu Roß und mit einem Feuergewehr mit Wereskin einließ. — In einem solchen Kreise war es, daß ich mit ihm zusammentraf. Allg. Zeit. — Es ist erst seit wenigen Jahren, daß man von den heitern Thalgeländen des Inn und den milden Obstgärten der Etsch, an der Spree und Isar mehr Kenntnis nimmt, als von einer klippenlosen Insel der Südsee. Allgem. Zeit.

Oft wird das Zeitverhältnis des Prädikates dadurch hervorgehoben, daß die Zeitbestimmung durch einen Hauptsatz und der eigentliche Gedanke durch einen nachfolgenden Adverbialsatz ausgedrückt wird, z. B.

Sie waren kaum abgereist, als ein Kurier mit einer eiligen Sendung ankam. Tieck. — Ich mochte zwölf Jahre alt sein, meine Lehrer und meine Eltern waren mit mir zufrieden, als ein böser Geist sein Unkraut unter den aufwachsenden Weizen säete. Tieck. — Es war völlig finster geworden, als der junge Reisende zurückkehrte. Tieck.

Es ist aber sehr zu tadeln, wenn belletristische Schriftsteller diese Form der Darstellung schon darum, weil sie nicht die gewöhnliche ist, als eine Zierde der Darstellung ansehen oder von ihr, weil sie ihnen Gelegenheit giebt einen schönen Sonnenaufgang oder eine schöne Mond-

nacht zu beschreiben, auch da Gebrauch machen, wo der Gedanke durchaus keine Hervorhebung der Zeitbestimmung fordert, z. B.

Ein milder Juliabend hatte seinen Frieden über das freundliche Dörfchen ausgebreitet, die drückende Schwüle des Nachmittags war durch einen Gewitterregen abgekühlt, und auf Blumen und Blättern glänzten die durchsichtigen Regentropfen wie Diamanten im Widerscheine der scheidenden Abendsonne und erfüllten die Luft mit den köstlichsten Wohlgerüchen, und das Geklingel der heimkehrenden Herde vereinte sich mit dem Läuten der Abendglocke, die mit ernsten und weichen Tönen die Dörfler zum frommen Gebete einlud, als in dem hübschen, zierlichen Garten des Pfarrhauses, das recht altersgrau und ehrwürdig zwischen einem Kranze grüner Linden hervorschaute, die neunzehnjährige Anna, des Pfarrers einzige Tochter, in einer duftenden Jasminlaube saß. — Die strahlende Tagesgöttin war zu Grabe gegangen, die Wolken breiteten den mit Sternenblumen besäten Mantel über ihren Sarg aus, schwach leuchtete der Mond an dem hohen weiten Dome, als zwei ärmlich gekleidete Frauen, in Mäntel von gestreiftem Zeuge gehüllt, ihre Wohnung verließen.

Es ist schon bemerkt worden, daß auch die Passivform meistens keine andere Bedeutung hat, als daß sie, wie die eben bezeichneten Formen, eine Hervorhebung des logischen Subjekts ausdrückt und zugleich die grammatische Form des Satzes mit der logischen Form des Gedankens in Übereinstimmung setzt, indem sie das logische Subjekt als ein Objekt unter das Prädikat stellt (§ 15), z. B.

In dieser Ruhe wird der Bürger durch den Satiriker, der Autor durch den Kritiker gestört. Goethe. — Der Bube war des Vogts; von Eurer Obrigkeit war er gesendet. Schiller. — Verlassen ist er schon von Zwanzigtausend. Ders. — Meine Seele wird schon lang von trüben Ahndungen geängstigt. Ders.

Der Gebrauch des Passivs ist auf fühlbare Weise fehlerhaft in folgender Stelle:

Ein Schloß mit weitläufigen Zimmern, in deren einem einst auf Stroh eine alte kranke Frau, die sich bettelnd vor der Thür eingefunden hatte, von der Hausfrau aus Mitleiden gebettet worden war. v. Kleist.

Wir ersehen hieraus, daß es in Bezug auf den Stil keineswegs gleichgiltig ist, ob man die Aktivform oder die Passivform gebrauche. — Das Subjekt wird ohne Veränderung der grammatischen Form dadurch her=

vorgehoben, daß man ihm die Wortstellung eines Objektes in dem Prädikate giebt, z. B.

Euch mangelt alles, was das Leben schmückt. — Es sind so manche Zweifel noch zu lösen.

Dabei ist zu bemerken, daß das Subjekt, wenn mit dem Prädikate ein oder mehrere Objekte verbunden sind, gewöhnlich den Objekten nachfolgend die Stelle des Hauptobjektes einnimmt, z. B.

Es sitzen neben Euch noch edle Männer. — Es kann uns allen Gleiches ja begegnen;

und es ist dann fehlerhaft, das Subjekt den Objekten vorangehen zu lassen, z. B.

Eine neue Epoche beginnt in der Weltgeschichte. — Eigene Organe sollen zu diesem Zwecke an mehreren Orten gebildet werden (statt: Es beginnt in der Weltgeschichte eine neue Epoche. Es sollen zu diesem Zwecke an mehreren Orten eigene Organe gebildet werden).

Das Prädikat kann, weil es schon in der grammatischen Wortstellung am Ende des Satzes steht, nur dadurch hervorgehoben werden, daß es an die Spitze des Satzes gestellt wird, z. B.

Sklaven sind wir in den eignen Sitzen. — Ertragen muß man, was der Himmel sendet.

Auch das mit dem Prädikate verbundene Objekt wird auf dieselbe Weise hervorgehoben, z. B.

Maria Stuart hat kein Glücklicher beschützt.

Diese Stellung des Objektes findet jedoch nicht wohl statt, wenn der Ausdruck des Objektes einen sehr großen Umfang hat, und sie wird besonders sehr anstößig, wenn mit dem Objekte mehrere Nebensätze verbunden sind, z. B.

Einen sprechenderen Beleg für die Richtigkeit der Wahrnehmung, daß unser Volk die Welt der Poesie längst aus dem Gesichtskreis verloren, als die Thatsache, daß in dem vorzugsweise so genannten ästhetischen Berlin ein Drama, welches den Stempel künstlerischer Vollendung an sich trägt „Werders Entdeckung der neuen Welt" zum zweiten und dritten Male bei fast leerem Hause gegeben ist, während jedesmal die Versammelten dem Dichter mit begeistertem Hervorrufe lohnten, können Sie nicht fordern.

Wenn das Verb mit einem Hilfsverb verbunden oder mit einer trennbaren Präposition zusammengesetzt ist, wird das Objekt dadurch hervorgehoben, daß es dem Particip oder Infinitiv oder der trennbaren Präposition nachfolgt, z. B.

Muß ich fallen in des Feindes Hand? — Ich habe still ge-

schwiegen zu allen schweren Thaten. — Ich kann nicht steuern gegen Sturm und Wind. — Laß ab von dem thörichten Beginnen.

Die alt- und mittelhochdeutsche Sprache ließ auch in der grammatischen Wortstellung häufig das Objekt dem Partizip, dem Infinitiv und der trennbaren Präposition nachfolgen, und diese Wortstellung ist Luthern noch sehr geläufig, z. B.

Dieweil du hast gehorchet der Stimme deines Weibes und gessen von dem Baum. — Alsdann will ich gedenken an meinen Bund.

Aber der gegenwärtige Sprachgebrauch gestattet diese Stellung nur als eine Inversion, wenn das Objekt mit besonderm Nachdrucke hervorgehoben werden soll. Es ist darum sehr zu tadeln und erinnert auf widrige Weise an das gemeine Judendeutsch, wenn Kanzelredner, um nur der Rede den Schein feierlicher Würde zu geben, von dieser Wortstellung auch da Gebrauch machen, wo keine Hervorhebung des Objektes zu bezeichnen ist, z. B.

Da wurden sie sehr betrübt ob der Rede des Königs. — Da ward er sehr bekümmert in seinem Herzen. — Nachdem er den Herrn gesehen von dem Maulbeerbaum. — Wo mag er hinwandeln jeglichen Morgen? — Er wird nicht ablassen von seinem Wesen. — Sie schritten fröhlich einher an ihren Wanderstäben. — Lasset uns vernehmen des Volkes Stimme. — Nun reißet ab die güldenen Ohrringe. — Da ward der Feldherr tief bewegt in seinem Innern. — Der Jerusalem verlassen hatte um der Sünden seines Volkes willen. — Sollen wir nicht zuvor das Heiligtum reinigen von dem Greuel der Götzen und den Altar herstellen nach Ordnung des Gesetzes und darnach ausziehn gegen die Fremden? — Als er nun angekommen war in Persien. — Da gebot ihm der Mann Gottes, herniederzugehen zu dem Born. — Er lässet seine Strafe ergehen über ein Land, das verderbet ist in seinen Augen.

Ein grammatisch untergeordnetes Objekt wird dadurch hervorgehoben, daß es den andern Objekten nachfolgend die Stelle des Hauptobjektes einnimmt, z. B.

Er drückt des Kaisers Länder mit des Kaisers Heer. Schiller. — Was hab' ich Neues nicht und Unerhörtes in dieser kurzen Gegenwart gesehn? Ders.

Auf nachdrücklichere Weise wird ein grammatisch untergeordnetes Objekt

dadurch hervorgehoben, daß es an die Spitze des Satzes gestellt wird, z. B.

Dem Friedlichen gewährt man gern den Frieden.

Sehr oft wird ein Formwort, das nicht den Redeton hat, an die Spitze des Satzes gestellt, z. B.

Mich hat mein Glaube nicht betrogen. — Mir ist das Herz so voll. — Drum sieht er jedes Biedermannes Glück mit scheelen Augen an. — Nun war das lustig anzusehen. — Da kommt eine junge Frau.

Man muß diese Wortstellung von der eigentlichen Inversion unterscheiden, sie findet besonders dann statt, wenn das Subjekt oder ein anderes Glied des Satzes durch den Redeton hervorgehoben wird, z. B.

Da ist der Tell, er führt das Ruder auch. Schiller. — Dich ruft der Herr zu einem andern Geschäft. Ders. — Mich faßt ein Grausen. Ders. — Mir fehlt der Arm, wenn mir die Waffe fehlt. Ders.

Der Gebrauch dieser Wortstellung ist darum keineswegs willkürlich, und der gute Stil muß auf den richtigen Gebrauch derselben auch darum achten, weil durch diese Stellung oft verhütet wird, daß nicht durch die unmittelbare Aufeinanderfolge tonloser Formwörter die rhythmische Form des Satzes fehlerhaft werde.

Besondere Formen der Inversion sind das Hysteron-Proteron (gr. *ὕστερον πρότερον*), bei welchem das Voraufgehende nachgesetzt wird (z. B. Er ist in Rom erzogen und geboren; ihr müßt in fremde Länder ziehen und die Heimat verlassen. — Das Geborenwerden und das Verlassen ist das Frühere, steht aber in beiden Sätzen erst an zweiter Stelle), und die Hypallage (gr. *ὑπαλλαγή*, Verwechslung), welche einzelne zu einander gehörige Satzteile aus ihrer Verbindung löst und in andre Verbindung bringt, z. B.

Samt dem grünenden Korb Maililien hinter dem Ofen (statt: dem Korb grünender Maililien). Voß, Der siebzigste Geburtstag. — Laßt mir den besten Becher Weins in purem Golde reichen (statt: den Becher besten Weins). Goethe, Der Sänger.

§ 82.

Eine besondere Betrachtung fordert in Bezug auf die Darstellung der logischen Form der Gebrauch der Nebensätze und ihre Stellung in dem zusammengesetzten Satze. Wir betrachten jedoch hier zunächst nur diejenigen Nebensätze, welche eigentlich nur Begriffe eines Sub-

jektes, Attributes oder Objektes ausdrücken; wir werden weiter unten auch diejenigen Nebensätze näher betrachten, welche nicht eigentlich Begriffe, sondern logische Verhältnisse der Gedanken bezeichnen.

Wir haben gesehen, daß sehr oft der darzustellende Begriff sich nicht wohl durch ein Begriffswort ausdrücken läßt, und der Begriff dann notwendig durch einen Nebensatz ausgedrückt wird (§ 68). Wir drücken aber sehr oft auch Begriffe, deren Inhalt sich durch ein Begriffswort — ein Adjektiv, Particip oder Abstraktum — darstellen läßt, durch einen Nebensatz aus. Es ist jedoch in diesem Falle keineswegs willkürlich, ob man ein Begriffswort oder einen Nebensatz gebrauche, sondern die logische Form des Gedankens entscheidet, ob man von der einen oder von der andern Form der Darstellung Gebrauch machen soll. Durch den Nebensatz wird, weil er seiner Form nach einen Gedanken ausdrückt und einen größern Umfang hat, immer der logische Wert des Begriffes mehr hervorgehoben, als durch das Begriffswort. Die schöne Darstellung der logischen Form fordert daher, daß man von dem Nebensatze vorzüglich nur dann Gebrauch mache, wenn der logische Wert eines Subjektes, Attributes oder Objektes hervorgehoben wird, z. B.

> Wer besitzt, der lerne entbehren; wer im Glück ist, der lerne den Schmerz. Goethe. — Man kommt oft in den Fall, dasjenige, was wir von andern gehört, mit dem zu verwechseln, was wir wirklich aus eigner anschauender Erfahrung besitzen. Ders. — Er zeigte mir drei Äpfel, die ebenso schön, als groß waren. Ders. — Wir kamen an den Brunnen, der mir so wert war und nun tausendmal werter ist. Ders. — An ihrer Spitze steht der weise Talbot, der des Siegels wahret, und Howard, der des Reiches Flotten führet. Schiller. — Verdienet Ihr, daß man Euch vertraue? Ders.

Man verbessert daher besonders fehlerhafte Anhäufungen von Attributen oder Objekten dadurch, daß man denjenigen Begriff, welcher der Hauptbegriff des Satzverhältnisses ist, in der Form eines Nebensatzes ausdrückt, z. B. „das Bewußtsein, daß man für Leiden dieser Art empfänglich ist“ statt: das Bewußtsein der Empfänglichkeit für Leiden dieser Art (§ 66. 67). Bei diesem Gebrauche der Nebensätze wird die logische Form des Gedankens vollkommener auch in der rhythmischen Form des Satzes ausgeprägt. Da nämlich auch der Nebensatz die Form eines Satzes hat und für sich eine rhythmische Einheit darstellt, die der rhythmischen Einheit des Hauptsatzes zwar untergeordnet, aber durch die Gliederpausen von ihr geschieden ist, so bildet der Nebensatz mit dem Hauptsatze einen bestimmter geschiedenen Gegensatz der Betonung und

dadurch eine vollkommnere rhythmische Form. Den schönsten Rhythmus haben überhaupt diejenigen Sätze, in denen der Nebensatz nicht als Zwischensatz innerhalb des Hauptsatzes steht, sondern, von dem Hauptsatze geschieden, ihm je nach seinem logischen Werte entweder vorangeht oder nachfolgt, z. B.

Daß Ihr sie haßt, das macht sie mir nicht schlechter. Schiller. — Was man Verruchten thut, wird nicht gesegnet. Goethe. — Die That bewährt's, daß sie Wahrheit spricht. Schiller.

Man hat es oft als eine Unvollkommenheit der deutschen Sprache und des deutschen Stiles beklagt, daß wir nicht mit derselben Freiheit, wie die alten Sprachen, von den Partizipialkonstruktionen Gebrauch machen. Hätte man aber den eigentlichen Grund erkannt, warum die deutsche Sprache statt der Partizipialkonstruktion meistens einen Nebensatz gebraucht, so würde man darin mehr einen Vorzug als einen Mangel gefunden haben. Die deutsche Sprache hat ja ebenfalls Partizipien, wie die andern Sprachen, und sie könnte ebenso wie diese, unbeschadet der grammatischen Form, von Partizipialkonstruktionen Gebrauch machen. Aber die Weise der andern Sprachen kann hier nicht als Maßstab für die deutsche Sprache gelten. Die logische Richtung, die in der Entwickelung der deutschen Sprache auf entschiedene Weise vorherrschend ist, fordert, daß besonders die logische Form des Gedankens vollkommner in den Tonverhältnissen des Satzes ausgedrückt werde. Nun ist aber in der Partizipialkonstruktion das Partizip ein Attribut, das gewöhnlich zu einem objektiven Satzverhältnisse erweitert und oft mit mehreren Objekten verbunden ist. Das attributive Satzverhältnis hat alsdann schon darum keine schöne rhythmische Form, weil das Attribut, das nur ein Glied eines Satzverhältnisses ist, auch für sich zu einem Satzverhältnisse erweitert ist. Weniger anstößig ist die Partizipialkonstruktion, wenn mit dem Partizip nur ein Objekt verbunden ist, aber der Mangel einer schönen rhythmischen Form wird sehr fühlbar, wenn mehrere Objekte mit demselben Partizip verbunden oder auch mehrere zu Satzverhältnissen erweiterte Partizipien in beiordnender Verbindung zusammengestellt werden, z. B.

Die Ritter konnten ihre Freude über diesen dem ganzen Handel eine andere Gestalt gebenden Vorfall nicht unterdrücken. H. v. Kleist. — Dabei wurden einige Fragmente der Kriminalverhandlung über diesen schon damals dem Galgen bestimmten und nur durch das Patent, das der Kurfürst erließ, geretteten Kerl angehängt. H. v. Kleist. — In Halle und Rostock konnte sein liebevolles Wesen, sein trefflicher, mit Wärme und Begeisterung gepaarter, mit dem Ernste der Wissenschaft und ohne Frivolität vorschreitender,

aber auch alle irrige, unwissenschaftliche und seichte Behauptungen scharf beleuchtender Vortrag in allen Zuhörern nur auf das wohlthuendste wirken und Früchte tragen. — Es ist dies der neue, gestern aufgestellte und bereits erprobte, in der mechanischen Werkstätte des Herrn D. in O. gefertigte, nach neuer Methode konstruierte Krahn, der u. s. w. — Von dem altersschwachen, griechischen Vicekonsul zu Janina ersucht, hatte der französische Konsul zwei der unlängst vorgegangenen Ermordung eines Islamiten beschuldigte, aber durch nichts überwiesene und auf der Behauptung ihrer Unschuld beharrende Hellenen vor Anwendung der Tortur zu schützen gesucht.

Dazu kommt, daß in der deutschen Wortstellung das attributive Partizip mit untergeordnetem Tone seinem Beziehungsworte vorangeht und den logischen Wert des Attributes nicht ebenso, wie ein nachfolgender Adjektivsatz, hervorhebt. Bei den Partizipialkonstruktionen ist immer der Mangel einer schönen rhythmischen Form mehr oder weniger fühlbar: das Tonverhältnis wird vollends unleidlich, wenn das Partizip mit einem Hilfsverb zusammengesetzt ist, z. B.

Es wurden die das Gesagte bezwecken sollenden Arbeiten vorgenommen. — Eine von Neapel zu erwarten sein sollende Anzahl politischer Flüchtlinge. — Ich gebe meinen geehrten Abnehmern die Versicherung, daß meine Cigarren ebenso wenig den nur einigermaßen das Rauchen vertragen könnenden Herren schaden, und so leicht sind, als nur die aus dem durch die jetzt alles befördern sollenden Dämpfe angefeuchteten Tabak gefertigten des Herrn K. sein können.

Was eben von dem attributiven Partizip gesagt worden ist, das ist auch auf das adverbiale Partizip anzuwenden. Wenn das Partizip sich zu einem Satzverhältnisse erweitert, das mit mehreren Objekten oder mit einem Objekte zusammengesetzt ist, welches auch für sich zu einem Satzverhältnisse erweitert ist, so wird der Rhythmus immer anstößig. Er wird vollends unerträglich, wenn mit einem auf das Partizip bezogenen Objekte ein Adjektivsatz verbunden wird, z. B.

Von den gegen die volkstümlichen Bestrebungen in Schleswig und Holstein gerichteten Maßregeln des dänischen Staatsregiments berichtend, durch die der offene Brief vom 8. Juli praktische Geltung erhalte, und als Wunden, welche man erst in neuester Zeit der deutschen Nationalität der Herzogtümer geschlagen, die Aufhebung der deutschen Gelehrtenschule zu Hadersleben und die Substituierung einer dänischen, ferner die Errichtung eines dänischen Seminars innerhalb der Grenzen der Herzogtümer, und endlich die

Urlaubsverweigerung für die wiedergewählten Abgeordneten B. und T. aufzählend, bemerkt die Augsburger Allgemeine Zeitung u. s. w.

Weil nun die deutsche Sprache mehr als die andern Sprachen darauf achtet, daß die logische Form der Gedanken sich in schönen Tonverhältnissen des Ausdruckes darstelle, so gebraucht sie statt der Partizipialkonstruktion meistens Nebensätze, die, durch Gliederpausen geschieden, für sich eine rhythmische Einheit darstellen und mit dem Hauptsatze ein schönes rhythmisches Verhältnis bilden. Man vergleiche mit obigem Beispiele folgenden Satz: „Die Ritter konnten ihre Freude über diesen Vorfall, der dem ganzen Handel eine andere Gestalt gab, nicht unterdrücken“. Wenn das Partizip nicht zu einem Satzverhältnisse erweitert ist oder auch ein zu einem Satzverhältnisse erweitertes Partizip in der Form eines verkürzten Satzes seinem Beziehungsworte nachfolgt, so ist die rhythmische Form nicht anstößig und die deutsche Sprache macht in diesen Fällen ebenfalls Gebrauch von der Partizipialkonstruktion. — Was hier von den Partizipialkonstruktionen gesagt worden ist, das ist auch auf den Akkusativ mit dem Infinitiv anzuwenden. Wir haben gesehen, daß diese Form im Altdeutschen ebenso, wie in den klassischen Sprachen gebraucht wurde (§ 72); nachdem aber in der Entwickelung der deutschen Sprache die logische Richtung immer mehr ein entschiedenes Übergewicht erlangt hatte, strebte sie überall, die logische Form der Gedanken in rhythmisch schönen Formen darzustellen, und sie erreicht dieses vollkommner, indem sie statt des Akkusativs mit dem Infinitiv ebenso, wie statt der Partizipialkonstruktion, einen Nebensatz gebraucht.

§ 83.

Man kann die Nebensätze, da sie als Glieder von Satzverhältnissen den Begriff eines Subjektes, Attributes oder Objektes ausdrücken, nach ihrer Bedeutung in Subjektsätze, Attributsätze und Objektsätze unterscheiden und letztere, je nachdem sie ein ergänzendes oder adverbiales Objekt ausdrücken, als Kasussätze oder Adverbialsätze bezeichnen. In dem zusammengesetzten Satze wird die logische Form des Gedankens ebenso durch die Stellung der Nebensätze, wie in dem einfachen Satze durch die Stellung des Subjektes, Attributes und Objektes, auf lebendige Weise dargestellt, und die Schönheit der Darstellung fordert, daß die Stellung der Nebensätze ebenso wie die Stellung der Wörter genau ihrem logischen Werte entspreche. Der logische Wert der Nebensätze wird aber, obgleich er in der mündlichen Rede gewöhnlich sehr genau durch die Betonung bezeichnet wird, in der

schriftlichen Darstellung nicht immer gehörig unterschieden und beachtet, und fehlerhafte Stellungen der Nebensätze gehören zu den gewöhnlichen Fehlern des Stiles. Die Stellung der Nebensätze fordert auch darum eine besondere Aufmerksamkeit, weil fehlerhafte Stellungen immer einen fehlerhaften Rhythmus des zusammengesetzten Satzes zur Folge haben.

Die Subjektsätze haben wie das Subjekt in dem einfachen Satze untergeordneten logischen Wert und stehen in der grammatischen Wortstellung, dem Prädikate vorangehend, an der Spitze des Satzes, z. B.

Daß Ihr sie haßt, das macht sie mir nicht schlechter. Schiller. Was so seltsam erscheinen mag, ist ein gewöhnliches Unglück. Tieck. — Wer König sein will, muß mit königlicher Gewalt zuerst sich selbst beherrschen können. Heinrich Laube, Essex.

Nur wenn das Subjekt als der Hauptbegriff des Satzes hervorgehoben wird, findet eine Inversion statt, und der Subjektsatz folgt dem Hauptsatze nach, z. B.

Dazu kam, daß Cäcilie mit jedem Tage gegen mich kühler wurde. Tieck. — Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären. Schiller.

Weil man nun in dem einfachen Satze die Hervorhebung des Prädikates dadurch bezeichnet, daß man das Prädikat an die Spitze des Satzes stellt, z. B. „unleidlich ist dieser Druck“, so läßt man auch wohl in dem zusammengesetzten Satze, wenn das Prädikat hervorgehoben werden soll, den Subjektsatz nachfolgen, z. B.

Unleidlich ist's, was wir erdulden. Schiller.

Abgesehen davon, daß in diesem Falle die Inversion nicht unterscheidet, ob der Subjektsatz oder das Prädikat hervorgehoben werden soll, macht sie den Rhythmus des Satzes schleppend und ist darum im allgemeinen nicht zu empfehlen.

Der Attributsatz muß, weil er gewöhnlich den Hauptbegriff des attributiven Satzverhältnisses ausdrückt, in der grammatischen Wortstellung seinem Beziehungsworte unmittelbar nachfolgen, z. B.

Solche Herrn, die ihr kleines Hauswesen nicht in Ordnung halten können, sollten nicht über ihre Vorgesetzten so scharfe Mäuler aufthun. Tieck. — Sie machte gegen ihren Mann, dessen Gutmütigkeit sogar polterte, einen entschiedenen Kontrast. Goethe. — Er würde seinen ganzen Tag aufgeopfert haben, wenn er alle die Menschen, die sich ihm zu nähern gedachten, hätte aufnehmen wollen. Ders. — Fröhlich schritt er unter seiner Bürde über die Schwelle, die kein Frauenfuß berühren durfte. Victor Scheffel, Ekkehard. — Aber glauben Sie keinem Wort, das aus ihrem Munde geht. Spielhagen, Problematische Naturen. — In den

schwarzen durchdringenden Augen lag ein Trotz, den kein Elend gebeugt, eine Leidenschaft, welche kein Schicksal gedämpft und erstickt, eine Verachtung, welche keine Macht der Erde gedemütigt zu haben schien. Julius Rodenberg, Die Straßensängerin von London.

Fehlerhaft ist die Stellung des Attributsatzes in folgenden Sätzen:

Es fehlte allerdings nicht an Andeutungen in der Rede des Vorsitzenden, welche etwas derartiges befürchten ließen. — Theodorich war Stifter des ostgotischen Reiches, den die Sage unter dem Namen Dietrich von Bern kennt. Herder. — Lucinde warf einen verstohlnen Blick auf die Mutter, gleichsam ihre Gesinnungen zu erforschen, die in wunderbare Betrachtungen vertieft schien. Musäus. — Der Maler malt Bildnisse zu den billigsten Preisen, deren schlagende Ähnlichkeit im voraus versichert wird. — Bis Polizeibeamte ihn herunternahmen von dem Platze neben dem Landesherrn, zu dem er unfreiwillig erhoben worden war. Fanny Lewald.

Wenn jedoch der Attributsatz mit seinem Beziehungsworte als Hauptobjekt auf ein Verb bezogen wird, welches mit einem Hilfsverb verbunden ist oder mit einer Präposition oder einem andern Worte eine trennbare Zusammensetzung bildet, und das Prädikat untergeordneten Wert und den untergeordneten Ton hat, so hat der Attributsatz gewöhnlich den Hauptbegriff und Hauptton des ganzen Satzes und tritt, dem Infinitiv, dem Partizip oder der trennbaren Präposition nachfolgend, ganz an das Ende des Satzes, z. B.

So hab' ich denn meinen Paß eingebüßt, den ich mir auf keine Weise wieder schaffen kann. Tieck. — Er glaubte ein mutwilliges Lachen zu sehen, das sich aber augenblicklich wieder in ein holdseliges Lächeln auflöste. Tieck. — Dann rückte er mit dem Bekenntnisse heraus, welches er seinem Freunde Freymund schon gethan hatte. Tieck. — Das historisch Interessante fing erst mit Rudolph von Habsburg an, der durch seine Mannheit so großen Verwirrungen ein Ende gemacht. Goethe. — Weiß Gott, ob der gute Platz daran schuld war, den er in der Nähe der Schloßgitterthore dicht an der Straße inne hatte. Jul. Rodenberg, Straßensängerin von London. — In Deutschland hatte Hutten eine hübsche Sammlung von Handschriften und gedruckten Büchern besessen, die er durch Tausch und Kauf zu vermehren beflissen gewesen war. David Friedr. Strauß, Ulrich von Hutten.

Wenn der Nebensatz Attribut eines Subjektes ist, das durch eine

Inversion an die Stelle des Hauptobjektes getreten ist, so giebt man dem Attributsatze unter denselben Verhältnissen dieselbe Stellung, z. B.

Am Abend lauerten mir vier bis fünf Menschen auf, denen ich nur durch List entgangen bin. Tieck. — Es trat ein alter Mann herein, der sich gleich ziemlich vertraut an den Fremden wendete. Tieck. — Allein draußen angekommen war er von dem Menschenstrom ergriffen worden, der aus allen Straßen und Winkeln des Dorfes zu den Festlichkeiten im Schlosse drängte. Robert Prutz, Das Engelchen.

Es ist nun ein sehr häufig vorkommender Fehler, daß bei dem hier bezeichneten Verhältnisse der Infinitiv, das Partizip oder die trennbare Präposition mit untergeordnetem Tone dem Attributsatze nachfolgt oder mit dem Haupttone ihm vorangeht. Beide Stellungen werden immer durch den fühlbaren Mangel einer schönen rhythmischen Form anstößig, z. B.

Das Unternehmen würde Schwierigkeiten, die gar nicht zu beseitigen wären, finden. — In Marseille liefen mehr als hundert Schiffe, welche das schlechte Wetter mehrere Tage auf verschiedenen Punkten des Littorale zurückgehalten hatte, ein. — Er mußte die Geschichte der beiden Entflohenen leider noch einmal, und zwar mit Bemerkungen, die weder dem jungen Paare, noch den Eltern sonderlich günstig waren, vernehmen. Goethe. — Das Unternehmen würde die unangenehmsten und weitläufigsten, ja solche Schwierigkeiten, die gar nicht zu beseitigen wären, veranlassen. H. v. Kleist. — und: Die Eisenbahnen treten jeder spätern Unternehmung hemmend entgegen, welche den von ihnen bis dahin allein bezogenen Gewinn zu teilen oder ganz an sich zu ziehen strebt. — Auch traten schon Fräulein Bertha und Kunigunde, Friedrichs Schwestern, vor die Thür hinaus, die zufällig in Geschäften des Haushaltes im untern Vorsaale waren. H. v. Kleist. — Ich bin es überdrüssig, so einfältigen Plunder in meinem Hause herumliegen zu sehen, in welchem der größte Mann der neuern Jahrhunderte so armselig mißhandelt wird. Tieck. — Er fand den alten Mann noch immer verlegen, der in seinen Papieren kramte und sich ängstigte, wie er seine Rede anfangen sollte. Tieck.

Die rhythmische Form wird besonders sehr anstößig, wenn ein Attributsatz von sehr großem Umfange als Zwischensatz dem Prädikatworte vorangeht, und letzteres den untergeordneten Ton hat.

Es wird leicht fehlerhaft, wenn, wie in mehreren der hier angeführten Beispiele, zwischen den Attributsatz und sein Beziehungswort nebst dem eigentlichen Prädikatworte auch andere Glieder des Haupt=

satzes treten und sie zu weit von einander trennen. Dieser Fehler findet dann statt, wenn entweder der Attributsatz den untergeordneten Ton hat und dem Prädikatworte, das den Hauptton hat, nachfolgt, oder das Beziehungswort mit untergeordnetem Tone dem Prädikate, das den Hauptton hat, vorangeht, z. B.

Mein karger Oheim wird nun vielleicht helfen, der bisher mit Rat und Vermahnung so freigebig, aber mit That und Unterstützung desto sparsamer war. Tieck. (statt: Mein Oheim, der bisher mit Rat u. s. w., wird nun vielleicht helfen.)

In zweifelhaften Fällen thut man aber immer besser, durch den Attributsatz nicht einzelne Glieder des übergeordneten Satzes abzuschneiden; namentlich, wenn der Attributsatz sehr lang ist oder wieder mit einem Nebensatze versehen ist, schiebt man ihn nicht gern in den übergeordneten Satz ein, um so unangenehme Einschachtelungen zu vermeiden. So ist z. B. folgender Satz Goethes tadellos: „Ich fand es schrecklich, daß ich um eines Mädchens willen Schlaf und Ruhe und Gesundheit aufgeopfert hatte, das sich darin gefiel, mich als einen Säugling zu betrachten und sich gegen mich höchst ammenhaft weise zu dünken.“ Grammatisch richtiger wäre es wohl gewesen, wenn Goethe geschrieben hätte: „Daß ich um eines Mädchens willen, das sich darin gefiel u. s. w., Schlaf und Ruhe und Gesundheit aufgeopfert hatte,“ aber diese Satzstellung wäre stilistisch weit weniger gut gewesen, als die oben angeführte, der Satz würde durch die Einschachtelung dreier Sätze sehr schwerfällig und steif geworden sein.

In der grammatischen Wortstellung hat der Objektsatz dieselbe Stelle innerhalb des Hauptsatzes, welche das Objekt in dem einfachen Satze einnimmt, z. B.

Kein Kaiser kann, was unser ist, verschenken. Schiller. — Nach einer Stunde verließ Freymund, nachdem er noch einmal seine Warnungen wiederholt hatte, den Reisenden. Tieck.

Die logische Form des Gedankens wird jedoch lebendiger und in einem schönern Rhythmus dargestellt, wenn der Objektsatz dem Hauptsatze vorangeht oder nachfolgt. Weil die Kasussätze gewöhnlich den Hauptbegriff des ganzen Satzes ausdrücken, so läßt man sie gewöhnlich dem Hauptsatze nachfolgen, z. B.

Laßt mich wissen, was ich zu fürchten habe. Schiller. —

Zeig uns, wie Cäsar zagt am Rubicone,
Und nicht, wie Herzen innerlich erkranken,
Die zwischen Gurlis und Eulalien schwanken.

Rudolf von Gottschall,
Sonette an die deutsche Bühne.

und die durch daß und ob verbundenen Kasussätze folgen in der grammatischen Wortstellung immer dem Hauptsatze nach, z. B.

Wer kann der Flamme befehlen, daß sie nicht auch durch die gesegneten Saaten wüte? Schiller. — Die Aufseher hatten erfahren, daß ich ohne Paß sei. Tieck. — Ihr sollt erklären, ob Ihr Euren Herrn verraten wollt. Schiller.

Nur wenn der Hauptsatz besonders hervorgehoben werden soll, läßt man durch eine Inversion den Kasussatz dem Hauptsatze vorangehen, z. B.

Was der Deutsche thut und behauptet, muß er auch den Mut haben zu vertreten. Tieck. — Ob er recht hat, weiß ich nicht. Tieck. — Daß er sein bös Gelüsten nicht vollbracht, hat Gott und meine gute Axt verhütet. Schiller, Tell.

Die Adverbialsätze des Zeitverhältnisses und die vergleichenden Adverbialsätze läßt man, weil sie gewöhnlich untergeordneten logischen Wert haben, dem Hauptsatze vorangehen, z. B.

Indem er in das Thor eintreten wollte, sah er in der Ferne einige dunkle Gestalten; aber ehe er sie unterscheiden konnte, stürzte mit ihm zugleich ein Unbekannter heran. Tieck. — Als er am Morgen vom Posthorn geweckt wurde, fand er die Rechnung übermäßig groß. Tieck. — Da wir plötzlich aus einem Hinterhalte hervorbrachen, waren sie abgeschnitten. Tieck. — Aber ehe er ihr nach konnte, um sie zurückzuhalten, wandte sie sich plötzlich um und stürzte ihm an den Hals. Paul Heyse, La Rabbiata. — Wie der Weihrauch das Leben einer Kohle erfrischet, so erfrischet das Gebet die Hoffnungen des Herzens. Goethe.

Nur wenn der Adverbialsatz besonders hervorgehoben werden soll, läßt man ihn durch eine Inversion dem Hauptsatze nachfolgen, z. B.

Wir waren frohe Menschen, ehe Ihr kamet. Schiller. — Du nimmst die Schüssel von Königs Tisch, wie man Äpfel bricht vom Baum. Uhland. — So müssen wir auf unsrem eignen Erbe uns verstohlen zusammenschleichen, wie die Mörder thun. Schiller.

Die durch als ob, als wenn verbundenen Adverbialsätze folgen, weil sie gewöhnlich den Hauptbegriff ausdrücken, meistens dem Hauptsatze nach, z. B. „Darauf habe er die Hände auf des Kindes Haupt gelegt, als wenn er es opfern wollte". Goethe. Die Stellung der Adverbialsätze wird besonders dadurch sehr oft fehlerhaft, daß man Adverbialsätze von großem Umfange als Zwischensätze dem Prädikate vorangehen, oder auch Adverbialsätze von geringem logischen Werte dem Hauptsatze nachfolgen läßt; in beiden Fällen giebt sich die fehlerhafte Stellung in den Tonverhältnissen des Satzes zu erkennen, z. B.

Die Frau hielt, nachdem sie einen Kasten, der ihr zur Seite stand,

aufgemacht und das Geld nach Sorte und Menge umständlich darin geordnet, ihre Hand vor die Sonne, als ob sie ihr lästig wäre, und sah mich an. H. v. Kleist. und: Er schreibt, er vollziche nur den eigenen Einfall des verstorbenen Königs, indem er mir zur böhmischen Krone verhelfe. Schiller.

Die Stellung des Adverbialsatzes ist besonders fehlerhaft, wenn er, wie im Lateinischen, dem Subjekte des Hauptsatzes unmittelbar nachfolgt, z. B.

Der Mundschenk, während der Kurfürst mit ungewissen Blicken an seinen Tisch trat, nahm das Wort. H. v. Kleist. — Der Roßhändler, nachdem er den Hut gerückt hatte, trat an den Schinderkarren heran. H. v. Kleist. — Der Schloßvogt, indem er ihn von der Seite ansah, versetzte u. s. w. H. v. Kleist. — Orgetorix, nachdem er sich des Adels versichert, kam in die Gemeindc der Eidgenossen. J. v. Müller. — Cäsars Güte, als er noch nicht Herr der Welt war, war die löblichste Klugheit. J. v. Müller. — Viele, als Chlodwig in die Gauen zog, weigerten den Gehorsam. Joh. v. Müller. — Dieser, nachdem er öfters seinen Zustand launig und geistreich beklagt, versprach einen Vorschlag zu thun, wodurch ihm abgeholfen werden sollte. Goethe.

Es ist besonders dann, wenn mehrere Nebensätze mit demselben Hauptsatze verbunden werden, darauf zu achten, daß man jedem Nebensatze die seiner grammatischen Beziehung und seinem logischen Werte entsprechende Stellung eines Vordersatzes, Nachsatzes oder Zwischensatzes gebe. Eine nicht gehörige Stellung der Nebensätze verursacht besonders in diesem Falle einen fehlerhaften Rhythmus und macht oft den ganzen Satz schwer verständlich, z. B.

Wird der Geist sich's nicht mit der frohesten Zuversicht sagen, daß er sich unversehrt und frei in die höheren Verbindungen hinüber retten wird, deren Mitglied er schon jetzt ist, sobald ihn der Tod von dieser Erde vertreibt? Reinhard. (statt: daß er sich, sobald ihn der Tod von dieser Erde vertreibt, unversehrt u. s. w.) — Die Monarchie ist immer eine einfache Regierung, sie mag noch so viel künstliche Modifikationen haben, weil der Fürst ihr Geist ist und mit Kraft und Klugheit aus ihr macht, was er will (statt: Die Monarchie ist, so viel künstliche Modifikationen sie auch haben mag, immer eine einfache Regierung, weil u. s. w.) — Man verschwendet den Namen des Weisen an den Reichen, dessen Hand voll ist, selbst wenn er dumm und unwissend ist (statt: Man verschwendet an den Reichen, dessen Hand voll ist, selbst wenn er dumm und unwissend ist, den Namen des Weisen).

§ 84.

Eine besondere Aufmerksamkeit fordert auch die Stellung der **verkürzten Sätze** (§ 71). Im allgemeinen haben diese dieselbe Stelle, welche die Nebensätze einnehmen, aus denen sie hervorgegangen sind: die verkürzten Attributsätze stehen unmittelbar hinter ihrem Beziehungsworte, und die partizipialen Adverbialsätze folgen dem flektierten Verbum nach, z. B.

Der Tag wollte nicht endigen, als Wilhelm, **seinen Brief schön gefaltet in der Tasche**, sich zu Marianen hinsehnte. Goethe, Wilh. Meisters Lehrj. — Nur Wilhelm, **von Furcht nicht eingenommen**, hielt für schimpflich, einen Plan, in den man mit so viel Überlegung eingegangen war, nunmehr auf ein bloßes Gerücht aufzugeben. Ebenda. — Die ersten Ankommenden nahmen Besitz von der Gegend, ruhten im Schatten aus, machten ein Feuer an und erwarteten, **geschäftig singend**, die übrige Gesellschaft. Ebenda.

Weil jedoch die partizipialen Adverbialsätze gewöhnlich nur geringen logischen Wert haben, so läßt man sie ebenfalls gern dem Hauptsatze vorangehen (§ 83), z. B.

Der eignen Kraft nicht fröhlich mehr vertrauend, wandt' er sein Herz den dunkeln Künsten zu. Schiller, Wallenst. Tod, III, 3. — **Der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb**, tret' ich, ihr greisen Häupter dieser Stadt, heraus zu euch aus den verschwiegenen Gemächern meines Frauensaals. Derselbe, Braut v. Mess. I, 1. — **Gewöhnt**, auf diese Weise sich selbst zu quälen, griff er nun auch das Übrige, was ihm nach der Liebe und mit der Liebe die größten Freuden und Hoffnungen gegeben hatte, sein Talent als Dichter und Schauspieler, mit hämischer Kritik von allen Seiten an. Goethe, Wilh. Meisters Lehrjahre.

Es ist sehr zu tadeln, wenn solche verkürzte Adverbialsätze dem Hauptsatze nachfolgen, z. B.

Herr Friedrich trat mit einem mutigen Schritte aus dem von Anfang gewählten Standpunkte hervor, über das Haupt seines Gegners mehrere derbe Streiche daniederschmetternd. H. v. Kleist. — Der Pascha mußte sich mit seiner schwachen Garnison nach der Festung zurückziehen, die Stadt den Aufrührern überlassend.

Es ist vollends fehlerhaft, ein mit einer Präposition verbundenes Substantiv, welches die Geltung eines verkürzten Adverbialsatzes hat, dem Subjekte unmittelbar nachfolgen zu lassen, z. B.

Die Cimbern, **über einem schweren Kriege in den Pyrenäen**,

versäumten den Augenblick der Möglichkeit, hundert Völker von Rom zu befreien. J. v. Müller. — Die Helvetier, in dieser äußersten Gefahr, blieben ihrer tapfern Voreltern würdig. Derselbe. — Berengard, in seiner Not, rief die Ungarn zu Hilfe. Derselbe.

Es ist insbesondere genau auf die Stellung derjenigen Infinitive mit zu zu achten, welche als verkürzte Substantivsätze anzusehen sind (§ 72). Man stellt den Infinitiv mit zu, wenn er das Subjekt ausdrückt, gern an das Ende des Satzes, und er fordert diese Stellung vorzüglich dann, wenn das Subjekt als Hauptbegriff bezeichnet werden soll, z. B.

Es war eine von unsern liebsten Promenaden, inwendig auf dem Gange der Stadtmauer herumzuspazieren. Goethe, Dicht. u. Wahrh. — Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehen. Goethe. — Euch liegt ob, die Insel auf das schleunigste zu verlassen. Schiller. — Genug, mir gelang, die Neugierde zu erregen und die Aufmerksamkeit zu fesseln. Goethe. — Dann beliebte es ihm auch, gelegentlich aufzustehen und sich im Hof und Garten etwas zu schaffen zu machen. Derselbe.

Wird das Prädikat mehr hervorgehoben, so stellt man richtiger den Infinitiv mit zu oder den bloßen Infinitiv an die Spitze des Satzes, z. B.

Ihn unmittelbar zu fragen, würde gegen meine Grundsätze sein. Goethe. — Dieses vollkommen anschaulich zu machen, würde von wichtigem Belange sein. Derselbe. — Euch zu gefallen war mein höchster Wunsch; Euch zu ergetzen war mein letzter Zweck. Derselbe. — und: Noch einmal ein Wunder hoffen, hieße Gott versuchen. Schiller. — Andächtig schwärmen ist leichter als gut handeln. Lessing. — Leben und nicht sehen, das ist ein Unglück. Schiller.

Es ist jedoch sehr anstößig, einen solchen Infinitiv an die Spitze des Satzes zu stellen, wenn der verkürzte Satz von sehr großem Umfange ist oder mehrere verkürzte Sätze der Art verbunden sind, z. B.

Den in der Geschichte der Wissenschaften gefeierten Namen des berühmten Astronomen Tycho de Brahe zum Gegenstande der Huldigungen des Tages zu machen, und nach dem vollendeten Ablaufe von drei Jahrhunderten seit seinem Eintritte in die Welt den glorreichen Tag seiner Geburt durch die Wissenschaft und für die Wissenschaft zu feiern, war ein für die naturwissenschaftliche Gesellschaft ehrender patriotischer Gedanke.

Der als Attribut gebrauchte Infinitiv mit zu verhält sich ganz so, wie die Attributsätze (§ 83): er folgt, je nachdem das Prädikatwort oder der Infinitiv mit zu in der Betonung hervorgehoben wird, entweder seinem Beziehungsworte unmittelbar nach oder tritt, getrennt von dem Beziehungsworte, an das Ende des Satzes, z. B.

Das Verlangen, sie wieder zu sehen, schien unüberwindlich. Goethe. — Das Vergnügen, sie wieder zu finden und ihr alles sagen zu können, war so groß, daß ich nicht bemerkte u. s. w. Ders. — und: Ich empfand ein neidisches Gefühl gegen alle, die das Glück gehabt hatten, sie bisher zn umgeben. Ders. — Der verkappte Herr da mag sich die Ehre anthun, für Herrn Burchel gelten zu wollen. Ders. — Es trieb mich nach der Herberge, wo ich Anstalten traf, mit dem Frühesten abzureisen. Ders.

Wenn der Infinitiv mit zu ein verkürzter Kasussatz ist, tritt er, wie die nicht verkürzten Kasussätze (§ 83), gewöhnlich ganz an das Ende des Satzes, und man giebt ihm immer diese Stellung, wenn die objektive Beziehung durch eine Präposition (daran, davon, damit u. s. w.) bezeichnet ist, z. B.

Ich hatte meinem Vater versprochen, eine Dissertation zu schreiben. Goethe. — Wenn ich mir schmeicheln darf, etwas zu dem Glanze solcher Epochen beigetragen zu haben. Ders. — Mutter und Schwester waren beschäftigt, alles zum Empfang mehrerer Gäste vorzubereiten. Ders. — Er hat mir erst gestern zugesagt, manchmal die Wochenkanzel für mich zu besteigen. Ders. — Er that sich viel darauf zu gute, mich mit der Ähnlichkeit der Primrosischen Familie überrascht zu haben. Ders. — Alle deine Verrichtungen werden darin bestehen, den Homer bei meinem Tische vorzulesen. Wieland. — Ich war nun genötigt, mich auf irgend ein Allgemeines zu werfen. Goethe.

Nur wenn der Infinitiv mit zu, und nicht ein mit dem Infinitiv verbundenes Objekt, den Hauptton hat, läßt man ihn auch dem Prädikatworte vorangehen, und man giebt ihm diese Stellung besonders bei Verben wie pflegen, beginnen, scheinen, glauben, bei denen früher der bloße Infinitiv stand (§ 83), z. B.

Eine Leidenschaft, die mich zu verschlingen drohte. Goethe. — Das Feldgeschrei, an dem sich die Glieder unserer kleinen Horde zu erkennen pflegten. Ders. — Seine Naturkinder, die er mit großer Kunst herauszuheben und zu adeln wußte. Ders. — Jene ungeheuren Weltveränderungen, in denen alles Bestehende unterzugehen schien. Ders. — Man hatte mich an das Ende des Tisches gesetzt, wo George manchmal zu sitzen pflegte. Ders.

Da nämlich der Infinitiv mit zu gewöhnlich als Hauptobjekt den Hauptton hat, so bildet er mit dem Prädikatworte, das mit untergeordnetem Tone nachfolgt, wie in den eben angeführten Beispielen, ein schönes Tonverhältnis. Wenn aber mit dem Infinitiv ein Objekt verbunden ist, das den Hauptbegriff und den Hauptton hat und diesem Objekte der Infinitiv und auch das Prädikatwort, beide mit untergeordnetem Tone, nachfolgen, so wird das Tonverhältnis leicht fehlerhaft, z. B.

Die Insurgenten fingen uneins zu werden an. — Leider ist man dem Domblatte zufolge einen höchst thörichten Plan auszuführen im Begriffe. Allgem. Zeit. — Die Meuterer waren die Flucht zu ergreifen genötigt. — Die Blokade fängt bereits ihre Wirkung zu äußern an.

Doch kann die genannte Wortstellung zuweilen auch ohne Anstoß gebraucht werden, wenn das Prädikat des übergeordneten Satzes aus einem einzigen einfachen Worte oder aus einem zusammengesetzten besteht, das nicht getrennt ist, und wenn durch diese Wortstellung das Zerreißen eines Satzgefüges in lauter kleine Sätze vermieden wird, z. B.

Wir hatten die Genugthuung, daß ihm seine französischen Poeten Verdruß zu machen fortfuhren. Goethe (statt: daß seine französischen Poeten fortfuhren, ihm Verdruß zu machen, wo dann drei kleine Sätze unmittelbar aufeinanderfolgen würden). — Er hatte sie anfangs bei den Unitariern zu finden geglaubt. Lessing.

Immer sehr anstößig ist jedoch das Tonverhältnis, wenn bei der genannten Wortstellung der Infinitiv mit zu oder das nachfolgende Verb oder gar beide mit einem Hilfsverb verbunden sind, z. B.

Die griechischen Palästren, die vorzugsweise von Knaben und eigentlichen Athleten besucht worden zu sein scheinen. — Daß die Regierung die Presse in dieser Sache sich frei bewegen zu lassen gewillt ist. — Die Nachricht, daß die englische Regierung die Beförderung der Überlandspost durch Deutschland halten zu lassen gesonnen sein sollte. — Ein Gefühl, das ich mich bei keiner Tragödie gehabt zu haben erinnere. Less. — Er hat in seine Prüfung auch die Lehre von der Unendlichkeit der Strafen ziehen zu müssen geglaubt. Less. — Wenn ich nicht in dieser Stelle einen besondern Punkt auf eine ganz besondere Art berührt zu finden geglaubt hätte. Less. — Der einzige Gilbert West hat diese Widersprüche mit in seinen Plan ziehen zu müssen geglaubt. Less.

Auch wird das Tonverhältnis immer fehlerhaft, wenn der Infinitiv mit zu in einem Nebensatze dem Verb unmittelbar vorangeht und ein mit dem Infinitiv verbundenes Objekt den Hauptton hat, z. B.

Die nahe Beziehung, in der die Säkularfeier zu den Bestrebungen, den sittlichen Zustand der niedern Volksklasse zu heben, steht. — Der Hauptgrund, weshalb sich die Magnaten gegen das projektierte Straf- und Besserungssystem zu erklären gesonnen sind, ist der Geldmangel des Landes.

Sehr anstößig ist es ferner, wenn zwei Infinitive mit zu, einer in den andern eingeschachtelt, zusammengestellt werden, z. B.

Das Recht, das einige Deputierte den Magnatenwitwen zu erteilen geneigt zu sein scheinen. — Es kann nicht gerechtfertigt werden, wenn dem Beschuldigten durch den gefänglichen Gewahrsam ein größeres Übel zugefügt wird, als nötig ist, um ihn zu verhindern, sich durch die Flucht der Untersuchung zu entziehen. — Die drei Reichskollegien faßten die Entschließung, daß der Kaiser ersucht werden sollte, Kurbayern anzuhalten, eine so vornehme Reichsstadt nicht nur wieder in den vorigen Stand herzustellen, sondern auch in Zukunft sich ähnlicher Gewaltthätigkeiten zu enthalten. Pahl.

Es ist endlich nicht gut, den mit der Präposition um oder ohne verbundenen Infinitiv mit zu ebenso, wie einen verkürzten Adjektivsatz, dem Subjekte unmittelbar nachfolgen zu lassen, z. B.

Mein Vater, um den vorspringenden Raum im zweiten Stock auch nicht aufzugeben, wenig bekümmert um äußeres architektonisches Ansehen, bediente sich der Ausflucht u. s. w. Goethe (statt: Mein Vater, wenig bekümmert um — — — — bediente sich, um den vorspringenden — — — — der Ausflucht).

§ 85.

Die alten Rhetoriker haben schon erkannt, wie sehr die Schönheit der Rede von der Stellung der Wörter und Sätze abhängt, und insbesondere das Gesetz hervorgehoben, daß die Rede in aufsteigender Betonung und Wortstellung fortschreiten soll. Quintilian sagt: Cavendum est, ne decrescat oratio et fortiori subjungatur aliquid infirmius. Augeri enim debent sententiae et insurgere; auch bemerkt er, daß man den Hauptbegriff an das Ende des Satzes stellen und vorzüglich dem Verb diese Stellung geben soll.[1]) Weil jedoch die Alten die logische Form des Gedankens überhaupt und die den besondern Wortarten und Beziehungsformen entsprechenden Verhältnisse des logischen Wertes nicht bestimmt unterschieden, waren sie nicht im stande, die Anwendung dieses Gesetzes auf das Besondere näher zu bezeichnen. Auch

---

[1]) Quintil. Instit. orat. L. IX, c. 4.

war ihr Augenmerk nicht so sehr darauf gerichtet, in der Betonung und Wortstellung der logischen Form der Gedanken einen genau entsprechenden Ausdruck zu geben, als vielmehr nur darauf, durch phonetische Schönheit der Tonverhältnisse das rhythmische Gefühl der Zuhörer zu befriedigen. Auch die Stilistik der französischen und englischen Sprache achtet überhaupt nur auf den phonetischen Rhythmus der Sätze. Die deutsche Stilistik richtet zunächst und vorzüglich ihre Aufmerksamkeit auf die Betonung als den Ausdruck der logischen Form, und wir haben gesehen, daß die Betonung, wenn die Wortstellung der logischen Form der Gedanken vollkommen entspricht, gewöhnlich auch unser Gefühl für die phonetische Schönheit der Tonverhältnisse befriedigt. Es kommt jedoch auch nicht selten vor, daß die Wortstellung genau der logischen Form entspricht, und dennoch unser Gefühl für die Schönheit der Tonverhältnisse durch den Mangel an Wohlklang und Ebenmaß verletzt wird. Auch wird die Schönheit der Tonverhältnisse in dem deutschen Stile besonders durch die größere Freiheit der deutschen Wortstellung gefährdet. Dazu kommt, daß Fehler in der Wortstellung und in dem Baue des ganzen Satzes von denen, welche mit den grammatischen Gesetzen der Wortstellung in allem Besondern nicht genau bekannt sind, oft nur dadurch wahrgenommen werden, daß die Tonverhältnisse anstößig sind. Man muß endlich nicht übersehen, daß in der deutschen Sprache die Tonverhältnisse überhaupt eine höhere Bedeutung und darum überhaupt einen größern Anteil an der Schönheit der Rede haben, als in andern Sprachen. Auch hat sich das natürliche Gefühl für die Schönheit der Tonverhältnisse bei den Deutschen lebendiger und zugleich zarter ausgebildet, als z. B. bei den romanischen Völkern. Die deutsche Stilistik darf sich darum nicht darauf beschränken, die Wortstellung und Betonung nur in ihrer Beziehung auf die logische Form des Gedankens zu betrachten. Die Schönheit des Stiles fordert, daß die Tonverhältnisse auch durch einen phonetischen Rhythmus auf das Gefühl einen wohlgefälligen Eindruck machen; wir haben daher die Tonverhältnisse des einfachen und zusammengesetzten Satzes, abgesehen von ihrer logischen Bedeutung, auch in ihrer Beziehung auf den phonetischen Rhythmus näher zu betrachten.

Der einfache Satz in seiner einfachsten Gestalt giebt uns den Grundtypus für alle rhythmisch schönen Verhältnisse des vielfach gegliederten Satzes: die Betonung schreitet aufsteigend fort von dem Subjektworte zu dem Prädikatworte, auch haben die Ausdrücke des Subjektes und des Prädikates gleichen Umfang. Der größere logische Wert der Begriffe und Gedanken thut sich jedoch auch vielfach kund in einem größern Umfange ihres Ausdruckes: mit der größeren Hebung des

Tones ist daher oft ein erweiterter Umfang des Ausdruckes verbunden, und dieser ist oft eine Folge von jener. Die Formwörter, die immer sehr geringen logischen Wert haben, sind meistens einsilbig: Begriffswörter hingegen sind meistens vielsilbig, und sie sind es um so mehr, je größer der Inhalt ihrer Bedeutung ist, auch werfen sie, wenn sie in der Rede untergeordnete Betonung haben, oft die Flexionsendungen ab. Subjekt und Prädikat haben daher auch selten einen vollkommen gleichen Umfang des Ausdruckes. Meistens hat der Ausdruck des Prädikates mit dem Haupttone auch einen größeren Umfang: wenn das Prädikat auch nicht zu einem objektiven Satzverhältnisse erweitert ist, so ist das Verb doch sehr oft mit einem Hilfsverb oder mit einer trennbaren Präposition verbunden oder zu einer Phrase erweitert. Das hier bezeichnete Verhältnis des Umfanges zu dem logischen Werte und der Betonung tritt ebenso in den Gliedern des vielfach zusammengesetzten Satzes hervor.

Wenn mit dem Subjekte des einfachen Satzes ein Attribut, und mit dem Prädikate ein Objekt verbunden wird, so stellt sich in dem ganzen Satze noch dasselbe aufsteigende Tonverhältnis bei gleichem Umfange seiner Glieder dar, und dasselbe Verhältnis wiederholt sich zugleich in dem Ausdrucke des Subjekts und in dem Ausdrucke des Prädikates, z. B. Gebrannte Kinder scheuen das Feuer. Auch dürfte diese Form wohl als die rhythmisch schönste Form des einfachen Satzes anzusehen sein. Wenn jedoch das Verb, mit dem ein Objekt verbunden ist, für sich schon eine zusammengesetzte Form hat, so läßt die deutsche Sprache dem Objekte, das gewöhnlich den Hauptton hat, das Partizip oder den Infinitiv des Verbs oder die trennbare Präposition mit untergeordnetem Tone nachfolgen, z. B. „Alle Gesetze sind von Männern gemacht", und sie gewinnt dadurch ein schöneres Tonverhältnis, als wenn sie das Objekt mit dem Granttone nachfolgen ließe.[1]) Weniger schön ist das Tonverhältnis, wenn mit dem Subjekte eine größere Anzahl von Attributen und mit dem Prädikate eine größere Anzahl von Objekten verbunden ist, und es wird besonders leicht fehlerhaft, wenn die Attribute und die Objekte für sich zu Satzverhältnissen erweitert sind. Wenn Attribute und Objekte angehäuft oder zu Satzverhältnissen erweitert werden, so tritt eine aufsteigend fortschreitende Betonung nicht mehr ungetrübt in die Wahrnehmung oder wird ganz unmöglich, und die Afterformen geben sich als solche besonders durch den Mangel eines schönen Rhythmus zu erkennen. (§ 66. 67.)

Das Prädikat als der Ausdruck des Hauptbegriffes gestattet und fordert gewissermaßen mit dem Granttone einen größeren Umfang des

---

[1]) S. Ausführl. Grammat. § 287.

Ausdruckes, als das Subjekt, aber der einfache Satz hat nur dann ein vollkommen schönes Tonverhältnis, wenn der Umfang des Prädikates mit dem Umfange des Subjektes in einem gewissen Ebenmaße steht, z. B.

Das Recht Königs Boso war gleich dem Rechte König Pipins. Joh. v. Müller. — Der Fleiß des Hausvaters blieb nicht ohne Glück. J. v. Müller. — Seine Reiterei, viertausend Mann stark, wurde von fünf hundert helvetischen Reitern in die Flucht geschlagen. J. v. Müller. — Durch die Unart und den Übermut einiger leichtfertigen Gesellen vermehrte sich die Unruhe und das Übel der Nacht. Goethe, Wilh. Meisters Lehrj. — Damen in schweren seidenen Kleidern mit Goldschmuck, blitzenden Ohrringen und Ketten besetzten das große Sopha und die Stühle der Runde. Gustav Freytag, Soll und Haben. — Reizend sah das lichte Frauenantlitz aus der dunkeln Kapuze. Victor Scheffel, Ekkehard.

Weniger schön ist das Tonverhältnis in Sätzen, wie:

Die Häupter des Landes ließen die Mahnung ergehen an alle Unterthanen zum Schirm der Gesetze wider eigenmächtige Gewalt. J. v. Müller. — Die Helvetier kamen langsam aus dem Gebirge über Bergwasser und an dem sumpfigen Ufer des Sees bis an den Aarstrom, nun die Saone genannt. J. v. Müller. — Die Cimbern zogen heran in einem engen festen Viereck, dreißig Stadien weit und breit, mit großen Hellebarden und Schlachtschwertern und mit einem abgesonderten Haufen von fünfzehn tausend Reitern in eisernen Panzern, weißen Schilden und großen Helmen, hoch gezieret mit geflügelten Köpfen wilder Tiere. J. v. Müller.

Noch weniger wohlgefällig ist das Tonverhältnis in Sätzen, wie:

Das helvetische Lager brach auf. J. v. Müller. — Lucius Plankus, ein Mann, gemäß der Zeiten geschickt in Kriegen und am Hofe niederträchtig, wurde zu den Raurachern geschickt. J. v. Müller. — Die Zeit und Ort, woher, wann und wie ein jeder Stamm unserer Väter in das Land gezogen und in welche Gegend, und wie in tausendjähriger Barbarei und Einfalt bei vielen fürchterlichen Zerrüttungen alles, was wir sind und genießen, sich noch entwickelt habe, wird in folgenden Geschichten beschrieben. J. v Müller.

Vollends unleidlich wird der Rhythmus, wenn mehrere halbtonige Formwörter, dem invertierten Prädikate nachfolgend, den Satz schließen, z. B.

Angebetet, abgeschrieben, nachgeahmt, übertrieben wurde nun wieder. Tieck.

Bei größerem Umfange des Ausdruckes hat das Subjekt gewöhnlich

auch größern logischen Wert; der fehlerhafte Rhythmus des Satzes wird alsdann durch die Inversion verbessert, z. B.

Ihm folgte Hadrian, der das Reich mit vieler Tapferkeit, Klugheit und Einsicht auf die stillen Zeiten des Antoninus Pius gebracht. J. v. Müller (statt: Hadrian, der . . . gebracht, folgte ihm). — Wenige Tage nachher starb er, ein Opfer der deutschen Geisteswürde und Wissenschaftlichkeit, hingeschlachtet von brutalem Soldatendespotismus. Bluntschli, Geschichte des allgemeinen Staatsrechts.

Der Rhythmus des Satzes wird immer fehlerhaft, wenn ein Subjekt, welches als der Hauptbegriff hervorgehoben werden soll, nicht ganz an das Ende des Satzes gestellt wird, z. B.

Nach Vitellius kam Vespasian, ein guter Feldherr, ein verständiger Mann, dessen Vater in Helvetien sich durch Wechselhandel bereichert hatte, an die kaiserliche Macht. J. v. Müller (statt: Nach Vitellius bestieg den Thron Vespasian, ein guter Feldherr u. s. w.).

Das Ebenmaß zwischen dem Ausdrucke des Subjektes und dem des Prädikates wird insbesondere gestört und der Rhythmus des Satzes immer fehlerhaft, wenn mit demselben Substantiv eine größere Anzahl von Substantiven in Apposition stehen, und die Sätze erscheinen besonders unschön und schwerfällig, wenn mit letzteren zahlreiche Adjektivsätze verbunden werden, z. B.

Es ist Ihnen sicher bekannt, wer dieser Talleyrand war, dieser Bischof, der zugleich Gesetzgeber, dieser Royalist, der zugleich Revolutionär, dieser Republikaner, der zugleich Emigrant war, dieser kaiserliche Minister, dieser Gesandte einer konstitutionellen Regierung, der schon in früher Jugend dem heidnischen Altertum das Doppelgesicht des Janus entliehen hatte und ebenso gut in die Zukunft, als in die Vergangenheit zu blicken verstand. — Es würde mir sonderbar anstehen, wenn ich es wagen wollte, in das Leben dieses Priesters, dieses Diplomaten einzudringen, dieses Mannes, der in einigen Jahren Jahrhunderte durchlebte, der sich zuerst geistreich zeigte, indem er stets Voltaire im Munde führte, der mit Sieyes Arm in Arm spazieren ging, der mit dem Gelde der französischen Geistlichkeit Kriegsschiffe ausrüstete, der Bonaparte freudig entgegenkam, als er ihn mit Ruhm gekrönt sah, der ebenso schnell ihn wieder verleugnete, als er der Regierung entsagen mußte, der ein neues Königtum bildete, um es nachher wieder zu verlassen und zu verdammen.

Ebenso verliert ein Satz leicht die rhythmische Schönheit, wenn eine

übergroße Anzahl von Subjekten in einem zusammengezogenen Satze unter ein Prädikat gestellt wird, z. B.

Diese (Talleyrands) Natur, so ruhig und doch so aufbrausend, diese Fähigkeit, sich zur Höhe eines Genius zu erheben, diese Kühnheit, welche dennoch stets den Rückzug gedeckt hat, diese Kraft, welche sich in einem Augenblick in Schüchternheit, in einem andern in List umzuwandeln weiß, dieser Feuereifer, welcher sich so gut zu bezähmen weiß, diese Geduld, welche zugleich auszuharren und zu beeilen versteht, dieser berechnende Ehrgeiz, welcher sich nicht bewegt, nicht vorwärts schreitet und dennoch das Ziel erreicht, diese bewundernswerte Kenntnis der Menschen, wenn es sich darum handelt, sie zu beherrschen und zu leiten, dieses richtige Benutzen der Umstände, diese aufrichtige und thätige Ergebung für alle Großen, welche steigen, diese kalte entschlossene Undankbarkeit für solche, welche fallen, endlich diese scheinbare Grausamkeit in Grundsätzen, doch gemildert durch eine Zartheit der Sprache, der Gewohnheit, des Geschmacks — ist das nicht alles ein unbegreifliches Gemisch von lauter entgegengesetzten Ideen?

Wenn wir bei solchen Stellen uns angezogen fühlen von dem Reichtum der in einem Satze zusammengefaßten Gedanken, so werden wir wieder durch den gänzlichen Mangel einer rhythmisch schönen Form abgestoßen: solche Sätze lassen sich schreiben, aber nicht sprechen, und wenn sie vorgelesen werden, erregen sie bei dem Zuhörer kein Wohlgefallen.

Mit der Schönheit der rhythmischen Form vertragen sich endlich nicht wohl eingeschaltete Sätze. Die rhythmische Form des Satzes steht in einem innigen Zusammenhange mit der grammatischen Verbindung der Glieder in dem Satze und in jedem Satzverhältnisse, und die aufsteigend fortschreitende Hebung des Tones wird unterbrochen, wenn zwischen die Glieder eines Satzverhältnisses ein Satz eingeschaltet wird, der nicht mit ihnen grammatisch verbunden ist. Die Parenthese greift besonders darum störend in die rhythmische Form des Satzes ein, weil sie sich nicht, wie ein Nebensatz, in das Tonverhältnis des Hauptsatzes fügt, sondern innerhalb desselben, und doch von ihm ganz abgesondert, das in sich abgeschlossene Tonverhältnis eines Hauptsatzes hat, z. B.

Die Beschämung gönnt' ich ihr, daß sie mit eignen Augen — denn der Neid hat scharfe Augen — überzeugt sich sähe, wie sehr sie auch an Adel der Gestalt von dir besiegt wird. Schiller, Maria Stuart.

Oft wird ein Begriff, der mit einem Gliede des Satzes in einer grammatischen Beziehung steht, nur dadurch hervorgehoben, daß er in der

Form eines eingeschalteten Hauptsatzes dargestellt wird, und ein solcher Satz ist nicht eigentlich als eine Parenthese anzusehen, z. B.

Mit grobem Zinn — die schlechteste Edelfrau würde es verschmähen — bedient man ihre Tafel. Schiller.

Auch stören Parenthesen von sehr geringem Umfange weniger das Tonverhältnis des Hauptsatzes und sind darum nicht anstößig, z. B.

Diese Tage — ich gestehe es — schwebt mir immer der Graf vor Augen. Goethe. — Den eignen freien Weg — ich seh' es wohl — will das Verhängnis gehn mit meinen Kindern. Schiller.

Höchst anstößig sind aber Parenthesen, die einen sehr großen Umfang haben, und besonders zusammengesetzte Sätze, z. B.

Ihm sagte ein Gefühl — und dieses Gefühl faßte tiefere und tiefere Wurzeln in dem Maße, als er weiter ritt und überall, wo er einkehrte, von den Ungerechtigkeiten hörte, die täglich auf der Tronkenburg gegen die Reisenden verübt wurden — daß, wenn der ganze Vorfall bloß abgekartet sein sollte, er mit seinen Kräften der Welt in der Pflicht verfallen sei, sich Genugthuung und seinen Mitbürgern Sicherheit zu verschaffen. H. v. Kleist.

Es muß, wenn solche Parenthesen erträglich werden und das Anstößige verlieren sollen, wenigstens der unterbrochene Satz noch einmal neu begonnen werden, wie das z. B. Goethe thut:

Hier sah ich wenigstens aufs deutlichste, daß Racine, der Abgott der zu meiner Zeit lebenden Franzosen, der nun auch mein Abgott geworden war — denn ich hatte ihn näher kennen lernen, als Schöff Olenschlager durch uns Kinder den Britannikus aufführen ließ, worin mir die Rolle des Nero zu teil ward — daß Racine, sage ich, auch zu seiner Zeit weder mit Liebhabern noch Kunstrichtern hatte fertig werden können.

Auch in der Form eines Nebensatzes sind solche Parenthesen anstößig, z. B.

Wenn auch einmal ein halbes Dutzend dieser Mörder hingerichtet wird — wie es vor kurzem in der Provinz Minho geschah, wo die Henker in einem wahren Triumphzuge von einem Orte zum andern unter starker Militärbedeckung ziehen mußten, um Exekutionen an Ort und Stelle der That zu verrichten — so läßt man dagegen wieder hundert andere entwischen, oder man sendet sie nach Afrika. Allgem. Zeit.

§ 86.

Am häufigsten wird der Rhythmus der Sätze fehlerhaft, wenn Glieder des Satzes zu Nebensätzen erweitert werden; es ist darum

in Bezug auf die Schönheit der rhythmischen Form besonders auf den richtigen Gebrauch und auf die richtige Stellung der Nebensätze zu achten. Wenn der Ausdruck des Subjektes und der Ausdruck des Prädikates jeder nur einen Nebensatz enthält, so hat der ganze Satz bei richtiger Stellung der Nebensätze eine aufsteigend fortschreitende Betonung und ein schönes Ebenmaß zwischen Subjekt und Prädikat, und er zeigt so ein schönes Tonverhältnis (§ 85), z. B.:

Unter den Fremden, die sich damals bei uns aufhielten, zeichnete sich ein junger Mann aus, den wir Narziß nannten. Goethe Wilh. Meisters Lehrj. — Schauspiele, die ich bei ihm übersetzte, gaben ihm oft Anlaß zu zeigen, welcher schwache Schutz die sogenannte Tugend gegen die Aufforderungen eines Affektes sei. Ders.

Auch wenn nur das Prädikat einen Nebensatz oder auch zwei Nebensätze hat, ist der Rhythmus darum noch nicht fehlerhaft, z. B.

Meine Schwester fürchtete, daß ich ihr die Verbindung mit einem Manne, der ihr nicht hätte gefallen sollen, widerraten würde. Goethe. —

Und ihn, wie einst den greisen Labdakiden,
Als auf Kolonos er gebeugt und blind
Ins Dunkel trat des Hains der Eumeniden,
Begleitete sein schön und einzig Kind.
Hermann Lingg, Völkerwandrung.

Weniger schön ist der Rhythmus, wenn einem Subjekte mit einem oder zwei Nebensätzen ein Prädikat von sehr geringem Umfange nachfolgt, z. B.

Mehr als tausend Personen, die alle teils aus Neugierde, teils aus Teilnahme aus der Stadt und der Umgegend herbeigekommen waren, standen dort. — Weder die Strenge, mit der die Sittenlehre unsere Neigungen meistern will, noch die Gefälligkeit, mit der sie unsere Neigungen zu Tugenden machen möchte, genügte mir.

Auch verbessert man in solchem Falle den Rhythmus, wenn man das durch Nebensätze zu einem großen Umfange erweiterte Glied des Satzes wieder unter einem kurzen Ausdrucke zusammenfaßt und diesen dem Prädikate unmittelbar vorangehen läßt, z. B.

Der fremde Mensch, der in der Schenke so dienstfertig war, Sie auszubürsten, daß er mich aus purer Höflichkeit recht grob zurückstieß, der sich mit Ihrem Oberrocke so viel zu schaffen machte, ihn so sorgfältig faltete und bürstete, der Spitzbube hat auch gewiß Ihre Brieftasche. Tieck. — Das noch nie erklärte böse Ding, das uns von dem Wesen trennt, dem wir das Leben verdanken, von

dem Wesen, aus dem alles, was Leben genannt werden soll, sich unterhalten muß, das Ding, das man Sünde nennt, kannte ich noch nicht. Goethe.

Wenn jedoch einem durch Nebensätze erweiterten Subjekte ein Prädikat nachfolgt, das auch ohne Nebensatz einen größern Umfang hat, so ist der Rhythmus untadelhaft, z. B.

Philine, die eine gute Tänzerin war, belebte ihre beiden Gesellschafter. Goethe, Wilh. Meist. Lehrj. — Ein Gruß von Philinen, den sie ihm aus ihrem Fenster zuwinkte, versetzte ihn dagegen wieder in einen heiteren Zustand. Ebenda.

Auch wird oft durch den Kontrast, in dem der sehr geringe Umfang des Prädikates mit seinem logischen Werte und zugleich mit dem Umfange des Subjektes steht, das Prädikat mit besonderem Nachdrucke hervorgehoben und durch den auf das Prädikat gelegten Redeton der Mangel eines größeren Umfanges ersetzt, z. B.

Also ist das Gerücht, dem ich nicht glauben wollte, dennoch wahr? Tieck. — Derjenige, welcher Euböa an sich riß und zur Festung gegen Attika gebrauchte, und Megara angriff und Oreum wegnahm und Porthmus zerstörte, und in Oreum den Philistides, in Eretria den Klitarch zur Herrschaft erhob und sich den Hellespont unterjochte und Byzanz belagerte und manche griechische Städte vertilgte: war der, der dies alles that, ungerecht, treulos und bundbrüchig, oder nicht? Demosthenes.

Weil die Adverbialsätze gewöhnlich untergeordneten logischen Wert haben, stehen sie, wenn sie keinen großen Umfang haben, als Zwischensätze innerhalb des Hauptsatzes, z. B.

Ihren Mann fanden sie gleichfalls, da sie zu Tische kamen, bei sehr üblem Humor. Goethe, Wilh. Meist. Lehrj. — Therese ließ ihn, als sie zu Hause ankamen, in ihrem kleinen Garten. Ders.

Das Tonverhältnis wird aber immer fehlerhaft, wenn durch einen Zwischensatz von sehr großem Umfange das Prädikat von dem Subjekte oder überhaupt das eine Glied eines Satzverhältnisses von dem andern getrennt wird, z. B.

Indessen ist es eben nicht leicht, in willkürlichen Staaten — wo die öffentlichen Angelegenheiten mit dem Schleier des Geheimnisses verhüllt werden und die wenigen, welche mit den Ursachen bekannt sind, oder über die Begebenheiten urteilen können, entweder zu klug sind oder selbst zu viel Teil daran haben, als daß sie dasjenige entdecken sollten, was sie wissen — aus solchen Begebenheiten Schlüsse herzuleiten. — Die Herren Hinz und Kunz — denen diese Wendung der Dinge, wie man leicht begreift, die er=

wünschteste war, indem sie dadurch, bei des Junkers, ihres Vetters, Ermangelung eigener Ställe, der Notwendigkeit, die Rappen in den ihrigen aufzufüttern, überhoben waren — wünschten gleichwohl völliger Sicherheit wegen, diesen Umstand zu bewahrheiten. H. v. Kleist.

Man läßt daher besonders die Adverbialsätze meistens dem Hauptsatze vorangehen (§ 83), und der Adverbialsatz ist dann als Vordersatz von dem Hauptsatze als dem Nachsatze getrennt, z. B.

Nachdem er auf seinem Zuge durch Franken und Thüringen die schauderhaftesten Denkmäler seiner Wut hinterlassen, erschien er mit seiner ganzen Macht in dem Leipziger Kreise. Schiller.

Es ist in Bezug auf die Tonverhältnisse besonders zu bemerken, daß bei den Adverbialsätzen die Scheidung des Vordersatzes von dem Nachsatze in der lebendigen Rede immer mit einer größeren Gliederpause bezeichnet wird, als wenn ein Subjektsatz oder Kasussatz, von dem Hauptsatze getrennt, ihm vorangeht oder nachfolgt. In Bezug auf die rhythmische Form verhält sich der adverbiale Vordersatz zu seinem Nachsatze ebenso, wie in dem einfachen Satze das Subjekt zu dem Prädikate, und der zusammengesetzte Satz hat ein schönes Tonverhältnis, wenn der Ton von dem Vordersatze zu dem Nachsatze aufsteigend fortschreitet und Vordersatz und Nachsatz mit einander in einem gewissen Ebenmaße stehen. Bei ungleichem Umfange ist es weniger anstößig, wenn der Nachsatz, als wenn der Vordersatz den größern Umfang hat. So wiederholt sich hier in einer besondern Form dasjenige Verhältnis, welches wir oben als den Grundtypus aller schönen Tonverhältnisse bezeichnet haben (§ 85), und wir werden weiter unten sehen, wie sich diese Form des zusammengesetzten Satzes zur höchsten Vollendung in der Periode entwickelt.

Aus dem hier bezeichneten Verhältnisse des Adverbialsatzes zu seinem Hauptsatze wird uns klar, warum besonders die oben (§ 83) bezeichneten Fehler in der Stellung der Adverbialsätze sich in einem sehr anstößigen Rhythmus kund geben.

Jeder zusammengesetzte Satz wird überhaupt aufgefaßt als eine Verbindung von nicht mehr als zwei Gliedern, welche sich entweder noch, wie in dem einfachen Satze, als Ausdruck des Subjektes und Ausdruck des Prädikates scheiden, oder als Vordersatz und Nachsatz auseinandertreten. Der zusammengesetzte Satz wird auch nur dann leicht verstanden, wenn diese Scheidung in zwei Glieder sich in der rhythmischen Form des ganzen Satzes darstellt. Wenn aber die Anzahl der Nebensätze so groß ist, oder die Nebensätze mit dem Hauptsatze und mit einander in einer solchen Weise verbunden sind, daß die

Scheidung des Ganzen in zwei Glieder nicht mehr erkannt wird, so wird die rhythmische Form des ganzen Satzes fehlerhaft, die grammatischen Beziehungen der einzelnen Nebensätze und besonders die Verhältnisse der logischen Form werden nicht leicht unterschieden, und der ganze Satz wird eine schwer verständliche Afterform, z. B.

Die Hauptabsicht des Korans scheint diese gewesen zu sein, die Bekenner der drei verschiedenen, in dem volkreichen Arabien damals herrschenden Religionen, die meistenteils vermischt unter einander in den Tag hinein lebten und ohne Hirten und Wegweiser umherirrten, indem der größte Teil Götzendiener, und die übrigen entweder Juden oder Christen eines höchst irrigen und ketzerischen Glaubens waren, in der Erkenntnis des einzigen, ewigen und unsichtbaren Gottes, durch dessen Allmacht alle Dinge geschaffen sind, und die, so es nicht sind, geschaffen werden können, des allerhöchsten Herrschers, Richters und Herrn aller Herren, unter der Bestätigung gewisser Gesetze und den äußerlichen Zeichen gewisser Ceremonien, teils von alter, teils von neuer Einsetzung und die durch Vorstellung sowohl zeitlicher als ewiger Belohnungen und Strafen eingeschärft wurden, zu vereinigen und sie alle zu dem Gehorsam des Mahomed, als des Propheten und Gesandten Gottes, zu bringen, der nach den wiederholten Erinnerungen, Verheißungen und Drohungen der vorigen Zeiten endlich Gottes wahre Religion auf Erden durch Gewalt der Waffen fortpflanzen und bestätigen sollte, um sowohl für den Hohenpriester, Bischof oder Papst in geistlichen, als auch höchsten Prinzen in weltlichen Dingen erkannt zu werden.

Auch eine größere Anzahl von Nebensätzen verträgt sich noch mit einer schönen rhythmischen Form, wenn sie mit verschiedenen Gliedern des Hauptsatzes grammatisch verbunden sind, oder mehrere auf dasselbe Glied bezogene Nebensätze in kopulativer Form verbunden und besonders, wenn sie zusammengezogene Sätze sind, z. B.

Die Inquisition hat aus einem Himmelsstriche, in dem eine geistreiche treffliche Nation einheimisch war, das Genie verbannt, und eine Stille, wie sie auf Gräbern ruht, in dem Geiste eines Volkes hinterlassen, das vor vielen andern, die diesen Weltteil bewohnen, zur Freude berufen war. Schiller. — Ein geborner Brabanter, dessen Vaterland sich mit unbeschränktem Vertrauen ihm überlieferte, konnte, wenn er ein Verräter war, den tödlichen Streich schon zur Hälfte gethan haben, ehe ein Ausländer das Mißtrauen überwand, das über seine geringfügigsten Handlungen wachte. Derselbe. — Einem Volke, das durch die Geschäfte des

gemeinen bürgerlichen Lebens zu einer undichterischen Wirklichkeit herabgezogen, mehr in deutlichen Begriffen, als in Bildern lebt und auf Kosten der Einbildungskraft seine Menschenvernunft ausbildet, einem solchen Volke wird sich ein Glaube empfehlen, der die Prüfung weniger fürchtet, der weniger auf Mystik als auf Sittenlehre dringt, weniger kann angeschaut, als begriffen werden. Ders.

Die rhythmische Form des Satzes wird aber immer fehlerhaft, wenn mit einem Gliede des Hauptsatzes eine größere Anzahl eingeschachtelter, d. h. solcher Nebensätze verbunden wird, welche in einer fortlaufenden Reihe einer dem andern grammatisch untergeordnet sind, z. B.

Es muß den Beobachter unserer Zeit wohlthätig berühren, wenn er den rüstigen Bestrebungen desjenigen Standes folgt, der vor allen berufen ist, den Samen des Guten zu streuen, daß er emporsprieße mit unserer Generation und immer herrlicher sich entfalte, damit eine baldige Zukunft den reichen Segen ernte, der, eine Frucht der liebevollsten und sorgsamsten Pflege, einst erkannt werden wird von allen, die mit der wahrhaft geistigen Entwickelung des Menschengeschlechtes die goldene Zeit erhoffen, welche kommen muß, wenn Fried' und Eintracht unser Geschlecht beglücken, die Wohlfahrt aller sichtlichem Gedeihen entgegengeführt werden und Humanität mit ihrem milden Scepter die Herrschaft über die Völker der Erde führen soll. — Vor einigen Tagen fand ein Schornsteinfegergesell die Summe von 200 Thalern in barem Gelde, welche er dem jetzigen Besitzer des Hauses, der aus dem Kriege zurückgekehrt und dessen beide alte Eltern inzwischen verstorben waren, von denen das Geld im Schornstein in Sicherheit gebracht worden war, behändigte. — Dahin wäre ich geneigt einzelnes über Amors Bewaffnung mit Bogen und Pfeil zu rechnen, zumal den Unterschied seines goldnen und bleiernen Geschosses, welche Liebe wecken oder scheuchen, was ich bei den Griechen nicht finde, die den Eros zwar *δίδυμα τόξα χαρίτων* spannen lassen, deren eins aber Lebensglück, das andere Unheil bringt und die der Auszeichnung durch die Metalle entbehren. Jac. Grimm.

Die rhythmische Form solcher Sätze wird einigermaßen verbessert, wenn man ihnen eine Fassung giebt, in der sich die Einschachtelung der Nebensätze nicht so oft wiederholt, oder auch eingeschachtelten Nebensätzen die Stellung eines Zwischensatzes giebt, z. B.

Vor einigen Tagen fand ein Schornsteinfegergesell die Summe von 200 Thalern in barem Gelde und händigte sie dem jetzigen eben aus dem Kriege zurückgekehrten Besitzer aus, von dessen beiden

alten Eltern, die während des Krieges verstorben waren, das Geld im Schornstein in Sicherheit gebracht worden war.

Es ist jedoch zu bemerken, daß Zwischensätze innerhalb eines Nebensatzes sich überhaupt nicht wohl mit der Schönheit der rhythmischen Form vertragen und, wenn sie einen großen Umfang haben, immer sehr anstößig sind, z. B.

Der Roßhändler, der bereits Rang und Namen dessen, der beim Anblicke der in Rede stehenden Kapsel in der Meierei zu Dahme in Ohnmacht gefallen war, kannte, und der zur Krönung des Taumels, in welchen ihn diese Entdeckung versetzt hatte, nichts bedurfte, als Einsicht in die Geheimnisse des Zettels, sagte, daß er den Zettel bewahren wolle. H. v. Kleist. — Hätte ich doch einem Worte, das mir noch kurz vor Eröffnung des Gottesgerichtes der Prior des hiesigen Augustinerklosters anvertraut, bei dem der Graf in frommer Vorbereitung zu der entscheidenden Stunde, die ihm bevorstand, zur Beichte gewesen, Glauben geschenkt. H. v. Kleist.

Die Einschachtelung ist weniger anstößig, wenn die Nebensätze verschiedenartig sind, als wenn Nebensätze derselben Art, z. B. Relativsätze in einer fortlaufenden Kette mit einander verbunden werden, z. B.

Die Marquise bewohnte ein Landhaus, das in einem herrlichen Thale lag, dessen frische Vegetation durch einen Bach unterhalten ward, der stets im Schatten hoher Bäume murmelte. — Hier entdeckte sich, wie viel bei einem Feldherrn gewonnen worden, dessen schon gegründeter Ruhm nicht der gewagten Unternehmungen benötigt war, durch welche andere sich einen Namen machen müssen, die eben erst in die Bahn des Ruhmes eingetreten sind.

Eingeschachtelte Nebensätze sind insbesondere sehr anstößig, wenn sie als Zwischensätze innerhalb des Hauptsatzes stehen, z. B.

Es ist nicht unsere Absicht, die mathematische Evidenz, welche Graf Daru bei seinen Erörterungen über das, was durch die militärische Benutzung der Eisenbahnen geleistet oder nicht geleistet werden kann, an den Tag gelegt haben soll, einer Kritik zu unterwerfen. Allg. Zeit.

Auch wird die rhythmische Form des Satzes sehr anstößig, wenn eine große Anzahl verkürzter Sätze von großem Umfange mit dem Subjekte verbunden wird, z. B.

Genua, das Tyrus der mittleren Zeit, das erbaut zu sein scheint für einen Kongreß von Königen, seit dem elften Jahrhundert ein mächtiger, von Kaisern mit ansehnlichen Privilegien ausgestatteter

Freistaat unter Dogen, wie seine Rivalin Venedig, und, wie diese, einesteils geschwächt durch den Verlust der Niederlassungen im Orient und den des ostindischen Handels zufolge der Entdeckung des Wasserweges nach Ostindien, anderenteils in seinem Innern durch unselige Parteiungen und auswärtige, wenn gleich rühmliche, doch äußerst schwächende Kämpfe allmählich aufgerieben, und endlich durch Napoleons Herrscherwillen vernichtet, ist jetzt mit Beibehaltung einiger Privilegien und einem Schatten repräsentativer Verfassung die zweite Hauptstadt des Königreichs Sardinien.

Afterformen zusammengesetzter Sätze und besonders Einschachtelungen der Nebensätze gehören zu den sehr gewöhnlichen Fehlern des Stiles. Sie haben meistens ihren Grund darin, daß man in einen zusammengesetzten Satz Nebensätze aufnimmt, welche nicht als Ausdrücke eines eigentlichen Attributes oder Objektes einen Begriff des Hauptsatzes auf eine besondere Unterart oder auf Einzelnes zurückführen, sondern Gedanken des Sprechenden ausdrücken, die in der Form von Hauptsätzen dargestellt werden sollen. Wenn man in dieser Weise besonders Thatsachen, die man berichten will, durch Nebensätze ausdrückt, so werden leicht Einschachtelungen der Nebensätze herbeigeführt, und die rhythmische Form der Sätze wird, abgesehen davon, daß die logischen Verhältnisse der Gedanken fehlerhaft dargestellt werden (s. § 97), höchst anstößig, z. B.

Infolge von Entdeckungen, zu denen die Instruktion eines Prozesses führt, die sich mehr und mehr verlängert hat, wie man vernimmt, der Generalprokurator aus Anlaß der Ausdehnung, welche gewisse Kongregationen genommen, deren in Frankreich ungesetzliches Bestehen vor noch nicht langer Zeit geleugnet worden, an den Justizminister ein Memoire richten zu müssen geglaubt, worin er, nach genauer Darlegung der Thatsachen, die Frage stellt, ob nicht der Augenblick gekommen sei, die Gesetze in Betreff der Kongregationen in Vollzug zu setzen. — Der Aga des Emirs Abdel Kader, der gefangen und nach der Insel St. Marguerite in Frankreich deportiert worden war, wo er bekanntlich eine seiner beiden Frauen, die er im Verdachte eines ehebrecherischen Umganges hatte, und einen Neger tötete, ist vor den Assisen erschienen. — Wir wollen zwar keinen Augenblick daran zweifeln, daß die Bemühungen des Washingtoner Kabinets, die ja bekanntlich schon aus den ersten Tagen des Mai, als Kaiser Maximilian sich noch in Queretaro, und zwar, wie man jetzt weiß, nicht ohne Hoffnung und nicht ohne Aussicht auf Erfolg oder wenigstens längeren

Widerstand, hielt, datieren, aufrichtig waren. Köln. Zeit. — Wie bekannt, schweben zwischen den Mächten seit längerer Zeit Unterhandlungen über die Neuernennung eines Gouverneurs des Libanon: ein Posten, in welchem sich die rivalisierenden Interessen der Engländer und Franzosen, die beiderseitig nach der Herrschaft in Syrien streben, begegnen. Tägl. Rundschau, 12. Apr. 1883. — Nachdem der Kaiser sich dann noch die im Palais anwesenden Mitglieder der Botschaft, unter welchen sich auch die beiden neuen Attachés, welche mit Said Pascha aus Konstantinopel hier eingetroffen waren, befanden, hatte vorstellen lassen, hatte der Botschafter auch die Ehre, bei der Kaiserin eingeführt zu werden, welche von ihren Palast- und Hofdamen und den beiden dienstthuenden Kammerherren umgeben war. Ebenda.

Wenn solche Sätze nur gelesen werden, so wird der unschöne Bau derselben oft gar nicht bemerkt; wenn sie aber gesprochen werden, so wird es sogleich sehr fühlbar, daß ihnen die wesentlichen Bedingungen eines schönen Rhythmus, Ebenmaß in dem Umfange der Glieder und eine aufsteigend fortschreitende Betonung, gänzlich mangeln. Diejenigen Adjektivsätze, welche nur eine Thatsache berichten, haben gewöhnlich geringeren logischen Wert, als diejenigen, welche ein eigentliches Attribut ausdrücken. Das Tonverhältnis wird daher besonders in widriger Weise schleppend, wenn Nebensätze mit untergeordnetem Tone ganz am Ende stehen, z. B.

Allerdings ist das Kabinet von Fehlern nicht ganz freizusprechen, die es damit beging, daß es einen Finanzminister Tirard wählte, der mit den großen französischen Finanzmächten sich nicht zu stellen vermocht hat. Tägl. Rundschau, 12. Apr. 1883. — Luther sah in jenem päpstlichen Antichristentum satanische Mächte, durch welche die Herzen geblendet seien und welche das gegenwärtige Gotteswort zwar unter Leiden und Drangsal überwinden werde, welche es aber doch noch nicht entwurzeln und zu nichte machen könne. Köstlin, Luthers Leben.

Sehr anstößige Anhäufungen von Adjektivsätzen entstehen besonders, wenn die besondere Art eines Dinges, die durch einen Adjektivsatz ausgedrückt ist, durch einen zweiten Adjektivsatz näher bezeichnet wird, z. B.

Die großen politischen Katastrophen, durch welche auf lange Zeit das Schicksal der Menschheit bestimmt wird, die wir unter der allgemeinen Benennung der Revolutionen zu bezeichnen pflegen. — Dem Herrn Verfasser gebührt das Lob zu denen zu gehören,

welche auf Vereinfachung dringen, welche die Schönheit bedingt, welche freilich viele durch Überladung erzielen wollen.

Wenn Anhäufungen von Nebensätzen immer ein mehr oder weniger fehlerhaftes Tonverhältnis haben, so verträgt sich andererseits die Aufeinanderfolge zahlreicher abgeschnittener Hauptsätze ebenfalls nicht mit der Schönheit der rhythmischen Form. Diese fordert auch einen lebendigen Wechsel mannigfaltiger Tonverhältnisse, und eine gleichmäßig fortlaufende Wiederholung gleichförmiger Tonverhältnisse in Sätzen von gleichem Umfange wird leicht ermüdend, z. B.

Die Inseln im Sandmeere zu verbinden taugt nur das Kamel. Wie die Einwohner, so lernt dieses Tier von Jugend auf Durst und Hunger zu ertragen. Dreihundert Stunden durchrennt es, ohne in acht oder zehn Tagen mehr als einmal zu trinken. Bis dreizehn Centner trägt es wochenlang unabgepackt; in ihm ist des Arabers Sicherheit und Reichtum, es ist sein treuester Lebensgefährte. Es ist genügsamer, als der Esel, milchreich, wie die beste Kuh, sein Mist dient für Brennholz, sein Harn zu Salmiak, ein Wink regiert seinen Schritt, ein Lied erneuert seine Kraft. — Peter war groß und von edlem Anstande. Er hatte eine geistreiche Physiognomie. Er drückte sich gut aus und redete mit Feuer, er hatte viel natürliche Anlagen zur Beredsamkeit und hielt oft Anreden. Gegen äußere Pracht war er sehr gleichgiltig und überließ es seinem Günstling Menzikof, sie, wo es nötig war, zu zeigen. Nie war wohl ein Mensch arbeitsamer, unternehmender und weniger zu ermüden. — Am Tage seiner Geburt brachte Abel dem Herrn ein Opfer und weihte ihm von den Erstlingen seiner Herde, und sein Herz war voll Freude und Dankes. Aber Kain ergrimmte über seinen Bruder, und seine Gebärde entstellte sich, und er schlug seinen Bruder Abel auf das Haupt. Und Kain hohnlachte über den Gefallenen und verließ ihn in seinem Blute. Da kamen der Vater und die Mutter des Jünglings und fanden den Erschlagenen, und Eva neigte sich über ihn, und sie weinte sehr. Krummacher. — Samuel, der Knabe diente dem Herrn zu Siloh vor dem Priester Eli und war angenehm bei Gott und den Menschen. Denn er diente dem Herrn mit reinem Herzen und war gehorsam und nahm zu an Weisheit. Aber die Söhne Eli's, Hophni und Pinehas, waren böse Buben, die fragten nicht nach dem Herrn, und ihre Sünde war sehr groß. Und sie standen eines Tages vor dem Hause ihres Vaters unter einem Baum, und Samuel der Knabe stand unter ihnen u. s. w. Krummacher.

Weil der Gebrauch abgeschnittener Hauptsätze der Sprache der Kinder und des geistig unentwickelten Volkes natürlich ist, macht man besonders in Kinder- und Volksschriften absichtlich von dieser Form der Darstellung Gebrauch, aber man fühlt leicht, daß sie an sich keine schöne Form der Darstellung ist. Sehr zu tadeln ist es aber, wenn dieser Stil auch in höher stehenden Schriften verwendet wird; manche Romandichter unserer Zeit namentlich reden mit Vorliebe in lauter zerhackten Sätzen, die zuweilen ganz zusammenhangslos nebeneinander gestellt werden. Manche halten diesen Stil wohl gar für einfach und natürlich; er ist aber nichts weniger als das. Der Leser wird vielmehr durch solche zerhackte Sätze in eine unnatürliche Erregung und Unruhe versetzt, und eine solche Wirkung kann doch nicht von einem einfachen und natürlichen Stile ausgehen. Dieser Stil gehört vielmehr derjenigen Verirrung unserer Zeit an, die oben als Geistreichelei bezeichnet worden ist, und findet sich daher auch hauptsächlich bei solchen Schriftstellern, welche ihre Kräfte in den Dienst der Sensation und des Raffinements stellen.

§ 87.

Die Schönheit des Stiles fordert nicht nur, daß die Glieder des Satzes mit einander in einem rhythmischen Verhältnisse stehen: sie fordert auch, daß die einzelnen Wörter mit einander in ebenmäßigen Tonverhältnissen verbunden werden, und die deutsche Stilistik muß mehr als die der andern Sprachen auf die Tonverhältnisse einzelner Wörter und Silben ein besonderes Augenmerk richten. In den alten Sprachen gründet sich die Schönheit der rhythmischen Formen mehr auf ebenmäßige Verhältnisse langer und kurzer Silben, als auf die Tonverhältnisse. Die romanischen Sprachen unterscheiden nicht auf dieselbe Weise und nicht mit solcher Bestimmtheit die Tonverhältnisse der Wörter und Silben, wie die deutsche Sprache; die Stilistik dieser Sprachen achtet daher mehr nur auf den Wohllaut — auf ein ebenmäßiges Verhältnis verschiedenartiger Laute —, als auf den Wohlklang — auf ein ebenmäßiges Verhältnis hochtoniger und tieftoniger Silben. — Die deutsche Sprache achtet auch auf den Wohllaut, und Ausdrücke wie: „eine einer seiner Personen in den Mund gelegte Frage“ sind höchst anstößig: aber in ihr ist der Wohlklang mehr als in den andern Sprachen eine wesentliche Eigenschaft des schönen Stiles; die deutsche Stilistik muß darum auf den Wohlklang, wie auf andere Eigentümlichkeiten der deutschen Sprache, ein besonderes Augenmerk richten.

Das rhythmische Verhältnis der einzelnen Wörter wird fehlerhaft,

wenn entweder eine große Anzahl hochtoniger Silben oder eine große Anzahl tieftoniger Silben in unmittelbarer Folge zusammentreffen. Anhäufungen hochtoniger Silben kommen, weil die hochtonigen Wörter meistens Endungen haben, selten vor, desto häufiger kommen sehr anstößige Anhäufungen halbtoniger Formwörter vor, z. B.

Ich kann Ihre Briefe nicht entbehren: da Sie mir sie also nicht als ein Almosen wollen zukommen lassen, so u. s. w. Lessing.

Die Anhäufung der Formwörter wird noch anstößiger, wenn ihnen zugleich andere nicht betonte Silben, z. B. Endungen, unmittelbar vorangehen oder Vorsilben nachfolgen, z. B. „Indem die Nachbarinnen sich dort oft mit einander besprachen.“ „Da ein Ungebildeter das gar nicht verstehen kann.“ Die Sprache verbessert in solchen Fällen den fehlerhaften Rhythmus durch Zusammenziehung der Formwörter und Endungen, z. B. ist's statt ist es, im statt in dem, goldner statt goldener. Diese Zusammenziehungen sind keineswegs willkürlich; sie sind eigentlich nur dann zulässig und geboten, wenn eine Anhäufung schwachtoniger Silben sie fordert. Anhäufungen der Formwörter werden in der deutschen Sprache besonders dadurch veranlaßt, daß der Gebrauch des Artikels in der spätern Zeit eine Ausdehnung erlangt hat, die der älteren Sprache fremd war, und wir ziehen darum gern den Artikel mit einer vorangehenden Präposition zusammen, z. B. im, am, vom, zum, ins, fürs.

Die rhythmische Form wird oft auch dadurch verbessert, daß in den Substantiven der Endungsvokal des Genitivs und des Dativs abgeworfen wird. Die Abwerfung des Endungsvokales ist ebenfalls keineswegs willkürlich, sie hängt von dem Lautverhältnisse des Substantivs und noch mehr von dem Tonverhältnisse des Substantivs und des nachfolgenden Wortes ab. Man spricht richtig z. B. „Des Schwans und des Kranichs Gefieder“ „des Sohns Unterwerfung“ „des Throns beraubt“ „vom obern Stock ward er herabgeworfen“ „in Eurem Blick zu lesen“ und: „des Amtes Pflichten“ „des Volkes Flüche“ „des Thrones Glanz“ „im Grabe ruhen“ „vom Throne steigen“ „mit Ruhme enden“, hingegen fehlerhaft z. B. „des Golds Glanz“ „des Bergs Spitze“ „des Schritts Grund“ „Wie lang willst du dich winden unter deines Feinds Triumphrads Speichen?“ Rückert. „am Stock gehen“ vom Sitz aufstehen“, und: „des Königes Befehl“ „des Schicksales Gewalt“ „im Anfange und am Ende“ „im Ernste und im Scherz“, und der gute Stil hat in Hinsicht auf die Abwerfung des Endungsvokals besonders auf die rhythmische Form zu achten. Auch in den Konjugationsendungen des Verbs wird der Endungsvokal bei gewissen Lautverhältnissen

abgeworfen, z. B. sprichst statt sprichest, aber nicht leidt statt leidet.

Die Schönheit der rhythmischen Form fordert ein gewisses Ebenmaß hochtoniger und tieftoniger Silben, sie fordert aber auch einen lebendigen Wechsel mannigfaltiger Tonverhältnisse. Es macht daher auf unser rhythmisches Gefühl einen unangenehmen Eindruck, wenn die Rede sich in einer fortlaufenden Reihe von Wörtern bewegt, welche gleiche Silbenzahl haben, z. B.

Manche Menschen möchten ihren Freunden täglich lange Briefe schreiben. — Wer ist so schön, so klug, so treu, so fromm wie du? Gellert.

Besonders anstößig ist es auch, wenn in den Gliedern eines zusammengesetzten Satzes sich dasselbe Tonverhältnis wiederholt, z. B.

Er hat nicht begreifen können, daß er einen besuchen müsse, der ihn sehr beleidigt hatte.

Es gehört zu den Eigentümlichkeiten der deutschen Sprache, daß sie die Nebensätze durch eine besondere Wortstellung von den Hauptsätzen unterscheidet und in ihnen das flektierte Verb, das in den Hauptsätzen dem Subjekte nachfolgt, ganz an das Ende des Satzes stellt. Wenn nun in einem Nebensatze das Verb mit einer zusammengesetzten Form eines Hilfsverbs verbunden ist und noch mehr, wenn ein solches Verb mit untergeordnetem Tone dem Hauptbegriffe des Satzes, der den Hauptton hat, nachfolgt, so entsteht eine Anhäufung schwachtoniger Wörter, die leicht den Rhythmus schleppend macht, z. B.

Es läßt sich schwer bestimmen, ob Deutschland sich jemals zu einer so hohen Stufe emporgeschwungen haben würde. — Hieraus geht hervor, daß der Gesandte in die Geheimnisse der Empörung eingeweiht gewesen sein muß. — Ein Schlagfluß, der wohl durch die außerordentliche Hitze herbeigeführt worden sein möchte. — Es ist jüngst von Verhandlungen die Rede gewesen, die wegen der Vermählung der Königin geführt worden sein sollen.

Solche Anhäufungen schwachtoniger Wörter lassen sich nun freilich zuweilen nicht vermeiden, und es ist immer noch besser, die übliche Wortstellung beizubehalten, als etwa durch Veränderung der Wortstellung die schwachtonigen Wörter von einander zu trennen, z. B. „Es läßt sich schwer bestimmen, ob Deutschland sich jemals zu einer so hohen Stufe würde emporgeschwungen haben.“ Eine solche Umstellung kann im allgemeinen nicht empfohlen werden, weil sie unser Gefühl für die natürliche Wortstellung verletzt. In einzelnen Fällen jedoch, so namentlich in poetischer Sprache, kann man recht wohl den Rhyth-

mus durch eine solche Umstellung oder dadurch verbessern, daß man das flektierte Hilfsverbum sein oder haben ausläßt, z. B.

> Was du mir künftig magst zu hinterbringen haben, sprich es nie mit Silben aus. Schiller. — Ich war zu sehr gewohnt, mich mit mir selbst zu beschäftigen, als daß ich mit Aufmerksamkeit hätte ein Kunstwerk betrachten sollen. Goethe. — Er berichtete, warum er sich durch das ungünstige Wetter nicht von seiner Reise habe abhalten lassen. Tieck. — und: Mir kam die Kunde zu, daß Ihr meinem Oheim übergeben worden (waret). Schiller. — Was war mein Dank dafür, daß ich diesen Krieg, der nur ihn groß gemacht (hat), die Fürsten zahlen lassen (hatte). Ders.

Aber nur in einzelnen Fällen, in denen die ganze Anlage des Satzes, die Art der Verbindung des Nebensatzes mit dem Hauptsatze oder die poetische Diction eine veränderte Wortstellung gestattet, kann man von der genannten Freiheit Gebrauch machen, im allgemeinen ist diese Stellung des flektierten Hilfsverbs und die Auslassung desselben anstößig, z. B.

> Ob noch einmal werde das Getrennte sich wieder vereinigen. Harms. — Daß er darf eine freie Sprache führen, während sie müssen sich drehen und wenden. Harms. — Welche die, welche gern möchten glauben, am Gläubigwerden hindern. Harms.

Der Rhythmus wird durch die eben bezeichnete Anhäufung schwachtoniger Wörter besonders leicht schleppend, wenn eine angeführte Rede nicht in der Form eines Hauptsatzes, sondern in einem durch die Konjunktion daß verbundenen Nebensatze dargestellt wird (§ 69), z. B.

> Die Ärzte konnten schon wenige Tage darauf die Versicherung geben, daß er am Leben erhalten werden würde, ja, daß er, ohne irgend eine Verstümmelung zu erleiden, wieder hergestellt sein würde. H. v. Kleist. — Der Junge antwortete, daß den Pferden weiter kein Unglück zugestoßen wäre, daß sie auch das gehörige Futter bekommen hätten, daß sie aber ein wenig auf den Feldern gebraucht worden wären. H. v. Kleist.

In diesen Beispielen wird der fehlerhafte Rhythmus verbessert, wenn man nur dem Nebensatze die seinem logischen Werte angemessenere Form eines Hauptsatzes giebt (§. 69). — Ein anstößiges Tonverhältnis und oft zugleich ein anstößiges Lautverhältnis entsteht, wenn dem flektierten Verb des Nebensatzes unmittelbar das flektierte Verb eines andern Nebensatzes in derselben Zeit- und Personalform nachfolgt und beide hochtonig sind, z. B.

Eine mineralische Quelle, von deren Heilkräften man sich mehr, als die Zukunft nachher bewährte, versprach. H. v. Kleist. — Christliche Prediger, die sich durch den Ernst, mit welchem sie sich mit den innern Kämpfen des religiös bewegten Lebens beschäftigten, auszeichneten, waren willkommen. Steffens.

§ 88.

Die Tonverhältnisse sind im allgemeinen der natürliche Ausdruck für die logische Form der Gedanken, und ein schönes Tonverhältnis macht überhaupt auf unser Gefühl einen wohlgefälligen Eindruck. Neben dieser allgemeinen Bedeutung hat aber der Rhythmus der Rede oft noch eine besondere Bedeutung, die ebenfalls in der Natur des Menschen ihren Grund hat und in Bezug auf die Schönheit der Darstellung nicht übersehen werden darf. Besondere Stimmungen des Gemütes treten auch in besondern Bewegungen der Glieder in Erscheinung, die rhythmisch sind, Lust und fröhlicher Scherz in dem muntern Takte des Tanzes, feierlicher Ernst hingegen und eine erhabene Stimmung des Gemütes in einem feierlichen Rhythmus des Ganges und der Gebärde. Es ist darum sehr natürlich, daß solche Zustände des Gemüts auf dieselbe Weise und noch weit mehr in die Erscheinung treten in der Rede als dem eigentlichen Ausdrucke der Gedanken. Diese tief in der geistigen Natur des Menschen gegründete Verbindung besonderer rhythmischer Formen der Rede mit besondern Zuständen des Gemütes offenbart sich am meisten im Gesange und den nach dem Inhalte der Lieder verschiedenen Melodien, und sie ist der natürliche Grund, warum die Poesie ursprünglich in metrischen Formen hervortritt. Das Gemüt ist die eigentliche Geburtsstätte der Poesie, und die besondern Versmaße entsprechen den besondern Stimmungen des Gemüts, welche dargestellt werden. Dieser rhythmische Ausdruck der Gemütsstimmung ist in der Darstellung von sehr großer Wirkung, die jedoch nur bei mündlichem Vortrage ganz gefühlt wird. Die griechischen und römischen Redner erkannten diese Wirkung, und sie legten wohl besonders darum einen so großen Wert auf die Schönheit der rhythmischen Form, weil ihr Streben und ihre ganze Rhetorik vorzüglich darauf gerichtet war, durch die Darstellung in ihren Zuhörern besondere Zustände des Gemütes hervorzurufen. Weil es der deutschen Sprache eigentümlich ist, daß die Tonverhältnisse überhaupt mehr in ihrer logischen Bedeutung aufgefaßt werden, so legt die deutsche Stilistik auf den hier bezeichneten Rhythmus, den man den pathetischen Rhythmus nennen kann, keinen so großen Wert als die Rhetorik der Griechen und Römer. Er trägt aber besonders im Redestile und im pathetischen Stile sehr zur Schönheit der

Darstellung bei und giebt ihr eine besondere Würde (§ 25); er fordert darum eine nähere Betrachtung. So leicht man den pathetischen Rhythmus durch das Gefühl erkennt, so ist es doch nicht leicht, die besondern Formen desselben bestimmt zu bezeichnen. Im allgemeinen fordert der pathetische Rhythmus, daß die Glieder des Satzes und der Satzverhältnisse nach ihrem Inhalte und Umfange mit einander in vollkommenem Ebenmaße stehen, daß die Betonung in gleichmäßigen Absätzen aufsteigend fortschreite, und daß insbesondere der Schluß des ganzen Satzes durch Fülle der Bedeutung und des Tones hervorgehoben werde. Nebensätze fügen sich nicht wohl in den pathetischen Rhythmus, und er verträgt sich am wenigsten mit Anhäufungen schwachtoniger Formwörter und mit einem schleppenden Schlusse der Sätze. Es bedarf kaum der Erinnerung, daß man nicht wesentliche Gesetze der schönen Darstellung verletzen und etwa den Umfang eines Gliedes durch Phrasen oder müßige Attribute erweitern darf, um nur dem Satze einen pathetischen Rhythmus zu geben. Von dem pathetischen Rhythmus hat Schiller in seinen dramatischen Werken, und besonders in der Braut von Messina, oft einen sehr glücklichen Gebrauch gemacht, und folgende Stellen aus den Chören mögen dazu dienen, die eigentliche Bedeutung und die Wirkung desselben fühlbar zu machen:

Ungleich verteilt sind des Lebens Güter
Unter der Menschen flücht'gem Geschlecht;
Aber die Natur, sie ist ewig gerecht.
Uns verlieh sie das Mark und die Fülle,
Die sich immer erneuend erschafft;
Jenen ward der gewaltige Wille
Und die unzerbrechliche Kraft.
Mit der furchtbaren Stärke gerüstet,
Führen sie aus, was dem Herzen gelüstet,
Füllen die Erde mit mächtigem Schall;
Aber hinter den großen Höhen
Folgt auch der tiefe, der donnernde Fall. —

Sagt mir, ich kann's nicht fassen und deuten,
Wie es so schnell sich erfüllend genaht.
Längst wohl sah ich im Geist mit weiten
Schritten das Schreckensgespenst herschreiten
Dieser entsetzlichen, blutigen That.
Dennoch übergießt mich ein Grauen,
Da sie vorhanden ist und geschehen,
Da ich erfüllt muß vor Augen schauen,

Was ich in ahnender Furcht nur gesehen.
All mein Blut in den Adern erstarrt
Vor der gräßlich entschiedenen Gegenwart. —

Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der vergängliche, baut?
Heute umarmtet Ihr Euch als Brüder,
Einig gestimmt mit Herzen und Munde.
Diese Sonne, die jetzo nieder-
Geht, sie leuchtete Eurem Bunde!
Und jetzt liegst du dem Staube vermählt,
Von des Brudermords Händen entseelt,
In dem Busen die gräßliche Wunde.
Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem betrüglichen Grunde?

Es ist in diesen Stellen nicht der Reim und das Versmaß allein, was die ergreifende Wirkung hervorbringt, sondern der feierliche Rhythmus, in dem die Rede in gleichmäßig aufsteigender Betonung einherschreitet und die Sätze mit Würde in einem volltonigen Schlusse endigen. Wenn man mit diesen Sätzen andere Sätze vergleicht, denen der pathetische Rhythmus mangelt, z. B.

Die fremden Eroberer kommen und gehen,
Wir gehorchen und bleiben stehen,

so wird der Unterschied sehr fühlbar.

§ 89.

Wir haben gesehen, daß der logische Wert der Begriffe in der Darstellung nicht nur durch die Betonung und Wortstellung, sondern auch durch besondere Formen des Ausdruckes hervorgehoben wird, die wir als die Figuren der logischen Form bezeichnet haben (§ 17). Weil die alten Rhetoriker ihr Augenmerk weniger auf die organische Vollkommenheit der Darstellung, als auf eine äußere Zweckmäßigkeit derselben richteten, faßten sie diese Formen nicht nach ihrer eigentlichen Bedeutung als organische — mit der logischen Form des Gedankens gegebene — Formen der Darstellung auf, sondern sahen sie mehr als einen künstlichen Schmuck und als künstliche Mittel an, durch welche eine besondere Wirkung auf die Phantasie und auf das Gemüt des Zuhörers hervorgebracht werden sollte. In diesem Sinne legten sie besonders auf die Figuren der logischen Form einen sehr großen Wert

und gebrauchten sie oft in einer Weise, die gesucht und darum unnatürlich war, auch machten sie oft von diesen Figuren Gebrauch, um nur der Rede eine rhythmische Fülle und Rundung zu geben, um ore rotundo zu reden. — Wir erinnern hier, um ein Beispiel statt vieler zu geben, nur an die so oft als musterhaft gepriesene Stelle der catilinarischen Rede: abiit, excessit, erupit, evasit. Diese Stelle mochte wohl, wenn sie von der Rednerbühne mit donnernder Stimme und leidenschaftlicher Gebärde vorgetragen wurde, bei dem Volke Effekt machen, aber es ist, bei Lichte besehen, doch schwer zu sagen, was diese Figur hier eigentlich bedeuten soll. Es lassen sich besonders bei Cicero unzählige Gleichnisse und Antithesen nachweisen, die keine andere Bedeutung haben, als daß sie der Rundung einer Periode dienen. Die deutschen Stilistiker haben, weil sie in die Fußstapfen der alten Rhetoriker traten, geglaubt, die von diesen unterschiedenen Figuren gewissenhaft aufzählen und in demselben Sinne behandeln zu müssen, und man hat bei dem Unterrichte den Gebrauch der besondern Figuren zur Aufgabe besonderer Schulexerzitien gemacht. In der neuern Zeit hat man jedoch immer mehr eingesehen, daß auf diesem Wege höchstens ein ciceronianischer, aber nimmer ein guter deutscher Stil gebildet wird, und es war besonders die unfruchtbare Pedanterei der ältern Methode, was die Schulmänner veranlaßte, den Stilunterricht mehr auf das Gefühl, als auf eine Theorie der schönen Darstellung zurückzuführen. Man hat insbesondere die Lehre von den Figuren wie ein unbrauchbar gewordenes Hausgerät auf die Seite geschoben, und den meisten sind die besondern Figuren kaum dem Namen nach bekannt. Es gilt jedoch auch hier, wie bei andern Dingen, der Grundsatz, daß man den Mißbrauch abstellen, aber den Gebrauch beibehalten soll.

Wir haben die Figuren überhaupt als organische Formen der Darstellung aufgefaßt (§ 16), und sie müssen als besondere Formen der schönen Darstellung notwendig in der Stilistik näher bezeichnet und der richtige Gebrauch derselben dargelegt werden. Wenn die alten Rhetoriker auf eine pedantisch kleinliche Weise eine große Anzahl von Figuren unterschieden und doch die Anwendung derselben nicht bestimmt zu bezeichnen wußten, so hat dies seinen Grund nur darin, daß sie die eigentliche Bedeutung der Figuren nicht klar erkannten. Die Figuren werden aber für die Stilistik um so wichtiger und die Betrachtung derselben um so fruchtbarer, je mehr ihre organische Bedeutung in ein helleres Licht tritt. Die deutsche Stilistik muß auf die Figuren der logischen Form schon darum ein besonderes Augenmerk richten, weil die deutsche Sprache vermöge der ihr eigentümlichen Richtung mehr als andere Sprachen in der Darstellung die logische Form der Gedanken

hervorhebt. Dazu kommt noch, daß in der Schriftsprache die Hervorhebung eines Begriffes nicht durch den Redeton und sehr oft auch nicht hinlänglich durch die Wortstellung bezeichnet wird, und die Schriftsprache darum häufiger als die nur gesprochene Rede von den Figuren der logischen Form Gebrauch machen muß. Die deutsche Stilistik wird jedoch mehr die organische Bedeutung der Figuren, als die äußerliche Unterscheidung der besondern Formen zum Gegenstande ihrer Betrachtung machen. Was nun die Anwendung der Figuren betrifft, so kann und soll die Stilistik im allgemeinen die Verhältnisse der Gedanken und Begriffe bezeichnen, unter denen überhaupt von Figuren Gebrauch zu machen ist; sie soll nachweisen, in welchen Fällen eine Figur des Inhaltes, und in welchen eine Figur der logischen Form zur Schönheit der Darstellung dienen kann: aber sie kann nicht lehren, welche besondere Figur des Inhaltes oder welche besondere Figur der logischen Form in einem gegebenen Verhältnisse des Gedankens anzuwenden sei. Die Figuren sind organische Formen der Darstellung, und die besondern Figuren sind mit den Besonderheiten des darzustellenden Gedankens — seines Inhaltes und seiner logischen Form — gegeben. Die besondere Figur, welche bei einem besondern Gedanken zu einer schönen Darstellung des Inhaltes oder der logischen Form geeignet ist, bietet sich dem Sprechenden von selbst dar, und die Figur ist nur dann schön, wenn sie nicht gesucht ist, sondern sich von selbst darbietet. Der richtige Gebrauch der besondern Figuren gehört daher zu denjenigen Dingen, die dem Gefühle für die Schönheit der Darstellung überlassen bleiben, und die Stilistik muß sich darauf beschränken, das Stilgefühl dadurch zu berichtigen, daß sie die Bedeutung der Figuren zu klarem Bewußtsein bringt. Sie kann fehlerhafte Anwendungen der Figuren bezeichnen, aber nicht bestimmte Vorschriften für den Gebrauch der besondern Figuren geben.

§ 90.

Die Figuren der logischen Form haben mit einander gemein, daß sie in der Rede einen Begriff oder auch einen Gedanken mit besonderem Nachdrucke hervorheben. Solche Hervorhebungen finden bei weitem häufiger statt, wenn Gemüt und Phantasie an den darzustellenden Gedanken nähern Anteil haben, als wenn diese ganz dem reflektierenden Verstande angehören; darum gehören die Figuren der logischen Form im allgemeinen mehr dem poetischen als dem prosaischen und mehr dem Rednerstile an, als dem didaktischen und dem Geschäftsstile.

Wenn man den Begriff dieser Figuren im weitesten Sinne nimmt, so umfaßt er alle Formen der Darstellung, deren Bedeutung darin besteht, daß sie den logischen Wert eines Begriffes oder Gedankens her=

vorheben, und es gehören dann hierher viele Darstellungsformen, welche von den älteren Stilistikern nicht als Figuren angesehen werden. Adelung hat auch die Inversion der Wortstellung unter den Figuren begriffen, und noch manche andere Formen, die gewöhnlich nicht zu den Figuren gezählt werden, sind nach ihrer eigentlichen Bedeutung als Figuren der logischen Form anzusehen. Es ist schon bemerkt worden, daß mehrere derjenigen Darstellungsformen, welche wir als Figuren des Inhaltes bezeichnet haben, oft auch die Bedeutung von Figuren der logischen Form haben (§ 17). Sehr oft wird nämlich dadurch, daß die Besonderheit eines Begriffes auf lebendigere Weise in sinnlicher Anschaulichkeit dargestellt wird, zugleich der logische Wert des Begriffes in der Darstellung hervorgehoben. Unter den Figuren des Inhaltes haben insbesondere die Metaphern und Gleichnisse sehr oft diese Wirkung, und sie haben dann zugleich die Bedeutung von Figuren der logischen Form, z. B.

Nicht in den Ozean der Welten alle
Will ich mich stürzen; — — —
Nur um den Tropfen am Eimer will ich schweben.
Klopstock, Frühlingsfeier.

O du der Seligkeiten höchste
Überströme du meine ganze Seele
Mit deinem heiligen Feuer. Klopstock.

Das Schiff geht unter,
Und den Totengesang heult dumpf fort
Auf dem großen immer offnen Grabe
der Sturm. Klopstock.

Macbeth mordet den Schlaf
— — den Balsam kranker Seelen. Shakespeare.

und: Gelassenheit und Ruhe gingen, wie Sternenhelle, in seiner Seele auf. Jakobi. — Vom Schlummer jagt die Furcht mich auf, ich gehe nachts um, wie ein gequälter Geist. Schiller. — Von Pilgerscharen wimmelten die Wege; es war als ob die Menschheit auf der Wand'rung wäre. Schiller. — Wie Geister kamen sie und schwanden wieder. Schiller.

Als eine Figur der logischen Form ist sehr oft auch das verschönernde Adjektiv (§ 51) anzusehen. Da das Adjektiv überhaupt seinen Begriff in einem Gegensatze darstellt (§ 62), so ist es vor andern Wortarten geeignet, als eine Figur der logischen Form Begriffe durch einen angedeuteten Gegensatz hervorzuheben. Wir machen in diesem

Sinne in der alltäglichen Rede oft Gebrauch von verschönernden Adjektiven und sagen z. B. der helle Tag, die dunkle Nacht, das kühle Grab; sie treten aber besonders in der Sprache des Gefühles und der Phantasie hervor und sind daher den Dichtern sehr geläufig, z. B.

Wenn bleiche Furcht die Heere lähmt. Schiller.

In rauhes Erz sollst du die Glieder schnüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Brust. Schiller.

Laß mich in vollen, in durstigen Zügen
Trinken die freie, die himmlische Luft. Schiller.

Der Pilot weiß, welcher Sturm dort her drohet, und die eherne Brust bebt ihm. Klopstock. — Nun trennt uns die gräßliche Flut. Goethe. — Er war unser! Mag das stolze Wort den lauten Schmerz gewaltig übertönen. Derselbe. — Zu spät erfährt er, wer vor seinen trunknen Augen gemartert stirbt. Derselbe. — Er ergreift die Knaben, schlachtet sie und setzt die ekle schauderhafte Speise dem Vater beim ersten Mahle vor. Derselbe.

Das verschönernde Adjektiv ist als eine Figur der logischen Form besonders dann von guter Wirkung, wenn es zugleich seinen Begriff bildlich in einer Metapher darstellt, z. B.

Denn auch das Wort ist, das heilende, gut. Schiller.
In das Gemeine und traurig Wahre
Webt sie die Bilder des goldenen Traums. Derselbe.
Bauen wir auf der tanzenden Welle
Uns ein lustig schwimmendes Schloß? Derselbe.
An der Schwelle empfangen
Wird dich die immer blühende Hebe,
Und die goldne Viktoria. Derselbe.
So flieht der alte Haß mit seinem nächtlichen
Gefolge, dem hohläugigen Verdacht,
Der scheelen Mißgunst und dem bleichen Neide. Derselbe.

Man hat immer besondere Wörter, welche in der Rede ungemeinen Eindruck machen, unterschieden und dieselben emphatische Wörter oder Kraftwörter genannt. Die Eigentümlichkeit dieser Wörter läßt sich darauf zurückführen, daß sie ihren Begriff in einem sinnlich anschaulichen Bilde darstellen und durch die Lebendigkeit der sinnlichen Anschauung zugleich den Begriff selbst mit großem Nachdrucke hervorheben, z. B.

Talbot, der mit mörderischem Schwert die Völker niedermähet in den Schlachten. Schiller. — Ihr Auge blitzt, und glühend

Feuer sprühen ihre Wangen. Derselbe. — Hier scheiterte der Heiden Macht. Derselbe. — Die hohe Flut des Reichtums ist zerflossen, und tiefe Ebbe ist in deinem Schatz. Derselbe. — In Mitleid schmilzt die Seele. Derselbe. — Kann ich Armeen aus der Erde stampfen? Derselbe.

Solche emphatische Ausdrücke sind besonders dann von großer Wirkung, wenn sie neu sind, wie bei Goethe:

Faust. Wie rast die Windsbraut durch die Luft!
Mit welchen Schlägen trifft sie meinen Nacken!

Mephistopheles. Du mußt des Felsens alte Rippen packen;
Sonst stürzt sie dich hinab in dieser Schlünde Gruft.
Ein Nebel verdichtet die Nacht.
Höre, wie's durch die Wälder kracht!
Aufgescheucht fliegen die Eulen.
Hör, es splittern die Säulen
Ewig grüner Paläste.
Girren und Brechen der Äste!
Der Stämme mächtiges Dröhnen!
Der Wurzeln Knarren und Gähnen!
Im fürchterlich verworrenen Falle
Über einander krachen sie alle,
Und durch die übertrümmerten Klüfte
Zischen und heulen die Lüfte.
Hörst du Stimmen in der Höhe?
In der Ferne, in der Nähe?
Ja, den ganzen Berg entlang
Strömt ein wütender Zaubergesang!

und bei Shakespeare der Ausdruck des Königs Lear: jeder Zoll ein König. Die deutsche Sprache hat eine besondere Leichtigkeit, durch Zusammensetzung emphatische Wörter zu bilden, die teils durch die sinnliche Anschaulichkeit des Begriffes, teils durch die Neuheit große Wirkung thun, z. B. Zungendrescher, Marktschreier, Ohrenbläser, Speichellecker, Fürstenknecht, Sultanslaune, Wortgefecht, Gaukelspiel, Falkenauge, Flammenauge, Silberblick, Riesenarm. Die emphatischen Wörter sind vorzüglich für die pathetische Rede geeignet: die Würde des pathetischen Stiles fordert jedoch, daß man den Gebrauch von Kraftwörtern vermeide, die niedrig oder durch häufigen Gebrauch gemein geworden sind.

§ 91.

Unter der großen Anzahl der Figuren, welche die Rhetoriker unterscheiden, sind besonders diejenigen als Figuren der logischen Form anzusehen, welche einen Begriff oder Gedanken durch einen Gegensatz hervorheben (§ 21). Die Verhältnisse der logischen Form sind überhaupt Verhältnisse des Gegensatzes, und ein Begriff wird hervorgehoben, wenn er in einem entschiedenen Gegensatze mit einem andern Begriffe gedacht wird. Die Gegensätze der Begriffe in der logischen Form der Gedanken finden in der gewöhnlichen Rede ihren organischen Ausdruck in den Gegensätzen der Betonung und Wortstellung (§ 78): der entschiedenste Gegensatz der Betonung, der sich in dem Redeton darstellt, bezeichnet immer einen hervorgehobenen Gegensatz der Begriffe. Man könnte darum die Figuren der logischen Form überhaupt auch als Figuren des Gegensatzes bezeichnen. Am entschiedensten tritt nun der Gegensatz hervor in dem Kontraste, in der Antithese und in der Ironie.

Man versteht unter dem Kontraste (das franz. contraste, ital. contrasto, aus ital. contrastare, d. i. contra—stare, entgegenstehen) die vergleichende Nebeneinanderstellung von Begriffen, die mit einander in einem Gegensatze der Art stehen (§ 21). Die entgegengesetzten Begriffe werden gewöhnlich in zwei verbundenen Sätzen zusammengestellt, z. B.

Du schläfst auf weichem Bette,
Ich schlaf' auf weichem Klee;
Du siehest dich im Spiegel,
Ich mich im stillen See. Ewald.

In großes Unglück lernt ein edles Herz sich endlich finden; aber wehe thut's, des Lebens kleine Zierden zu entbehren. Schiller. — Zu Eurer Warnung sollte sie gereichen, zum Fallstrick habt Ihr selber sie gemacht. Derselbe.

In der Antithese (gr. ἀντίθεσις, d. i. Entgegenstellung) wird der Gegensatz in einen Gedanken aufgenommen und die Begriffe werden gewöhnlich in parallelen Satzgliedern einander gegenübergestellt, z. B.

Wie kleine Schritte geht ein so großer Lord. Schiller. — Was kümmert dich der böse Schein bei der gerechten Sache? Derselbe. — Da kommt sie, den Christus in der Hand, die Hoffart und die Weltlust in dem Herzen. Derselbe. — Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt. Goethe.

Schiller namentlich läßt oft in seinen Dramen den Dialog sich in lauter Antithesen weiter bewegen, und das Packende und Fesselnde seiner dramatischen Dichtungen erklärt sich zum Teil aus dem Reichtum an Antithesen, z. B.

Stauffacher. Mir ist das Herz so voll, mit Euch zu reden.
Tell. Das schwere Herz wird nicht durch Worte leicht.
Stauffacher. Doch könnten Worte uns zu Thaten führen.
Tell. Die einz'ge That ist jetzt Geduld und Schweigen.
Stauffacher. Soll man ertragen, was unleidlich ist?
Tell. Die schnellen Herrscher sind's, die kurz regieren . . .
Stauffacher. Wir könnten viel, wenn wir zusammenstünden.
Tell. Beim Schiffbruch hilft der Einzelne sich leichter.
Stauffacher. So kalt verlaßt Ihr die gemeine Sache?
Tell. Ein jeder zählt nur sicher auf sich selbst.
Stauffacher. Verbunden werden auch die Schwachen mächtig.
Tell. Der Starke ist am mächtigsten allein.

Eine Unterart der Antithese ist das Oxymoron (*ὀξύμωρον*, zusammengesetzt aus *ὀξύς* gescheit und *μωρός* dumm), in dem der Gegensatz in einem Begriffe dargestellt wird, z. B. süße Schmerzen, bittre Freude, du übersinnlicher, sinnlicher Freier (Goethe, Faust), liebreicher Haß, streitsüchtige Liebe (Shakespeare, Romeo und Julie), lebendige Leiche (Gottschall, Mazeppa) u. a.

Der Gebrauch des Kontrastes ist der Sprache des Gefühls natürlich und besonders im Rednerstile und in der lyrischen Poesie von guter Wirkung. Auch erregen der Kontrast und andere Figuren des Gegensatzes schon dadurch ein besonderes Wohlgefallen, daß die Zusammenstellung von Gegensätzen ebenso, wie die bildlichen Darstellungen, in dem Geiste des Angeredeten besondere mit Behagen verbundene Thätigkeiten hervorruft (§ 11).

Die Ironie (gr. *εἰρωνεία*, d. i. Verstellung) stellt den Begriff selbst durch den Ausdruck eines Gegensatzes dar, indem z. B. ein schlechter Redner ein Demosthenes, ein feiger Mann ein Held, oder ein Unwissender ein Philosoph genannt wird.

Er ist besorgt und aufgehoben, der Herr wird seine Diener loben. Schiller. — Und mit der Axt hab ich ihm 's Bad gesegnet. Derselbe. — Denn Brutus ist ein ehrenwerter Mann, das sind sie alle, alle ehrenwert. Shakespeare, Jul. Cäsar III.

Man sieht leicht, daß man von dieser Figur nur Gebrauch machen darf, wenn aus dem Zusammenhange der Rede leicht verstanden wird, daß nicht der durch das Wort ausgedrückte Begriff, sondern sein Gegensatz

gemeint ist. Die Ironie hebt den Begriff immer sehr nachdrücklich hervor, aber der Gegensatz, in dem der Ausdruck mit dem Begriffe steht, ist an sich etwas Ungereimtes: die Ironie gehört darum dem Witze an (§ 11). Auch ist die Ironie immer Ausdruck des Spottes und wird darum leicht verletzend.

Zu den Figuren des Gegensatzes gehört auch das Paradoxe (παράδοξον, d. i. unerwartet), das Unerwartete, d. h. ein Gedanke, der mit der allgemeinen Meinung, oder eine Verbindung von Gedanken, welche mit dem, was nach der gewöhnlichen Vorstellungsweise erwartet wird, in einem Gegensatze steht. Rousseau nennt das Paradoxon eine Meinung, die um hundert Jahre zu früh ausgesprochen wird. Das Paradoxe enthält einen Gedanken, der wahr ist, überläßt es aber dem Angeredeten, den scheinbaren Widerspruch zu lösen. So ist es paradox, wenn eine Prinzessin sagt: „Die Sonne macht das schöne Wetter nur für den Pöbel" (weil die vornehmen Leute in den Salons es nicht genießen), oder wenn einer sagt: „Die Reise auf der Eisenbahn ist langweiliger, als eine Fußreise" (weil sie weniger Unterhaltung gewährt). Das Paradoxe hebt den Gedanken immer sehr hervor und wird durch den Reiz der Neuheit und dadurch, daß es den Angeredeten selbst den Gedanken herausfinden läßt, sehr wohlgefällig; es gehört aber, weil das Paradoxe beim ersten Blicke als etwas Ungereimtes erscheint, dem Gebiete des Witzes an (§ 11). Beispiele:

Als ob ihr ein Stückchen Schinken den Magen verderben würde, da sie aus einer Familie ist, wo der Großvater der Witwen Häuser verdauen konnte. Rabener. — Haben zwei Herren dasselbe Verdienst um einen Hof, so gehört die Belohnung — wie sie bei dem Tugendfeste in Blozheim unter zwei gleich tugendhaften Jünglingen keinem zufällt als dem ärmsten — dem reichsten. Jean Paul.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.
Schiller, Worte des Glaubens.

Erstaunenswerte Dinge hoffte man
Auf dieser Kriegesbühne zu erleben,
Wo Friedland in Person zu Felde zog,
Der Nebenbuhler Gustavs einen — Thurn
Und einen Arnheim vor sich fand. Und wirklich
Geriet man nahe g'nug hier aneinander,
Doch um als Freund, als Gast sich zu bewirten.
Schiller, Piccolomini.

Den Kaiser will man zum Herrn,
Um keinen Herrn zu haben. Derselbe.

Dieselbe Wirkung thut oft die Verbindung von Begriffen, die ganz verschiedenartig und einander entgegengesetzt sind, z. B.

Ich habe die Baronesse auf der Promenade zwei Stunden am Arme gehabt und von hundert Dingen gesprochen, von der Religion und ihrer Saloppe, von Kriegsunruhen und dem Viehsterben, von den schönen Wissenschaften und von ihrem Hunde. Rabener.

Auch diese Figur gehört eigentlich dem Witze an.

§ 92.

Auch die Hyperbel, die Steigerung und die Wiederholung, die man als besondere Redefiguren bezeichnet, sind Ausdrücke von Gegensätzen und gehören zu den Figuren der logischen Form.

Die Hyperbel (gr. ὑπερβολή, d. i. eig. Überschwang, Übertreibung, von ὑπερβάλλομαι im Werfen übertreffen, ὑπερβάλλω, eig. übers Ziel hinaus werfen) stellt die Dinge in einem Größenverhältnisse dar, welches die Grenzen der Wirklichkeit und oft die der Möglichkeit überschreitet, z. B.

Sieh! Feinde, deren Last die Hügel fast versinken,
Den Erdkreis beben macht,
Ziehn gegen dich und drohn mit Qual und ew'ger Nacht;
Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken. Kleist.

Nicht eine Welt in Waffen fürchtet sie,
So lang sie Frieden hat mit ihrem Volke. Schiller.

Wie brausend
Ein Meer von Feinden ihn umfing,
Er aber seinen Weg hindurch auf zehntausend zertretenen Schädeln
ging. Ramler.

Komm milde, liebevolle Nacht! Komm, gieb
Mir meinen Romeo! Und stirbt er nicht,
Nimm ihn, zerteil' in kleine Sterne ihn:
Er wird des Himmels Antlitz so verschönen,
Daß alle Welt sich in die Nacht verliebt
Und niemand mehr der eiteln Sonne huldigt.
Shakespeare, Romeo und Julie.

Mein Herz ist heiß, es könnt' ein Dolch drin schmelzen,
Wenn ich ihn jetzt ins Herz mir stieße.
Hamerling, Ahasverus in Rom.

Ein Geißelhieb — der Renner bäumt und schäumt —
Fort ging's in wilder Wut! Dort droben tanzt
Der Mond am Himmel und der Sterne Reigen.
Das Auge schloß ich, und mir war's, als würd
Im ungeheuern Lauf ich fortgerissen,
Wie jene heimatlosen Feuerseelen
Des Alls, die durch die ewgen Räume irren!
Und so im Schwindel schien mir's oft: Das wär
Mein Leben selbst — ein blinder, jäher Sturz,
Der von der Wiege bis zum Grabe taumelt,
Gefesselt an des dunkeln Stoffs Gewalt.

Rudolf Gottschall, Mazeppa.

Die Hyperbel gehört vorzüglich der Sprache des Gefühles und der Phantasie an und ist besonders den Völkern des Orients sehr geläufig. — Auch die Umgangssprache bedient sich gewisser Hyperbeln, z. B. das Blut floß in Strömen, ich fand sie in Thränen gebadet, ich platze vor Wut u. ähnl. Namentlich der Ärger übertreibt gern. Ein Vater oder eine Mutter, welche ihr Kind ausschelten, sagen wohl: Du bist ja ganz voll Schmutz (wenn auch nur ein paar Schmutzflecken zu sehen sind), oder: Ich habe es dir schon hundertmal gesagt u. ähnl.

Es ist als eine besondere Form der Hyperbel anzusehen, wenn man den konkreten Begriff eines Attributes oder Prädikates, um nur das Größenverhältnis hervorzuheben, durch ein Abstraktum ausdrückt, z. B.

Sie war nicht nur der Stolz, sondern auch die Dienstfertigkeit und die Heilkunde selber, sie sprang dem geringsten Patienten bei. Jean Paul. — Wallenstein der Schrecken seines Kaisers. Schiller. — Tilly Euer letzter Hort. Ders. — Siehe da ein tapferes Paar, Graf Isolan und Oberst Buttler. Es ist die Stärke und die Schnelligkeit, und zwischen beiden der erfahrne Rat. Derselbe.

Ausdrücke, wie: Er ist unser Trost, er ist die Güte selbst, er ist die Bescheidenheit selbst u. a. sind besonders der deutschen Sprache sehr geläufig.

Es ist ein Gesetz der Wortstellung, daß man, wenn mehrere Begriffe oder Gedanken von ungleichem logischen Werte mit einander in Verbindung stehen, sie in einer nach ihrem logischen Werte aufsteigenden Folge zusammenstelle. Durch diese Stellung werden oft die Abstufungen in dem logischen Werte der Begriffe und zugleich die Begriffe selbst mit Nachdruck hervorgehoben, z. B.

Vermögen, Gesundheit und Ehre, alles ist verloren. — Dies ist

der Freund, der Geliebte, der Bräutigam Theresens. Goethe. — Der Graf übte die größte Uneigennützigkeit; selbst Gaben, die seiner Stelle gebührten, lehnte er ab. G. — Wer kann die Zahl der Jahre berechnen, welche die Urgebirge der Erde, welche die Gestirne des Himmels, welche die zahllosen Sonnen und Welten, die wir durch die Räume desselben verbreitet sehen, bereits vollendet haben und künftig vollenden werden. Reinhard. — Im Anfange dieses Jahres entriß ihn der Tod seinen Freunden, unserer Stadt, den Wissenschaften, der Menschheit. Engel.

Die von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht. Schiller.

Max, du kannst mich nicht verlassen,
Es kann nicht sein, ich mag's und will's nicht glauben,
Daß mich der Max verlassen kann.
Schiller, Wallenst. Tod III. 18.

Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer, wer sich selbst bezwang. Herder.

Diese Form der Darstellung, die man Steigerung (Gradation, Klimax, von gr. ἡ κλῖμαξ, d. i. Treppe, Leiter) nennt, wird ebenfalls zu den Figuren gezählt, nnd sie ist besonders im Rednerstile von großer Wirkung.

Zu den Figuren der logischen Form gehört auch die Wiederholung (Repetitio). Der Begriff wird in dieser Figur durch den Gegensatz zwischen dem Begriffe und seinem Ausdrucke hervorgehoben. Die Wiederholung ist besonders der Sprache des Gefühls sehr natürlich: wir machen von ihr auch in der gewöhnlichen Rede Gebrauch, wenn wir in der Erregung des Gemüts einen Begriff hervorheben, und es verdient hier bemerkt zu werden, daß das wiederholte Wort immer den Redeton hat, z. B. lieber, lieber Freund, ich habe lange, lange gewartet. In manchen Sprachen ist die Wiederholung des Adjektivs die gewöhnliche Form für den Superlativ, und Ausdrücke wie „dreimal selig“ „O terque quaterque beati“ haben ebenfalls die Bedeutung eines Superlativs. Die alten Rhetoriker legten auf diese Figur einen großen Wert und unterschieden, je nachdem dasselbe Wort in unmittelbarer Aufeinanderfolge oder nach andern Wörtern, in demselben Satze oder in nachfolgenden Sätzen, im Anfange oder am Ende der Sätze, in derselben oder in einer andern Flexionsform wiederholt wurde, sehr viele Unterarten der Wiederholung, deren jede mit einem besondern

Namen bezeichnet wurde)[1]; diese Unterscheidungen haben aber, weil sich für den Gebrauch der besondern Formen keine bestimmten Vorschriften geben lassen, wenig praktischen Wert. Die Wiederholung ist vorzüglich und eigentlich nur in der pathetischen Darstellung von guter Wirkung, z. B.

Und alles, alles lebet, und alles scheint verjüngt. Hagedorn. — Auferstehn, ja auferstehn wirst du, mein Staub. Klopst. — O Dank, Dank diesen freundlich grünen Bäumen, die meines Kerkers Mauern mir verstecken! Schiller. — Endlich, endlich nach Jahren der Erniedrigung, der Leiden ein Augenblick der Rache, des Triumphs! Ders. — Umsonst, umsonst! Mich faßt der Hölle Grauen; ich kann, ich kann das Schreckliche nicht schauen, kann sie nicht sterben sehen. Ders. — Gieb mir, die du mir gleich erschufst! Ach gieb sie mir, die leicht zu geben, gieb sie dem bebenden bangen Herzen. Klopst. — Weinet um mich, ihr Kinder des Lichts, er liebt mich nicht wieder, ewig nicht wieder! ach weinet um mich! Klopst.

Ich liebe dich, weil ich dich lieben muß;
Ich liebe dich, weil ich nicht anders kann;
Ich liebe dich nach einem Himmelsschluß,
Ich liebe dich durch einen Zauberbann. Rückert.

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran. Goethe.
Mein Eidam ist der Tod, der Tod mein Erbe.
Shakespeare.

Aus der Jugendzeit,
Aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar.
O wie liegt so weit,
O wie liegt so weit,
Was mein einst war. Rückert.

O Mutter, Mutter, hin ist hin,
Verloren ist verloren,
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn;
O wär' ich nie geboren!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen. Bürger.

---

[1]) Geminatio, anaphora, epistrophe, epanalepsis, anadiplosis, poliptoton. S. Quintilian l. c. L. IX. c. 3.

Liebe und Trompetenblasen
Nützen zu viel guten Dingen,
Liebe und Trompetenblasen
Selbst ein adlig Weib erringen,
Liebe und Trompetenblasen,
Mög es jedem so gelingen,
Wie dem Herrn Trompeter Werner
An dem Rheine zu Säkkingen. Victor Scheffel.

Von dieser Figur muß man unterscheiden die Wiederholung desselben Wortes in verschiedenen Bedeutungen, z. B.

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein. Schiller.

Die Stimme des Jammers übertönt die Stimme des Jubels so sehr, daß oft Jupiter den Himmel in seinem Himmel vermißt. Engel.

Diese Form der Darstellung hebt einen Gedanken dadurch hervor, daß sie den Angeredeten selbst den Unterschied der Bedeutung in dem wiederholten Worte auffinden läßt. Ebenso wirkt oft der Gebrauch eines zweideutigen Wortes wie z. B. unverbesserlich, das eben so oft einen Tadel als ein Lob ausdrückt. Auf ähnliche Weise ist Wielands sprichwörtlich gewordener Ausdruck „Er sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht" von schlagender Wirkung. Der Reiz, den diesem Ausdrucke die allegorische Darstellung giebt, wird dadurch sehr erhöht, daß der Ausdruck den Gedanken zugleich sehr nachdrücklich hervorhebt, indem er den Angeredeten die besondere Fassung der Begriffe (Wald und Bäume) auffinden läßt, durch die der scheinbare Widerspruch (Er sieht den Wald vor dem Walde nicht) gelöst wird.

§ 93.

Wie in dem Kontraste Begriffe durch Gegensätze der Art, so werden Gedanken durch den aufhebenden Gegensatz hervorgehoben. Der aufhebende Gegensatz — die Verneinung — hat überhaupt, wenn man die verneinende Antwort auf eine Frage und die berichtigende Gegenrede ausnimmt, immer die Bedeutung, daß sie einen mitzuteilenden Gedanken durch den Gegensatz hervorhebt (§ 21). Wenn es in dem bekannten Rheinweinliede heißt „Er (der Wein) kommt nicht her aus Ungarn, noch aus Polen, noch wo man franzmännsch spricht; ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle": so ist nicht der in dem verneinenden Satze ausgedrückte, sondern der ihm nachfolgende Gedanke „Ihn bringt das Vaterland u. s. w." derjenige, der eigentlich darge-

stellt und mitgeteilt werden soll, und der erstere hat nur dadurch eine Bedeutung, daß er den letzteren durch den Gegensatz hervorhebt. Auch drückt man gern das Prädikat, wenn man ein Urteil hervorheben will, durch eine Verneinung aus, z. B. „Das war nicht schön" (statt: häßlich) „Er ist nicht gerade und offen" „Es ist hier nicht geheuer" „Die Aufgabe ist nicht leicht". Man muß daher auch den aufhebenden Gegensatz der Gedanken überhaupt als eine Figur der logischen Form ansehen. In dem aufhebenden Gegensatze der Gedanken liegt gewöhnlich auch ein polarer Gegensatz der Begriffe, z. B.

Nicht der eigene Nutzen regiert Euch; Euch regiert allein der Vorteil des Landes. Schiller.

Man macht daher auch von dieser Figur Gebrauch, wenn man unterrichtend die besondere Art eines Dinges näher bezeichnen will, z. B. Der Tintenfisch ist nicht ein Fisch, sondern eine Molluske. Der Mond hat nicht eignes Licht, er hat sein Licht von der Sonne. Sie ist aber besonders sehr wirksam, wenn ein Gedanke in der Sprache der Erregung hervorgehoben werden soll, z. B.

Man kann uns niedrig behandeln, nicht erniedrigen. Schiller. — Ich sah Euch, Königin, Euch selbst, nicht Euer Bild. Ders. — Nicht Paulet nur und seine Schar, ganz England hütet meines Kerkers Thore. Ders. — Ich bin nicht dieses Reiches Bürgerin, bin eine freie Königin des Auslands. Ders.

Nicht wo die goldne Ceres lacht,
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter,
Wo das Eisen wächst in der Berge Schacht,
Da entspringen der Erde Gebieter. Schiller.

Die Stilistiker haben den aufhebenden Gegensatz in der hier bezeichneten Ausdehnung nicht zu den Figuren gezählt, sie haben jedoch allgemein eine besondere Form des aufhebenden Gegensatzes, nämlich die Frage als eine Figur bezeichnet. In jeder Frage wird entweder der Gegensatz von Bejahung und Verneinung oder ein Gegensatz von Begriffen als ein nicht entschiedener Gegensatz dargestellt, z. B. Kennst du ihn? und: In welcher Stadt ist er geboren? In der Frage wird immer die fragliche Aussage oder der fragliche Begriff hervorgehoben, und diese Hervorhebung durch die besondere Wortstellung der Fragesätze bezeichnet. Die Frage wird nun zu einer Figur der logischen Form, wenn das bejahende oder verneinende Urteil durch seinen Gegensatz in der Form einer Frage dargestellt oder auch der Hauptbegriff des Urteils in Frage gestellt wird, z. B.

Heißt das der Gesetze Wohlthat genießen? Schiller. — Die

Richter! Wie, Mylady, sind es etwa vom Pöbel aufgegriffene Verworfene, schamlose Zungendrescher? — — sind's nicht die ersten Männer dieses Landes? Ders. — und: Wer war's nun, der dich rettete? War es Mylord von Burleigh? Dein treuer Lester war dein Engel. Ders. — Was hab' ich verloren? Welche Perle warf ich hin? Ders.

Diese Figur ist besonders der Sprache leidenschaftlicher Erregung sehr geläufig, und sie giebt der Darstellung dadurch, daß sie an den Angeredeten die Forderung stellt, antwortend den ihm mitzuteilenden Gedanken selbst auszusprechen, eine große Lebendigkeit.

Als besondere Formen des Gegensatzes gehören hierher der Zweifel und der Einwurf, die der Redner selbst einem mitzuteilenden Urteile entgegenstellt, und die Stilistiker haben auch diese Formen als besondere Figuren bezeichnet. Auch diese Figuren heben das Urteil durch den Gegensatz hervor und geben zugleich der Darstellung größere Lebendigkeit, indem der Redner die eignen Gedanken seiner Zuhörer ausspricht, dann aber gemeinschaftlich mit ihnen den Zweifel löst und den Einwurf aufhebt und so ihre Mitwirkung zur Begründung des ihnen mitzuteilenden Urteils in Anspruch nimmt. Namentlich Lessing hat sich in dieser Weise der Frage mit großem Erfolg bedient. Die Rhetoriker haben darum den Gebrauch dieser Figur besonders den Rednern, die ihre Zuhörer für ihr Urteil gewinnen wollen, sehr empfohlen.

§ 94.

Die Stilistiker haben auch den Ausruf, den Wunsch, den Schwur, die Beschwörung und die Verwünschung, weil sie in der Rede besonders auf das Gefühl wirken, zu den Figuren gezählt, und wenn sie überhaupt als Figuren zu bezeichnen sind, so gehören sie zu den Figuren der logischen Form. Sie heben nicht, wie die oben (§ 91, 92, 93) bezeichneten Formen der Darstellung, den logischen Wert von Begriffen und Gedanken durch einen Gegensatz hervor, sondern sind natürliche Ausdrücke heftiger Affekte und wirken als solche auf das Gefühl der Angeredeten.

In dem Ausrufe drückt sich die Verwunderung über etwas Ungewöhnliches und zugleich der Eindruck aus, den es, anziehend oder abstoßend, auf das Gefühl des Sprechenden macht. Der Ausruf nennt nur den Gegenstand des Affekts mit einer besondern Betonung, die als pathetische Betonung sich von dem Redeton unterscheidet, oder hebt ihn zugleich durch die Form einer elliptischen Frage hervor, z. B.

O traurige Entdeckung! Schiller. — O blut'ger Frevel! Sch.

— Furchtbares Schicksal! Sch. — O die Verhaßte, die mir all dies Weh bereitete! Sch. — O der nichtswürdige schändliche Verräter! Sch. — und: Gott, welche Sprache und welche Blicke! Sch. — Was für ein Anblick! welch ein Wiedersehen! Sch. — Welch ein Mann! wie sicher, klar und männlich groß! Sch. — O welche fürchterliche Vorbereitung! Sch.

Der Wunsch drückt die Sehnsucht nach einem entbehrten Gute aus, er hat ebenfalls die pathetische Betonung und zugleich eine besondere Wortstellung, z. B.

Frommer Stab! O hätt' ich nimmer mit dem Schwerte dich vertauscht; hätt' es nie in deinen Zweigen, heil'ge Eiche, mir gerauscht. Schiller. — O wäre ich nimmer übers Meer hierher geschifft, wär' ich weit von hier daheim noch an der Saverne blühendem Gestade! Ders. — Segler der Lüfte! wer mit euch wanderte, wer mit euch schiffte! Ders.

Der Schwur hebt die Wirklichkeit eines ausgedrückten Gefühls und die Beschwörung eine an den Angeredeten gerichtete Aufforderung hervor, z. B.

Ich rette dich, ich will es; doch so wahr Gott lebt, ich will dich auch besitzen. Schiller. — Beim Gott der Hölle, erzittern sollst du auch vor mir! Ders. — und: Ich bitte Sie bei allem, was Ihnen schätzbar ist, bei der Liebe des Blutes, aus dem Sie entsprossen sind. Gellert.

In der Verwünschung und dem Fluche drückt sich die heftigste Aufwallung leidenschaftlichen Hasses aus, z. B.

O seine Seele sei verflucht bis in die Hölle! Er hat falsch geschworen. Schiller. — O Fluch der Hand, die diese Wunde grub! Fluch ihr, die den Verderblichen geboren, der mir den Sohn erschlug! Fluch seinem ganzen Geschlechte! Ders. — Verflucht der Schoß, der mich getragen! und verflucht sei deine Heimlichkeit! Ders.

Man kann diese Figuren, weil sie auf lebendige Weise ungewöhnliche Aufregungen des Gefühls ausdrücken, als pathetische Figuren bezeichnen. Sie sind nur dann von guter Wirkung und erregen in dem Gemüte des Angeredeten lebhafte Teilnahme, wenn der Gegenstand des Gefühls der Größe der Aufregung, welche sie ausdrücken, wahrhaft entspricht; wenn man von ihnen in Darstellungen Gebrauch macht, deren Inhalt seiner Natur nach keine große Aufregung des Gefühls hervorrufen kann, so bringen sie die entgegengesetzte Wirkung hervor. Die Anwendung dieser Figuren beschränkt sich überhaupt auf die pathetische Rede und die lyrische und dramatische Poesie.

Zu den pathetischen Figuren gehört auch die Ellipse (gr. ἡ ἔλλειψις, d. i. Auslassung). Die Sprache des Affektes liebt Kürze des Ausdrucks; auch Ausrufungen, wie „O Gott!“ „O Jammer!“ „Welch ein Unglück!“ und Schwüre, wie „bei Gott“ „bei allem, was heilig ist“ drücken ja ganze Gedanken aus und sind nichts anderes, als elliptische Sätze. Es ist dem Affekte und besonders einer lebhaften Aufregung des Begehrungsvermögens natürlich und kommt darum sehr häufig vor, daß der Sprechende nur den Hauptbegriff des Gedankens ausdrückt und es dem Angeredeten überläßt, die Form des Satzes zu ergänzen, z. B.

— Unsinniger, zurück! Schiller. — Hinweg, hinweg von diesem unglücksel'gen Ort! Derselbe. — Er Euch retten und besitzen? Er Euch? Er soll es wagen! Derselbe. — Aus meinem Angesicht, Nichtswürdiger! Derselbe. — Aus meinen Augen! In den Tower, Verräter! Derselbe. — In die Ecke, Besen! Besen! Seid's gewesen! Goethe, Zauberlehrling.

Was soeben von dem Gebrauche der pathetischen Figuren überhaupt gesagt worden, ist auch auf die Ellipse anzuwenden.

Die Stilistiker zählen ferner die asyndetische und die polysyndetische Form der Verbindung zu den Figuren. Durch diese Formen der Verbindung werden die Begriffe mit Nachdruck hervorgehoben, und sie können darum als Figuren der logischen Form angesehen werden; auch haben sie oft die Wirkung pathetischer Figuren. Das Asyndeton (gr. τὸ ἀσύνδετον, das Auslassen der Verbindungswörter in der Rede, von ἀσύνδετος, unverbunden) reiht die Begriffe und Sätze ohne Verbindungswort an einander, z. B.

Ruft's, trank, dürstete, bebte, ward bleicher, blutete, rufte.
Klopstock, Messias.

Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile;
Kochend wie aus Ofens Rachen
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Tiere wimmern
Unter Trümmern;
Alles rennet, rettet, flüchtet,

Taghell ist die Nacht gelichtet;
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer; hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.
Schiller, Glocke.

Zertreten werden Kinder, Greise, Weiber,
Begraben unter Trümmersturz, erstickt
In Wolken Rauchs. Hamerling, Ahasverus in Rom.

Blumen, Vögel, Schmetterlinge,
Aller Zonen Poesie,
Hasch ich, fang ich, samml' ich, bringe
Meiner Lieb' in Liedern sie. Rückert.

Die Locken flatterten, der Busen schwoll,
Durch alle Pulse ging ein feurig Regen.
Gottschall, Carlo Zeno.

Römisch Recht, gedenk ich deiner,
Liegt's wie Alpdruck auf dem Herzen,
Liegt's wie Mühlstein mir im Magen,
Ist der Kopf wie brettvernagelt.
Victor Scheffel, Trompeter von Säkkingen.

Das Polysyndeton (gr. τὸ πολυσύνδετον, d. i. die Vielheit der Verbindungswörter in der Rede, von πολυσύνδετος, vielfach verbunden) ist eine Häufung von Bindewörtern, z. B.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Flut auf Flut sich ohn' Ende drängt
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.
Schiller, Taucher.

Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
Und wiegen und tanzen und singen dich ein.
Goethe, Erlkönig.

Die eigentliche Bedeutung dieser Formen besteht aber nicht sowohl darin, daß sie, wie die Figuren der logischen Form, die Begriffe hervorheben, als darin, daß sie als Verbindungsformen besondere logische Verhältnisse bezeichnen, in denen Begriffe in dem zusammgesetzten Satze

mit einander verbunden werden, und wir werden weiter unten (§ 114) noch einmal auf die Bedeutung der asyndetischen und polysyndetischen Verbindung zurückkommen.

Man hat endlich auch die Sentenz (lat. sententia, d. i. Meinung, Spruch), weil sie einen Gedanken mit besonderm Nachdrucke hervorhebt und eine nicht gewöhnliche Form der Darstellung ist, zu den Redefiguren gezählt. Man versteht unter der Sentenz den kurzen aber klaren Ausdruck eines Gedankens, welcher besondere Lebensverhältnisse unter eine allgemeine Erfahrung oder unter eine höhere allgemeine Idee von dem menschlichen Leben stellt, und dadurch ein praktisches Interesse hat, z. B.

Nur vom Edlen kann das Edle stammen. Schiller. — Das Gute liebt sich das Gerade. Derselbe. — Böse Früchte trägt die böse Saat. Derselbe. — Das Leben ist der Güter höchstes nicht. Derselbe. — Der Übel größtes ist die Schuld. Derselbe. — Die Uhr schägt keinem Glücklichen. Derselbe. — Der Dichter steht auf einer höhern Warte, als auf den Zinnen der Partei. Freiligrath. — Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt an Blüte. Derselbe.

Frisches Herz und frisches Wagen
Kennt kein Grübeln, kennt kein Zagen,
Und dem Mutgen hilft das Glück.
Victor Scheffel, Trompeter von Säkkingen.

Sentenzen sind, wenn sie sich an dem gehörigen Orte einstellen, von großer Wirkung, aber es ist nicht sowohl die Form des Ausdruckes, als der Inhalt — der allgemeine Gedanke selbst und seine Beziehung zu den besondern Lebensverhältnissen — was diese Wirkung hervorbringt: man kann die Sentenz darum nicht als eine eigentliche Redefigur ansehen. Die Sentenzen heben nicht, wie die Figuren der logischen Form, einen Begriff oder einen Gedanken durch einen Gegensatz hervor. Wenn in einer Sentenz ein Gegensatz dargestellt wird, z. B. „Die Kunst ist lang, das Leben kurz." Goethe. „Handeln ist leicht, Denken schwer, nach dem Gedachten handeln unbequem." G., so ist der Gegensatz für sich eine Figur in der Sentenz, aber nicht die Sentenz selbst eine Figur. Man muß daher bei dem Gebrauche von Sentenzen mehr auf den Inhalt, als auf die Form der Darstellung achten. Der Gedanke, den die Sentenz enthält, muß vor allen Dingen wahr sein und leicht als ein solcher erkannt werden, er muß zugleich ein allgemeiner, aber nicht alltäglicher, und ein solcher sein, der zu den in der Rede besprochenen Lebensverhältnissen in praktischer Beziehung steht.

§. 95.

Außer den von den älteren Stilistikern unterschiedenen Redefiguren giebt es noch mannigfaltige Formen der Darstellung, deren eigentliche Bedeutung darin besteht, daß sie in der Rede den logischen Wert der Begriffe und Gedanken hervorheben, und die man wohl nur darum nicht als besondere Figuren unterschieden hat, weil der Gebrauch derselben sehr gewöhnlich ist.

Wir haben schon den aufhebenden Gegensatz der Gedanken als eine Form der Darstellung bezeichnet, die sehr oft keine andere Bedeutung hat, als daß sie einen Gedanken in der Rede hervorhebt (§ 93). Dieselbe Bedeutung hat nun auch der Gebrauch des Konditionalis, wenn er in einem Hauptsatze oder auch in einem konditionalen Nebensatze das Verhältnis einer nur angenommenen Wirklichkeit ausdrückt, die mit dem eigentlich darzustellenden Urteile des Sprechenden in einem aufhebenden Gegensatze steht.[1] Durch diese Form der Darstellung wird immer ein Gedanke mit besonderm Nachdrucke hervorgehoben. Die durch die Frage ausgedrückte Hervorhebung einer Behauptung (§ 93) wird noch mehr gesteigert, wenn das Prädikat in dem Modusverhältnisse des Konditionalis dargestellt wird, z. B.

> Wär's möglich, Vater? Hättest du's mit Vorbedacht dahin treiben wollen? Schiller. — Sollt' ich's nun im Ernst erfüllen müssen? Derselbe. — Wann hätte Friedland uns'res Rats bedurft? Derselbe. — Ich hätte mich so weit vergessen können? Derselbe.

Auch in dem Wunsche wird, wenn er als eine pathetische Figur anzusehen ist, das Prädikat immer durch den Konditionalis ausgedrückt, wie in den oben (§ 94) angeführten Beispielen. Wir machen von dieser Form der Darstellung insbesondere Gebrauch, wenn wir ein Urteil und zugleich den Grund des Ausgesagten mit Nachdruck hervorheben wollen, z. B.

> Wäre ich mein eigner Herr gewesen, so hätte ich gewiß Vaterland und Freunde verlassen. Goethe. („Ich habe Vaterland und Freunde nur darum nicht verlassen, weil ich nicht mein eigner Herr war.") — Wärest du wahr gewesen und gerade, alles stünde anders. Schiller. („Alles steht so schlecht, weil du nicht wahr und gerade gewesen bist.") — Wären wir als Tapfere von andern Tapfern besiegt, wir könnten uns trösten mit dem allge-

---

[1]) S. Ausführl. Grammat. § 223.

meinen Schicksal. Derselbe. — Wäre ich, wofür ich gelte, der Verräter, ich hätte mir den guten Schein gespart. Derselbe.

Wir verbinden sehr oft mit einem Urteile, nur um es durch den Gegensatz in der Darstellung hervorzuheben, einen adversativen Grund, z. B.

Strömt es mir gleich nicht so beredt vom Munde, so schlägt in der Brust kein minder treues Herz. Schiller. — Ob uns der See, ob uns die Berge scheiden, und jedes Volk sich für sich selbst regiert, so sind wir eines Stammes doch und Blutes. Derselbe.

Die Hervorhebung eines Gedankens ist aber nachdrücklicher, wenn der adversative Grund nicht ein wirklicher, sondern ein nur möglicher und von dem Sprechenden nur angenommener Grund ist und als ein solcher durch den Konditionalis bezeichnet wird, z. B.

Und könnt' er selbst es auch ertragen, so zu sinken, ich trüg's nicht, so gesunken ihn zu sehen. Schiller. — Müßt' ich zehn Reiche mit dem Rücken schauen, ich rette mich nicht mit des Freundes Leben. Ders.

Und käm' die Hölle selber in die Schranken,
Mir soll der Mut nicht weichen und nicht wanken. Derselbe.

Es ist besonders der Sprache des Affektes eigen, eine Beteuerung mit besonderm Nachdrucke hervorzuheben. Man kann daher den hier bezeichneten Gebrauch des Konditionalis ebenso, wie die Frage (§ 93), als eine pathetische Figur ansehen.

Wenn ein Urteil des Sprechenden durch die Zusammenstellung mit einem adversativen Grunde hervorgehoben wird, so wird die Hervorhebung oft mit besonderm Nachdrucke dadurch bezeichnet, daß in dem Nachsatze die Wortstellung nicht invertiert wird, wie in den meisten der eben angeführten Beispiele („Wärest du wahr gewesen und gerade, alles stünde anders“ statt „so stünde alles anders“). Auch in dem einem konditionalen Nebensatze nachfolgenden Hauptsatze wird der Gedanke des Sprechenden oft auf diese Weise mit besonderm Nachdruck hervorgehoben, z. B. „Wenn er mich angreift, ich werde mich schon verteidigen.“ Man kann auch diese Form, die besonders der pathetischen Rede geläufig ist, als eine Figur der logischen Form ansehen.

Der logische Wert eines Begriffes wird endlich in der Darstellung hervorgehoben, wenn er nicht als ein schon vorhandener Begriff durch ein Begriffswort, sondern, wie ein in dem Augenblicke der Rede neugebildeter Begriff, durch ein Satzverhältnis oder, wie ein Gedanke, durch einen Nebensatz ausgedrückt wird. So wird oft der Begriff

des Prädikates dadurch hervorgehoben, daß statt eines einfachen Verbs eine Phrase gebraucht wird, z. B.

Denn, unter uns, seit ich angefangen habe zu schreiben, war ich schon dreimal im Begriffe, die Feder nieder zu legen (statt: aufzuhören), mein Pferd satteln zu lassen und hinaus zu reiten. Goethe, Werthers Leiden. — Sie ist schon vergeben an einen sehr braven Mann, der weggereist ist, seine Sachen in Ordnung zu bringen (statt: zu ordnen), weil sein Vater gestorben ist. Ebenda.

Hierher gehören besonders auch Ausdrücke, wie einen schweren Kampf kämpfen, ein gewagtes Spiel spielen, einen feierlichen Eid schwören, eine große That thun, ein kühnes Wort sprechen. Ich muß fliegen den kühnen Flug. Kl. Viel des Schönen starb den frühen Tod. Th. Körner. Es ist früher schon bemerkt worden, daß der Begriff des Attributes durch die Form eines prädikativen Genitivs hervorgehoben wird, z. B. ein Mann von unbescholtenem Rufe, eine Sache von großer Wichtigkeit. Ihr selbst erklärtet sonst den Schotten Kurl für einen Mann von Tugend und Gewissen. Sch. — Eine Hervorhebung besonderer Raumverhältnisse wird durch eine anomale Bildung eines attributiven Satzverhältnisses bezeichnet in Ausdrücken wie: Wie Dolche grub's sich mir ins tiefste Herz." Sch. (st. „sehr tief ins Herz".) „Sie (die Schmerzen) wühlen siedend mir im tiefsten Herzen." G. „Schon in der innersten Phiole erglüht es." G. Diese Formen sind den lateinischen Dichtern sehr geläufig, z. B. Hi summo in fluctu pendent. Virg. Premunt columnas ultima recisas Africa. Hor. Incipit effari, mediaque in voce resistit. Virg., und sie scheinen in der deutschen Sprache der lateinischen nachgebildet zu sein. Die durch diese anomale Form ausgedrückte Hervorhebung wird immer auch durch den Redeton bezeichnet.

Es ist schon bemerkt worden, daß man Begriffe oft, um sie in der Darstellung hervorzuheben, in der Form von Nebensätzen ausdrückt (§ 82), z. B.

Du sprichst von Zeiten, die vergangen sind. Schiller. (statt „von vergangenen Zeiten".) — Dieses Heer, das kaiserlich sich nennt. Derselbe. — Gebiete mir, was menschlich ist. Derselbe. — Des Königs Tochter ist es wert, daß wir drum stechen und schlagen. Uhland. („des Kampfes wert.")

Insbesondere bezeichnet die Form eines verkürzten Adjektivsatzes gewöhnlich die Hervorhebung eines Attributes, z. B.

Meine Mutter, stets heiter und froh, erfand eine bessere pädago-

gische Auskunft. Goethe. — Sechzig tausend Menschen, einen Augenblick zuvor noch ruhig und behaglich, gehen miteinander zu Grunde. Derselbe.

Und als das Bild vollendet war,
Erwählt' ich mir ein Doggenpaar,
Gewaltig, schnell, von flinken Läufen,
Gewohnt, den wilden Ur zu greifen. Schiller.

Auch manchen Mann und manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland. Derselbe.

Eben so bezeichnet das Substantiv in Apposition eine Hervorhebung des Attributes, und man giebt dem attributiven Adjektiv, wenn man den Begriff hervorheben will, gern die Form eines Substantivs in Apposition, z. B.

Der strengen Diana, der Freundin der Jagden, laßt uns folgen. Schiller. — Ihr laßt Eures Zornes Galle an mir, dem Bundesfreund, aus. Derselbe.

Was Venus band, die Bringerin des Glücks,
Kann Mars, der Stern des Unglücks, schnell zerreißen. Schiller.

und: Niemand als du, soll diesen Krieg, den fürchterlichen, enden. Schiller. — Da wir die Waffenthat, die undankbare, fluchbeladene, gethan. Derselbe. — Den Feldherrn hatten wir noch nicht gesehn, den vielvermögenden. Derselbe.

Es ist endlich schon bemerkt worden, daß man oft einen substantivischen Begriff mit großem Nachdrucke dadurch hervorhebt, daß man ihn in der Form eines Hauptsatzes darstellt, und mit diesem den Hauptgedanken in der Form eines Nebensatzes verbindet (§ 81), z. B. „Nicht das Schaffot ist's, was ich fürchte.“ Sch. „Ein Wrangel war's, der mir vor Stralsund viel Böses zugefügt.“ Sch. Auch gehört hierher eine der deutschen Sprache eigentümliche Form der Darstellung. Man läßt nämlich den hervorzuhebenden Begriff dem Hauptsatze in der Form eines elliptischen Satzes vorangehen und bezeichnet ihn in dem Hauptsatze nur durch ein Personalpronomen, z. B.

Die Tugend, sie ist kein leerer Schall. Schiller. — Die Natur, sie ist ewig gerecht. Derselbe. — Diese Weisheit, ich hasse sie. Derselbe. — Diese Staatskunst, wie verwünsch' ich sie. Derselbe.

Die hier bezeichneten Formen der Darstellung werden von den Stilistikern nicht als besondere Redefiguren unterschieden, und ein natür-

liches Gefühl sagt uns schon, wo wir von ihnen Gebrauch machen sollen. Es giebt uns aber größere Sicherheit in der Anwendung dieser Formen, wenn wir klar erkennen, daß sie nicht besondere Verhältnisse in dem Inhalt der Gedanken ausdrücken, sondern nur den logischen Wert der Begriffe und Gedanken in der Darstellung hervorheben.

Zweiter Abschnitt.

Stilistik des zusammengesetzten Satzes.

Erstes Kapitel.

Darstellung des Inhaltes.

§ 96.

Die Stilistik des zusammengesetzten Satzes hat diejenigen zusammengesetzten Sätze zu betrachten, in denen zwei oder mehr Gedanken des Sprechenden, die mit einander in einem logischen Verhältnisse stehen, zu einem Gedanken verbunden werden (§ 20). Man muß von diesen Sätzen unterscheiden diejenigen zusammengesetzten Sätze, in denen ein Satz nur in einem grammatischen Verhältnisse als Nebensatz mit dem Hauptsatze verbunden ist, und die schon in der Stilistik des einfachen Satzes besprochen worden sind (§ 68. 69. 82. 83. 84). Sehr oft werden jedoch in der Form eines in einem grammatischen Verhältnisse zusammengesetzten Satzes auch logische Verhältnisse der Gedanken dargestellt, und die zusammengesetzten Sätze dieser Art müssen in Bezug auf die Darstellung ihres Inhaltes und ihrer logischen Form ebenfalls in der Stilistik des zusammengesetzten Satzes näher betrachtet werden.

Die Stilistik des zusammengesetzten Satzes hat sich unter den Händen der alten Rhetoriker sehr dürftig entwickelt, und man müht sich vergebens ab, wenn man bei ihnen über die Darstellung des Inhaltes und der logischen Form in den zusammengesetzten Sätzen irgend befriedigende Nachweisungen aufsucht. Cicero und Quintilian besprechen zwar sehr ausführlich die Periode und mannigfaltig unterschiedene Gliederungen derselben [1]), aber ihre Betrachtung ist mehr auf die äußere Form und auf den rhythmischen Wohlklang der Sätze, als auf eine in Bezug auf ihren Inhalt und ihre logische Form schöne Darstellung der Gedanken gerichtet: selbst der für die Stilistik sehr wichtige Begriff der Periode wird von ihnen nur nach äußeren Formverhältnissen aufgefaßt

---

[1]) Ciceronis orat. c. LXI. u. seq. — Quintil. l. c. L. IX. c. 4.

und nicht bestimmt bezeichnet. Auch Adelung hat die Periode und überhaupt die Formen des zusammengesetzten Satzes nur als äußere Formverhältnisse aufgefaßt, daher sucht man auch bei ihm vergebens nach einem bestimmten Begriffe der Periode und nach ihrer eigentlichen Bedeutung, und wenn man von ihm erfahren will, wie sich die logischen Verhältnisse der Gedanken in schönen Formen der zusammengesetzten Sätze darstellen, so wird man keineswegs befriedigt.

Treffend sagt Theodor Mundt in Bezug auf diese äußerliche Auffassung des Satzbaues: „Die Satzbildung ist das gestaltete Leben des Gedankens, seine Gliederfülle, aber nicht ein Magisterrock mit besponnenen Knöpfen, in den er hineingesteckt und, mit Zubehör von Stiefeln und Stulpen, Rohrstock- und Schnupftabakdose, absichtlich eingekleidet und ausstaffiert werden soll. Die deutschen Schriftsteller haben sich mit ihren Perioden viel zu große Mühe in äußerer und viel zu wenig in innerlicher Beziehung gegeben. Stände ein höheres gesellschaftliches Element in Wechselwirkung mit unserer Schreibart, so hätte sie nie zu klagen gegeben über die meilenlangen Perioden, die man kaum auf dem Papier mit dem Auge, geschweige denn mit dem geistigeren Organ, dem Ohr, übersichtlich auffassen kann. Denn der menschliche Gehörsumfang, auf den bei der Satzbildung Rücksicht genommen werden sollte, ist beschränkt. Das Ohr kann bekanntlich in einer Sekunde nicht mehr als neun Töne von einander unterscheiden und verlangt folglich, daß ihm das, was es klar aufnehmen und zu geistigen Eindrücken verarbeiten soll, in bestimmt und gedankengemäß abgeteilten Pausen überliefert werde. Dies ist das innerliche Element von Musik, der Musik des Gedankens, worauf jede echte Satzbildung sich stützen muß. Die Perioden, die Pausen des Gedankens, dürfen diesem musikalischen Gesetz nicht zuwiderhandeln, ohne auch des Gedankens Harmonie und Wirksamkeit zu zerstören.“ [1])

§ 97.

Wie bei dem einfachen Satze, so unterscheiden wir auch bei dem in einem logischen Verhältnisse zusammengesetzten Satze den Inhalt und die logische Form des Gedankens und eine zwiefache Aufgabe, nämlich die Darstellung des Inhaltes und die Darstellung der logischen Form. Die zu einer Einheit verbundenen Gedanken und ihr logisches Verhältnis zu einander machen den Inhalt des ganzen Gedankens aus. Wie jeder der miteinander verbundenen Gedanken in einer schönen Form dargestellt werde, lehrt die Stilistik des einfachen Satzes; die Stilistik

[1]) Die Kunst der deutschen Prosa 104 f.

des zusammengesetzten Satzes hat es in Bezug auf die Darstellung des Inhaltes daher nur mit dem logischen Verhältnisse zu thun, in dem die Gedanken mit einander stehen. Die Verhältnisse des logischen Wertes, in denen die verbundenen Gedanken einander untergeordnet sind, und die größere oder geringere Hervorhebung des logischen Verhältnisses machen die logische Form des ganzen Gedankens aus, und die Stilistik des zusammengesetzten Satzes hat noch mehr ihre Aufmerksamkeit auf die schöne Darstellung der logischen Form als auf die Darstellung des Inhaltes zu richten. Bei dem zusammengesetzten Satze bedarf eine schöne Darstellung der Gedanken überhaupt weit mehr einer Anleitung von seiten der Stilistik und die Darstellung der logischen Form insbesondere weit mehr einer bestimmten Hinweisung auf die organischen Gesetze der Darstellung, als bei dem einfachen Satze: denn bei dem zusammengesetzten Satze kann man die Bildung einer schönen Darstellungsform weniger der Leitung des Stilgefühls überlassen, als bei dem einfachen Satze. Auch hat es die Stillehre vorzüglich mit der schriftlichen Darstellung der Gedanken zu thun, in der man von zusammengesetzten Sätzen weit mehr Gebrauch macht, als in der mündlichen Rede.

Die Stilistiker haben, weil sie die Zweckmäßigkeit der Rede überhaupt als den obersten Grundsatz der Stilistik ansahen, und die Rede nur zweckmäßig sein kann, wenn sie leicht verstanden wird, besonders in der Stilistik des zusammengesetzten Satzes ihr Augenmerk vorzüglich auf die Verständlichkeit der Darstellung gerichtet und sehr genau besondere Verhältnisse der zusammengesetzten Sätze bezeichnet, in denen die Darstellung der Gedanken durch fehlerhaften Gebrauch der Konjunktionen und durch eine fehlerhafte Form oder Stellung der verbundenen Sätze unverständlich oder doch schwer verständlich werden könnte. Nun sind zwar schwer verständliche Formen der Darstellung immer fehlerhaft, und man sagt gewöhnlich, sie seien fehlerhaft, weil sie schwer verständlich seien: bei näherer Betrachtung sieht man aber leicht, daß sich die Sache umgekehrt verhält, und daß solche Formen schwer verständlich sind, weil sie fehlerhaft sind, d. h. den organischen Gesetzen der Darstellung nicht entsprechen. In dem Mangel an Verständlichkeit giebt sich immer eine organisch mangelhafte Form der Darstellung zu erkennen, aber sie ist oft nur eine zufällige Folge eines organischen Mangels. Wir werden in dem Fortgange dieser Betrachtung sehen, daß besonders in dem Baue der zusammengesetzten Sätze die Verständlichkeit zunächst von der organischen Vollkommenheit der Darstellung abhängt, und daß wir, wenn wir nur die organischen Gesetze der Darstellung in Anwendung bringen, nicht der besondern

Regeln und Kautelen bedürfen, durch die man die Verständlichkeit zu wahren sucht, und die, weil sie sich meistens auf zufällige Verhältnisse der Sätze beziehen, doch sehr unzulänglich sind. Auch hat die Stilistik des zusammengesetzten Satzes ebenso, wie die Stilistik des einfachen Satzes zunächst die Aufgabe, nachzuweisen, wie sich die Darstellung der Gedanken durch organische Vollkommenheit der Formen zu einer schönen Darstellung ausbilde. Eine schöne Darstellung ist immer auch leicht verständlich: aber eine Darstellung, die leicht verstanden wird, ist nicht immer schön, und es ist besonders in der Stilistik des zusammengesetzten Satzes darauf zu achten, daß die organische Schönheit der Darstellung nicht der Rücksicht auf die Verständlichkeit untergeordnet werde.

§ 98.

Die Lehre von der Darstellung der Gedanken in dem zusammengesetzten Satze kann nur dann wahrhaft verstanden werden, wenn der Gedanke des Sprechenden von dem nur besprochenen Gedanken unterschieden und die eigentliche Bedeutung der beiordnenden und der unterordnenden Verbindungsform klar erkannt wird. Der Gedanke des Sprechenden, den man auch einen anschauenden Gedanken nennen kann, ist ein dem Augenblicke der Rede angehöriger Akt des Sprechenden; er wird als solcher durch einen Hauptsatz ausgedrückt, und, wenn er ein Gedanke des Erkennens ist, gewöhnlich durch den Indikativ des Verbs bezeichnet, z. B. „Unser Nachbar hat sein Pferd verkauft“. Ein besprochener — von dem Sprechenden nur angeschauter — Gedanke ist jeder Gedanke, der, wie ein Begriff, in den Gedanken des Sprechenden, und als Subjekt oder als ein anderes Glied eines Satzverhältnisses — Attribut oder Objekt — in den Hauptsatz aufgenommen wird; er wird durch einen Nebensatz, d. h. durch einen Satz ausgedrückt, der als Glied eines Satzverhältnisses mit dem Hauptsatze in einer grammatischen Verbindung steht, und gewöhnlich durch den Konjunktiv des Prädikates bezeichnet, z. B. „Daß der Nachbar sein Pferd verkaufe, ist nicht wahrscheinlich“ „Er findet nicht leicht einen Mann, der das Pferd kaufe“ „Die Leute sagen, er habe sein Pferd verkauft“. Der besprochene Gedanke ist entweder ein wirklicher Gedanke, wie in den angeführten Beispielen, oder nur ein Begriff, der in der Form eines Gedankens durch einen Nebensatz ausgedrückt wird, z. B. „Daß man sparsam sei (Sparsamkeit), ist löblich“ „Führe mich einen Weg, der sicher sei“ (einen sicheren Weg). Der besprochene Gedanke ist endlich sehr oft ebenfalls ein Gedanke, und zwar ein Urteil des Sprechenden, aber er wird nicht als ein erst in dem Augenblicke der Rede vollzogener Akt des Sprechenden dargestellt; in

diesem Falle wird das Urteil des Sprechenden gewöhnlich durch den Indikativ des Prädikates bezeichnet, z. B. „Daß unser Freund sparsam ist, ist sehr löblich" „Ich führe dich einen Weg, der sicher ist".

Für den Gebrauch der Hauptsätze und Nebensätze gilt im allgemeinen das Gesetz, daß Gedanken des Sprechenden, welche mit einander in einem logischen Verhältnisse stehen (§ 20) und zu einem Gedanken verbunden sind, durch einander beigeordnete Hauptsätze, und besprochene Gedanken durch Nebensätze ausgedrückt werden, die mit dem Hauptsatze in unterordnender Form verbunden sind. Die Sprache unterscheidet auf diese Weise durch die Form der Verbindung sehr bestimmt zwischen dem logischen Verhältnisse der Gedanken und dem grammatischen Verhältnisse der Sätze. Die schöne Darstellung der logischen Form fordert im besondern zwar oft, daß ein Gedanke des Sprechenden, der mit einem andern Gedanken in einem logischen Verhältnisse steht, in der unterordnenden Verbindungsform durch einen Nebensatz ausgedrückt werde: aber es ist immer ein Fehler gegen die organischen Gesetze der Darstellung, wenn auch Gedanken des Sprechenden, welche mit dem Hauptgedanken weder in einem logischen noch in einem grammatischen Verhältnisse stehen, durch Nebensätze und nicht durch Hauptsätze ausgedrückt werden. Der Stil der lateinischen und der romanischen Sprachen unterscheidet sich auch darin von dem deutschen Stile, daß dieses Gesetz weniger beachtet wird, und der fehlerhafte Gebrauch der Nebensätze scheint diesen Sprachen weniger anstößig zu sein, weil sie den Nebensatz nicht von dem Hauptsatze durch eine besondere Wortstellung unterscheiden. Die Lateiner sehen es sogar als eine Schönheit an, wenn sie Hauptsätze, die mit dem vorangehenden Satze weder in einem grammatischen, noch in einem logischen Verhältnisse stehen, wie Nebensätze mit einem Relativpronomen anfangen, z. B. Caesar postero die Labienum legatum cum legionibus in Morinos, qui rebellionem fecerant, misit. Qui cum propter siccitatem paludum, quo se reciperent, non haberent, omnes fere in potestatem Labieni venerunt. Ein unnatürlicher Gebrauch der Nebensätze gehört indessen auch zu den sehr häufig vorkommenden Fehlern des deutschen Stiles. Dieser Fehler ist wohl zum Teil aus der Nachahmung der fremden Sprachen zu erklären, hat aber noch mehr seinen Grund darin, daß Schriftsteller oft glauben, die Darstellung sei überhaupt geistreicher und schöner, wenn eine Vielheit von Gedanken in einem Satze zusammengefaßt werde. Der unnatürliche Gebrauch der Nebensätze ist der schlichten Sprache des Volkes gänzlich fremd, er kommt nur in der Schriftsprache vor, die ja die Sprache der Gebildeten ist. Insbesondere geben Halbgebildete gern durch den Gebrauch von Nebensätzen zu er=

kennen, daß auch sie an der Bildung teilhaben. So werden oft ausführliche Beschreibungen und ganze Erzählungen von Begebenheiten in einem unförmlichen Satze zusammengefaßt, z. B.

Zu verkaufen das hierselbst auf der Hahnenstraße gelegene und in den letzten Jahren neu gebaute Haus, welches vermöge seiner Gebäulichkeiten und Räume zu jedem beliebigen Gebrauch, sowohl als Handels- wie auch als großes Fabrikhaus sich eignet, indem außer dem herrschaftlichen Haupthause, welches mit Stallung und Remise versehen ist, im Zusammenhange mit demselben am Wall ein neues Gebäude, welches sich fast für jede Fabrikanlage eignet, als Fruchtniederlage benutzt wird, und wo man zwischen 9 bis 10000 Scheffel gemächlich lagern kann. — Die in dem Journal schon besprochene Straße sollte im Laufe dieses Sommers auf Veranstaltung der Regierung in einen fahrbaren Zustand hergestellt werden, und es wurden auch unter der Aufsicht eines Baubeamten, dem aber mehr sein Vergnügen als die ordentliche Herstellung des Weges am Herzen gelegen sein mag, dahin zielen sollende Arbeiten vorgenommen, welche jedoch so ungenügend ausgefallen sind, daß der Weg dermalen, nachdem er durch den betreffenden Beamten in einen fahrbaren Zustand gesetzt sein soll, um vieles schlechter ist, als zuvor, so daß man die verflossene Nacht, als in dem benachbarten Flecken Brand ausbrach, in welchen Ort man bei gutem Wege mit den Spritzen jedenfalls in einer Viertelstunde hätte gelangen können, mehr als eine Stunde Zeit nötig hatte, wobei aber immer noch die Pferde und die Spritzen ruiniert worden sind, weil die Räder der letzteren im Morast versanken.

Sehr häufig werden insbesondere Gedanken des Sprechenden auf eine sehr anstößige Weise durch Adjektivsätze ausgedrückt, z. B.

Der Jäger befahl dem Schützen ihn festzunehmen, der sich aber weigerte. Grimm. — Gestern brach in dem Hauptgebäude des Schlosses Wilhelmshöhe, das vom Kaiser jetzt bewohnt wird, Feuer aus, das aber durch schleunige Hilfe wieder gelöscht wurde (statt: wurde aber durch schleunige Hilfe wieder gelöscht). Frankf. Journ.

Die eigentliche Bedeutung der Adjektivsätze besteht darin, daß sie den Artbegriff einer Person oder Sache auf eine Unterart oder auf ein Einzelwesen zurückführen: wenn nun Begebenheiten und Zustände, die man nur berichten will, wie in den eben angeführten Beispielen, durch Adjektivsätze ausgedrückt werden, so wird der Inhalt der Gedanken anders dargestellt, als er gedacht wird, und wir haben gesehen, daß

auch die Darstellung der logischen Form in den Tonverhältnissen der Sätze dann meistens fehlerhaft wird (§ 86).

Wie die Adjektivsätze, so werden auf fehlerhafte Weise sehr oft auch die Adverbialsätze — auch verkürzte Adverbialsätze — gebraucht. Die eigentliche Bedeutung dieser Art von Nebensätzen besteht zwar darin, daß sie in der Form einer mit dem Prädikate verbundenen Thätigkeit immer einen Gedanken des Sprechenden ausdrücken, aber sie sind nur dann zu einer schönen Darstellung geeignet, wenn der Gedanke des Sprechenden mit dem Hauptgedanken in einem logischen Verhältnisse steht, z. B. „Unser Haus war verkürzt worden, indem (dadurch, daß) die andern Häuser sich große Gärten zueigneten“ „Von Etikette rings eingeschlossen, wie könnt' ich ohne Zeugen mich ihr nahn?“ Es verträgt sich nicht wohl mit einer schönen Darstellung, wenn durch diese Formen auch Begebenheiten und Zustände ausgedrückt werden, die nur berichtet werden, wie in folgenden Stellen aus Erzählungen H. v. Kleists:

> Der Burgvogt, indem er sich noch eine Weste über seinen weitläufigen Leib zuknöpfte, kam und fragte nach dem Paßschein. — Der Schloßvogt, indem er ihn von der Seite ansah, versetzte, daß ohne einen Erlaubnisschein kein Roßkamm mit Pferden über die Grenze gelassen würde. — Der Vogt folgte ihm, indem er von filzigen Geldraffern und nützlichen Aderlässen derselben murmelte, und beide traten in den Saal. — Er trat mit einem mutigen Schritt aus dem von Anfang herein gewählten Standpunkte hervor, über das Haupt seines Gegners, dessen Kräfte schon zu sinken anfingen, mehrere derbe und ungeschwächte Streiche, die derselbe jedoch unter geschickten Seitenbewegungen mit seinem Schild aufzufangen wußte, danieder schmetternd. — Er fiel auch mit diesem kleinen Haufen schon beim Eintritt der dritten Nacht, den Zollwärter und den Thorwächter, die im Gespräche unter der Thür standen, niederreitend, in die Burg.

Der hier gerügte Gebrauch von Adjektiv- und Adverbialsätzen macht sich, besonders wenn zugleich Einschachtelungen stattfinden, meistens durch eine mangelhafte rhythmische Form schon dem Gefühle bemerklich, und man pflegt alsdann den Schüler nur auf das Gefühl zu verweisen und ihm zu sagen, daß es nicht gut klinge: man soll ihm aber auch nachweisen, worin der Fehler eigentlich besteht, und wie er zu verbessern ist, und dies wird nur dadurch möglich, daß die Stilistik mit Bestimmtheit unterscheidet zwischen dem besprochenen Gedanken und dem Gedanken des Sprechenden, zwischen den grammatischen Verhältnissen der Sätze und den logischen Verhältnissen der Gedanken und zugleich

bestimmt die Gesetze nachweist, nach denen in jedem besondern Falle ein Gedanke durch einen Hauptsatz oder durch einen Nebensatz ausgedrückt werden muß.

§ 99.

Wir haben die den besondern Denkformen entsprechenden Verhältnisse des Gegensatzes und der Kausalität als die logischen Verhältnisse bezeichnet, durch welche zwei Gedanken des Sprechenden zu einem Gedanken verbunden werden, und wir haben in dem ersteren einen aufhebenden und einen polaren Gegensatz, und in letzterem die Verhältnisse eines realen und eines logischen Grundes unterschieden (§ 20. 21. 22.). Nur Gedanken des Sprechenden, welche mit einander in einem dieser Verhältnisse stehen, können zu einem Gedanken verbunden werden, und alle Verhältnisse der Gedanken in den in beiordnender Form zusammengesetzten Sätzen sind entweder Verhältnisse des Gegensatzes, wie „Die Sinne trügen nicht, aber das Urteil trügt" G., oder Verhältnisse der Kausalität wie „Alles, was entsteht, sucht sich Raum; deswegen verdrängt es ein anderes vom Platze". G.

Auch der kopulativen Verbindung der Sätze liegt immer eines dieser Verhältnisse zu Grunde. Zwei oder auch mehrere Gedanken können nämlich auf kopulative Weise nur dann zu einem Gedanken verbunden werden, wenn die Einheit der Gedanken durch einen dritten Gedanken vermittelt ist, mit dem sie entweder in einem Gegensatze oder in einem kausalen Verhältnisse stehen, z. B.

Alle Stürme glaubt' ich eingeschlafen; da kommt ein Sturm, aus heitrer Luft gesandt, und reißt mich nieder in den Kampf der Wellen. Schiller. — Die Toten vergißt man, die die Inquisition geopfert hat, die Geschlechter der Menschen erneuern sich wieder, auch die Länder blühen wieder, die sie verheert und entvölkert hat: aber Jahrhunderte werden hingehen, ehe ihre Spuren aus dem spanischen Charakter verschwinden. Schiller. und: Du hast eine schöne Rede gehalten, Hippias: deine Beobachtungen sind sehr fein, deine Schlüsse sehr bündig und deine Maximen sehr praktisch. Wieland. — Bei Homer ist der Gesang rauh und prächtig, die Sitten roh und auf dem Gipfel menschlicher Stärke, die Götter niedrig und erhaben, die Helden pöbelhaft und groß, die Sprache voll Dürftigkeit und Überfluß: alles ein Zeuge der Natur, die durch ihn sang. Herder.

Der die Einheit der kopulativ verbundenen Gedanken vermittelnde Gedanke ist nicht immer, wie in diesen Beispielen, ausgedrückt, sondern wird oft nur hinzugedacht, z. B.

Nicht allein die ersten Blüten fallen ab, sondern auch Früchte, die am Zweige hängend uns noch lange die schönste Hoffnung geben. Goethe.

Die kopulativ verbundenen Gedanken müssen besonders in der erzählenden und beschreibenden Darstellung als die Bestandteile eines dritten Gedankens aufgefaßt werden, der die besondern Ereignisse einer Begebenheit oder die besondern Teile eines Ganzen in einer Einheit umfaßt, und die verbundenen Gedanken stehen als Bestandteile eines dritten Gedankens mit diesem in einem logischen Verhältnisse, nämlich in dem Verhältnisse eines logischen Grundes. Wenn z. B. in Schillers Pikkolomini (Aufz. III. Auftr. 4) der astrologische Turm beschrieben wird, so enthalten die verbundenen Gedanken als besondere Bestandteile den logischen Grund des Urteils „daß der Turm auf eine wunderbare Weise eingerichtet ist“. Ebenso enthalten die verbundenen Gedanken, indem Wallenstein erzählt, wie er Max als einen zarten Knaben aufgenommen hat (Wallensteins Tod Aufz. III. Auftr. 18), den Beweis für das Urteil, „daß er väterlich an ihm gehandelt hat“. Weil das logische Verhältnis kopulativ verbundener Gedanken durch einen dritten Gedanken vermittelt ist, können auch mehr als zwei Gedanken in kopulativer Form zu einem Gedanken verbunden werden, während nur zwei Gedanken mit einander unmittelbar in einem logischen Verhältnisse stehen können.

§ 100.

Die Stilistik des zusammengesetzten Satzes hat, indem sie ihre Aufmerksamkeit fast nur auf die Darstellung des Inhalts richtete, die Konjunktionen als diejenigen Formen bezeichnet, durch welche die logischen Verhältnisse der Gedanken angezeigt werden. Sie hat sich darum vorzüglich bemüht, nachzuweisen, wie in der Darstellung die besondern Arten des Gegensatzes, des kausalen Verhältnisses und der kopulativen Gedankenverbindung durch den richtigen Gebrauch der Konjunktionen unterschieden werden, und auf eine mitunter pedantische Weise darauf gehalten, daß die letzten Besonderheiten des logischen Verhältnisses, wie z. B. die Verhältnisse des realen, moralischen und logischen Grundes, genau auch durch verschiedene Konjunktionen bezeichnet würden. Es ist aber schon bemerkt worden, daß die logischen Verhältnisse der Gedanken in dem zusammengesetzten Satze nicht eigentlich durch besondere Formen dargestellt, sondern schon aus dem Inhalte und der logischen Form der verbundenen Gedanken erkannt, und wenn diese nur gehörig dargestellt sind, auch ohne Konjunktionen leicht ver-

standen werden (§ 23). Wie wenig die Sprache zur Darstellung der logischen Verhältnisse eigentlich der Konjunktionen bedarf, sehen wir besonders an der hebräischen Sprache. Diese Sprache hat eine auffallend geringe Anzahl von beiordnenden Konjunktionen: ihr waw copulativum bezeichnet nur überhaupt ein logisches Verhältnis der Gedanken, ohne die besondere Art des Verhältnisses bestimmt zu unterscheiden; es entspricht dem kopulativen und und zugleich dem adversativen aber und oft auch dem kausalen denn. Ein genauer bestimmter Gebrauch der Konjunktionen tritt überhaupt in der Sprache erst hervor, wenn ihre logische Entwickelung weiter fortgeschritten ist. Die Volkssprache macht von ihnen noch bei weitem weniger Gebrauch, als die hochdeutsche Schriftsprache, und manche Konjunktionen der Schriftsprache sind der Volkssprache noch ganz fremd. So sind die Konjunktionen da, weil und denn der niederdeutschen Volkssprache noch gar nicht geläufig, und in einigen oberdeutschen Mundarten wird statt weil noch darum gebraucht, z. B.

> Wie! Meines Vaters schöne Mohrenschimmel sind gefallen? Darum sind sie zu sehr angestrengt worden beim Wasserfahren, als uns Haus und Hof verbrannte. — Ist unser schönes Haus verbrannt? Darum hat man nicht aufs Feuer acht gegeben an Ihres Vaters seliger Leiche [1]).

Je mehr sich aber eine Sprache in der logischen Richtung entwickelt, desto mehr macht sie Gebrauch von Konjunktionen. In der deutschen Sprache giebt sich die vorherrschende logische Richtung auch darin kund, daß sie einen größern Reichtum an Konjunktionen hat, als z. B. die englische und die romanischen Sprachen; so werden Verhältnisse des Gegensatzes, welche ohne Unterscheidung im Englischen durch but und im Französischen durch mais bezeichnet werden, im Deutschen durch aber, allein und sondern unterschieden.

Die Konjunktionen sind ursprünglich adverbiale Formwörter und drücken als solche zunächst nur Verhältnisse des Prädikats aus (§ 23), und sie werden zu Konjunktionen, indem durch diese Verhältnisse des Prädikates in dem zusammengesetzten Satze die logischen Verhältnisse der verbundenen Gedanken und die logische Form des ganzen Gedankens bezeichnet werden. Wir werden weiter unten sehen, wie durch die Konjunktionen die logische Form der Gedanken bezeichnet wird. Wie besondere Konjunktionen unterscheidend die besondern Arten der logischen Verhältnisse bezeichnen, lehrt die

---

[1]) J. P. Hebel's Werke. Karlsruhe 1843. B. 3. S. 158.

Grammatik, und man wird nicht leicht statt einer Konjunktion des Gegensatzes eine kausale Konjunktion oder umgekehrt statt der letzteren eine der ersteren gebrauchen: aber desto öfter werden die den besondern Unterarten des Gegensatzes oder des kausalen und kopulativen Verhältnisses angehörigen Konjunktionen verwechselt, und so der Inhalt des Gedankens fehlerhaft dargestellt. Sehr häufig werden insbesondere die Konjunktionen des Gegensatzes in fehlerhafter Weise gebraucht, z. B.

Die Enttäuschung, welche sie erfahren, hatte sie dennoch (statt jedoch) nicht aller Gegenwart des Geistes beraubt. — Der Fremde überreichte ein Paket Papiere. Der Gendarm erklärte dieselben für nicht ausreichend, sondern (st. und) machte dem Fremden bemerklich, daß, wenn er sich nicht besser legitimieren könne, er ihn würde nach R. transportieren lassen. — So freundlich er sich auch bemühte, jedem seiner Reisegefährten gefällig zu sein, ebenso wenig konnte ihnen (statt „so konnte ihnen doch nicht") die Bemerkung entgehen, daß er sich vorzugsweise dem Sir Smith und dessen Familie anzuschließen suchte. — Miß Fanny durfte eins der reizendsten weiblichen Wesen genannt werden, das die Bewunderung der Männerwelt zu erregen geschaffen war; dennoch (statt aber) übertrafen die Vorzüge ihres Geistes beinahe noch jene ihrer herrlichen Gestalt. — Wenn die Berg- und Felsenpartien rechts und links auch denen der Aar an Großartigkeit gleichkommen, so übertreffen sie dieselben doch (statt Wenn — so) an Wildheit und Mannigfaltigkeit. — Es ist kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß das Feuer durch Nachlässigkeit verursacht worden sei; vielmehr (statt auch) läßt sich über die Entstehungsart des Brandes für jetzt nichts Bestimmtes sagen. — Mein Vater hat eine kleine Gemäldesammlung, die nur sehr wenige (statt „nicht viele") historische Stücke und Landschaften enthält, sondern meistenteils aus Porträten besteht. Tieck. — Deine Briefe erfreuen mich um so mehr, um so (statt je) heiterer und lebensmutiger sie sind. Tieck.

§ 101.

Häufiger, als durch fehlerhaften Gebrauch der Konjunktionen, wird die Darstellung des logischen Verhältnisses in dem zusammengesetzten Satze dadurch fehlerhaft, daß der Inhalt und der logische Wert der verbundenen Gedanken oder auch ihre logischen Beziehungen zu einander mangelhaft dargestellt werden. Der fehlerhafte Gebrauch

der Konjunktionen ist immer sehr anstößig, macht aber nicht leicht die Darstellung unverständlich; durch eine fehlerhafte Darstellung der verbundenen Gedanken werden aber die zusammengesetzten Sätze sehr oft zugleich schwer verständlich.

Das logische Verhältnis der Gedanken wird durch mangelhafte Darstellung ihres Inhaltes schwer verständlich, wenn die Begriffe, an welche zunächst der Gegensatz oder das kausale Verhältnis der Gedanken geknüpft ist, nicht nach Art und Individualität bestimmt bezeichnet sind, z. B.

> Die seltsamste Mischung von Offenheit und Treulosigkeit, von Klugheit und Tollkühnheit, von Tapferkeit und Mißtrauen vereinigte sich in Ali. — Seine Erfindungen sind, obgleich auch der Ernst ihm gelingt, vorzugsweise freundlich und melodisch. Allg. Zeit. — Ihr Stiefkind, dem sie so treu und so vergeblich Mutter zu sein sich bestrebte.

Das logische Verhältnis ist besonders schwer zu verstehen, wenn ein in dem vorangehenden Satze ausgedrückter Begriff in dem nachfolgenden Satze nur durch ein Pronomen oder ein andres stellvertretendes Wort bezeichnet wird und es zweifelhaft ist, welcher Begriff gemeint ist, z. B.

> Ich sagte ihm, daß er sich geirrt habe, und dies (meine Rede oder sein Irrtum?) ärgerte ihn nicht wenig. — König Leopold I. war überzeugt, daß die Proklamation Napoleons III. über die Einverleibung Belgiens bereits gedruckt war. Wir wissen, wie viel er (König Leopold oder Napoleon?) über die Erwerbung nachgesonnen und verhandelt hat und von Bismarck dabei am Narrenseile herumgeführt wurde. Köln. Zeit. — Wenn wir festen Glauben an Gottes Gerechtigkeit haben, so können wir schon hieraus (aus dem Glauben oder aus der Gerechtigkeit?) auf eine vergeltende Ewigkeit schließen. — Der Oberpriester trat ihm näher und legte beide Hände auf seine Schultern. Beide (die Hände?) waren von gleicher Größe. Ebers.

Auch ist das logische Verhältnis der Gedanken schwer zu verstehen, wenn einer von diesen Gedanken nicht ausgedrückt, sondern nur bei einem andern Gedanken, der ausgedrückt ist, hinzugedacht wird, z. B.

> Man war gegen Leconte nachsichtig gewesen; denn er hatte alle seine Pflichten stets nur sehr nachlässig erfüllt.

Hier steht der Nachsatz nicht mit dem Vordersatze in dem Verhältnisse des Grundes, sondern mit dem hinzugedachten Gedanken „Leconte bedurfte der Nachsicht“.

Die in kopulativer Form zusammengesetzten Sätze sind nicht

verständlich, wenn das logische Verhältnis, in dem die Gedanken zu einem dritten Gedanken stehen, nicht leicht zu erkennen ist. So würde der oben (§ 99) angeführte Satz: „Bei Homer ist der Gesang rauh und prächtig, die Sitten roh und auf dem Gipfel menschlicher Stärke, die Götter niedrig und erhaben u. s. w." nicht leicht verstanden werden, wenn nicht unmittelbar nachfolgte: „alles ein Zeuge der Natur, die durch ihn sang". Die Darstellung wird insbesondere schwer verständlich, wenn in zusammengezogenen Sätzen durch die Konjunktion und Begriffe verbunden werden, die man nicht leicht als Bestandteile eines sie umfassenden Ganzen oder als Unterarten einer sie umfassenden Art erkennt, z. B. „Blätter für Geist, Gemüt und Publizität". Solche Zusammenstellungen sind ungereimt; sie sind darum oft in der komischen Darstellung von guter Wirkung, z. B.

> Dem Fluch verfallen ist die Bildung der Zeit: wir halten uns für gesund, aber wir sind elende Sieche, krank an moralischer Schwindsucht, krank an physischer Erschlaffung, krank Menschen, Tiere und Kartoffeln. — Die Stadt Göttingen, berühmt durch ihre Würste und Universität, gehört dem Könige von Hannover und enthält 999 Feuerstellen, diverse Kirchen, eine Entbindungsanstalt, eine Sternwarte, einen Karcer, eine Bibliothek und einen Ratskeller, wo das Bier sehr gut ist. H. Heine, Harzreise. — Im allgemeinen werden die Bewohner Göttingens eingeteilt in Studenten, Professoren, Philister und Vieh, welche vier Stände doch nichts weniger als streng geschieden sind. Der Viehstand ist der bedeutendste. Ebenda.

§ 102.

Der logische Wert der verbundenen Gedanken wird fehlerhaft dargestellt, wenn Gedanken des Sprechenden in der Form von solchen Nebensätzen ausgedrückt werden, welche nur grammatisch mit einem Hauptsatze verbundene Begriffe bezeichnen. Die in einem logischen Verhältnisse mit einander verbundenen Gedanken sind, wenn sie nicht einer nur angeführten Rede angehören, immer Urteile des Sprechenden, z. B. „Die Sinne trügen nicht, aber das Urteil trügt" „Vorwärts mußt du; denn rückwärts kannst du nun nicht mehr", und sie fordern als Urteile des Sprechenden eigentlich die Form eines Hauptsatzes (§ 98). Sehr oft fordern jedoch Gedanken des Sprechenden die Form eines Nebensatzes. Die kausalen und konzessiven Nebensätze drücken immer einen Gedanken des Sprechenden aus und unterscheiden sich dadurch von den andern Arten der Nebensätze, die nur mit einem Hauptsatze grammatisch verbundene Begriffe ausdrücken. Nun können zwar

Gedanken des Sprechenden unter gewissen Bedingungen, die wir weiter unten näher bezeichnen werden, auch sehr wohl durch Nebensätze der letzteren Art, z. B. durch Adjektivsätze, ausgedrückt werden, aber wo diese Bedingungen nicht stattfinden, entspricht der Gebrauch der Nebensätze nicht dem logischen Werte des darzustellenden Gedankens und ist darum fehlerhaft.

Es ist darum anstößig, wenn in der erzählenden Darstellung ein in dem logischen Verhältnisse des Gegensatzes stehender Gedanke in einem durch die Konjunktion als verbundenen Adverbialsatze des Zeitverhältnisses dargestellt wird, z. B.

> Spornstreichs auf dem Wege nach Dresden war Kohlhaas schon, als er, bei dem Gedanken an den Knecht und an die Klage, die man auf der Burg gegen ihn führte, schrittweis zu reiten anfing, sein Pferd, ehe er noch tausend Schritte gemacht hatte, wieder umwendete und zur vorgängigen Vernehmung des Knechtes, wie es ihm klug und gerecht schien, nach Kohlhaasenbrück einbog. H. v. Kleist (statt: aber bei dem Gedanken — — — fing er an, schrittweis zu reiten u. s. w.).

Ebenso anstößig ist es, wenn ein Gedanke des Sprechenden, der mit einem andern Gedanken in einem kopulativen oder in einem kausalen Verhältnisse steht, durch einen Adverbialsatz ausgedrückt wird, der mit dem Hauptsatze durch so wie, so daß oder dergestalt daß verbunden ist, z. B.

> Man fürchtet allgemein, daß durch die strenge Bestrafung der Aufrührer keineswegs völlige Ruhe und Sicherheit in die Gegend kommen werde, so wie Nachrichten, welche über die nahe böhmische Grenze streifen, von fortwährendem Gährungsstoff unter der niedern arbeitenden Volksklasse sprechen. — Es verging eine Woche, und es verging mehr, ohne daß diese Entscheidung einlief oder auch das Rechtserkenntnis, so bestimmt man es ihm auch verkündigt hatte, bei dem Tribunal gefällt wurde, dergestalt daß er am zwölften Tage sich niedersetzte und das Gubernium von neuem in einer dringenden Vorstellung um die erforderten Päſſe bat. H. v. Kleist. — Friedrich verwundete gleich auf den ersten Hieb den Grafen; aber der Graf, der, durch die Empfindung geschreckt, zurücksprang und die Wunde untersuchte, fand, daß nur die Haut obenhin geritzt war, dergestalt daß er auf das Murren der Ritter über die Ungeschicklichkeit dieser Aufführung wieder vordrang und den Kampf, einem Gesunden gleich, fortsetzte. H. v. Kleist.

Der logische Wert der in einem logischen Verhältnisse verbundenen Gedanken wird besonders dann oft auf eine mangelhafte Weise be-

zeichnet, wenn sehr mannigfaltige logische Verhältnisse der Gedanken in Nebensätzen zu einem Satze verbunden werden, z. B.

Die Zunahme der Verbrechen und insbesondere der Rückfälle haben Veranlassung gegeben, den Sitz des Übels zu erforschen, und da hat es sich offenbart, daß, wenn auch der zunehmende Pauperismus als mitwirkende Ursache anzuerkennen ist, indem die Zahl der Verbrechen und Vergehen gegen das Eigentum verhältnismäßig am bedeutendsten wächst, ein weiterer und zwar der hauptsächlichste Grund in dem Umstand liegt, daß die Mehrzahl der Gefängnisse und Strafanstalten durch die Art, wie in denselben Straffällige der verschiedenen Kategorien in Verbindung gebracht werden, für den minder Gesunkenen Schulen des Lasters, für den Verdorbenen aber wenig gefürchtete Strafοrte, ja zur Anknüpfung von Verbindungen mit Gleichgesinnten und oft auch zur Befriedigung eines Ehrgeizes, dessen Gegenstand im Trotz gegen die gesetzliche Ordnung besteht, mitunter sogar willkommene Aufenthaltsorte sind. Allgem. Zeit.

§ 103.

Das logische Verhältnis der Gedanken wird insbesondere schwer verständlich oder doch die Darstellung anstößig, wenn die logische Beziehung der Gedanken nicht durch die ihr entsprechende Form und Stellung der Sätze bezeichnet ist. Dies ist immer der Fall, wenn ein Hauptsatz, der die Stellung eines Nachsatzes hat, nicht mit dem vorangehenden Hauptsatze, sondern nur mit einem mit ihm grammatisch verbundenen Gliede — einem Attribute oder Objekte oder einem mit ihm verbundenen Nebensatze — in einem logischen Verhältnisse steht, z. B.

Da sich wieder ein Schneegestöber ankündigte, bestieg Kronenberg den offenen Wagen mit unfreundlicher Miene; denn er mußte in den Bergen und schlechten Wegen einen unangenehmen Tag erwarten. Tieck. — Daß einer allein solchen Kampf nicht wagen und bestehen konnte, wird unser E. auch wohl begreifen können; daher haben unsere Bürger, mit dem hier garnisonierenden Militär vereint, das Werk begonnen und rühmlichst vollendet. — Vor einigen Tagen gingen Gerüchte von ausgebrochenen Feindseligkeiten, deren Falschheit aber augenscheinlich war; demungeachtet fand sich unsere Hofzeitung bewogen, die Richtigkeit derselben darzuthun. Allg. Zeit.

Die Beziehung der verbundenen Gedanken wird gleichfalls schwer verständlich, wenn ein konzessiver Nebensatz seinem Hauptsatze nachfolgt.

zwischen beiden aber ein mit dem Hauptsatze verbundener Nebensatz steht, der einen Gedanken des Sprechenden ausdrückt, z. B.

Bald errichteten diese Freunde ein ziemlich stattliches Gebäude, das noch steht, obgleich der Pastor Haußer dort vertrieben wurde und jetzt eine andere Kirche errichtet hat. Allg. Zeit. (statt: Bald errichteten diese Freunde, obgleich der Pastor . . . ., ein ziemlich stattliches Gebäude, das noch steht.)

Die Darstellung der logischen Beziehung wird ferner fehlerhaft, wenn zwei Sätze, die mit einander in einem kopulativen Verhältnisse stehen und zusammengezogen sind, mit einem vorangehenden oder nachfolgenden Satze verbunden werden, mit dem nicht beide Sätze in derselben logischen Beziehung stehen, z. B.

Da wir den ganzen Tag gearbeitet hatten und sehr müde waren, so gingen wir früh zu Bette und standen am andern Morgen munter und gestärkt auf. — Da ihr Vater ihnen nur wenig Vermögen hinterlassen und sie es gleichmäßig unter sich geteilt hatten, so sollte man denken, ihre äußere Lage hätte sich ziemlich gleich sein müssen. — Da ich ihn tadelte, so wurde er zornig und erst gestern wieder mit mir ausgesöhnt. — Aus New-York wird berichtet, daß die Getreide- und Mehlpreise gefallen sind, wie auch die Frachten, weil wieder mehr Schiffe zur Ausfuhr nach Europa vorhanden waren.

In diesen Beispielen steht nur einer der kopulativ verbundenen Sätze mit dem andern Satze in einem logischen Verhältnisse. Wenn die kopulativ verbundenen Sätze nicht zusammengezogen werden, so ist die Darstellung nicht mehr anstößig, z. B. Die Getreidepreise sind gefallen; auch die Frachten sind wohlfeiler geworden, weil wieder mehr Schiffe zur Ausfuhr nach Europa vorhanden waren (S. § 113).

Die logische Beziehung der in einem kopulativen Verhältnisse verbundenen Gedanken wird leicht verstanden, wenn die Gedanken durch Sätze derselben Art — Hauptsätze oder Nebensätze — ausgedrückt werden, z. B.

Hatte der alte Werner seine Geschäfte in der engen Schreibstube am uralten Pulte vollendet, so wollte er gut essen und wo möglich noch besser trinken; auch konnte er das Gute nicht allein genießen, neben seiner Familie mußte er seine Freunde, alle Fremden, die mit seinem Hause in einiger Verbindung standen, immer bei Tische sehen; seine Stühle waren uralt, aber er lud täglich jemanden ein, darauf zu sitzen. Goethe. — So groß war seine Leidenschaft, so rein seine Überzeugung, er handle vollkommen recht, daß sein Gewissen sich nicht im mindesten regte, keine Sorge in ihm

entstand, ja daß er vielmehr diesen Betrug für heilig hielt. Derselbe.

Die logische Beziehung der Gedanken wird besonders leichter verstanden, und die Darstellung wird wohlgefälliger, wenn man den in kopulativer Form verbundenen Sätzen auch eine syntaktisch gleiche Form giebt; das wird am vollkommensten erreicht durch die Zusammenziehung der Sätze.

Wohlgefällig sind z. B. folgende in syntaktisch gleichen Formen verbundene und zusammengezogene Sätze:

In seinem Hause mußte alles solid und massiv sein, der Vorrat reichlich, das Silbergeschirr schwer, das Tafelservice kostbar. Goethe. — Der alte Meister hatte gleich nach dem Tode seines Vaters eine kostbare Sammlung von Gemälden und Antiquitäten ins Geld gesetzt, sein Haus nach dem neuesten Geschmacke von Grund aus aufgebaut und möbliert, und sein übriges Vermögen auf alle mögliche Weise geltend gemacht. Ders. — Da ich zu gleicher Zeit die Nachbarn in ihren Gärten wandeln und ihre Blumen besorgen, die Kinder spielen, die Gesellschaft sich ergötzen sah, die Kegelkugeln rollen und die Kegel fallen hörte, so erregte dies frühzeitig in mir ein Gefühl der Einsamkeit u. s. w. Ders. – Nachdem der Gesandte seine Anrede gehalten, das Geschenk abgegeben, von dem Schultheiß die Versicherung fortdauernder Begünstigung empfangen, so entfernte er sich u. s. w. Ders.

Die logische Beziehung der Gedanken wird nicht ebenso leicht verstanden, wenn eine größere Anzahl in einem kopulativen Verhältnisse verbundener Gedanken durch verschiedenartige Sätze ausgedrückt werden. Daher wird insbesondere die erzählende Darstellung sehr anstößig, wenn die zu berichtenden Thatsachen teils in Hauptsätzen, teils in Adjektiv- oder Adverbialsätzen oder auch in verkürzten Sätzen zusammengestellt werden, z. B.

Kohlhaas fiel mit diesem kleinen Haufen, beim Einbruche der dritten Nacht, den Zollwärter und Thorwächter, die im Gespräche unter dem Thore standen, niederreitend, in die Burg, und während unter plötzlicher Aufprasselung aller Baracken im Schloßraum, die sie mit Feuer beworfen, Herse über die Wendeltreppe in den Turm der Vogtei eilte und den Schloßvogt und Verwalter, die halb entkleidet beim Spiele saßen, mit Hieben und Stichen überfiel, stürzte Kohlhaas zum Junker Wenzel ins Schloß. H. v. Kleist. — Es traf sich, daß der Kurfürst von Sachsen, auf die Einladung des Grafen von Kallheim, der damals an der Grenze von Sachsen beträchtliche Besitzungen hatte, in Gesellschaft des Kämmerers Herrn Kunz und seiner Gemahlin, anderer glänzender

Herren und Damen, Jagdjunker und Hofherren, die dabei waren, nicht zu erwähnen, zu einem großen Hirschjagen, das man, um ihn zu erheitern, angestellt hatte, nach Dahme gereist war, dergestalt, daß unter dem Dache bewimpelter Zelte, die quer über die Straße auf einem Hügel erbaut waren, die ganze Gesellschaft, vom Staub der Jagd noch bedeckt, unter dem Schall einer heitern vom Stamm einer Eiche her schallenden Musik, von Pagen bedient, an der Tafel saß, als der Roßhändler langsam mit seiner Reiterbedeckung die Straße von Dresden daher gezogen kam. H. v. Kleist.

Die logischen Beziehungen der Gedanken werden endlich nicht leicht verstanden, wenn eine große Mannigfaltigkeit von logischen Verhältnissen derselben oder verschiedener Arten in einem zusammengesetzten Satze angehäuft ist, z. B.

Ihren grandiosen Einfall von neulich, der gesamten liberalen Partei in Bausch und Bogen ihre persönliche Achtung zu entziehen, ohne darüber nachgedacht zu haben, welche Wertschätzung die liberale Partei dieser Achtung mit Rücksicht auf die Antecedentien der Kreuzzeitung während der Revolutions-, Reaktions- und Konfliktsjahre, ja noch während der allerletzten Zeit, und auf die Haltung, welche sie in den anrüchigsten Dingen Theorien und Personen gegenüber so oft eingenommen hat, angedeihen zu lassen in der Lage ist, haben wir seiner Zeit schon mit der gebührenden Ehrfurcht zur Kenntnis genommen und zu der unserer Leser gebracht. Köln. Zeit.[1])

Zweites Kapitel.

Darstellung der logischen Form.

§ 104.

Wir haben gesehen, daß das logische Verhältnis der Gedanken, das den eigentlichen Inhalt des zusammengesetzten Satzes ausmacht, mehr aus dem Inhalte und der logischen Form der verbundenen Gedanken erkannt und verstanden, als durch besondere Formen des Ausdrucks eigentlich dargestellt wird (§ 100). Anders verhält es sich mit der logischen Form des Gedankens in dem zusammengesetzten Satze; diese wird durch die besondern Formen, in denen die Glieder des zusammengesetzten Satzes mit einander verbunden werden, eigentlich dargestellt. Daß der darzustellende Gedanke vollkommen und leicht ver-

[1]) Andresen, a. a. O. 203.

standen werde, hängt aber bei dem zusammengesetzten Satze weit mehr, als bei dem einfachen Satze, davon ab, ob die logische Form des Gedankens bestimmt und klar in der Form der Darstellung hervortrete; die Stilistik des zusammengesetzten Satzes muß darum vorzüglich die besondern Verhältnisse der logischen Form und die ihnen entsprechenden Formen der Darstellung zum Gegenstande einer näheren Betrachtung machen. Wir haben in der logischen Form des zusammengesetzten Satzes zwei wesentliche Stücke unterschieden, nämlich das Verhältnis, in dem die zu einer Einheit verbundenen Gedanken nach ihrem logischen Werte einander untergeordnet sind, und die größere oder geringere Hervorhebung ihres logischen Verhältnisses (§ 97). Beide Stücke werden nach ihren Besonderheiten durch besondere Formen des zusammengesetzten Satzes dargestellt. Wir betrachten zunächst die Unterordnung der zu einer Einheit verbundenen Gedanken und die Formen, durch welche sie in dem zusammengesetzten Satze dargestellt wird.

§ 105.

Zwei Gedanken, die mit einander in einem logischen Verhältnisse stehen, werden zu einem Gedanken, indem der eine Gedanke in den andern aufgenommen wird, und das kann nur dadurch geschehen, daß der erstere dem letzteren in der logischen Form des zusammengesetzten Gedankens untergeordnet wird. Derjenige Gedanke, welcher als das dem Augenblicke der Rede angehörige Urteil des Sprechenden zunächst dargestellt und mitgeteilt werden soll und den eigentlichen Inhalt des zusammengesetzten Satzes ausmacht, ist der Hauptgedanke; der andere Gedanke ist als ein Gedanke von geringerm logischen Werte dem Hauptgedanken untergeordnet. Bei dem kausalen Verhältnisse ist der dem Hauptgedanken beigegebene Grund der untergeordnete Gedanke, z. B.

> Nichts nennt er sein, als seinen Rittermantel; drum sieht er jedes Biedermannes Glück mit scheelen Augen an. Schiller. — Dir blüht gewiß das schönste Glück der Erde, da du so fromm und heilig bist. Ders.

Bei dem Verhältnisse des Gegensatzes ist derjenige Gedanke, welcher nur das dem Augenblicke der Rede angehörige Urteil des Sprechenden durch den Gegensatz hervorheben soll (§ 21), der untergeordnete Gedanke, z. B.

> Ich habe still geschwiegen zu allen schweren Thaten; doch länger schweigen wäre Verrat an meinem Vaterland. Schiller. — Es ist bald gesprochen, aber schwer gethan. Ders.

Bei den in einem kopulativen Verhältnisse verbundenen Gedanken

kann man, weil sie nicht unmittelbar mit einander, sondern mit einem dritten Gedanken in einem logischen Verhältnisse stehen (§ 99), nicht ebenso, wie bei dem kausalen Verhältnisse und dem Verhältnisse des Gegensatzes unterscheiden zwischen einem Hauptgedanken und einem untergeordneten Gedanken. Die in diesem Verhältnisse verbundenen Gedanken haben, wenn sie mit dem dritten Gedanken in gleichem Verhältnisse stehen, gleichen logischen Wert, z. B. „Er artikulierte gut, sprach gemäßigt aus und steigerte den Ton stufenweise.“ Goethe. Nur wenn das logische Verhältnis zu dem dritten Gedanken, wie bei der durch die Konjunktion auch und nicht nur — sondern bezeichneten Steigerung, bei dem einen Gedanken mehr hervorgehoben wird, als bei dem andern, haben sie ungleichen Wert und sind einander untergeordnet, z. B.

Nicht genug, daß der heutige Tag jedem von beiden einen Bruder schenkt; auch eine Schwester hat er euch geboren. Schiller, Braut von Messina. — Nicht allein die ersten Blüten fallen ab, sondern auch Früchte. Goethe.

Der logische Wert eines Gedankens hängt zunächst davon ab, ob er als ein Gedanke des Sprechenden oder nur als ein besprochener Gedanke dargestellt wird, und die Sprache bezeichnet diesen Unterschied des logischen Wertes durch verschiedene Formen des Satzes; Gedanken des Sprechenden werden durch Hauptsätze und besprochene Gedanken durch Nebensätze ausgedrückt (§ 98). Die in einem logischen Verhältnisse verbundenen Gedanken sind immer Gedanken des Sprechenden, darum ist die Form einander beigeordneter Hauptsätze als die eigentliche Grundform für die Darstellung dieser Verhältnisse anzusehen. Kinder stellen die Gegensätze und die kausalen Verhältnisse der Gedanken immer in der beiordnenden Verbindung von Hauptsätzen dar, z. B. „Der Baum trägt gute Früchte, und er wird doch umgehauen“ „Der Baum trägt keine Frucht, darum wird er umgehauen“, auch die Volkssprache macht gewöhnlich nur von dieser Form der Darstellung Gebrauch, und es ist oben (§ 100) schon bemerkt worden, daß manchen Mundarten der deutschen Volkssprache die unterordnenden Konjunktionen da und weil fremd sind. Nur von denen, die auf einer höheren Stufe geistiger Entwickelung stehen, und besonders in der Schriftsprache, werden die logischen Verhältnisse der Gedanken sehr häufig auch durch die unterordnende Verbindung der Sätze dargestellt, z. B. „Obgleich der Baum gute Früchte trägt, wird er doch umgehauen.“ Es ist aber keineswegs willkürlich, ob man die logischen Verhältnisse der Gedanken in der beiordnenden oder unterordnenden Verbindung der Sätze darstelle; noch weniger darf man die unterordnende Verbindung,

weil sie von den Gebildeten und besonders in der Schriftsprache häufiger gebraucht wird, als die an sich vollkommnere Darstellungsform für diese Verhältnisse ansehen: der Unterschied in der Verbindungsform der Sätze bezeichnet auch hier einen Unterschied in der logischen Form des Gedankens, und der Stilistik liegt ob, bestimmt nachzuweisen, welche Verhältnisse der logischen Form die eine, und welche die andere Form der Verbindung fordern.

§ 106.

Zwei in einem Gegensatze oder in einem kausalen Verhältnisse verbundene Gedanken haben, insofern beide nur, im Gegensatze mit besprochenen Gedanken, als Gedanken des Sprechenden aufgefaßt werden, gleichen logischen Wert; insofern aber der eine Gedanke als Hauptgedanke und der andere als der logisch untergeordnete Gedanke aufgefaßt wird (§ 105), haben sie ungleichen logischen Wert. Beide Gedanken sind Urteile des Sprechenden: aber der Hauptgedanke wird immer als ein dem Augenblicke der Rede angehöriges Urteil des Sprechenden dargestellt und als derjenige Gedanke, der eigentlich dem Angeredeten mitgeteilt werden soll, hervorgehoben und durch einen Hauptsatz ausgedrückt; bei dem untergeordneten Gedanken hingegen lassen sich zwei Verhältnisse des logischen Wertes unterscheiden. Auch der untergeordnete Gedanke ist nämlich oft ein dem Augenblicke der Rede angehöriges Urteil des Sprechenden und ein Gedanke, der dem Angeredeten mitgeteilt oder auch besonders hervorgehoben werden soll, und er hat dann größeren logischen Wert: sehr oft ist er aber ein Gedanke, der etwas dem Angeredeten schon Bekanntes enthält und ihm nicht erst mitgeteilt oder besonders hervorgehoben werden soll, und der Gedanke hat dann, wie ein besprochener Gedanke, geringen logischen Wert. Der mit diesem Unterschiede des logischen Wertes gegebene Unterschied der logischen Form wird in der Darstellung bezeichnet durch die Form der Sätze. Wenn auch der untergeordnete Gedanke als ein dem Angeredeten erst mitzuteilendes Urteil des Sprechenden hervorgehoben wird, so wird er durch einen beigeordneten Hauptsatz ausgedrückt; die Unterordnung der Gedanken wird alsdann nicht durch die Form, sondern nur durch die Betonung und Stellung der Sätze bezeichnet, z. B. „Ich liebe den Herzog nicht und habe dazu nicht Ursache, doch nicht mein Haß macht mich zu seinem Mörder". „Egmont war eitel, darum legte er einen Wert auf Monarchengnade". Wenn hingegen der untergeordnete Gedanke nicht erst dem Angeredeten mitgeteilt werden soll, und nicht als ein Urteil des Sprechenden hervorgehoben wird, so wird er, wie ein nur besprochener Gedanke, durch

einen adverbialen Nebensatz ausgedrückt, z. B. „Ob man gleich über den erfochtenen Sieg das Tedeum anstimmte, so gestand doch Wallenstein selbst seine Niederlage". Sch. „Weil sich die Fürsten gütlich besprechen, wollen auch wir jetzt Worte des Friedens wechseln". Da die Sprache in dieser Weise logische Verhältnisse der Gedanken in der Form von grammatischen Verhältnissen der Begriffe darstellt, so bleibt sie auch nicht dabei stehen, daß sie den untergeordneten Gedanken durch einen Adverbialsatz ausdrückt, sondern drückt ihn oft auch durch einen Adjektivsatz, durch ein attributives Adjektiv oder in der Form eines Objektes durch ein Substantiv aus, z. B. „Er hat den Baum, der schöne Früchte trug, umgehauen" „Er hat den fruchtbaren Baum umgehauen" „Dieser unfruchtbare Baum muß umgehauen werden" „Nur dieser Baum ist wegen seiner großen Fruchtbarkeit nicht umgehauen worden". Insbesondere wird der in einem logischen Verhältnisse untergeordnete Gedanke sehr häufig in der Form einer mit dem Prädikate verbundenen Thätigkeit dargestellt, und die eigentliche Bedeutung dieser Form besteht gerade darin, daß sie ein logisches Verhältnis der Gedanken in der Form eines grammatischen Verhältnisses von Begriffen darstellt, z. B. „Er hat sich bei aller Klugheit überlisten lassen" (Er ist sehr klug, aber u. s. w.) „Was kümmert dich der böse Schein bei der gerechten Sache?" (Deine Sache ist gerecht, was kümmert u. s. w.)

Das Gesetz, daß der untergeordnete Gedanke, wenn er als ein mitzuteilendes Urteil des Sprechenden hervorgehoben wird, durch einen Hauptsatz und in dem entgegengesetzten Falle durch einen Nebensatz ausgedrückt wird, tritt bei den besondern Arten des logischen Verhältnisses sehr bestimmt hervor. Es liegt in der Natur des Gegensatzes, daß die Gedanken, welche in diesem Verhältnisse verbunden werden, beide als Urteile des Sprechenden hervorgehoben werden, daher wird auch der in diesem Verhältnisse untergeordnete Gedanke gewöhnlich durch einen Hauptsatz ausgedrückt. Der aufhebende Gegensatz kann nicht anders als in einander beigeordneten Hauptsätzen dargestellt werden, z. B.

Nicht der eigne Nutzen regiert Euch, Euch regiert allein der Vorteil
des Souverains.

Auch der nur beschränkende Gegensatz wird, wenn er ein unmittelbarer Gegensatz der Gedanken selbst ist, immer durch einander beigeordnete Hauptsätze dargestellt, z. B.

Die fremden Eroberer kommen und gehen,
Aber wir gehorchen und bleiben stehen.

Nur bei dem adversativen Gegensatze, wo der eine Gedanke nur

mit einer aus dem andern Gedanken gezogenen Folgerung in einem Gegensatze steht, wird der konzessive Gedanke auch durch einen Nebensatz ausgedrückt; man giebt ihm diese Form jedoch gewöhnlich nur dann, wenn er etwas schon Bekanntes enthält und nicht als ein dem Angeredeten erst mitzuteilendes Urteil des Sprechenden hervorgehoben wird, z. B.

> Ob man gleich über den erfochtenen Sieg das Tedeum anstimmte, so gestand doch Wallenstein seine Niederlage. Schiller. — Wenn er gleich kein freundlich Gesicht macht, so sieht er's doch gern, wenn man ihn besucht. Goethe.

Wenn der untergeordnete Gedanke als ein mitzuteilendes Urteil des Sprechenden hervorgehoben wird — und das wird oft durch ein Formwort wie freilich oder zwar besonders angedeutet — so wird er gewöhnlich durch einen Hauptsatz ausgedrückt, z. B.

> Ich weiß, daß gediegene Weisheit aus Euch redet, doch diese Weisheit, welche Blut befiehlt, ich hasse sie. Schiller. — Nicht loben werd' ich's, doch ich kann's verzeihen. Schiller. — Dozieren kannst du freilich nicht, lehren aber kannst du und wirst du. Goethe. — Der erste Versuch zur Rache an dem Hause Österreich war zwar fehlgeschlagen, aber fest stand der Vorsatz, und nur die Wahl der Mittel erlitt eine Veränderung. Schiller.

Dagegen liegt es in der Natur des realen Grundes, daß nicht so sehr der Gedanke selbst — das dem Angeredeten mitzuteilende Urteil — als sein logisches Verhältnis zu dem Hauptgedanken hervorgehoben wird. Das Verhältnis des realen Grundes wird daher auch als ein grammatisches Verhältnis von Begriffen durch Kasus oder Präpositionen ausgedrückt, und er wird in dem zusammengesetzten Satze meistens in der ebenfalls grammatischen Form eines Nebensatzes dargestellt, z. B.

> Er ist von der Pastete krank geworden. — Ihr war't den beiden nie gewogen, weil ich sie liebe. Schiller. — Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande, weil er da geboren und erzogen ist. Goethe.

Nur wenn der reale Grund als ein dem Angeredeten mitzuteilendes Urteil des Sprechenden hervorgehoben wird, drückt man ihn gewöhnlich durch einen Hauptsatz aus, z. B.

> Er hat giftige Schwämme gegessen, davon ist er krank geworden. — Der Deutsche hat Freiheit der Gesinnung, daher merkt er nicht, wenn es ihm an Geschmacks- und Geistesfreiheit fehlt. Goethe. — Das Manirierte ist ein verfehltes Ideelle, daher fehlt ihm das Geistreiche nicht leicht. Ders.

Der mögliche Grund (die Bedingung) kann, weil er seiner Natur nach nie ein Urteil ist, nicht anders als durch einen Nebensatz ausgedrückt werden. Ebenso wird der Zweck, weil er nicht ein Urteil ist, gewöhnlich nur durch einen Nebensatz ausgedrückt. Der logische Grund hingegen wird, weil er als ein Urteil der Grund eines andern Urteils ist und als ein solches hervorgehoben wird, gewöhnlich durch einen Hauptsatz ausgedrückt, z. B.

Eine Durchlauchtigkeit läßt er sich nennen, d'rum muß er Soldaten halten können. Schiller. — Ihr habt an mir gehandelt, wie nicht recht ist; denn ich bin eine Königin, wie Ihr, und Ihr habt als Gefangne mich gehalten. Ders. — Sie treibt nicht der Eifer für das Vaterland; denn Tausende, wie mich, gebar die Fremde. Ders.

Nur wenn aus einem realen Grunde, der auch dem Angeredeten bekannt ist, eine Wirkung gefolgert wird, und so der reale Grund zu einem logischen Grunde wird, wird er meistens nicht als ein mitzuteilendes Urteil hervorgehoben und gewöhnlich durch einen Nebensatz ausgedrückt, z. B.

Dir blüht gewiß das schönste Glück der Erde, da du so fromm und heilig bist. Schiller. — Du mußt glücklich sein, da du so groß bist und geehrt. Ders. — Da der Staat die Erziehung der Kinder übernahm, so war sie unabhängig von dem Glücke der Ehen. Ders.

Insbesondere wird der logische Grund gewöhnlich durch einen Nebensatz ausgedrückt, wenn er als etwas dem Angeredeten schon Bekanntes vorausgesetzt und darum der Hauptgedanke in der Form einer Frage dargestellt wird, z. B.

Warum noch länger abgesondert leben, da wir vereinigt jeder reicher werden? Warum ausschließend Eigentum besitzen, da die Herzen einig sind? Schiller. — Was stehen wir hier noch feindlich geschieden, da die Fürsten sich liebend umfassen? Ders.

Es kommt in der ungekünstelten Sprache des mündlichen Gedankenverkehrs nicht leicht vor, daß bei einem logischen Verhältnisse der Gedanken der Hauptgedanke anders, als durch einen Hauptsatz ausgedrückt werde: aber die Schriftsteller werden durch eine unnatürliche Vorliebe für den Periodenstil sehr oft verleitet, auch den Hauptgedanken in der Form eines Nebensatzes darzustellen, und sie verfallen besonders dann leicht in diesen Fehler, wenn sie eine Mannigfaltigkeit logischer Verhältnisse in einem zusammengesetzten Satze zusammenfassen, z. B.

Die drei Monate unfruchtbarer Reden im Anfang des Jahres haben die Kammer und die Stadt ermüdet, so daß es unmöglich

geworden ist, eine politische Sensation hier hervorzubringen, und Lamartine, der nicht leben kann, ohne daß er von sich sprechen mache, sich genötigt sieht, seine Redensarten in die Provinz zu tragen. Allgem. Zeit. — Es verging eine Woche, und es verging mehr, ohne daß weder die Entscheidung einlief, noch auch das Rechtserkenntnis, so bestimmt man es ihm auch verkündigt hatte, bei dem Tribunal gefällt ward, dergestalt daß er am zwölften Tage, fest entschlossen die Gesinnung der Regierung gegen ihn, sie möge sein, welche sie wolle, zur Sprache zu bringen, sich niedersetzte und das Gubernium von neuem um die geforderten Pässe bat. H. v. Kleist. — Sie erinnerten sich, daß Litegarde den Ring, der sich in den Händen des Grafen wieder fand, verloren zu haben vorgegeben hatte, dergestalt daß sie nicht an der Wahrheit der Aussage, die der Graf vor Gericht abgeleistet hatte, zweifelten. H. v. Kleist.

Solche Formen der Darstellung sind, weil die Form des Satzes nicht der logischen Form des Gedankens entspricht, unnatürlich und vertragen sich darum nicht mit der Schönheit des Stiles; sie sind besonders dann sehr anstößig, wenn, wie in den angeführten Beispielen, der Nebensatz, durch den der Hauptgedanke ausgedrückt wird, nicht einem Hauptsatze, sondern einem andern Nebensatze grammatisch untergeordnet ist.

Die Vorliebe für den Periodenstil verleitet auch sehr oft zu einer fehlerhaften Darstellung des logisch untergeordneten Gedankens. Auch der in dem logischen Verhältnisse untergeordnete Gedanke fordert, wenn er nicht etwas dem Angeredeten schon Bekanntes, sondern ihm erst zu Berichtendes enthält oder als ein neuer Gedanke hervorgehoben werden soll, die Form eines Hauptsatzes, und sein logischer Wert wird alsdann nicht gehörig bezeichnet, wenn der Gedanke durch einen kausalen oder konzessiven Adverbialsatz oder gar nur durch einen Adjektivsatz ausgedrückt wird, z. B.

Der König ist erst heute aus Pommern zurückgekehrt, da ihn der Besuch des Königs von Dänemark bewogen, einen Tag länger auf Rügen zu verweilen, und Seine Majestät auch dem Großherzog von Mecklenburg in dessen Residenz einen Besuch abgestattet. Allgem. Zeit. — Der Roßkamm, der wohl sah, daß er hier der Gewalt weichen mußte, entschloß sich, die Forderung zu erfüllen. H. v. Kleist.

Weil solche Formen der Darstellung bei den Schriftstellern sehr gewöhnlich sind, so erregen sie nicht mehr großen Anstoß; wenn man aber in den hier angeführten Beispielen dem logisch untergeordneten

Gedanken die Form eines Hauptsatzes giebt, z. B. „Der Besuch des Königs von Dänemark hat den König bewogen — — —; darum ist der König erst heute zurückgekehrt“, so wird es sogleich fühlbar, daß diese Form der Darstellung natürlicher und wohlgefälliger ist. Die Form der Darstellung wird insbesondere anstößig, wenn ein logischer Grund, der als solcher besonders hervorgehoben werden sollte, durch einen Nebensatz ausgedrückt wird, z. B.

Die Armee durfte ihre Bestimmung nicht erfahren, indem schwerlich zu hoffen war, daß sie dem Rufe eines Verräters gehorchen würde. Schiller.

§ 107.

In der logischen Form des zusammengesetzten Satzes wird oft nicht so sehr der logische Wert der verbundenen Gedanken, als das logische Verhältnis — der Gegensatz oder das kausale Verhältnis — der Gedanken hervorgehoben, z. B.

Zwar sichert uns die Nacht vor der Verfolgung, und wenn der Gegner nicht Flügel hat, so fürcht' ich keinen Überfall: dennoch bedarfs der Vorsicht. Schiller. — Ich will sie befreien, darum bin ich hier. Ders.

Die Sprache unterscheidet diese Hervorhebung des logischen Verhältnisses als ein besonderes Verhältnis der logischen Form und bezeichnet es in der Darstellung auf mannigfaltige Weise. So wird die Hervorhebung des logischen Verhältnisses sehr oft, wie in den eben angeführten Beispielen, auch für sich allein bezeichnet durch den auf die Konjunktion gelegten Redeton. Sie wird aber besonders dadurch bezeichnet, daß das logische Verhältnis der Gedanken in der Form eines grammatischen Verhältnisses dargestellt und die Sätze in der unterordnenden Form verbunden werden, z. B.

Deswegen bleib' ich, weil es dich verdrießt. — Ich müßt' die That vollbringen, weil ich sie gedacht? — Weil ich ihm getraut bis heut', will ich auch heut' ihm trauen. — Strömt es mir gleich nicht so beredt vom Munde, so schlägt in der Brust kein minder treues Herz. Schiller.

Man macht besonders, wenn das kausale Verhältnis hervorgehoben wird, von der Konjunktion weil Gebrauch; auch giebt die deutsche Sprache den konditionalen und konzessiven Nebensätzen besonders dann, wenn das logische Verhältnis der Gedanken hervorgehoben wird, die Form eines Fragesatzes, z. B.

Ist sie begeistert und von Gott gesandt, wird sie den König zu entdecken wissen. — Hätt' ich dich früher so recht gekannt, es

wäre vieles ungeschehn geblieben. — Ist gleich die Zahl nicht voll, das Herz ist hier des ganzen Volkes. — Und könnt' er selbst es auch ertragen, so zu sinken, ich trüg's nicht, so gesunken ihn zu sehen. Schiller.

Oft wird mit dem logischen Verhältnisse der Gedanken auch zugleich der logische Wert des untergeordneten Gedankens hervorgehoben, die logische Form des Gedankens fordert alsdann, daß auch der untergeordnete Gedanke durch einen Hauptsatz ausgedrückt werde, und die Hervorhebung des logischen Verhältnisses wird alsdann gewöhnlich durch besondere Konjunktionen, wie „darum“ „daher“ „deswegen“ „also“ „allein“ „hingegen“ „dennoch“ und in der mündlichen Rede noch besonders durch den auf die Konjunktion gelegten Redeton bezeichnet (s. § 110).

§ 108.

Es hat sich aus unserer Betrachtung ergeben, daß in dem zusammengesetzten Satze nicht nur der logische Wert der in einem Gegensatze oder in einem kausalen Verhältnisse verbundenen Gedanken, sondern auch die größere oder geringere Hervorhebung ihres logischen Verhältnisses durch die Form der verbundenen Sätze dargestellt und der Unterschied in der logischen Form des Gedankens besonders durch die Formen bezeichnet wird, in denen die Sätze verbunden werden. Da aber die logische Form der Gedanken besonders bei den zusammengesetzten Sätzen dieser Art ein wesentliches Stück der Darstellung ist, so hängt die Schönheit der Darstellung vorzüglich von dem richtigen Gebrauche der beiordnenden und unterordnenden Verbindungsform ab.

So lange der Mensch noch auf einer niedrigen Stufe geistiger Entwickelung steht, beschränkt er sich darauf, die in einem logischen Verhältnisse verbundenen Gedanken nur nach ihrem Inhalte in einander beigeordneten Hauptsätzen darzustellen; je mehr sich aber sein Denkvermögen entwickelt hat, desto mehr ist er im stande, auch die logische Form solcher Gedanken bestimmt und klar aufzufassen und in den ihr entsprechenden Formen der Sätze darzustellen. Ein ausgebildeterer Geist giebt sich daher besonders durch häufigeren Gebrauch der unterordnenden Verbindung der Sätze zu erkennen, und diese ist darum mehr das Eigentum der dem gebildeten Gedankenverkehr angehörigen Schriftsprache, als der mündlichen Rede. Auch giebt die unterordnende Verbindung der Sätze als Ausdruck eines ausgebildeteren Gedankens der Darstellung eine gewisse Würde. Weil nun diese Verbindungsform vorzüglich dem gebildeteren Gedankenverkehr eigen ist, so machen sehr oft Ungebildete und Halbgebildete, die jedoch bei schrift=

lichen Darstellungen ihrer Gedanken als Gebildete erscheinen wollen, von der unterordnenden Verbindung auch da Gebrauch, wo die logische Form der Gedanken die beiordnende Verbindung von Hauptsätzen fordert. Aber abgesehen von solchen Mißgriffen unberufener Schriftsteller, thut es besonders darum not, den Gebrauch der beiordnenden und unterordnenden Verbindungsform auf bestimmte Gesetze zurückzuführen, weil die gewöhnlichen Ansichten der Stilistiker über die Bedeutung und den Wert des periodischen Stiles sehr unbestimmt und unklar sind und auch hervorragende Schriftsteller von dem periodischen Stile zuweilen einen unnatürlichen Gebrauch machen.

Die alten Rhetoriker und nach ihnen auch die deutschen Stilistiker haben die in beiordnender Form verbundenen Hauptsätze als abgeschnittene Sätze (incisa) und denjenigen Stil, welcher sich nur in abgeschnittenen Sätzen bewegt, als einen fehlerhaften — zerschnittenen oder zerhackten — Stil bezeichnet. Sie hielten die in unterordnender Form zusammengesetzten Sätze, die sie periodische Sätze nannten, überhaupt für schöner, als die abgeschnittenen Sätze, und sahen es als eine vorzügliche Schönheit des Stiles an, wenn er sich in periodischen Sätzen bewegte und die abgeschnittenen Sätze wenigstens mit periodischen Sätzen abwechselten. In der periodischen Form der Sätze giebt sich nun zwar eine vollkommnere Entwickelung der Gedanken und ein ausgebildeterer Geist kund: wenn aber die periodische Form der Sätze nicht den logischen Verhältnissen und besonders der logischen Form der Gedanken entspricht, und wenn man von dem periodischen Stile nur Gebrauch macht, um die Darstellung der Gedanken durch einen Schein geistiger Ausbildung und einer besondern Würde von der alltäglichen Rede zu unterscheiden, so wird der periodische Stil zu einer vornehmen Manier, und es ist nicht zu leugnen, daß die Vorliebe für den periodischen Stil besonders bei den römischen Rednern großenteils nur eine solche Manier war. Auch deutsche Gelehrte haben, wenn sie lateinische Reden zu halten hatten, sich immer sehr angelegentlich beflissen, in dieser Manier zu reden und auch ganz einfache Gedanken in Perioden vorzutragen, die vornehm mit quemadmodum, quoniam, cum, quamquam oder einer ähnlichen Konjunktion anhoben. Die Vorliebe der römischen Stilistiker für den periodischen Stil erklärt sich jedoch zum Teil auch daraus, daß es bei ihnen weniger auf eine nach ihren logischen Verhältnissen und nach ihrer logischen Form getreue Darstellung der Gedanken, sondern mehr auf eine schöne rhythmische Form — den Numerus — der Sätze abgesehen war. Da nun die ältere deutsche Stilistik überall von der Rhetorik der Alten ausging und der deutsche Stil sich vorzüglich nach lateinischen Mustern aus-

bildete, so legten auch die deutschen Stilisten einen sehr großen Wert auf den periodischen Stil und beriefen sich dabei besonders auf die Schönheit der rhythmischen Form. Der ciceronianische Stil galt ja Jahrhunderte hindurch als das unerreichbare Muster, und wie er in lateinischen Reden nachgeahmt wurde, so ging er auch in die deutsche Prosa über. Wirkt nun schon im Lateinischen das Manierierte und Gekünstelte des ciceronianischen Stiles abstoßend auf einen wahrhaft gesunden Geschmack, so wird eine Übertragung desselben auf die deutsche Sprache geradezu unerträglich; das Unnatürliche desselben wird da doppelt empfunden, weil es nicht durch ein fremdes Gewand verhüllt wird. Wir haben oben gesehen, daß außerdem der Rhythmus in der deutschen Sprache eine andere Bedeutung hat, als in den alten Sprachen, und daß die deutsche Stilistik die rhythmischen Verhältnisse der Sätze überhaupt in einem andern Sinne auffassen muß, als die Rhetorik der Alten (§ 85). Die deutsche Stilistik fordert zwar ebenfalls eine schöne rhythmische Form der Sätze, und weil sich in einer schön gebauten Periode der Rhythmus in seiner höchsten Vollendung darstellt, so achtet sie besonders auf die rhythmische Form der eigentlichen Perioden; auch muß sie den zerhackten Stil wegen der ermüdenden Gleichförmigkeit der Sätze als einen fehlerhaften Stil bezeichnen: ob aber im besondern die Gedanken in periodischen oder in abgeschnittenen Sätzen darzustellen sind, das kann nach der eigentümlichen Natur der deutschen Sprache und des deutschen Stiles eigentlich nur von dem Inhalte und der logischen Form der Gedanken und nicht von den rhythmischen Verhältnissen der Sätze abhängen. Der didaktische und der eigentliche Rednerstil fordert, weil mehr die logischen Verhältnisse der Gedanken hervorgehoben werden, mehr periodische Sätze, dagegen bewegt sich die erzählende und beschreibende Darstellung mehr in abgeschnittenen Sätzen. Als Meister des erzählenden Stiles ist nach dieser Richtung hin unter den neueren Dichtern ganz besonders Gustav Freytag zu bezeichnen, der durch seinen einfachen, klaren und dabei doch rhythmisch schönen Satzbau einen außerordentlich wohlthuenden Gegensatz zu der schwülstigen Sprache der Ciceronianer bildet, an denen auch heute noch kein Mangel ist. Die deutsche Stilistik muß jede periodische Form des Satzes, welche nicht ein organischer Ausdruck der logischen Form des Gedankens ist, als eine nicht organisch und darum fehlerhaft gebildete Form bezeichnen.

So sehr auch die eigentümliche Natur der deutschen Sprache dem periodischen Stile der Lateiner widerstrebt, so hat sich doch eine entschiedene Vorliebe für diesen Stil bis in die neuere Zeit erhalten, und noch jetzt lassen sich's viele Schriftsteller sehr angelegen sein, der Rede durch diesen Stil einen besondern Schein von Würde zu geben. Erst

gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, als die deutsche Litteratur überhaupt anfing, einen höheren Aufschwung zu nehmen, erhob sich ein natürliches Gefühl gegen die aus der Fremde eingedrungenen Formen der Darstellung. Aber der periodische Stil war einmal zu einer tief eingewurzelten Gewohnheit der deutschen Schriftsteller geworden, und das gegen ihn erwachte Gefühl wird erst dann einen vollständigen Sieg davon tragen, wenn auch die organischen Gesetze der Darstellung, mit denen er unverträglich ist, bestimmt und klar erkannt werden. Wenn auch die Schriftsteller der neueren Zeit im allgemeinen es nicht mehr zu einer besondern Angelegenheit machen, den Stil mit eigentlichen Perioden auszuschmücken, so hat sich doch bei sehr vielen noch ein unorganisch periodischer Stil erhalten. Nicht nur daß man logische Verhältnisse der Gedanken auch dann, wenn die logische Form den Gebrauch einander beigeordneter Hauptsätze fordert, in unterordnender Verbindung darstellt, auch Gedanken, welche mit dem Hauptgedanken weder in einem logischen, noch in einem grammatischen Verhältnisse stehen, werden in der Form von Nebensätzen und verkürzten Sätzen mit dem Hauptsatze oder auch mit andern Nebensätzen verbunden; mehrere Gedanken, deren jeder für sich einen abgeschlossenen Satz fordert, werden durch unterordnende Konjunktionen, wie „indem“ „wie auch“ „dergestalt daß“ in einem Satze zusammengefügt, und Thatsachen, die nur in Hauptsätzen berichtet werden sollten, in der Form eines Attributs oder Objekts durch Nebensätze ausgedrückt. So geschieht es, daß oft nicht nur eine Reihe zu berichtender Begebenheiten, sondern auch sehr mannigfaltige Urteile des Sprechenden mit ihren Gründen und Gegengründen mit einem Hauptsatze verbunden und in einen unförmlichen Satz eingeschachtelt werden. Solche Sätze werden oft gar nicht oder erst nach wiederholtem Lesen verstanden und verletzen immer unser Gefühl durch ihre rhythmische Form. Man findet noch oft solche Afterformen von Sätzen bei Schriftstellern, welche eine nach andern Richtungen hin wohlverdiente Anerkennung gefunden haben, z. B.

Demnach griff er den Prinzen von Meißen in einem nächtlichen Überfalle bei Mühlberg an, bei welchem Gefechte er zwar zu seinem großen Leidwesen den Herse einbüßte, der gleich durch die ersten Schüsse an seiner Seite zusammenstürzte, durch diesen Verlust erbittert, aber in einem drei Stunden langen Kampfe den Prinzen, unfähig sich in dem Flecken zu sammeln, so zurichtete, daß er beim Anbruche des Tages mehrerer eigenen Wunden und einer gänzlichen Unordnung seines Haufens wegen genötigt war, den Rückweg nach Dresden einzuschlagen. H. v. Kleist. — Nicht nur, daß zufolge seiner Bemerkung er, so wie die Sachen standen, überhaupt

noch zur Entscheidung seines im besten Fortgang begriffenen Rechtsstreites keiner Hilfe von seiten eines Dritten bedurfte: aus einigen Briefschaften, die er bei sich trug, und die er dem Prinzen vorzeigte, ging sogar eine Wahrscheinlichkeit ganz anderer Art hervor, als daß das Herz des Nagelschmieds gestimmt sein sollte, ihm dergleichen Hilfe zu leisten, indem er den Kerl wegen auf dem Lande verübter Frevel kurz vor Auflösung des Haufens in Lützen hatte hängen lassen wollen, dergestalt daß nur die Erscheinung der kurfürstlichen Amnestie, indem sie das ganze Verhältnis aufhob, ihn gerettet hatte, und beide Tags darauf als Todfeinde aus einander gegangen waren. H. v. Kleist.

§ 109.

Es ist oben (§ 106) bemerkt worden, daß der in einem logischen Verhältnisse untergeordnete Gedanke auch in der grammatischen Form eines Adjektivsatzes, eines attributiven Adjektivs und einer mit dem Prädikate verbundenen Thätigkeit dargestellt wird, und der gute Stil fordert, daß auch bei dem Gebrauche dieser Formen auf ihr Verhältnis zu der logischen Form des Gedankens geachtet werde. Diese Formen sind zur Darstellung des untergeordneten Gedankens nur dann geeignet, wenn dieser nicht als ein Urteil des Sprechenden hervorgehoben wird: man drückt daher durch diese Formen besonders das Verhältnis des möglichen Grundes aus, z. B.

Ein Baum, der keine guten Früchte trägt (wenn er keine u. s. w.), wird umgehauen. — Gebrannte Kinder (wenn sie sich verbrannt haben) scheuen das Feuer. — Was kümmert dich der böse Schein bei der gerechten Sache? (wenn die Sache gerecht ist). — Entworfen bloß ist's ein gemeiner Frevel, vollführt ist's ein unsterblich Unternehmen.

Diese Formen sind überhaupt nur geeignet, die logischen Verhältnisse des Grundes und des Gegensatzes darzustellen, wenn mehr das logische Verhältnis der Gedanken, als der Gedanke selbst hervorgehoben wird, z. B.

Er hatte drei Söhne, die sich als Sonderlinge auszeichneten. Dergleichen wird in einer beschränkten Stadt, wo sich niemand weder im Guten noch im Bösen hervorthun soll, nicht zum Besten aufgenommen. Goethe. — Auf diesen geschäftsthätigen Mann, der wenig las, hatte Klopstocks Messias einen mächtigen Eindruck gemacht. Ders. — Sehr bald erklärte der Vater, daß ich in Leipzig, für das er eine große Vorliebe behalten, Jura studieren sollte. Ders. — Wenige Eltern wagten es, nach einem Mittel zu greifen,

dessen wahrscheinliche Hilfe doch schon durch den Erfolg mannigfaltig befestigt war. Ders. — Was ist der langen Rede kurzer Sinn? Schiller. — Der weite Weg entschuldigt Euer Säumen. Schiller. — Im Innern herrschte bei allen so gefährlichen Spaltungen Friede. Ders. — Da zerret an der Glocke Strängen der Aufruhr, daß sie heulend schallt und, nur geweiht zu Friedensklängen, die Losung anstimmt zur Gewalt. Ders.

Man muß die Adjektivsätze dieser Art wohl unterscheiden von denjenigen Adjektivsätzen, welche als eigentliche Attribute den Begriff eines Seins auf eine Unterart oder auf ein Einzelwesen zurückführen, und, wenn sie den Hauptbegriff des ganzen Satzes ausdrücken, dem Hauptsatze gewöhnlich nachfolgen (§ 83). Weil die eben bezeichneten Adjektivsätze immer einen Gedanken von untergeordnetem logischen Werte ausdrücken, so können sie nicht wohl dem Hauptsatze nachfolgen: auch ist es aus demselben Grunde immer anstößig, wenn ein solcher Adjektivsatz einen sehr großen Umfang hat oder ein zusammengesetzter Satz ist, besonders aber wenn der Adjektivsatz zwei Gedanken enthält, die mit einander in einem logischen Verhältnisse stehen. Die fehlerhafte Darstellung der logischen Form giebt sich alsdann leicht in dem fehlerhaften Rhythmus des zusammengesetzten Satzes zu erkennen.

Wie die Adjektivsätze verhalten sich auch die durch die Konjunktion indem verbundenen Adverbialsätze, welche einen realen Grund in der Form einer mit dem Prädikate verbundenen Thätigkeit ausdrücken. Auch diese Form der Darstellung ist nur dann zulässig, wenn weniger der logische Wert des Gedankens, als das logische Verhältnis der Gedanken hervorgehoben werden soll, z. B.

Indem man das Theater ernsthafter behandelt, will man das Vergnügen des Zuschauers nicht aufheben. Goethe. — Er schreibt, er vollziehe nur den eigenen Einfall des verstorbenen Königs, indem er mir zur böhmischen Krone verhelfe. Schiller. — Sie setzte allen ihren Wohlthaten die Krone auf, indem sie uns ein Puppenspiel vorstellen ließ. Goethe. — Mein junges Gehirn war schnell mit einer Masse von Bildern und Begebenheiten angefüllt, und ich konnte niemals lange Weile haben, indem ich mich immerfort beschäftigte, diesen Erwerb zu verarbeiten, zu wiederholen, wieder hervorzubringen. Goethe.

Der in einem logischen Verhältnisse untergeordnete Gedanke wird auch oft durch einen verkürzten Adjektivsatz, und noch öfter durch einen verkürzten Adverbialsatz oder eine dem verkürzten Adverbialsatze gleichbedeutende Verbindung eines Substantivs mit einer Präposition ausgedrückt, z. B.

Die Reutlinger, auf unsern Glanz erbittert, kochten Gift. Schiller. — Mein Vater, von Karl dem siebenten zum kaiserlichen Rat ernannt und an dem Schicksale dieses unglücklichen Monarchen gemütlich teilnehmend, neigte sich mit der kleinern Familienhälfte gegen Preußen. Goethe. — Der Großvater, sonst ein heiterer und ruhiger Mann, ward ungeduldig. Goethe. — Der eignen Kraft nicht mehr vertrauend, wandt' er sein Herz den dunklen Künsten zu. Schiller. — Kein Abbild duldet sie, allein das körperlose Wort verehrend. Ders. — Von Etikette ringsum eingeschlossen, wie konnt' ich ohne Zeugen mich ihr nahn? Ders. — So widersprechen die Orakel sich, den Fluch zugleich und Segen auf das Haupt der Tochter legend. Ders. — Muß sie nicht glücklich sein, bei dem teuren Andenken so zärtlicher Verwandten? Ders. — So viel gesunde Begriffe, so viel Geist, bei einem so weggeworfenen Charakter. Ders. — Aber bei dem wohlbestellten Essen wird die Lust der Speise nicht erregt. Goethe. — Indessen ist mir, bei aller Unachtsamkeit und allem Widerwillen, doch von jener Vorlesung so viel geblieben, daß ich in spätern Zeiten manches daran zu knüpfen im stande war. Ders. — Es fehlte ihm, bei dem besten Humor, an Zärtlichkeit und, bei viel Verstand, an jener Aufmerksamkeit, ohne welche sich Verbindungen solcher Art nicht denken lassen. Ders. — Im Gefühle seiner Kenntnisse, in der Gewißheit einer treuen Ausdauer und im Mißtrauen gegen die damaligen Lehrer, nahm der Vater sich vor, seine Kinder selbst zu unterrichten. Ders.

Auch diese Formen der Darstellung heben mehr das logische Verhältnis der Gedanken hervor, als den logischen Wert des durch sie ausgedrückten Gedankens, und es ist sehr zu tadeln, wenn man in diesen Formen auch Gedanken ausdrückt, die man dem Sprechenden als etwas ihm nicht Bekanntes erst mitteilen oder doch mit besonderm Nachdrucke hervorheben will.

Auch bei der kopulativen Verbindung macht man oft von verkürzten Adverbialsätzen und den ihnen gleichbedeutenden Ausdrücken Gebrauch, z. B.

Dieses bei mir denkend, schlief ich ein. Schiller. — Schnell mein Schießzeug fassend, schwang ich auf die Platte mich. Ders. — Oft hab' ich mich, mit heißen Thränengüssen, vor das Bild der Hochgebenedeiten hingeworfen. Ders.

Man macht von dieser Form der Darstellung aber nicht wohl Gebrauch, wenn der logische Wert des Gedankens hervorgehoben wird. Man ver-

gleiche in dieser Beziehung mit den eben angeführten Beispielen folgende Sätze:

Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht. Schiller. — In den Armen liegen sich beide und weinen vor Schmerzen und Freude. Ders. — Oft stand ich da, und heiße, schwere Thränentropfen hingen in meinem Auge. Ders.

Es wird dem Schriftsteller dadurch, daß er in einem logischen Verhältnisse stehende Gedanken durch verkürzte und nicht verkürzte Adjektiv- und Adverbialsätze ausdrückt, möglich, sehr mannigfaltige logische Verhältnisse in einem zusammengesetzten Satze darzustellen und so der Darstellung durch einen großen Reichtum des Inhalts einen besondern Reiz zu geben; aber die Schönheit der Darstellung fordert alsdann, daß auch die logische Form der Gedanken in der ihr entsprechenden Form der Sätze hervortrete. Wir fühlen uns besonders in Goethes späteren Schriften von dem Reichtum der Gedanken angezogen, der oft in einem zusammengesetzten Satze zusammengedrängt ist, und Goethe selbst sagt von seinem späteren Stil: es ist alles wie in einander gekeilt.

§ 110.

Man hat früher die beiordnenden Konjunktionen meistens nur als Formen angesehen, welche die logischen Verhältnisse der Gedanken nach ihren besondern Arten unterscheidend bezeichnen, und man hat vorzüglich darauf geachtet, daß diese Verhältnisse, weil sie nebst den verbundenen Gedanken den Inhalt des zusammengesetzten Satzes ausmachen, genau durch den Gebrauch der Konjunktionen bezeichnet würden. Man wird aber bei näherer Betrachtung leicht gewahr, daß diese Auffassung den Konjunktionen eine viel zu enge Bedeutung beilegt. Die Sprache bezeichnet durch die beiordnenden Konjunktionen weit mehr die Verhältnisse der logischen Form, als die des Inhaltes, mehr den logischen Wert der verbundenen Gedanken und die größere oder geringere Hervorhebung des logischen Verhältnisses, als die besondere Art des Verhältnisses. Die Stilistik muß darum besonders in Bezug auf eine schöne Darstellung der logischen Form ihr Augenmerk auf den richtigen Gebrauch der beiordnenden Konjunktionen richten. Einige Bemerkungen über die besondern Konjunktionen mögen die Bedeutung, welche sie in dieser Beziehung haben, und den Gebrauch derselben in ein helleres Licht setzen.

Unter den kausalen Konjunktionen wird darum gewöhnlich als diejenige angesehen, welche besonders das Verhältnis eines moralischen Grundes — eines Zweckes — bezeichnet, z. B. „Ich will sie befreien; darum bin ich hier“. Sch. Die eigentliche Bedeutung dieser Kon-

junktion besteht aber nicht sowohl darin, daß sie diese besondere Art des logischen Verhältnisses unterscheidet, als darin, daß sie da, wo der logische Wert des Grundes, obgleich er der logisch untergeordnete Gedanke ist, hervorgehoben und daher der Grund in beiordnender Verbindungsform durch einen Hauptsatz ausgedrückt wird (§ 106), das logische Verhältnis der Gedanken hervorhebt, und man bezeichnet in diesem Falle durch dieselbe Konjunktion nicht nur den moralischen, sondern auch den realen und den logischen Grund, z. B.

> Das ist Bein von meinen Beinen; darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen. — Du beugtest dich; darum hat er dich erhoben. Schiller. — Genommen ist die Freiheit, nicht gegeben; drum thut es not, den Zaum ihr anzulegen. Ders. — Eine Durchlauchtigkeit läßt er sich nennen; drum muß er Soldaten halten können. Ders.

Die Hervorhebung des logischen Verhältnisses könnte in diesen Beispielen auch durch die Konjunktion weil mit unterordnender Verbindung bezeichnet werden (§ 107), z. B. „Weil du dich beugtest, hat er dich erhoben", aber alsdann würde die Hervorhebung des Grundes nicht mehr bezeichnet. Die Eigentümlichkeit der durch darum gebildeten Satzverbindung, auf die man in Bezug auf die Schönheit der Darstellung vorzüglich achten soll, besteht gerade darin, daß sie die Hervorhebung des logischen Verhältnisses und zugleich die Hervorhebung des logisch untergeordneten Gedankens bezeichnet.

Die Konjunktionen denn und also bezeichnen dieselbe Art des logischen Verhältnisses, nämlich das eines logischen Grundes, aber sie unterscheiden sehr bestimmt Verhältnisse der logischen Form: denn hebt mit besonderm Nachdrucke den logisch untergeordneten Gedanken — den Grund —, also hingegen den Hauptgedanken — die Folgerung — hervor, z. B.

> Des echten Künstlers Lehre schließt den Sinn auf; denn wo die Worte fehlen, spricht die That. Goethe. — Der König bedarf keiner Diener, deren Treue er bezweifeln muß, und fern sei es von mir, meinem Herrn Dienste aufzudringen, die ihm zuwider sind: besser also für ihn und mich, ich entziehe mich dem gemeinen Wesen. Schiller.

Die Konjunktionen doch, jedoch und dennoch haben miteinander gemein, daß sie einen adversativen Gegensatz der Gedanken bezeichnen, und der Unterschied der Bedeutung liegt weniger darin, daß sie besondere Arten dieses Gegensatzes unterscheiden, als darin, daß der Gegensatz durch die eine mehr, durch die andere weniger hervorgehoben wird. Der Gegensatz wird weniger durch jedoch und gleichwohl hervorgehoben, als durch

doch, und die nachdrücklichste Hervorhebung des Gegensatzes wird durch dennoch bezeichnet; doch hebt zugleich den adversativen Gedanken hervor, z. B.

Mich sollte billig meines Ranges Höh' von einem Auftrag dieses traur'gen Inhalts befrein, der sich in jedem Sinne besser für einen Burleigh ziemen mag als mich. Wer seiner Königin so nahe steht, der sollte nichts Unglückliches vollbringen. Jedoch um meinen Eifer zu bewähren, um meiner Königin genug zu thun, begeb' ich mich des Vorrechts meiner Würde und übernehme die verhaßte Pflicht. Schiller. — Ich weiß, daß gediegne Weisheit aus Euch redet; doch diese Weisheit, welche Blut befiehlt, ich hasse sie. Ders. — Längst sah ich im Geist das Schreckensgespenst herschreiten dieser entsetzlichen blutigen That; dennoch übergießt mich ein Grauen, da sie vorhanden ist und geschehen. Ders.

In der Verbindung mit und hebt dennoch auch den adversativen Gedanken mit besonderm Nachdrucke hervor, z. B.

Beistehen sollen sie mir in meinen Planen, und dennoch nichts dabei zu fischen haben. Schiller.

Die Konjunktionen zwar und freilich bezeichnen immer nur eine Hervorhebung des konzessiven Gedankens, z. B.

Dein Scherz trifft mich zwar, doch trifft er mich nicht tief. Goethe. — Dozieren kannst du Tüchtiger freilich nicht, lehren aber kannst du und wirst du. Ders.

Daß die Konjunktionen mehr die Verhältnisse der logischen Form als die besondern Arten der logischen Verhältnisse bezeichnen, tritt insbesondere in dem Gebrauche der Konjunktionen weil und denn hervor. Es liegt in der Natur des realen Grundes und des logischen Verhältnisses, in dem er gedacht wird, daß meistens nicht der Grund, sondern vorzüglich das kausale Verhältnis hervorgehoben wird, und darum wird der reale Grund gewöhnlich durch einen Nebensatz ausgedrückt, der mit dem Hauptsatze durch die Konjunktion weil verbunden wird (§ 106. 107). Weil nun in dieser Form meistens ein realer Grund dargestellt wird, so hat man die Bezeichnung des realen Grundes als die eigentliche Bedeutung der Konjunktion weil angesehen. Daß aber die Konjunktion nicht eigentlich die besondere Art des Grundes, sondern das besondere Verhältnis der logischen Form bezeichnet, ersieht man daraus, daß auch das Verhältnis eines logischen Grundes, wenn nicht der Grund, sondern sein kausales Verhältnis hervorgehoben werden soll, und insbesondere in jeder Antwort auf eine Frage nach dem logischen Grunde, durch weil bezeichnet wird, z. B.

Was damals gerecht war, weil du's für ihn thatest, ist's heute

schändlich, weil es gegen ihn gerichtet ist? Schiller. — Weil sie nicht eher feurig von der Liebe reden können, als bis sie verliebt sind, so muß der Dichter selbst, ihnen zu gefallen, verliebt sein, wenn er feurig davon reden will: weil sie nicht wissen, wie sich der Schmerz über den Verlust einer Geliebten ausdrücken würde, ohne ihn gefühlt zu haben, so muß ihm selbst eine Neära untreu geworden sein, wenn er die Natur und ihre Ausbrüche bei einer solchen Gelegenheit schildern will. Goethe. — Wie wißt Ihr, daß Graf Gallas außen bleibt? — Weil er auch mich gesucht zurückzuhalten. Schiller.

Dagegen wird der logische Grund, obgleich er an sich der logisch untergeordnete Gedanke ist, meistens in der Darstellung hervorgehoben und daher gewöhnlich durch einen Hauptsatz ausgedrückt, der durch die Konjunktion denn mit dem andern Hauptsatze verbunden wird (§ 106). Man hat darum die Bezeichnung eines logischen Grundes als die eigentliche Bedeutung dieser Konjunktion angesehen: aber auch diese Konjunktion bezeichnet nicht eigentlich die besondere Art des Grundes, sondern das besondere Verhältnis der logischen Form; denn auch der reale Grund wird, wenn er mit besonderm Nachdrucke hervorgehoben werden soll, durch einen Hauptsatz mit denn ausgedrückt, z. B.

Wir haben uns in des Kampfes Wut nicht besonnen und beraten; denn uns bethörte das brausende Blut. Schiller. — Soldaten waren teuer; denn die Menge geht nach dem Glück. Ders. — Du wirst ein andres England sehn, ein andres Volk; denn dich umgiebt nicht mehr die herrliche Gerechtigkeit, die alle Herzen dir besiegte. Ders. — Der Knabe hörte von diesen Meinungen und Gesinnungen unaufhörlich sprechen; denn die Geistlichen sowohl als die Laien teilten sich in das Für und Wider. Goethe.

In Bezug auf die Darstellung der logischen Form ist insbesondere zu bemerken, daß bei einem Gegensatze und bei kausalen Verhältnissen der logische Wert des Hauptgedankens mit besonderm Nachdrucke durch die Auslassung der Konjunktion, und das logische Verhältnis der Gedanken dadurch hervorgehoben wird, daß die Sätze nur durch das kopulative und verbunden werden, z. B.

Nicht Ihr habt sie gemordet; andre thaten es. Schiller. — Wahr ist's, ich habe selber meine Stimme zu ihrem Tod gegeben im Gericht; im Staatsrat sprech' ich anders. Ders. — Drum soll der Sänger mit dem König gehen: denn beide wohnen auf der Menschheit Höhen. Ders. — Euch allein hab' ich gerecht erfunden unter meinen Räten; Ihr sollt fortan mein Führer sein

Ders. — Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich nicht gespeiset; ich bin nackend gewesen, und ihr habt mich nicht bekleidet. — Lerne entbehren, und du wirst zufrieden sein. — Urteile, ob ich mein Herz bezwingen kann: ich sah den Feind, und ich erschlug ihn nicht. Ders. — Mit diesen beiden Mächten stand Philipp damals noch im Bündnisse, und beide wurden an ihm zu Verrätern. Ders.

Wenn der Hauptgedanke und zugleich das logische Verhältnis hervorgehoben wird, so verbindet man mit der adversativen oder kausalen Konjunktion oft die Konjunktion und, z. B.

Ein in natürlicher Wahrheit und Großheit ausgebildetes Talent ist Lord Byron und deswegen kaum ein anderer ihm zu vergleichen. Goethe. — Sie widersprachen sich nicht und waren doch unendlich verschieden. Ders.

Wir ersehen aus allem dem, daß man sich bei dem Gebrauche der Konjunktionen nicht darauf beschränken darf, nur die besondere Art des logischen Verhältnisses genau zu bezeichnen; diese wird meistens schon aus dem Inhalte der verbundenen Gedanken verstanden, aber die logische Form des ganzen Gedankens wird nur erkannt aus der Form, in der die Sätze verbunden werden, und insbesondere aus den Konjunktionen: und da besonders bei den in einem logischen Verhältnisse verbundenen Gedanken die logische Form ein wichtiges Stück der Darstellung ist, so ist in Bezug auf die Schönheit des Stiles vorzüglich darauf zu achten, daß die Verhältnisse der logischen Form auch durch einen vollkommen entsprechenden Gebrauch der Konjunktionen in lebendiger Weise dargestellt werden.

§ 111.

Unsere Betrachtung hat sich zuerst und vorzüglich auf die Darstellung der logischen Form in denjenigen zusammengesetzten Sätzen gerichtet, in denen zwei Gedanken des Sprechenden in einem Gegensatze oder in einem kausalen Verhältnisse verbunden sind. Wenden wir uns nun zu den in einem kopulativen Verhältnisse zusammengesetzten Sätzen, so finden wir, daß die Sprache auch bei diesen Sätzen ihr Augenmerk vorzüglich auf die Darstellung der logischen Form richtet und diese noch mehr als bei den Verhältnissen des Gegensatzes und der Kausalität durch die Konjunktionen bezeichnet. Die kopulativ verbundenen Gedanken stehen nicht, wie die in einem Gegensatze und in einem kausalen Verhältnisse verbundenen Gedanken, miteinander unmittelbar in einem logischen Verhältnisse, sondern ihr logisches Verhältnis ist vermittelt durch das ihnen gemeinsame logische Verhältnis zu

einem dritten Gedanken (§ 99). Die kopulativ verbundenen Gedanken haben, insofern jeder derselben als ein Gedanke des Sprechenden aufgefaßt wird, gleichen logischen Wert; sie haben aber, je nachdem ihr logisches Verhältnis zu einem dritten Gedanken mehr oder weniger hervorgehoben wird, einen größeren oder geringeren logischen Wert, und sie haben in dieser Beziehung entweder gleichen oder ungleichen logischen Wert. Wenn sie gleichen und zugleich geringen logischen Wert haben, so werden sie gewöhnlich durch die Konjunktion und verbunden, die jedoch, wenn mehr als zwei Sätze in dieser Form verbunden werden, gewöhnlich nur vor dem zuletzt stehenden Satze ausgedrückt wird. Auch werden die verbundnen Sätze leicht zusammengezogen. Diese Form findet sehr häufig, besonders bei der beschreibenden und erzählenden Darstellung statt, z. B.

Der Baumgarten drang bis an die Häuser hinan, und kleine Gärten waren selbst in den Zwischenräumen angelegt. Goethe. — Der Gerichtshalter kam, die Papiere wurden vorgelegt, und Werner fand die Vorschläge billig. Ders. — Der König befand sich eben auf dem Felde, hob seinen Stab auf, schlug den höchsten Mohnstengeln die Häupter ab und sprach zu dem Boten u. s. w.

Wenn die verbundenen Gedanken hingegen zwar gleichen logischen Wert haben, aber ihr logisches Verhältnis zu einem dritten Gedanken und somit ihr logischer Wert mehr hervorgehoben wird, so werden die Sätze gewöhnlich durch die ordinativen und partitiven Konjunktionen oder auch ohne eine Konjunktion verbunden, und sie werden alsdann nicht leicht zusammengezogen, z. B.

Erstlich ist Markus Kato der erste aus seiner Familie, der diesen Namen führte, zweitens hat er diesen Zunamen wegen seiner Klugheit bekommen, drittens hat er vorher den Zunamen Priskus geführt. — Ich hatte vieles von Kunst gehört und gelesen, aber teils war ich zu sehr mit meinen Empfindungen beschäftigt, teils schienen doch alle die Sachen mich zu zerstreuen. Goethe. — Sein Vortrag war von der äußersten Präzision: (denn) er hielt sich nirgend bei Beschreibungen auf, er kam sogleich zur Sache; er kannte kein Mittel zwischen dem Notwendigen und Unnützen.

Wenn endlich die Gedanken ungleichen logischen Wert haben, so werden sie durch die Konjunktionen überdies, zudem, außerdem verbunden, und wenn sie in einem Verhältnisse der Steigerung mit einander verbunden sind, so wird die Steigerung der Gedanken durch die Konjunktion auch oder nicht allein (nicht nur) — sondern, oder durch ein adverbiales Formwort, wie sogar, ja, bezeichnet, z. B.

Ich werde Geld verlieren und überdies den Spott zu ertragen haben. — Nicht genug, daß der heut'ge Tag jedem von beiden einen Bruder schenkt; auch eine Schwester hat er euch geboren. Schiller. — Wider ihn im Heere der Feinde kämpft sein nächster Vetter, ja seine Rabenmutter führt es an. Ders.[1])

§ 112.

Wenn eine größere Anzahl von Gedanken, die mit einander in mannigfaltigen Verhältnissen stehen, in einem zusammengesetzten Satze verbunden werden, so ist ihr Verhältnis zu dem Hauptgedanken oft nicht leicht zu verstehen und die Darstellung nicht wohlgefällig. Solche Sätze werden aber leichter verständlich, und die Form der Darstellung wird wohlgefälliger, wenn die logisch gleichartigen Verhältnisse der Gedanken auch in grammatisch gleichartigen Formen des Ausdrucks dargestellt werden, und es ist hierauf um so mehr zu achten, je größer die Anzahl der verbundnen Sätze ist. Wenn von zwei oder mehr Gedanken, die mit dem Hauptgedanken in demselben logischen Verhältnisse stehen, der eine durch einen Hauptsatz und der andere durch einen Nebensatz, oder der eine durch einen Adjektivsatz und der andere durch einen Adverbialsatz oder nur durch ein Substantiv mit einer Präposition ausgedrückt wird, so werden Verhältnisse, welche in dem Gedanken nicht unterschieden sind, in der Darstellung unterschieden, und das Verständnis des zusammengesetzten Satzes wird dadurch erschwert: wenn hingegen die Sätze in gleichartigen grammatischen Formen verbunden sind, so werden die logischen Verhältnisse der Gedanken leicht als gleichartige erkannt, und die Form des zusammengesetzten Satzes wird wohlgefällig, z. B.

Kein Feind bedränget Engelland, dem nicht der Schotte sich als Helfer zugesellte; kein Bürgerkrieg entzündet Schottlands Städte, zu dem der Brite nicht den Zunder trug. Schiller. — Die Ehre, die ihm gebührt, geb' ich ihm gern; das Recht, das er sich nimmt, verweigr' ich ihm. Ders. — Entworfen bloß, ist's ein gemeiner Frevel; vollführt, ist's ein unsterblich Unternehmen. Ders. — Zum Schein ist der Schauspieler berufen: er muß den augenblicklichen Beifall hoch schätzen, denn er erhält keinen andern Lohn; er muß zu glänzen suchen, denn deswegen steht er da. Goethe. — Die Sophisten lehrten die Kunst, die Leidenschaften anderer Menschen zu erregen; Sokrates lehrte die Kunst, seine eignen Leidenschaften zu dämpfen: jene lehrten, wie man es machen müsse, um weise

[1]) S. Ausführl. Grammat. § 259.

und tugendhaft zu scheinen, dieser lehrte, wie man es sei. Wieland.

Die Schönheit des Stiles fordert besonders Gleichartigkeit der grammatischen Form, wenn mehrere kopulativ verbundene Nebensätze oder auch kopulativ verbundene Substantive mit einer Präposition ein Attribut oder Objekt ausdrücken, z. B.

Das Buch war das beste, das ihnen die angenehme Ruhe ließ, im Lesen wenig zu denken, das ihnen das Vergnügen schaffte, hier und da ein Blümchen zu finden, ohne sich bücken zu dürfen, das sie in den süßen Traum einwiegte, das hier zu lesen, was sie selbst schon gedacht zu haben glaubten. Herder. — Ihr Blick und alles, was Sie umgiebt, zeigt mir, daß Sie sich Ihres vergangenen Lebens freuen können, daß Sie auf einem reinen schönen Wege in einer sichern Folge gegangen sind, daß Sie keine Zeit verloren, daß Sie sich nichts vorzuwerfen haben. Goethe. — Der Herzog von Arschot verwirft den Vorschlag mit der stolzen Erklärung, daß er von Egmont und Oranien keine Gesetze anzunehmen gesonnen sei, daß er sich über Granvella nicht zu beschweren habe, und daß er es vermessen finde, dem Könige vorzuschreiben, wie er sich seiner Minister bedienen solle. Schiller. — Bei der Ehrfurcht, die mir Ihr Verstand einflößt, bei der Neigung, die ich für Ihren trefflichen Freund fühle, bei dem lebhaften Wunsche, seine Genesung zu befördern, mag ich gern mich selbst vergessen. Goethe.

Fehlerhaft ist die Darstellung, wenn von zwei Gliedern eines zusammengesetzten Satzes, welche nach ihrer logischen Bedeutung einander beigeordnet sind, das eine durch einen Nebensatz und das andere durch einen Hauptsatz, oder auch das eine durch einen vollständigen und das andere durch einen verkürzten Nebensatz, oder wenn sie durch verkürzte Sätze verschiedener Arten ausgedrückt werden, z. B.

Daher waren auch alle Creaturen so gut und zutraulich zu ihm geworden, daß die weißen Gazellen gezähmt um ihn herumliefen und ihm manchmal das Futter aus der Hand aßen; die Vögel aber hüpften dem Freunde ihres Geschlechtes, wenn er ausging, auf die Schultern und sangen ihm jedes sein Loblied zu. Falk. — Die Theater der Alten waren, im Vergleich mit der Kleinheit der unsrigen, nach einem kolossalen Maßstabe entworfen, teils um das gesamte Volk nebst den zu den Festen herbeiströmenden Fremden fassen zu können, teils paßte sich dies auch zu der Majestät der dort aufzuführenden Schauspiele. Schlegel. — In der Stadt genießt man nur die Aussicht auf die Gassen, die freilich auch ihre Schönheiten hat, aber gegen den Anblick der

herrlichen Natur ist sie doch nichts. — Alle Grafen und Edlen folgten dem schwarzverhüllten Sarge, mit drei und dreißig Wappen behangen, und oben drauf grünte ein Lorbeerkranz. Musäus. — Die Königin, stets geschützt, und die nie an den Mühen anderer teilgenommen hatte, wußte die ausgesuchtesten Ratschläge zu erteilen. — Der Herr befahl dem Diener, daß er die Geschäfte bald besorgen solle und dann schnell wieder zu kommen. — Ich hatte ein Kind, so schön, so sanft, wie seine Mutter, und in dem ich sie wieder aufleben sah. — Man begriff wie wichtig ein Bundesgenosse von diesem kriegerischen Charakter, und der im Besitze so ansehnlicher Hilfsmittel, werden konnte, zumal seine Stellung gegen den Feind in der Mitte von Deutschland besondere Vorteile darbot. Pahl.

Es ist aber auch sehr anstößig, wenn Nebensätze, die einer dem andern untergeordnet sind, gleiche grammatische Form und dieselbe Konjunktion haben, z. B.

Ich wollte eher glauben, daß das Reden ein Zeichen sei, daß das Denken und die innere Thätigkeit aufhöre. J. Paul. — Ich habe mich bemüht zu zeigen, daß der Charakter der vollkommen gebildeten Sprachen dadurch bestimmt wird, daß die Natur ihres Baues beweist, daß es dem Geiste nicht bloß auf den Inhalt, sondern vorzüglich auf die Form der Gedanken ankommt.

Es trägt besonders zur Schönheit der Form bei, wenn die Prädikate einander beigeordneter Sätze durch gleiche Formen ausgedrückt werden, z. B.

Die Kunst ist lang, das Leben kurz, die Gelegenheit flüchtig, das Urteil schwierig. Goethe. — Kinder wissen beim Spiele aus allem etwas zu machen: ein Stab wird zur Flinte, ein Stück Holz zum Degen, jedes Bündelchen zur Puppe und jeder Winkel zur Hütte. Ders. — Kannst du lesen, so sollst du verstehen; kannst du schreiben, so mußt du etwas wissen. Ders.

§ 113.

Die Zurückführung auf grammatisch gleichartige Formen kommt am vollkommensten zu stande, wenn durch Zusammenziehung der Sätze zwei oder mehr Gedanken gewissermaßen in der Form nur eines Satzes dargestellt werden, und der häufige Gebrauch, den wir jeden Augenblick von der Zusammenziehung machen, giebt uns besonders zu erkennen, wie sehr die Sprache überhaupt strebt, gleichartige Verhältnisse der Gedanken in grammatisch gleichartigen Formen der Sätze darzustellen. Es können jedoch nur Sätze zusammengezogen werden, welche

irgend ein Glied, z. B. das Subjekt oder das Prädikat oder doch das Aussagewort (sein) mit einander gemein haben. Es ist bei jeder Zusammenziehung besonders darauf zu achten, daß das den Sätzen gemeinsame Glied und die Beziehung, in der mit ihm die andern Glieder des Satzes stehen, leicht erkannt werde, und dies wird nur dadurch erreicht, daß man die grammatischen Beziehungen genau bezeichnet und den Gliedern des Satzes die gehörige Wortstellung giebt. Wo das Eine oder das Andere mangelt, wird der Satz schwer verständlich und darum anstößig. Wir haben oben schon gesehen, wie zusammengezogene Adjektivsätze durch fehlerhafte Bezeichnung der grammatischen Beziehung sehr anstößig werden (§ 70). Durch fehlerhafte Wortstellung wird die Zusammenziehung anstößig in Sätzen wie:

> Die Geschichte ist es, die dem Rechtsgelehrten über die richtige Bedeutung mancher Gesetze und dem Sprachforscher Aufschluß über manche schwierige Stelle der Alten giebt (statt: über manche schwierige Stelle Aufschluß giebt). — Ohne durch Fleiß sich (statt „sich durch Fleiß") und seinen Nächsten durch Wohlthaten zu nützen. — Das Schauspiel flößt uns Haß und Liebe gegen das Böse und Gute ein.

Auch ist besonders bei den zusammengezogenen Sätzen auf Gleichartigkeit der grammatischen Formen zu achten (§ 112), z. B. Er wurde von wenigen geduldet, von vielen gehaßt und von allen verachtet. Man giebt oft einem Satze eine besondere grammatische Form, um ihn mit einem andern Satze zusammenziehen zu können: aber es ist in Bezug auf die Schönheit der Darstellung keineswegs willkürlich, ob man, wenn nur die grammatischen Bedingungen der Zusammenziehung stattfinden, von ihr Gebrauch mache oder nicht, und man verkennt vollends ihre Bedeutung, wenn man glaubt, sie diene nur dazu, Wiederholungen desselben Wortes zu vermeiden und dem Ausdrucke mehr Kürze zu geben. Der Gebrauch der Zusammenziehung hängt zunächst und vorzüglich von den Verhältnissen der logischen Form ab, in denen die Gedanken mit einander verbunden werden.

In den nicht zusammengezogenen Sätzen wird jeder der verbundenen Gedanken in der Form eines ganzen Satzes ausgedrückt und stellt sich noch in einer rhythmischen Einheit des Tonverhältnisses dar, die durch eine Gliederpause von dem andern Satze geschieden ist, z. B. „Der Himmel vergeht, und die Erde vergeht." „Er will nicht allein der Erste sein; er will auch der Einzige sein": in den zusammengezogenen Sätzen hingegen werden die Gedanken gewissermaßen wie die Begriffe in einem einfachen Satze ausgedrückt, und die Ausdrücke der besondern Gedanken stellen sich nicht mehr in gesonderten Einheiten des

Tonverhältnisses dar, die durch Gliederpausen geschieden sind, z. B. „Himmel und Erde vergehen“ „Er will der Erste und auch der Einzige sein“. Die Gedanken werden in den zusammengezogenen Sätzen nicht nur in einer andern grammatischen Form, sondern auch in einer andern logischen Form dargestellt, als in den nicht zusammengezogenen Sätzen, und die eigentliche Bedeutung der Zusammenziehung liegt darin, daß sie der organische Ausdruck für besondere Verhältnisse der logischen Form ist; nach dieser Bedeutung müssen wir darum auch, in Bezug auf die Schönheit der Darstellung, den Gebrauch der Zusammenziehungen abmessen.

Die Sprache unterscheidet in der logischen Form des zusammengesetzten Satzes den logischen Wert der verbundenen Gedanken und bezeichnet Unterschiede des logischen Wertes immer durch die Betonung der Sätze und durch größere Gliederpausen; darum kann eine Zusammenziehung der Sätze nicht wohl stattfinden bei Sätzen, welche nicht gleichen logischen Wert haben. Aus diesem Grunde wird im allgemeinen nicht leicht ein Nebensatz mit seinem Hauptsatze zusammengezogen, nur die vergleichenden Adverbialsätze machen, weil der logische Wert und die Tonverhältnisse der Sätze gewöhnlich sehr wenig verschieden sind, eine Ausnahme, z. B. „Der Irrtum verhält sich zur Wahrheit, wie der Schlaf zum Wachen“. G. — Eine entschiedene Ungleichheit des logischen Wertes und des Tonverhältnisses tritt besonders hervor bei den kausalen Adverbialsätzen; darum ist bei diesen Sätzen die Zusammenziehung mit dem Hauptsatze ungewöhnlich und meistens anstößig, z. B.

> Die letzteren, weil vorurteilsfreieren, Freunde der Kirche stimmen darin zusammen, daß u. s. w. — Die Sohlen halten, weil wasserdicht, alle Feuchtigkeit ab. — Da vorteilhafte Versetzungen an andere Gymnasien, weil nicht wohl ausführbar, fast gar nicht vorkommen. — Er war, weil allen verhaßt, von der Gesellschaft ausgeschlossen.

Dagegen ist die Zusammenziehung bei kopulativ verbundenen Sätzen, weil diese sehr oft gleichen logischen Wert haben (§ 104), sehr gebräuchlich, z. B.

> Dort lernte ich gewöhnlich meine Lektionen, wartete die Gewitter ab und konnte mich an der untergehenden Sonne nicht satt sehen. Goethe. — Das Haus war durchaus hell und durchaus heiter, die Treppe frei, die Vorsäle luftig und die Aussicht auf die Gärten bequem zu genießen. Ders. — Ich schlich durch Seitenwege, durch bekannte Gänge nach meines Vettern Hause und sah aus einem Hinterfenster nach dem Markte. Ders., Egmont. — Ich soll deine Hand fassen,

dir noch einmal in die Augen sehn, deine Schöne, deinen Wert recht lebhaft fühlen und dann mich entschlossen losreißen und sagen: Fahre hin! Ebenda.

Wenn die kopulativ verbundenen Sätze nicht gleichen logischen Wert haben, so werden sie gewöhnlich nicht zusammengezogen, z. B.

Ich bestand auf Ordnung, und ich war fest entschlossen, die Sache aufs äußerste kommen zu lassen. Goethe. — Dies ist sein Entschluß; diesen dem Adel kund zu machen habe ich Befehl, und Rat verlang' ich in seinem Namen, wie es zu thun sei, nicht was; denn das hat er beschlossen. Ders., Egmont. — Der Schelm sitzt überall im Vorteil. Auf dem Armensünderstühlchen hat er den Richter zum Narren; auf dem Richterstuhl macht er den Inquisiten mit Lust zum Verbrecher. Ebenda. — Ganz anders denk' ich, und nicht ungeschickt hab ich das schon Geschehne mit dem Künftgen verbunden und im Stillen ausgelegt. Goethe, Iphigenie II, 1.

Besonders anstößig ist es, wenn zwei kopulativ verbundene Sätze, von denen der eine und nicht auch der andere mit einem dritten Satze in einem logischen Verhältnisse steht, zusammengezogen werden (§ 103). Der eine Gedanke erhält durch die besondere logische Beziehung, in welcher er mit dem dritten Gedanken steht, einen größeren logischen Wert, der sich auch in einer größeren Gliederpause zu erkennen giebt, und die Sätze können daher nicht wohl zusammengezogen werden. Man sagt nicht wohl: „In New-York sind die Getreidepreise und die Frachten gefallen, weil mehrere Schiffe zur Ausfuhr nach Europa vorhanden waren" statt: „Die Getreidepreise sind gefallen, und auch die Frachten sind gefallen, weil u. s. w."; und der Satz: „Er erhob wieder den Blick und fing an zu begreifen, welche gewaltige Kunst die der Malerei sei; denn das Bild wurde immer lebendiger" (Tieck) würde der logischen Form des Gedankens vollkommener entsprechen, wenn die kopulativ verbundenen Sätze nicht zusammengezogen wären.

Die Zusammenziehung der Sätze verträgt sich auch nicht wohl mit der logischen Form der Gedanken, wenn der logische Wert der Gedanken oder ihr logisches Verhältnis zu einander besonders hervorgehoben wird. Die logische Form der Gedanken fordert alsdann, daß die Sätze durch die Betonung hervorgehoben und durch größere Gliederpausen geschieden werden; sie können daher nicht wohl zusammengezogen werden, z. B.

Ihr seid nicht schuldig, ich bin auch nicht schuldig. Schiller. — Uns rührt die Erzählung jeder guten That, uns rührt das Anschauen jedes harmonischen Gegenstandes. Goethe. — Das ist

die Eigenschaft der Wahrheit und Güte, daß sie das Bessere sich näher zieht, daß sie das Schwache in etwas Höheres verwandelt. Tieck. — Wenn ich Euch nicht hätte, wenn ich nicht auf die Hilfe unseres edlen Hausfreundes rechnen dürfte, so würde mich der Besuch dieses gottlosen Menschen noch mehr ängstigen. Tieck. — Deine Freundin, die hier auf ihrem Gute aufgewachsen ist, die hier mit Eltern und Geschwistern und nachher mit einem geliebten Manne lebte, wie kann sie diesen Bäumen den Rücken wenden, sich von Zimmern verbannen, die sie als Kind geliebt und gekannt hat? Tieck. — Er ist ein Mann, der sich schon früh in der Welt und ihren Verstrickungen herumgetrieben hat, der alles, was Liebe, Demut, Frömmigkeit heißt, arg verspottet, der niemand lieben kann. Tieck. — und: Die Worte sind gut, sie sind aber nicht das Beste. Goethe. — Die Sinne trügen nicht, aber das Urteil trügt. Goethe. — Er kannte den Mißmut seiner Truppen, aber er kannte auch ihren Gehorsam. Schiller.

Aus dem eben angeführten Grunde sind vorzüglich kopulativ verbundene Sätze zur Zusammenziehung geeignet. Sätze, die mit einander in einem Gegensatze oder kausalen Verhältnisse stehen, können gewöhnlich nicht zusammengezogen werden, es sei denn, daß mit der adversativen oder kausalen Konjunktion das kopulative und verbunden und dadurch das logische Verhältnis gewissermaßen als ein kopulatives dargestellt werde, z. B.

Beistehen sollen sie mir in meinen Planen und dennoch nichts dabei zu fischen haben. Schiller. — Die Stelle ist sehr einträglich und wird darum von vielen gesucht.

Nur bei den Konjunktionen aber und sondern werden die Sätze, weil diese Konjunktionen den logischen Wert der Sätze und ihr logisches Verhältnis am wenigsten hervorheben, leicht zusammengezogen.

Die Zusammenziehung ist endlich bei einander beigeordneten Nebensätzen, weil in ihnen der logische Wert der Gedanken und ihr logisches Verhältnis weniger hervorgehoben wird, nicht nur mehr zulässig, sondern die Schönheit der Darstellung fordert sie bei denselben weit mehr als bei Hauptsätzen, z. B.

Ach, rief sie aus, indem sie aufstand und an Theresens Halse weinte, er ist von meinen Feinden umgeben. Goethe. — Wenn du deine Zeit schlecht angewendet und nichts gewonnen hast, so bist du doch ein Persönchen geworden. Goethe. — Nachdem der Gesandte seine Anrede gehalten, das Geschenk abgegeben und von dem Schultheiß die Versicherung fortdauernder Begünstigung erhalten, entfernte er sich aus dem geschlossenen Kreise. Goethe. —

Irgend eine schwere Verschuldung muß dieses Fräulein drücken, da sie sich immer scheu zurückzieht, niemals an der Unterhaltung teilnimmt und auch von allen übrigen mit einem fast geringschätzenden Mitleiden behandelt wird. Tieck.

§ 114.

Bei der Zusammenziehung wird oft ein ganzer Gedanke nur durch ein Glied des Satzes, z. B. das Subjekt, das Prädikat oder ein Attribut ausgedrückt und die Verbindung der Gedanken gewissermaßen als eine Verbindung von Begriffen dargestellt, z. B. „Himmel und Erde vergehen“ „Die Rose blüht und verwelkt“ „Mein Vater war ein heitrer und thätiger Mann“. Insbesondere werden oft bei der Zusammenziehung kopulativ verbundener Sätze mehrere Wörter in dieser Weise durch die Konjunktion und verknüpft, und die Wörter werden alsdann, wie die Glieder eines einfachen Satzes, nicht durch eine Gliederpause geschieden. Wenn aber in dieser Weise mehr als zwei Begriffe in einer Reihe verbunden werden, so läßt man gewöhnlich die Konjunktion, um die Wiederholung zu vermeiden, nur dem letzten Gliede in der Reihe vorangehen. Nun wird aber die Konjunktion und oft auch vor dem letzten Gliede der Reihe ausgelassen, so daß alle Glieder ohne Konjunktion verbunden sind, und im Gegensatze zu dieser Form wird oft jedem Gliede der Reihe die Konjunktion beigegeben, und man nennt die erstere dieser Formen die asyndetische und die letztere die polysyndetische Verbindungsform. Die Stilistiker haben diese Formen, weil sie nicht gewöhnliche Formen der Darstellung sind, als besondere Redefiguren bezeichnet, und man kann sie, wenn man sie nach ihrer Bedeutung betrachtet, näher als Figuren der logischen Form bezeichnen (§ 89).

Bei der asyndetischen Verbindung werden die in einer Reihe verbundenen Glieder noch durch Gliederpausen geschieden, die durch ein Komma bezeichnet werden, und die bei dem Gebrauche der Konjunktion nicht stattfinden; auch werden die einzelnen Glieder mehr durch die Betonung hervorgehoben, als bei dem Gebrauche der Konjunktion. Durch die Gliederpausen und durch die Betonung wird der logische Wert der durch die einzelnen Glieder ausgedrückten Gedanken hervorgehoben, und die verbundenen Gedanken werden nicht mehr ebenso, wie bei dem Gebrauche der Konjunktion, nur gleichsam als Begriffe und Glieder eines einfachen Satzes dargestellt. Wir haben oben (§ 110) schon gesehen, daß überhaupt durch Auslassung der Konjunktionen der logische Wert der Gedanken hervorgehoben wird. Man macht daher von der asyndetischen Verbindung nur Gebrauch, wenn jedes einzelne Glied der

Reihe, welche zusammengenommen das Subjekt, Prädikat oder ein Attribut oder Objekt ausdrückt, mit Nachdruck hervorgehoben werden soll, z. B.

Die Tafel, das Geräte, die Aufwärter, alles stimmte mit dem Begriffe überein, den ich mir von dem Geschmack und Stande des Hausherrn gemacht hatte. Wieland. — Einsicht, Ordnung, Zucht, Befehl, das ist meine Sache. Goethe. — Dies ist der Freund, der Geliebte, der Bräutigam Theresens. Goethe. — Mein Vater war ein heiterer, thätiger, wackerer Mann, ein zärtlicher Vater, ein redlicher Freund, ein trefflicher Wirt. Goethe.

Auch die polysyndetische Verbindung bezeichnet eine Hervorhebung, aber sie hebt nicht, wie die asyndetische Verbindung, die einzelnen Glieder der Reihe, sondern die Gesamtheit der Glieder und mit dieser den sie umfassenden Gedanken hervor. Bei dieser Verbindung wird nicht, wie bei dem Asyndeton, eine Hervorhebung der einzelnen Glieder durch die Betonung und durch Gliederpausen bezeichnet, sondern die auf nicht gewöhnliche Weise jedem Gliede beigegebene Konjunktion bezeichnet, daß die einzelnen Glieder unter einem Gesamtbegriffe zusammengefaßt werden und dieser Gesamtbegriff hervorgehoben wird. Der logische Wert eines Gedankens wird auf nachdrückliche Weise hervorgehoben, wenn eine große Mannigfaltigkeit besonderer Dinge aufgezählt wird und, in polysyndetischer Verbindung zusammengefaßt, gewissermaßen nur einen Begriff, nämlich den des Subjektes oder Prädikates oder eines andern Gliedes im Satze, darstellt, z. B.

Er (der Gottesleugner) glaubt zu vergehen;
D'rauf erhebt er sich wieder und ist noch und denkt noch und fluchet,
Daß er noch ist, und spritzet mit bleichen sterbenden Händen
Himmelan Blut. Klopst.

Geschworne Freunde, die Zeit und Bett und Mahl und Arbeit teilten. Shakespeare, übers. v. Tieck.

Ja, dinget nur die halbe Welt zusammen
Und raset wider einen Mann
Und wendet wider ihn Verrat und Gift und Flammen,
Den ganzen Orkus an. Ramler.

Die Liebe sucht der Wälder grüne Nacht,
Und Luft und Meer und Erd' und Himmel lacht. H. v. Kleist.

§ 115.

Die logische Form des Gedankens wird, wie in dem einfachen Satze in der Betonung der grammatisch verbundenen Glieder, so auch in dem zusammengesetzten Satze zunächst und auf die lebendigste Weise dargestellt in der Betonung der in einem logischen Verhältnisse verbundenen Sätze: derjenige Satz, welcher den von dem Sprechenden hervorgehobenen Gedanken ausdrückt, wird in der Rede auch durch die Betonung hervorgehoben, und die Hebung des Tones steht immer in gleichem Maße mit dem logischen Werte des Gedankens, z. B.:

Die fremden Eroberer kommen und gehen, aber wir bleiben stehen. Schiller. — Vorwärts mußt du; denn rückwärts kannst du nun nicht mehr. Schiller.

Nur die kopulativ verbundenen Sätze haben, wenn sie gleichen logischen Wert haben (§ 105), gleiche Betonung, z. B.

Er artikulierte gut, sprach gemäßigt aus, steigerte den Ton stufenweise und überschrie sich nicht in den heftigsten Stellen. Goethe.

Mit den Tonverhältnissen des zusammengesetzten Satzes sind die Gliederpausen gegeben, durch welche die verbundenen Sätze in der Rede auseinandergehalten werden, und je größer die Differenz des logischen Wertes ist, die sich in der Betonung der verbundenen Sätze darstellt, desto größer sind die Gliederpausen. In der Schriftsprache werden diese Gliederpausen und mit ihnen auch gewissermaßen die in der Schriftsprache nicht dargestellten Tonverhältnisse der verbundenen Sätze durch die Interpunktion bezeichnet.

Wie in dem einfachen Satze mit der Betonung auch die Wortstellung der grammatisch verbundenen Glieder (§ 14), so ist auch in dem zusammengesetzten Satze mit den Tonverhältnissen die Stellung der verbundenen Sätze gegeben; und wie in jenem die Wortstellung, so ist in diesem die Stellung der Sätze organischer Ausdruck der logischen Form. Es ist oben (§ 77) bemerkt worden, daß man vorzüglich bei der schriftlichen Darstellung der Gedanken, weil in ihr die logische Form der Gedanken nicht ebenso wie in der mündlichen Rede schon durch die Betonung ausgedrückt wird, auf richtige Wortstellung achten muß, und daß oft Wortstellungen, welche in der gesprochenen Rede nicht als fehlerhafte bemerkt werden, in der schriftlichen Darstellung anstößig werden; dies ist nun vorzüglich und in größerem Maße auf die Stellung der Sätze anzuwenden. Die logische Form der Gedanken wird in den in einem logischen Verhältnisse zusammengesetzten Sätzen bestimmter und lebendiger durch die Betonung ausgedrückt als in den einfachen Sätzen; und weil die logische Form schon aus der

Betonung verstanden wird, achtet man in der mündlichen Rede sehr wenig darauf, sie genau auch durch die Stellung der Sätze zu bezeichnen. Fehlerhafte Stellungen der Sätze, welche bei der Betonung der lebendigen Rede keinen Anstoß erregen, gehen nun leicht auch in die schriftliche Darstellung über, und sie werden dann anstößig. Dazu kommt bei vielen Schriftstellern ihre Vorliebe für den periodischen Stil. Bei der Stellung der Sätze, wie überhaupt bei den Ausdrücken der logischen Form, leitet uns zunächst ein natürliches Gefühl, das sich vorzüglich in der mündlichen Rede ausbildet, und dieses Gefühl verläßt den Schriftsteller, wenn er in einem periodischen Stile Sätze auf eine im mündlichen Gedankenverkehr ganz ungewöhnliche Weise verbindet (§ 108). Auch ist es bei vielfach zusammengesetzten Perioden, die nicht nach den organischen Gesetzen der Sprache gebildet sind, immer schwer und oft unmöglich, jedem besonderen Satze die seinem logischen Werte entsprechende Stellung zu geben. Fehlerhafte Stellungen der Sätze kommen daher noch häufiger vor, als fehlerhafte Wortstellungen, und auch bei guten Schriftstellern begegnen uns oft Stellungen der Sätze, welche anstößig sind.

§ 116.

Wie für die Stellung der Wörter in dem einfachen Satze und in den Satzverhältnissen, so gilt auch für die Glieder der in logischen Verhältnissen zusammengesetzten Sätze das Gesetz, daß dasjenige Glied, welches den größeren Wert hat und darum durch die Betonung hervorgehoben wird, demjenigen Gliede, welches geringeren logischen Wert und untergeordnete Betonung hat, nachfolgt (§ 77). Die Anwendung dieses Gesetzes hat bei der beiordnenden Verbindung der in einem Gegensatze oder in einem kausalen Verhältnisse zusammengesetzten Sätze keine Schwierigkeit; in diesen Sätzen ist mit dem richtigen Gebrauche der Konjunktionen auch die richtige Stellung der verbundenen Sätze gegeben. Wir haben in den in dieser Form zusammengesetzten Sätzen einen Hauptgedanken und einen untergeordneten Gedanken unterschieden (§ 105). Der Hauptgedanke und der untergeordnete Gedanke werden in der beiordnenden Verbindungsform durch Hauptsätze ausgedrückt, die als Vordersatz und Nachsatz verbunden werden, und der Hauptgedanke als derjenige Gedanke, welcher an sich den größeren logischen Wert hat, folgt gewöhnlich in dem Nachsatze dem untergeordneten Gedanken nach, z. B.

Die fremden Eroberer kommen und gehen, aber wir bleiben stehen. Schiller. — Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen. Ders. — Alles, was entsteht,

sucht sich Raum, und will Dauer, deswegen verdrängt es ein anderes. Goethe. — Genommen ist die Freiheit, nicht gegeben, drum thut es not, den Zaum ihr anzulegen. Schiller.

In dem kausalen Verhältnisse ist der Grund an sich der untergeordnete Gedanke und steht daher gewöhnlich, wie in den eben angeführten Beispielen, im Vordersatze. Sehr oft wird aber ein Grund, besonders ein logischer Grund, von dem Sprechenden mit besonderm Nachdruck hervorgehoben, und der Grund steht alsdann gewöhnlich, dem eigentlichen Hauptgedanken nachfolgend, in dem Nachsatze, z. B.

Des echten Künstlers Lehre schließt den Sinn auf; denn wo die Worte fehlen, spricht die That. Goethe. — Der Schauspieler muß den augenblicklichen Beifall hochschätzen; denn er erhält keinen andern Lohn: er muß zu glänzen suchen; denn deswegen steht er da. Ders. — Was du gerettet hast, ist deswegen nicht dein Eigentum; sonst wäre der Räuber, den sein Geiz ins Feuer jagt, so gut ein Held, als du. Lessing.

Weil die in kopulativer Form verbundenen Gedanken nicht unmittelbar mit einander in einem logischen Verhältnisse stehen (§ 99), kann man bei denselben nicht ebenso, wie bei dem Gegensatze und kausalen Verhältnisse, einen Hauptgedanken und einen untergeordneten Gedanken unterscheiden und nach dieser Unterscheidung die Stellung der verbundenen Sätze bezeichnen. Wenn die verbundenen Gedanken vollkommen gleichen logischen Wert haben, so ist die Stellung der Sätze oft willkürlich, z. B.

Unter dem umgeworfenen Tische lagen zertrümmerte Flaschen, der kostbarste Wein floß auf dem Boden, die Leuchter waren zerschlagen und die Lichter bis auf eine Wachskerze ausgelöscht.

Bei gleichem logischen Werte hängt jedoch die Stellung der Sätze oft von ihrem Inhalte, und insbesondere in der erzählenden und beschreibenden Darstellung von der Folge ab, in der sich in der ersteren die Begebenheiten in der Zeit, und in der letzteren die zu beschreibenden Gegenstände im Raume an einander reihen, z. B.

Er stellte das Bild in das rechte Licht, prüfte es mit leuchtenden Augen, ging näher und wieder zurück, begleitete aus der Ferne die Linien der Figuren mit einem Kennerfinger und sagte dann u. s. w. Tieck. — Er hatte auf dem Koburger Gymnasium einen guten Grund in den Sprachen gelegt, nachher in Leipzig sich der Rechtswissenschaft beflissen und zuletzt in Gießen promoviert. Goethe. — Die Erde bebt und schwankt, das Meer braust auf, die Schiffe schlagen zusammen, die Häuser stürzen ein, Kirchen und Türme darüber her, der königliche Palast wird zum Teil vom

Meere verschlungen, die geborstene Erde scheint Flammen zu speien. Goethe.

Bei ungleichem logischen Werte muß die Stellung der Sätze der aufsteigenden Betonung entsprechen, in der sich die Steigerung ihres logischen Wertes darstellt, und der Satz, welcher größeren logischen Wert hat, dem andern Satze nachfolgen, z. B.

Dieses Bild ist ein ziemlich modernes, vielleicht ist es ganz neu, gewiß nicht über zehn Jahre alt. Tieck. — Der schöne Fluß auf- und abwärts zog meine Blicke nach sich, und wenn auf dem Brückenkreuz der goldne Hahn im Sonnenschein glänzte, so war es mir immer eine freudige Empfindung. Goethe. — Der Rhythmus hat etwas Zauberisches; sogar macht er uns glauben, das Erhabene gehöre uns an. Ders. — Der Graf übte die strengste Uneigennützigkeit, selbst Gaben, die seiner Stelle gebührten, lehnte er ab. Ders.

Die Schönheit des Stiles fordert auch, daß man bei der Stellung der kopulativ verbundenen Sätze auf ihren Umfang achte, daß man Sätze von größerem Umfange denen von kleinerem Umfange nachfolgen lasse, und daß insbesondere bei einer größern Anzahl verbundener Sätze ein Satz von größerem Umfange den Schluß mache (s. § 123).

§ 117.

Nicht ebenso leicht wie die in beiordnender Form verbundenen Hauptsätze fügen sich die kausalen und konzessiven Adverbialsätze unter das allgemeine Gesetz, das die Stellung der Sätze von ihrem logischen Werte abhängig macht (§ 116). Diese Sätze haben schon als Nebensätze, und weil sie den in dem logischen Verhältnisse untergeordneten Gedanken ausdrücken, einen geringeren logischen Wert als die Hauptsätze, mit denen sie verbunden sind; sie haben aber, weil sie, wie die Hauptsätze, einen Gedanken des Sprechenden ausdrücken, einen größern logischen Wert, als andere Nebensätze, welche nur grammatisch mit dem Hauptsatze verbundene Begriffe ausdrücken: man läßt sie daher meistens nur nach einem dunklen Gefühle für die rhythmische Schönheit der Form, und ohne sich dabei eines Gesetzes klar bewußt zu sein, ihrem Hauptsatze bald vorangehen, bald nachfolgen. Wir haben gesehen, daß die kausalen und konzessiven Adverbialsätze zwar auch ein Urteil des Sprechenden ausdrücken, daß sie aber den Gedanken nicht nur als den in dem logischen Verhältnisse dem Hauptgedanken untergeordneten Gedanken, sondern zugleich als einen solchen darstellen, welcher nicht als ein dem Augenblicke der Rede angehöriges Urteil des Sprechenden hervorgehoben werden soll (§ 106):

die durch diese Nebensätze ausgedrückten Gedanken haben daher im allgemeinen einen verhältnismäßig geringen logischen Wert. Diese Nebensätze werden darum nicht immer in der Form eines Vordersatzes oder Nachsatzes mit ihrem Hauptsatze verbunden, sondern man läßt sie oft, wenn sie sehr geringen Wert und einen nicht großen Umfang haben, wie die nur in einem grammatischen Verhältnisse stehenden Adverbialsätze, in der Form eines Zwischensatzes dem Prädikate des Hauptsatzes vorangehen, z. B.

Er machte sich, weil die Regentin ihm anlag zu eilen, allein auf den Weg. Schiller. — Er hat das Bild, weil es nicht echt ist, auf die Seite geschafft. Tieck. — Ihr Anteil an der Staatsverwaltung hielt, wenn er auch nichts mehr, als bloßer Name war, die Gegenpartei im Zügel; ihre Mißbilligung machte, wenn sie auch nicht zum Herzen ging, die Faktion mutlos und unsicher. Schiller.

Weil jedoch diese Nebensätze immer einen Gedanken des Sprechenden ausdrücken, so läßt man sie gewöhnlich in der Form eines Vordersatzes dem Hauptsatze vorangehen, z. B.

Weil sich die Fürsten gütlich besprechen, wollen auch wir jetzt Worte des Friedens wechseln. Schiller. — Wenn es gleich diesen Truppen an Tapferkeit gebrach, so reizten sie doch durch einen glänzenden Aufputz die Augen. Ders.

Sehr oft wird aber der durch den Adverbialsatz ausgedrückte Gedanke als ein Urteil des Sprechenden mit Nachdruck hervorgehoben, und man läßt ihn besonders dann als den Gedanken von größerm logischen Werte dem Hauptsatze nachfolgen, z. B.

Er ist dir neidisch, weil du glücklich wohnst, ein freier Mann auf deinem eignen Erbe. Schiller. — Ich las die Bücher, weil sie von ihm kamen. Goethe. — Das Vergnügen ist kein Gut, weil es Fälle giebt, wo der Schmerz ein größeres Gut ist, und der Schmerz ist kein Übel, weil er zuweilen besser ist, als das Vergnügen. Wieland. — Heute würde es am wenigsten passen, den jungen Menschen einzuladen, da gerade der Mann mit uns speisen wird, von dem er beleidigt ward. Tieck. — Er hätte auch diesen gern als Schwiegersohn umarmt, weil er überzeugt sein konnte, daß der junge Mensch für sein Kunstvermächtnis die höchste Ehrerbietung hegen würde. Tieck. — Ich übernehme den Auftrag, ob ich gleich schon die Qual voraussehe, die ich von Lydiens Verzweiflung werde zu erdulden haben. Goethe. — Er hatte sich entschlossen, eine der ihm angebotenen Stellen anzunehmen, ob sie ihm gleich keineswegs gemäß war. Ders. — Wir sahen uns sel-

tener, weil unsere Eltern nicht zum besten mit einander standen. Ders. — Diese Texte hatte ich seit länger als einem Jahre mit eigner Hand abgeschrieben, weil ich durch diese Privatübungen von den Vorschriften des Schreibmeisters entbunden wurde. Ders. — Der Vater zeigte sich heiter, weil ihm alles gut gelungen war. Ders.

Hat aber der Nebensatz geringeren logischen Wert, so ist es nicht gut, denselben dem Hauptsatze nachfolgen zu lassen. Der Rhythmus wird dann schleppend, und man thut besser, den Nebensatz dem Hauptsatze voraufgehen zu lassen. So ist z. B. der folgende Satz nicht gut: „Die Kunstwerke seines Vaters wurden verkauft, da er keinen Sinn für diese hat" (Tieck). Der Nebensatz muß hier vorangestellt werden, weil sein logischer Wert weit geringer ist als der des Hauptsatzes.

Es kann jedoch auch einen Fall geben, bei welchem der kausale Nebensatz dem Hauptsatz nachfolgen muß und bei dem es anstößig wäre, den Nebensatz vorangehen zu lassen. Wenn nämlich nicht nur der Grund, sondern auch sein logisches Verhältnis zu dem Hauptgedanken mit besonderm Nachdrucke hervorgehoben wird, so fordert die Hervorhebung des logischen Verhältnisses, daß der Gedanke durch einen Nebensatz ausgedrückt werde (§ 107), und die Hervorhebung des Gedankens selbst fordert, daß der Nebensatz dem Hauptsatze nachfolge, z. B.

Das ganz Gemeine ist's, was immer wiederkehrt, und morgen gilt, weil's heute hat gegolten. Schiller. — Manch blutig Treffen wird um nichts gefochten, weil einen Sieg der junge Feldherr braucht. Ders. — Hier in Pilsen sollen sie uns schwören, weil man in Prag das Beispiel hat gegeben. Ders. — Ich nenne diese Ansichten Mode, weil ich mich nie, obgleich ich auch jung gewesen bin, habe überzeugen können, daß sie in der Natur gegründet sind. Tieck. — Der vornehme Anstand ist schwer nachzuahmen, weil er eigentlich negativ ist und eine lange anhaltende Übung voraussetzt. Goethe, Wilh. Meist. Lehrj.

Man giebt dem Adverbialsatze gewöhnlich diese Stellung, wenn der Hauptgedanke in einer Frage dargestellt und besonders das logische Verhältnis der Gedanken hervorgehoben wird, z. B.

Was stehen wir hier noch feindlich geschieden, da die Fürsten sich liebend umfassen? Schiller. — Warum noch länger abgesondert leben, da wir vereinigt jeder reicher werden? Warum ausschließend Eigentum besitzen, da die Herzen einig sind? Ders. — Sollt' ich's nun im Ernst erfüllen müssen, weil ich zu frei gescherzt mit dem Gedanken? Ich müßt' die That vollbringen, weil ich sie ge-

dacht? Ders. — Sollten wir nicht ebenso genau und ebenso geistreich zu Werke gehen, da wir eine Kunst treiben, die noch viel zarter als jede Art von Musik ist, da wir die gewöhnlichsten und seltensten Äußerungen der Menschheit geschmackvoll und ergetzend darzustellen berufen sind? Goethe, Wilh. Meist. Lehrj.

Es wird bei diesen Sätzen sogleich fühlbar, daß die Stellung des Adverbialsatzes der logischen Form des Gedankens vollkommen entspricht.

Ebenso giebt man den konzessiven Adverbialsätzen gewöhnlich diese Stellung, wenn der adversative Grund als ein möglicher mit Nachdruck hervorgehoben wird, z. B.

Ich will dich retten, kost' es tausend Leben. Schiller. — Wort muß ich halten, führ' 's, wohin es will. Ders. — Die Schwester bring' ich dir zurück, müßt' ich durch alle Länder sie und Meere suchen. Ders.

§ 118.

Weil der mögliche Grund — die Bedingung — seiner Natur nach nicht als ein wirkliches Urteil des Sprechenden gedacht wird, kann er nicht wohl durch einen Hauptsatz, sondern nur durch einen Nebensatz ausgedrückt werden (§ 106), und man läßt den konditionalen Nebensatz, weil er den in dem logischen Verhältnisse untergeordneten Gedanken ausdrückt, gewöhnlich dem Hauptsatze vorangehen oder giebt ihm, wenn er keinen großen Umfang hat, auch wohl die Stellung eines Zwischensatzes, z. B.

Wenn das Bild nicht von Raphaels Händen war, so war es wenigstens von einem vorzüglichen Meister. Tieck. — Wenn ich mich gegen sie verpflichten soll, so müssen sie's auch gegen mich. Schiller. — Sie folgten, wenn der Heerbann erging, dem Reichspanier. Ders. — In einer unscheinbaren Mappe kann sich, wenn sie nur etwa hundert gezeichnete Landschaften enthält, eine Strecke von tausend Meilen verbergen. Tieck. — Wenn wir hernach das Original in die Hände bekommen, so ist das Ihr Triumph und der Triumph der guten Sache zu gleicher Zeit. Spielhagen, Problematische Naturen.

Sehr oft wird aber die Bedingung mit besonderem Nachdrucke hervorgehoben, und die Hervorhebung giebt sich schon in der Betonung des konditionalen Nebensatzes zu erkennen: die logische Form des zusammengesetzten Satzes fordert alsdann, daß der Nebensatz als Nachsatz dem Hauptsatze nachfolge, z. B.

Die schottischen Völker drohen abzuziehen, wenn sie nicht heute

noch den Rückstand erhalten. Schiller. — Es war schon vieles gewonnen, wenn man auch nur den Schein zu erhalten wußte. Ders. — Seine Beamten haben nur dann auf Beistand zu rechnen, wenn sie ihr Amt verwalten. Ders. — Ich müßte zehn Jahre jünger oder Sie einige Jahre älter sein, wenn ich über einen so wichtigen Gegenstand mit Ihnen streiten sollte. Tieck. — Wir entsetzen uns, wenn wir von dem Drangsal lesen, das in Wüsten und Einöden fremder Himmelsstriche dem harmlosen Wanderer auflauert. Tieck. — Vollkommen glücklich waren wir nur, wenn wir recht rasen, mit den Füßen stampfen oder uns wohl gar vor Wut und Verzweiflung auf die Erde werfen durften. Goethe.

Insbesondere fordern die konditionalen Nebensätze immer diese Stellung, wenn in einer Frage oder in einem Ausrufe die Bedingung hervorgehoben wird, z. B.

Wer soll Euch pflegen, wenn Ihr krank und elend werdet? Schiller. — Welch Dasein hätte mir aufgehen können, welch Glück mir und andern, wenn nicht ein böser Geist meine Augen verblendete! Tieck.

Ebenso läßt man gewöhnlich den konditionalen Nebensatz dem Hauptsatze nachfolgen, wenn er nicht eigentlich eine Bedingung, sondern das Subjekt des Hauptsatzes oder ein Objekt des Prädikats ausdrückt und dieses hervorgehoben wird, z. B.

Noch unangenehmer war es, wenn in der letzten Epoche Regen einfiel. Goethe. — Es ist, wenn auch verzeihlich, doch abgeschmackt, wenn bloß des frommen Gegenstandes wegen ein elendes Bild den gläubigen Beschauer entzückt. Tieck. — Alles Essen wird auf Bildern langweilig; aber ein anderes ist es, wenn sie den kleinen Moses aus dem Wasser ziehen und die Prinzessin dabei steht in ihrem reichen Schmuck. Tieck. — Ich glaube, es kann mir kein Vorwurf sein, wenn man mich an mehreren Orten als in Kamenz kennt. Lessing. — Wir geraten in Bewunderung, wenn wir an einem Menschen gute Eigenschaften gewahr werden, die unsere Meinung von ihm und von der ganzen menschlichen Natur übertreffen. Ders.

Wenn aber die Bedingung auf keine Weise hervorgehoben wird, so ist es immer anstößig, den konditionalen Nebensatz mit untergeordneter Betonung dem Hauptsatze nachfolgen zu lassen, z. B.

Es muß ihr ja gleich viel sein, ob ich hier oder da mein Glück finde, wenn sie mir es wirklich gönnt, wie ich es gewiß glaube. Lessing. — Es ist Zeit, daß ich meinen Brief schließe, wenn er noch auf der Post soll angenommen werden. Ders. — Ich glaube,

daß auch Göttingen an Gelehrten keinen Mangel hat, und daß ein Mensch, wie ich bin, auch da aus einem großen Haufen hervorzudringen hat, wenn er will bekannt werden. Ders.

Die fehlerhafte Stellung des Nebensatzes giebt sich in diesen Beispielen in dem Mangel einer schönen rhythmischen Form zu erkennen, und diese wird sogleich gefälliger, wenn man dem Nebensatze die Stellung eines Vordersatzes oder Zwischensatzes giebt, z. B. „Wenn sie mir mein Glück gönnt, so muß es ihr ja gleich sein u. s. w.“ oder „Es muß ihr, wenn sie mir mein Glück gönnt, ja gleich sein u. s. w.“ Es ist insbesondere sehr anstößig, wenn dem Hauptsatze ein konditionaler Nebensatz von geringem logischen Werte nachfolgt, der einen großen Umfang hat, z. B.

Seine Leidenschaft für Malerei war so groß, daß er auf jeden Fall seines Freundes Bilder für eine sehr große Summe würde gekauft haben, wenn ihn nicht der Erwerb eines ansehnlichen Gutes und großen Gartens, die er seiner Tochter hinterlassen wollte, gehindert und ihm jetzt jede Auslage, vorzüglich aber eine so bedeutende, unmöglich gemacht hätte. Tieck.

Die Hervorhebung des logischen Verhältnisses wird bei den konditionalen und auch bei den konzessiven Nebensätzen in der deutschen Sprache auf eine ihr eigentümliche Weise dadurch bezeichnet, daß man dem Nebensatze die Form eines Fragesatzes giebt (§ 107). Man läßt in diesem Falle den Nebensatz immer dem Hauptsatze vorangehen, z. B.

Ist sie begeistert und von Gott gesandt, wird sie den König zu entdecken wissen. Schiller. — Und könnt' er selbst es auch ertragen, so zu sinken, ich trüg's nicht, so gesunken ihn zu sehen. Derselbe.

Es ist immer anstößig, wenn man dieser Form der konditionalen und konzessiven Nebensätze die Stellung des Nachsatzes oder eines Zwischensatzes giebt, z. B.

Die Klage über die Abnahme der Kirchlichkeit ist unnütz, weil jede Form, wie köstlich auch immer ihr Inhalt sei, hat sie einmal ihre Zeit überlebt, so wenig als der Leichnam des Menschen wieder erweckt werden kann. — Man verschwendet den Namen des Weisen an den Reichen, dessen Hand voll ist, selbst wenn er unwissend und dumm ist, indessen derjenige, der nichts zu geben hat, mit dem Namen des Narren verunglimpft wird, wäre er auch der allerweiseste.

§ 119.

Es ist vorzüglich die rhythmische Form der in einem logischen Verhältnisse zusammengesetzten Sätze, was die logische Form der Gedanken leicht verständlich und die Darstellung zugleich wohlgefällig macht. Der organisch vollkommene Bau der Sätze giebt sich vorzüglich durch die Schönheit der rhythmischen Form zu erkennen, und auch denjenigen, welche nicht im stande sind, die Form und die Stellung der verbundenen Sätze auf klar erkannte Gesetze zurückzuführen, sagt schon ihr Gefühl für die rhythmische Schönheit der Rede, ob der Bau der Sätze diesen Gesetzen entspricht. Weil sich aber dieses Gefühl bei vielen nur unvollkommen entwickelt oder auch unnatürlich ausgebildet hat, ist es besonders in Bezug auf die in einem logischen Verhältnisse zusammengesetzten Sätze eine unerläßliche Aufgabe der Stilistik, die Bedingungen einer rhythmisch schönen Form näher zu bezeichnen.

Die rhythmische Form der in einem logischen Verhältnisse zusammengesetzten Sätze hängt zunächst und vorzüglich ab von der Form der Verbindung und von der Stellung der verbundenen Sätze. Aber oft entspricht die Verbindungsform und auch die Stellung der Sätze vollkommen der logischen Form der Gedanken, und doch mangelt dem Satze eine rhythmisch schöne Form. Diese hängt nämlich auch ab von der grammatischen Form der verbundenen Sätze, von ihrem Umfange, von ihrer Anzahl, und besonders von dem Verhältnisse der Gliederpausen.

§ 120.

Die Gliederpausen der zusammengesetzten Sätze sind mit den Tonverhältnissen der Sätze gegeben, und sie drücken in Verbindung mit diesen in der lebendigen Rede die logische Form der Gedanken aus. Sie finden immer, aber auch nur dann statt, wenn in einem Satze Gedanken oder auch in der Form eines Gedankens ausgedrückte Begriffe mit einander verbunden werden; und sehr oft werden Formen, die man für Ausdrücke von Begriffen nehmen könnte, nur an den Gliederpausen als verkürzte Sätze erkannt (§ 71). Die Gliederpausen sind desto größer, je mehr der logische Wert der verbundenen Gedanken durch die Betonung der Sätze hervorgehoben wird. Man bezeichnet in der Schriftsprache die Größe der Gliederpausen durch die Interpunktionszeichen, und man kann nach denselben drei Gliederpausen unterscheiden: eine kleine, die durch das Komma, eine größere, die durch das Semikolon, und die größte, die durch das Kolon bezeichnet wird. Im allgemeinen gehört die durch das Komma bezeichnete Gliederpause den nur in einem grammatischen Verhältnisse

verbundenen Sätzen und denjenigen kopulativ oder kausal verbundenen Sätzen an, welche geringeren logischen Wert haben; die kopulativ verbundenen Sätze von größerem logischen Werte, namentlich die in einem Gegensatze oder kausalen Verhältnisse verbundenen Hauptsätze haben gewöhnlich die durch das Semikolon bezeichnete Gliederpause, und die durch das Kolon bezeichnete ist eigentlich die Gliederpause der aus zwei logischen Verhältnissen der Gedanken zusammengesetzten Periode. So hat jede besondere Gliederpause gleichsam ein besonderes Gebiet von Sätzen, und die Gliederpausen und ihre Gebiete sind einander gleichsam hierarchisch untergeordnet. Die hebräische Grammatik bezeichnet diese hierarchische Unterordnung dadurch, daß sie die Schriftzeichen der kleinsten Pause Knechte (servi), die der größeren Pausen Grafen (comites), Herzöge (duces) und Könige (reges), und die der größten Pause Kaiser (imperatores) nennt. Es kann eine große Mannigfaltigkeit von Sätzen, die mit einander in einem logischen oder nur in einem grammatischen Verhältnisse stehen, in einem zusammengesetzten Satze verbunden werden, und wenn ein solcher Satz in einer organisch vollkommnen Gliederung ausgebildet ist, so stellt sich immer diese hierarchische Unterordnung der besondern Gliederpausen und ihrer Gebiete dar. Es können nämlich viele Gliederpausen des Komma unter dem Gebiete des Semikolons, aber nicht wohl mehr als zwei Gliederpausen des Semikolons unter dem Gebiete des Kolons begriffen werden. Nur wenn Sätze von größerem logischen Werte kopulativ verbunden werden, können mehr als zwei Pausen des Semikolons unter dem Gebiete des Kolons, oder auch von ihm unabhängig, stattfinden. Der zusammengesetzte Satz kann nicht wohl mehr als ein Kolon haben. Diese organische Unterordnung der Gliederpausen wird anschaulich in folgender Periode:

> Was aus dieser Welt selbst hervorgeht, das vermag nicht sich weiter zu fördern, das bewegt sich immer nur im alten Kreise; ich kann mich dessen nicht erfreuen, es täuscht mich mit leerer Erwartung jeder günstige Schein: doch wo ich einen Funken des verborgenen Feuers sehe, das früh oder spät das Alte verzehren und die Welt erneuen wird, da fühl' ich mich in Lieb' und Hoffnung hingezogen, wie zu dem geliebten Zeichen der fernen Heimat. Schleiermacher.

Je vollkommener sich in dem zusammengesetzten Satze die Unterordnung der Gliederpausen in einer bestimmten Geschiedenheit ihrer besondern Gebiete darstellt, desto schöner ist die rhythmische Form des ganzen Satzes. Die rhythmische Form ist immer anstößig, wenn mehrere logische Verhältnisse der Gedanken in einen Satz auf eine solche Weise aufgenommen werden, daß die ihnen entsprechenden Gliederpausen des

Semikolons nicht der einen Gliederpause des Kolons untergeordnet sind. Die rhythmische Form des vielfach zusammengesetzten Satzes entwickelt sich, wie wir weiter unten sehen werden, in ihrer höchsten Vollendung in der zusammengesetzten Periode, wo, wie in dem eben angeführten Beispiele, der durch das Kolon bezeichneten Hauptpause eine oder auch zwei Gliederpausen des Semikolons und jeder von diesen wieder Pausen des Komma untergeordnet sind. Sehr oft giebt sich eine fehlerhafte Bildung des zusammengesetzten Satzes vor einer näheren Prüfung schon dadurch zu erkennen, daß es schwer oder ganz unmöglich ist, die Interpunktionszeichen nach dem eben bezeichneten Gesetze einander unterzuordnen.

Es ergiebt sich aus dieser Betrachtung, daß man bei der Bildung der zusammengesetzten Sätze in Bezug auf die Schönheit der rhythmischen Form ein besonderes Augenmerk auf die Verhältnisse der Gliederpausen richten muß. Wir sehen zugleich, daß der Schriftsteller auch darauf achten soll, daß die Gliederpausen orthographisch genau bezeichnet und unterschieden werden; und es ist sehr zu tadeln, wenn Schriftsteller sich der Sorgfalt für den richtigen Gebrauch der Interpunktionszeichen überheben und sie als Pedanterei betrachten. Da die Betonung der Sätze, in der sich in der lebendigen Rede zunächst die logische Form der Gedanken darstellt, in der Schriftsprache nicht bezeichnet wird, so soll man vorzüglich auf den richtigen Gebrauch der Interpunktionszeichen achten, durch die dem Leser die Betonung der Sätze und mit dieser die logische Form der Gedanken angedeutet wird.

Im allgemeinen haben die nur in einem grammatischen Verhältnisse verbundenen Sätze kleinere Gliederpausen und fordern das Komma. Die in einem logischen Verhältnisse verbundenen Sätze hingegen haben im allgemeinen größere Gliederpausen und fordern das Semikolon oder das Kolon: nur wenn das logische Verhältnis der Gedanken durch die unterordnende Verbindung dargestellt wird (§ 106, 107), werden die Sätze auch durch kleinere Gliederpausen geschieden, die durch das Komma bezeichnet werden.

§ 121.

Wenn in dem zusammengesetzten Satze nur zwei Gedanken in einem logischen Verhältnisse mit einander verbunden werden und die Sätze als Vordersatz und Nachsatz geschieden sind, so fügen sie sich leicht in eine schöne rhythmische Form, wenn nur das, was oben (§ 116, 117) über die Stellung der in einem logischen Verhältnisse verbundenen Sätze gesagt worden ist, in Anwendung gebracht wird. Der ganze Satz

bewegt sich dann in einem aufsteigenden Tonverhältnisse, weil auf dem Nachsatze der Hauptton liegt. Nur wenn bei der unterordnenden Verbindung der Nebensatz den untergeordneten logischen Wert hat und mit untergeordneter Betonung dem Hauptsatze nachfolgt, wird der Rhythmus des ganzen Satzes fehlerhaft, wie in den oben angeführten Beispielen. Man vergleiche in dieser Beziehung z. B. die Sätze „Es ist billig, daß wir durch Fleiß und Anstrengung die Mittel erwerben, unsere Bedürfnisse zu befriedigen, da wir doch einmal nicht ganz Geist sind“ „In rhetorischen Dingen, Chrien und dergleichen that es mir niemand zuvor, obgleich ich wegen Sprachfehlern oft hintanstehen mußte“ und: „Da wir doch einmal nicht ganz Geist sind, so ist es billig, daß wir u. s. w.“ „Obgleich ich wegen Sprachfehlern oft hintanstehen mußte, so that es mir doch niemand in rhetorischen Dingen zuvor“.

Die in beiordnender Form zusammengesetzten Sätze haben größere Gliederpausen und eine schönere rhythmische Form als die in unterordnender Form zusammengesetzten Sätze. Man vergleiche in dieser Beziehung z. B. die Sätze „Das schwere Herz wird nicht durch Worte leicht; doch können Worte uns zu Thaten führen“ „Du beugtest dich; drum hat er dich erhoben“ und: „Wenn auch das schwere Herz nicht durch Worte leichter wird, so können doch Worte uns zu Thaten führen“ „Weil du dich beugtest, hat er dich erhoben“. Es ist darum auch in Bezug auf den Rhythmus nicht gleichgiltig, ob man die Sätze in der einen oder in der andern Form verbinde (§ 106). Wenn der Nebensatz als Zwischensatz innerhalb des Hauptsatzes steht, z. B. „Worte können, wenn auch durch sie das schwere Herz nicht leicht wird, uns doch zu Thaten führen“, ist die rhythmische Form weniger schön, als wenn der Nebensatz dem Hauptsatze vorangeht; und man soll dem Nebensatze nur dann die Stellung eines Zwischensatzes geben, wenn er einen geringen logischen Wert und zugleich einen geringen Umfang hat.

§ 122.

Wenn in den in kopulativer Form zusammengesetzten Sätzen das logische Verhältnis, in dem die verbundenen Gedanken zu einem dritten Gedanken stehen, nicht in gleichem Maße hervorgehoben wird, so haben die Sätze nicht gleichen logischen Wert (§ 105): sie fügen sich alsdann, wenn man ihnen nur die ihrem Werte entsprechende Stellung giebt (§ 116), leicht mit aufsteigender Betonung und einer größeren Gliederpause in eine rhythmisch schöne Form, und auch eine

größere Anzahl kopulativ verbundener Sätze bildet in diesem Falle einen tadellosen Rhythmus, z. B.

Verrat und Argwohn lauscht in allen Ecken; bis in das Innerste der Häuser dringen die Boten der Gewalt; bald thut es not, wir hätten Schloß und Riegel an den Thüren. Schiller. — Schwert traf auf Schwert; zum Schlachtfeld ward die Stadt; ja, diese Hallen selbst bespritzte Blut. Ders. — Geschlagen sind wir in zwei großen Schlachten; mitten in Frankreich steht der Feind; verloren sind alle Länder bis an die Loire. Ders.

Auch wenn die verbundenen Sätze gleichen logischen Wert haben, aber der logische Wert jedes einzelnen Satzes hervorgehoben wird, werden die Sätze durch größere Gliederpausen geschieden; jeder einzelne Satz wird durch den Ton hervorgehoben und bildet für sich gewissermaßen eine rhythmisch abgeschlossene Einheit, und die rhythmische Form des ganzen Satzes ist nicht anstößig, z. B.

Der Abbé wäre fähig, wegen einer Grille die Menschen in Not zu lassen; der Arzt möchte gern alles ins Gleiche bringen; Jarnot hat kein Gemüt. Goethe. — Karl hatte Egmont zum Ritter des goldenen Vließes geschlagen; die Kriege dieses Kaisers waren die Schule seines künftigen Ruhmes, und die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen machten ihn zum Helden seines Jahrhunderts. Schiller.

Aber kopulativ verbundene Sätze, welche gleichen und zugleich geringen logischen Wert haben, widerstreben immer mehr oder weniger einer schönen rhythmischen Form. Ihnen fehlen die bei dem zusammengesetzten Satze wesentlichen Bedingungen eines schönen Rhythmus, eine aufsteigende Betonung und größere Gliederpausen. Wie in dem einfachen Satze die Zusammenstellung schwachtoniger Wörter, so und noch mehr macht die Zusammenstellung schwachtoniger Sätze auf unser rhythmisches Gefühl einen unangenehmen Eindruck, und der Rhythmus ist um so anstößiger, je größer die Anzahl der verbundenen Sätze ist z. B.

Es läutete zur Kirche, die Bedienten brachten Mäntel und Bücher. Tieck. — Er ließ ihre Hand los, und ihr Schweigen schien ihn erstarren zu machen. Er stampfte mit dem Fuß und preßte die Hand an die Stirne. Alexander Freiherr von Ungern-Sternberg, Diana. — Der Graf lag im Lehnsessel und schien mit dem Tode zu kämpfen. Seine Stirn war kalt, seine Brust hob sich krampfhaft, seine Augen waren geschlossen. Judith nahm die Flinte von der Wand. Ebenda. — Der General erhob sich, allein seine Kraft war gebrochen, er sank in den Stuhl zurück.

Eine erneuerte Anstrengung brachte ihn endlich in die Höhe. Er warf einen langen, glühenden Blick auf seine Peinigerin, aber dieser Blick wurde von ihr nicht allein ertragen, sondern mit Strenge, Kälte und gebietendem Hohn erwidert. Zum ersten Mal standen sich zwei gleichheftige energische Naturen gegenüber. Es war ein Kampf auf Leben und Tod. Judith siegte. Ebenda.

Vergleicht man solche Sätze mit Sätzen, die in einem kausalen Verhältnisse oder in einem Gegensatze zusammengesetzt sind, so wird es sogleich fühlbar, daß ihre rhythmische Form nicht ebenso wohlgefällig ist. Auch offenbart sich bei den Schriftstellern überall ein aus diesem Gefühle hervorgehendes Streben, Anhäufungen schwachtoniger Sätze in kopulativer Verbindung zu vermeiden. Diese drängen sich am häufigsten, wie in den eben angeführten Beispielen, in der erzählenden und beschreibenden Darstellung auf, und man drückt besonders in solchen Fällen gern das, was man nur berichten will, nicht durch Hauptsätze, sondern durch Nebensätze, und besonders, in der Form eines Attributes, durch Adjektivsätze aus, z. B.

Unterdessen ritt die bürgerliche Kavallerie in mehreren Abteilungen zu verschiedenen Thoren hinaus, fand an einer gewissen Stelle einige Reiter oder Husaren der zum Geleite berechtigten Reichsstände, die nebst ihren Anführern wohl empfangen und bewirtet wurden; man zögerte bis gegen Abend und ritt alsdann, kaum von der wartenden Menge gesehen, zur Stadt herein, da denn mancher bürgerliche Ritter weder sein Pferd, noch sich selbst auf dem Pferde zu erhalten vermochte. Goethe. — Der Fremde, der alles zu verstehen schien, verneigte sich anständig; seine Lippen zitterten, er schien noch etwas sagen zu wollen, aber plötzlich wendete er sich schweigend um und folgte der Magd, die ihm nach dem Hintergebäude leuchtete Tieck. — Nun breitete sich wieder das ebene Land aus, und die Reisenden erreichten auch ohne alle Unfälle die nächste Post, wo sie in dem kleinen Städtchen den neuen Wagen schon vor dem Gasthofe halten sahen. Tieck.

Dadurch werden die kopulativ verbundenen Hauptsätze auf eine geringere Anzahl zurückgeführt; auch wird das Tonverhältnis des ganzen Satzes oft durch Hervorhebung des Nebensatzes verbessert, aber im allgemeinen entspricht diese Form der Sätze nicht ihrem Inhalte und ist darum meist anstößig (§ 98).

Kopulativ verbundene Nebensätze fügen sich nur dann in eine schöne rhythmische Form, wenn ihr logischer Wert hervorgehoben wird und sie in aufsteigender Betonung dem Hauptsatze nachfolgen oder auch vorangehen, z. B.

Man sieht daraus, wie kein Mensch dem andern mehr traut, wie man auf der Landstraße nicht mehr sicher ist, wie die Konfusion immer mehr um sich greift und alles ganz anders aussieht, als vor zwanzig oder dreißig Jahren. Tieck. — Da setzen sie sich denn selbst ein Gespenst zusammen, das sie Geschmack oder Bildung betiteln, dem sie ihren Zeitvertreib zum Opfer bringen, und an das sie doch selbst in vielen Stunden nicht glauben. Tieck. — Wie diese Menschen mit sich selbst völlig unbekannt sind, wie sie ihr Geschäft ohne Nachdenken treiben, wie ihre Anforderungen ohne Grenzen sind, davon hat man keinen Begriff. Goethe.

Eine Zusammenziehung der Nebensätze findet in dem hier bezeichneten Falle nicht wohl statt (§ 113). Wenn in dieser Weise, wie in den eben angeführten Beispielen, mehr als zwei Nebensätze verbunden werden, so läßt man gern die kopulativen Konjunktionen aus, wiederholt aber bei jedem Nebensatze das Relativum, welches die grammatische Beziehung ausdrückt: alles dies giebt den einzelnen Nebensätzen eine vollere Betonung und zugleich größere Gliederpausen und dem ganzen Satze einen schöneren Rhythmus.

Der Mangel einer schönen rhythmischen Form, der überhaupt den kopulativ verbundenen Sätzen von geringem logischen Werte mehr oder weniger anklebt, kann nur verbessert werden durch die Zusammenziehung der Sätze. Wir haben gesehen, daß die Zusammenziehung überhaupt nur bei Sätzen von gleichem und geringem logischen Werte stattfinden soll und vorzüglich für die kopulative Verbindung geeignet ist (§ 113). Zwei oder mehr Sätze nehmen, indem sie zusammengezogen werden, die rhythmische Form eines Satzes an, und je größer die Anzahl der kopulativ verbundenen Sätze ist, desto größer ist die Wirkung der Zusammenziehung auf die rhythmische Form des zusammengesetzten Satzes. Insbesondere soll man bei Anhäufungen kopulativ verbundener Nebensätze von geringem Werte darauf achten, den Rhythmus, so viel es nur geschehen kann, durch die Zusammenziehung zu verbessern. Da aber die Zusammenziehung durch die grammatische Form der Sätze bedingt ist, so muß man besonders bei der kopulativen Verbindung auch darauf achten, daß man den Sätzen auf eine nicht erkünstelte Weise gleichartige grammatische Formen gebe (§ 112) und dadurch eine Zusammenziehung möglich mache, z. B.

Hierauf ließen es die Gottesfürchtigen nicht an Betrachtungen, die Philosophen nicht an Trostgründen, an Strafpredigten die Geistlichkeit nicht fehlen. Goethe. — Man suchte durch Vorstellungen die Gerechtigkeit, die Billigkeit durch Bitten, durch Einfluß die Neigung zu gewinnen. Goethe.

Wenn jedoch die zu verbindenden Sätze größeren logischen Wert haben, so wird die Hervorhebung oft gerade dadurch auf nachdrückliche Weise bezeichnet, daß die Sätze ohne Konjunktion und in solchen grammatischen Formen verbunden werden, welche keine Zusammenziehung zulassen, und die rhythmische Form ist alsdann auch bei einer größeren Anzahl kopulativ verbundener Sätze wohlgefällig, z. B.

Die Erde bebt und schwankt, das Meer braust auf, die Schiffe schlagen zusammen, die Häuser stürzen ein, Kirchen und Türme fallen darüber her, der königliche Palast wird vom Meere verschlungen, die geborstene Erde scheint Flammen zu speien. Goethe.

Weil bei der asyndetischen Verbindung die in einer Reihe zusammengestellten Glieder des Satzes immer durch den Ton hervorgehoben werden (§ 114), so verträgt sich diese Form der Verbindung, auch bei einer größeren Anzahl der in einer Reihe verbundenen Glieder, leicht mit der Schönheit der rhythmischen Form, z. B.

Was ist wohl geschehen, erfunden, eingerichtet, gedacht, was die neuere Welt nicht dieser Nation zu verdanken hätte? Tieck. — Am gehässigsten ist die Tochter des Hauses, ohne Grundsätze, eitel, kokett, allem Guten, vorzüglich allen deutschen Gesinnungen abhold. Tieck.

Wenn jedoch eine zu große Anzahl von Gliedern in einer Reihe asyndetisch verbunden wird, so wird die fortlaufende Gleichheit des Tones und der Gliederpausen ermüdend und der Rhythmus anstößig, z. B.

In unsern Tagesblättern sind auf wenigen Seiten die Weltgeschichte, die Gelehrsamkeit, Satire, Epigramm, Stadtklatscherei, Rezension, Theater, Anekdote, Wetterbeobachtung, Rätsel, Liberalismus, Winke für Regenten, Philosophie, Charaden und Gedichte obenein ausgeschüttet. Tieck.

Nicht anstößig sind solche Anhäufungen, wenn die in der Reihe nachfolgenden Glieder einen größeren logischen Wert oder auch nur einen größeren Umfang haben, und daher durch den Ton und größere Gliederpausen mehr hervorgehoben werden, als die vorangehenden Glieder, z. B.

Mein Vater war ein heiterer, klarer, thätiger, wackerer Mann, ein zärtlicher Vater, ein redlicher Freund, ein trefflicher Wirt. Goethe. — Werner behauptete, sein Freund sei größer, stärker, gerader, in seinem Wesen gebildeter, in seinem Betragen angenehmer geworden. Goethe.

Die in einer größeren Anzahl asyndetisch verbundenen Glieder bilden namentlich eine schöne rhythmische Form, wenn man sie nach Ver-

wandtschaft der Begriffe in Gruppen teilt, die durch größere Glieder-pausen geschieden sind, z. B.

Ihrem Gedächtnisse waren Tag und Stunde, Platz und Name gegenwärtig. Goethe. — Stürzend und fallend, hungrig, dürstend und erfroren bin ich nun in der Nähe des goldnen Schwans. Tieck. — Der Ackerbau und die Viehzucht, die Jagd und die Fischerei bereicherten den Landmann. Schiller. — Bei Homer ist noch alles Natur: Gesang und Sitten, Götter und Helden, Laster und Tugenden, Inhalt und Sprache. Herder. — An Gestalt war er gut gebildet, schlank und von ziemlicher Größe, sein Gesicht pockennarbig und unscheinbar, seine blauen Augen heiter und durchdringend. Goethe.

Besonders wird die Zusammenziehung einer großen Anzahl kopulativ verbundener Nebensätze leicht durch die fortlaufende Gleichheit des Tones anstößig, und man vermeidet dieses, wenn man nur diejenigen Nebensätze zusammenzieht, welche nach ihrem Inhalte mit einander näher verwandt sind, z. B.

Wenn du deine Eitelkeit abgelegt hast, wenn du nützliche Kenntnisse eingesammelt, deine Einbildungskraft belebt und dein Herz veredelt hast, wenn du zum Jünglinge gereift bist, dann kehre bescheiden in die Welt zurück, die dich gern aufnehmen und dir Liebe und Beifall schenken wird. Jakobs. — Welcher weise und gute Mann wird eine Meinung, die den Menschen veredelt, die ihn über sich selbst erhebt, und zu allem, was schön und groß ist, begeistert, als einen thörichten Wahn dem Spotte der Narren preisgeben? Wieland. — Ein Gottesdienst, der nur die Sinne beschäftigt und unterhält, der durch Kunst und Pracht, durch Pomp und Geräusch blendet oder betäubt, der in leeren Gebräuchen und Zeremonien besteht und dem Verstande nichts zu denken und dem Herzen nichts Wahres, nichts Edles und Großes zu empfinden giebt: der kann keinen höhern Wert haben, als jedes andere Schauspiel, das die Augen des großen Haufens an sich zieht und ihm Zerstreuung und Belustigung gewährt. Zollikofer.

§ 123.

Die Schönheit der rhythmischen Form hängt endlich bei dem zusammengesetzten Satze auch von dem Umfange der verbundenen Sätze ab. Wir haben schon bemerkt, daß sich überhaupt der größere oder geringere logische Wert der Begriffe und Gedanken auch in dem größeren oder geringeren Umfange ihres Ausdruckes darstellt (§ 85), und es ist vorzüglich bei den in einem logischen Verhältnisse zusammengesetzten

Sätzen darauf zu achten, daß nicht nur die Stellung, sondern auch der Umfang der verbundenen Sätze dem logischen Werte der Gedanken entspreche. Die Tonverhältnisse, die vorzüglich bei dieser Art von Sätzen ein wesentliches Stück der Darstellung sind, stehen mit dem Umfange der Sätze in inniger Verbindung; diese fordert darum in Bezug auf die Schönheit des Rhythmus eine sorgfältige Beachtung.

Die in einem kausalen oder in einem adversativen Verhältnisse zusammengesetzten Sätze bestehen immer aus nicht mehr als zwei Gliedern (§ 105), die meistens mit einander als Vordersatz und Nachsatz verbunden sind. Die Schönheit des Rhythmus fordert nun, daß der Umfang des Nachsatzes mit dem Umfange des Vordersatzes in einem gewissen Ebenmaße stehe. Weil jedoch die freie Bewegung der Gedanken nicht gestattet, an die Sätze einen mathematischen Maßstab anzulegen, so ist dies nicht so zu verstehen, als müßten Vordersatz und Nachsatz immer ganz gleichen Umfang haben. Nur ein auffallendes Mißverhältnis soll man vermeiden, und es giebt dem Satze sogar einen schöneren Rhythmus, wenn der Nachsatz, der gewöhnlich größeren logischen Wert hat und darum durch den Ton hervorgehoben wird, auch einen größeren Umfang hat. Cicero sagt: Aut paria esse debent posteriora superioribus, extrema primis, aut quod etiam est melius et jucundius, longiora.[1]) Der größere Umfang des Nachsatzes, verbunden mit einer größeren Fülle der Betonung, trägt sehr zur Würde des Stiles bei und ist insbesondere eine wesentliche Bedingung des pathetischen Rhythmus (§ 88). Es ist jedoch zu bemerken, daß die alten Rhetoriker bei der Bildung des zusammengesetzten Satzes ihr Augenmerk mehr auf den nur phonetisch schönen Rhythmus des Satzes richteten, als auf die logische Form des Gedankens, und sehr oft ein schönes Ebenmaß der Sätze auf Kosten der logischen Form bildeten. Sie achteten schon darum vorzüglich auf phonetischen Rhythmus, weil die Reden zum öffentlichen Vortrage bestimmt waren und meistens mehr die Wirkung auf die Gemüter als die Wirkung auf den Verstand berechnet wurde. Der Stil der Alten kann darum nicht unbedingt als Muster für den deutschen Stil gelten, und es ist sehr zu tadeln, wenn man, um nur dem zusammengesetzten Satze einen phonetisch schönen Rhythmus zu geben, den Umfang eines besondern Gliedes durch müßige Attribute oder müßige Bestimmungen des Prädikates erweitert oder einfache Begriffe von geringem logischen Werte durch Phrasen oder Nebensätze ausdrückt. Durch solche müßige Zusätze wird ein Hauptgesetz der Sprache verletzt, das Jacob Grimm in seiner Geschichte der deutschen

[1]) De oratore L. III. c. 48.

Sprache (2. Aufl., S. 598) in die Worte faßt: „Die Sprache ist ihrem innersten Wesen nach haushältig und zieht, was sie mit geringen Mitteln erreichen kann, jederzeit größerm Aufwande vor."

Die stilistischen Vorschriften für den Umfang der Sätze lassen sich auf ein allgemeines Gesetz zurückführen: in dem einfachen Satze soll der Umfang seiner Glieder dem logischen Werte der Begriffe, und in dem zusammengesetzten Satze der Umfang der verbundenen Sätze dem logischen Werte der Gedanken entsprechen. Wir haben eben gesehen, wie dieses Gesetz bei den in Vordersatz und Nachsatz geschiedenen Sätzen seine Anwendung findet, und wir werden darauf bei der Betrachtung der Periode noch einmal zurückkommen.

Bei den in kopulativer Form zusammengesetzten Sätzen fordert die Schönheit des Rhythmus, daß der nachfolgende Satz, wie durch den Ton, so auch durch einen größeren Umfang hervorgehoben werde, und daß insbesondere bei einer größeren Anzahl von Sätzen der ans Ende gestellte Satz, auch wenn sein logischer Wert nicht besonders hervorgehoben wird, einen größeren Umfang habe, z. B.

> Eduard ward rot, und er wußte nicht, was er antworten sollte. Tieck. — Sein Mißmut nahm zu, sein Widerstand entschied sich, und es brauchte große Bemühungen von unserer Seite, ihn nach des Grafen Wünschen zu lenken. Goethe. — Die Frauen saßen dort, um zu nähen und zu stricken, die Köchin las ihren Salat, die Nachbarinnen besprachen sich von daher miteinander, und die Straßen gewannen dadurch in der guten Jahreszeit ein südliches Ansehen. Ders. — Der Gerichtshalter kam, die Papiere wurden vorgelegt, und Werner fand die Vorschläge billig. Ders. — Er wollte nichts, er begehrte nichts, er strebte nur, mir etwas zu entdecken, das ich leider nicht erfuhr. Ders. — Der Gemahl kommt unvermutet zurück, tritt in sein Zimmer, glaubt sich selbst zu sehen und fällt von der Zeit an in eine Melancholie, in der er die Überzeugung nährt, daß er bald sterben werde. Ders.

Dasselbe gilt von den durch Zusammenziehung in einer Reihe verbundenen Ausdrücken von Begriffen (§ 122), z. B.

> Er besaß alles, was die Art der Weisheit, die er ausübte, verführerisch machen konnte: eine edle Gestalt, eine einnehmende Gesichtsbildung, einen angenehmen Ton der Stimme, einen behenden und geschmeidigen Witz, eine Beredsamkeit, die desto mehr gefiel, weil sie mehr ein Geschenk der Natur, als eine durch Fleiß erworbene Kunst zu sein schien. Wieland. — Nun wird durch die neue Ordnung, durch einen bequemen Raum und noch mehr

durch die Bekanntschaft eines geschickten Künstlers die Liebhaberei wieder aufgefrischt und belebt. Goethe.

Wenn ein Satz von geringem Umfange den Schluß macht, so wird die rhythmische Form des zusammengesetzten Satzes fehlerhaft, und es ist insbesondere anstößig, wenn ein Glied von geringem Umfange eine Reihe zusammengezogener Sätze schließt, z. B.

Das Gold ist so dehnbar, daß ein Dukaten hinreicht, einen Reiter mit samt dem Pferde zu überziehen, und darum sehr brauchbar. — Er war ein in seiner Jugend fleißiger, in seiner Amtsverwaltung treuer, in seinem Hauswesen sehr sorgsamer, biederer Mann.

Dagegen bildet die Zusammenziehung einer größeren Anzahl von Sätzen einen sehr wohlgefälligen Rhythmus, wenn eine Steigerung des logischen Wertes durch die Stellung der besondern Glieder und zugleich durch einen gesteigerten Umfang derselben ausgedrückt wird, z. B.

Die Sonne, die dich erleuchtet und erwärmt, der Mond, der dich des Nachts mit ihrem Scheine leitet, der Abend, der stets auf den Morgen, und der Morgen, der stets auf den Abend folgt, das zahlreiche Heer der Sterne, das deinen Geist mit sich emporhebt, fortreißt, bis zur Gottheit erhebt und ihn zuletzt in die entzückendsten Ahnungen, Hoffnungen, Aussichten sich verlieren läßt, was sagt dir dieses alles anderes, als: Gott ist die Liebe, und seine Liebe ist unerschöpflich reich. Zollikofer. — In den Räubern, in Kabale und Liebe hat er die französische Staatsumwälzung, im Fiesko mit wunderbarem Blick, in Gang, Getriebe eines politischen Ereignisses, wovon ihm jede Anschauung fehlte, im Wallenstein, im Geßler hat er ihre Wendung zur Alleinherrschaft, ihren Bändiger, ihren abgefallenen Sohn, der zum Tyrannen und blutigen Eroberer wurde, geahnt und gemeint. Fr. Vischer, Rede zur Feier von Schillers hundertjährigem Geburtstag.

Der Umfang der Ausdrücke, den ein schöner Rhythmus fordert, bietet sich meistens schon von selbst dar, wenn man nur darauf achtet, daß die Form der Ausdrücke vollkommen der logischen Form der Gedanken entspreche. Es stehen uns mannigfaltige Mittel zu Gebote, durch welche wir einerseits den Umfang eines Ausdruckes erweitern und andererseits den Ausdruck auf einen kleineren Umfang zurückführen können, aber bei näherer Betrachtung lassen sich diese Mittel sämtlich darauf zurückführen, daß die Gedanken und Begriffe in solchen Formen dargestellt werden, welche ihrem logischen Werte vollkommner entsprechen. Wir haben keine andern Mittel, um einen zusammengesetzten

Satz auf einen geringern Umfang zurückzuführen, als die Zusammenziehung der Sätze und die verkürzten Nebensätze, und es ist schon bemerkt worden, daß erstere und letztere nur dann anzuwenden sind, wenn der logische Wert des Gedankens nicht hervorgehoben werden soll, wie in den oben (§ 109 und 113) angeführten Beispielen. Auch das Substantiv mit einer Präposition hat, wenn es ein logisches Verhältnis der Gedanken — einen Gegensatz oder ein kausales Verhältnis — bezeichnet, die Bedeutung eines verkürzten Adverbialsatzes, z. B. „so viel Geist, bei einem so verworfenen Charakter", und man bedient sich insbesondere dieser Form sehr häufig und giebt dadurch dem zusammengesetzten Satze die Form und den Umfang eines einfachen Satzes, wie in den oben (§ 109) angeführten Beispielen.

In größerer Mannigfaltigkeit stehen uns Mittel zu Gebote, durch welche wir den Umfang zusammengesetzter und einfacher Sätze erweitern können, und diese haben mit einander gemein, daß sie den logischen Wert der Begriffe und Gedanken in der Darstellung hervorheben. Am häufigsten gebraucht man, wenn man den Umfang des Satzes erweitern will, Phrasen und sinnverwandte Wörter. Die statt des einfachen Verbs gebrauchte Phrase hebt den Begriff durch den größeren Umfang des Ausdruckes hervor (§ 63), und sie ist besonders dann, wenn das Prädikat als der Hauptbegriff des Satzes hervorgehoben werden soll, auch in Bezug auf den Rhythmus von guter Wirkung, z. B.

> Wenigstens bekenne ich, daß mir diese gestreiften Wände, diese hundertmal wiederholten Blumen, Schnörkel, Körbchen und Figuren einen durchaus unangenehmen Eindruck machen. Goethe. — Er hatte einen Teil seines Vermögens dem alten Werner in die Handlung gegeben, der als ein thätiger Handelsmann berühmt war, und dessen Spekulationen gewöhnlich durch das Glück begünstigt wurden. Ders. — Ich danke Ihnen von Herzen, aber ich werde wohl schwerlich von Ihrer Empfehlung Gebrauch machen können. Ders.

Wenn in dem Satze nicht das Prädikat, sondern das Subjekt oder ein Objekt als der Hauptbegriff durch den Ton hervorgehoben wird, macht die Phrase den Rhythmus schleppend, z. B. „Er hat zu einem guten Zwecke böse Mittel in Anwendung gebracht." — Es ist sehr zu tadeln, wenn man, um den Umfang des Ausdruckes zu erweitern, Tautologien anwendet und einen Begriff durch zwei Wörter ausdrückt, die ganz dasselbe sagen, z. B. „sich über etwas beklagen und beschweren" (§ 75). Sehr oft drücken aber mehrere Wörter zwar denselben Begriff aus, bezeichnen aber eine verschiedene Auffassung des

Begriffes; der Begriff wird durch den Gebrauch solcher Ausdrücke mehr auf Besonderes zurückgeführt, oft sinnlich anschaulicher gemacht und dadurch hervorgehoben: der Gebrauch solcher Ausdrücke ist alsdann auch in Bezug auf den Rhythmus von guter Wirkung, z. B.

Sie nahm sich vor, Marianen zu erinnern, was sie ihm schuldig sei, und was er von ihrer Treue hoffen und erwarten müsse. Goethe. — Man weiß doch, der Vorhang wird in die Höhe gehen, und wir werden die mannigfaltigsten Gegenstände sehen, die uns unterhalten, aufklären und erheben. Ders. — Nur der innere Trieb, die Lust, die Liebe helfen uns Hindernisse überwinden, Wege bahnen und uns aus dem engen Kreise, worin sich andere kümmerlich abängstigen, emporheben. Ders. — Du fühlst nicht das zusammentreffende Ganze, das allein von dem Geiste erfunden, begriffen und ausgeführt wird. Ders. — Wie willkommen ist uns in diesem Alter eine Philosophie, welche alle unsere Fragen beantwortet, alle Rätsel erklärt, alle Aufgaben löst. Wieland.

Man erweitert den Umfang eines Satzes auch sehr häufig durch die Periphrase und durch die Distribution. Erstere macht den Begriff durch seine Attribute anschaulicher, und letztere zerlegt einen allgemeinen Begriff in die unter ihm zusammengefaßten Besonderheiten. Man macht von beiden Gebrauch, wenn ein Begriff in der Vorstellung hervorgehoben werden soll (§ 50), und sie tragen alsdann zugleich zur Schönheit des Rhythmus bei, z. B.

Ich war schon achtzehn Jahre alt, ehe ich denjenigen kannte, dem ich mein Dasein zu danken habe. Wieland. — Reizend betrügt sie die glücklichen Jahre, die gefällige Tochter des Schaums. Schiller. — Nicht zweimal hat der Mond die Lichtgestalt erneut, seit ich den fürstlichen Gemahl zur letzten Ruhestätte trug. Ders. — und: Ich besah Kästen, Säcke, Schachteln, Büchsen, Gläser mit einem schnellen Blicke. Goethe. Wie ängstlich hatte er die alte Hausmutter geschildert mit dem Rocken im Gürtel, mit Schlüsseln an der Seite, Brillen auf der Nase, immer fleißig, immer in Unruhe, zänkisch und haushälterisch. Ders. — Alles erschien ihm neu, seine Pflichten heiliger, seine Liebhabereien lebhafter, seine Kenntnisse deutlicher, seine Talente kräftiger, seiner Vorsätze entschiedener. Ders.

Es ist sehr zu tadeln, wenn die Distribution auch bei Begriffen angewendet wird, die in der Rede geringen logischen Wert haben, und es ist besonders in Bezug auf den Rhythmus sehr anstößig, wenn man,

um einen Begriff in seinen Besonderheiten zu erschöpfen, der Distribution eine zu große Ausdehnung giebt, z. B.

Wie willkommen ist uns in diesem Alter eine Philosophie, welche den Vorteil unserer Wißbegierde mit dieser Neigung zum Wunderbaren und mit dieser arbeitscheuen Flüchtigkeit, welche der Jugend eigen sind, vereinigt, alle unsere Fragen beantwortet, alle Rätsel erklärt, alle Aufgaben löst, eine Philosophie, welche desto mehr mit dem warmen und gefühlvollen Herzen der Jugend sympathisiert, weil sie alles Unempfindliche und Tote aus der Natur verbannt, jedes Atom der Schöpfung mit lebenden und geistigen Wesen bevölkert, jeden Punkt der Zeit mit verborgenen Begebenheiten befruchtet, die für künftige Ewigkeiten heranreifen, ein System, in welchem die Schöpfung so unermeßlich ist, als ihr Urheber, welches uns in der anscheinenden Verwirrung der Natur eine majestätische Symmetrie, in der Regierung der moralischen Welt einen unveränderlichen Plan, in der unzählbaren Menge von Klassen und Geschlechtern der Wesen einen einzigen Staat, in den verwickelten Bewegungen aller Dinge einen allgemeinen Richtpunkt, in unserer Seele einen künftigen Gott, in der Zerstörung unseres Körpers die Wiedereinsetzung in unsere ursprüngliche Vollkommenheit und in dem nachtvollen Abgrund der Zukunft helle Aussichten in grenzenlose Wonne zeigt. Wieland.

Der Umfang des Ausdrucks wird ferner erweitert durch das verschönernde Adjektiv und durch das Substantiv in Apposition, die ebenfalls eine Hervorhebung des Begriffes bezeichnen (§ 90, 95), z. B.

Ein schalkhaftes Lächeln, das sein liebliches Gesicht umscherzte, schien die Herzen zu warnen, sich von der tändelnden Unschuld dieses schönen Götterknaben nicht berücken zu lassen. Wieland. — Wie ein junges Reh auffährt, wenn es unter Rosen schlummernd den geflügelten Pfeil des Jägers fühlt. Ders. und: Der strengen Diana, der Freundin der Jagden, lasset uns folgen. Schiller. — Es geziemt der Mutter, die den Gatten verloren, ihres Lebens Licht und Ruhm. Ders.

Man erweitert endlich den Umfang eines Satzes dadurch, daß man statt eines Substantivs oder Adjektivs einen Nebensatz gebraucht, und auch von diesem soll man nur dann Gebrauch machen, wenn der logische Wert des Begriffes hervorgehoben wird (§ 95), z. B.

Verdient Ihr, daß man Euch vertrauet? Schiller. — Du sprichst von Zeiten, die vergangen sind. Ders.

§ 124.

Das allgemeine Gesetz, nach dem die Glieder des einfachen und des zusammengesetzten Satzes in einer ihrem logischen Werte entsprechenden Folge mit aufsteigender Betonung verbunden werden, fordert auch, daß der Umfang der Glieder sich zunehmend erweitere, und auf dieses Gesetz ist vorzüglich in Bezug auf die rhythmische Schönheit des zusammengesetzten Satzes zu achten. Die Stilistiker haben darum immer besonders darauf hingewiesen, daß der Schluß des zusammengesetzten Satzes nicht nur durch größere Fülle der Betonung, sondern auch durch einen größeren Umfang hervorgehoben werde. Die eben bezeichneten Mittel der Erweiterung finden daher ihre Anwendung vorzüglich in dem Schlusse der zusammengesetzten Sätze. Wenn jedoch diese Mittel auch da angewendet werden, wo nicht zugleich der logische Wert des Begriffs oder Gedankens durch den Ton hervorgehoben wird, machen sie den Rhythmus schleppend. Von sehr guter Wirkung ist besonders ein am Ende des Satzes stehender Nebensatz, wenn er den Hauptbegriff des Satzes ausdrückt, z. B.

> Die Einbildungskraft erschafft eine neue Natur, und sie versetzt uns in Welten, die nach ganz andern Gesetzen, als die unsrige, regiert werden. Wieland. — Man mußte so unerfahren sein, als ich es war, um unter diesen Blumen keine Schlange zu merken, ich konnte unmöglich aus mir selbst auf den Argwohn geraten, daß die Zuneigung einer Gottheit eigennützig sein könne. Wiel. — Es wird dir nicht viel Muße übrig bleiben, dich um etwas Großes und Nützliches zu bekümmern, du wirst vielmehr gezwungen sein, deine Zeit auf Beschäftigungen zu wenden, deren sich sogar ein Unsinniger schämen würde. Wiel. — Wenn ein Kallias dahin gebracht wird, daß er, wie ein Liebling der Venus, herausgeputzt ist, daß er mit einer sybaritischen Zunge von der Niedlichkeit der Speisen und dem Geschmacke der Weine urteilt, wahrlich, dies nenne ich eine Verwandlung, deren Bewerkstelligung ich keiner von allen unsterblichen Göttinnen zugetraut hätte. Wiel.

Es ist oben schon bemerkt und in Beispielen gezeigt worden, daß besonders Nebensätze, die geringen logischen Wert und darum untergeordnete Betonung haben, wenn sie am Ende des Satzes stehen, den Rhythmus schleppend machen.

§ 125.

Der in einem logischen Verhältnisse zusammengesetzte Satz fügt sich leicht in eine rhythmisch schöne Form, wenn das logische Verhältnis

der Gedanken ein einfaches Verhältnis ist, dessen Glieder in einem Vordersatze und Nachsatze geschieden sind. Oft werden aber mehrere logische Verhältnisse von Gedanken in einem Gedanken verbunden, und ein vielfach zusammengesetztes logisches Verhältnis wird in einem vielfach zusammengesetzten Satze dargestellt. Auch Sätze dieser Art widerstreben nicht einer schönen rhythmischen Form, wenn in dem Vordersatze oder in dem Nachsatze nur ein kopulatives Verhältnis der Gedanken dargestellt wird, z. B.

> Wie sehr die Neigung des Grafen auch mit der meines Vaters übereinstimmte, wie sehr es ihn freuen mußte, seinen Grundsatz, für lebende Meister zu sorgen, durch einen Reicheren so fruchtbar befolgt zu sehen, wie sehr es ihm schmeicheln konnte, daß seine Sammlung Anlaß gegeben, einer Anzahl braver Künstler in bedrängter Zeit einen so ansehnlichen Erwerb zu verschaffen: so fühlte er doch eine solche Abneigung gegen den Fremden, der in sein Haus eingedrungen, daß ihm an dessen Handlungen nichts recht dünken konnte. Goethe.

Schwieriger ist aber die Herstellung einer schönen rhythmischen Form, wenn in einem Satze mehrere Verhältnisse eines wirklichen, möglichen, oder adversativen Grundes zusammengefaßt werden. Sätze dieser Art haben nur dann einen schönen Rhythmus, wenn sie, in einen Vordersatz und Nachsatz gegliedert, die Form einer einfachen oder zusammengesetzten Periode (§ 126) haben. So hat z. B. der folgende Satz, der die Form einer zusammengesetzten Periode hat und in dem der Hauptgedanke jedes besondern logischen Verhältnisses durch einen Hauptsatz ausgedrückt wird, einen schönen Rhythmus:

> War das der Alten Denkungsart, wollten sie den Schein der Unmöglichkeit in der Fabel so viel als möglich vermindert wissen, so mußten sie notwendig weit davon entfernt sein, in der Fabel etwas Wunderbares zu suchen oder zur Absicht zu haben: denn das Wunderbare muß sich auf diesen Schein der Unmöglichkeit gründen. Lessing.

Die rhythmische Form des ganzen Satzes wird aber immer mehr oder weniger anstößig, wenn nicht jedes besondere logische Verhältnis sich in der Form eines mit einem Vordersatze verbundenen Nachsatzes darstellt und der Hauptgedanke jedes besondern Verhältnisses nicht durch einen Hauptsatz ausgedrückt wird. Eine bestimmte Scheidung in Vordersatz und Nachsatz ist insbesondere nicht wohl möglich und der Rhythmus wird fehlerhaft, wenn die Anzahl der logischen Verhältnisse, welche in einen zusammengesetzten Satz aufgenommen werden, zu groß

ist, als daß sie sich in der Form einer zusammengesetzten Periode zusammenfügen ließen, z. B.

> Es war ihm sehr verdrießlich, dort den alten und den jungen Herrn von Eisenschlicht zu finden; indessen, da er bei Tische Sophien gegenüber saß, so richtete er das Gespräch hauptsächlich an diese, und bestrebte sich, heiter zu erscheinen, obgleich sein Gemüt auf vielfache Weise gereizt war: denn es entging ihm nicht, wie der alte Walther dem jungen Eisenschlicht mit aller Artigkeit entgegenkam und ihn beinahe vernachlässigte; auch war es in der Stadt bekannt, daß sich der Rat den jungen reichen Mann zum Schwiegersohne wünsche. Tieck.

In diesem zusammengesetzten Satze ist in den Hauptgedanken „Er bestrebte sich, heiter zu erscheinen“ erst ein adversatives Verhältnis „Es war ihm verdrießlich u. s. w.“, dann ein kausales Verhältnis „da er bei Tische Sophien gegenüber saß“, und noch ein adversatives Verhältnis „Obgleich sein Gemüt gereizt war“ aufgenommen, und dann folgt noch das kausale Verhältnis „Denn es entging ihm nicht u. s. w.“ nach, das nicht dem Hauptgedanken, sondern dem untergeordneten Gedanken „er war gereizt“ angehört. Die rhythmische Form wird besonders fehlerhaft, wenn zwei logische Verhältnisse derselben Art in denselben Gedanken aufgenommen werden, wie in dem eben angeführten Beispiele. Bei solchen Anhäufungen der logischen Verhältnisse wird die logische Form der Sätze nicht leicht verstanden, und es ist oft schwer, aus der großen Anzahl von Gedanken sogleich den Hauptgedanken herauszufinden.

In jedem logischen Verhältnisse der Gedanken fordert der Hauptgedanke als solcher die Form eines Hauptsatzes (§ 97) und hat den Hauptton. Der Rhythmus wird darum immer anstößig, wenn nicht nur der untergeordnete, sondern auch der Hauptgedanke eines logischen Verhältnisses durch einen Nebensatz, z. B. durch einen Adjektivsatz, ausgedrückt wird, z. B.

> Einer von den Priestern übernahm es, mich in die Geheimnisse der Orphischen Philosophie einzuweihen, die von den Priestern hochgeachtet wurde, weil sie die Vernunft selbst auf ihre Partei zu ziehen, und dem Glauben, von dessen unbeweglichem Ansehen das ihrige abhing, einen festeren Grund, als die mündliche Überlieferung und die Fabeln der Dichter, zu geben schien. Wiel. — Ist es recht, den Freund Ihres Vaters, Ihren ehemaligen Vormund, der es gewiß immer gut mit Ihnen meinte, wenn wir gleich damals einige Differenzen miteinander hatten, so ganz zu vergessen? Tieck.

Noch anstößiger wird der Rhythmus, wenn der Hauptgedanke des logischen Verhältnisses als der in einem andern logischen Verhältnisse untergeordnete Gedanke, durch einen kausalen oder konzessiven Nebensatz ausgedrückt wird, z. B.

Die mexikanischen Bons waren heute etwas flauer, obgleich man hofft, daß das Santa Anna beigemessene ruchlose Verfahren, dessen er sich durch Beschlagnahme von zwei Millionen Dollars schuldig gemacht haben soll, die an britische Kaufleute und Bergwerksgesellschaften konsigniert waren, sich nicht als wahr erweisen werde, indem dasselbe ein abermaliger Schlag für den amerikanischen Kredit sein würde, wenn noch irgend ein Kredit vorhanden ist.

Die rhythmische Form des zusammengesetzten Satzes hängt zunächst von der Stellung der einzelnen Sätze ab. Wenn aber mehrere logische Verhältnisse der Gedanken in einem Satze zusammengestellt werden, so ist es meistens schwer und oft unmöglich, jedem einzelnen Satze die seinem logischen Werte entsprechende Stellung und dem ganzen Satze einen schönen Rhythmus zu geben. Man kann oft den Mangel einer schönen rhythmischen Form dadurch verbessern, daß man ein logisches Verhältnis der Gedanken in der Form eines grammatischen Verhältnisses von Begriffen darstellt und statt eines kausalen, konditionalen oder konzessiven Adverbialsatzes einen Adjektivsatz, einen verkürzten Satz oder ein dem verkürzten Adverbialsatze gleichbedeutendes Substantiv mit einer Präposition gebraucht (§ 109), z. B.

Bei Kindern mochte diese Erziehungsweise noch hingehen, indem wir sie so zärtlich lieben und offenbar übersehen, aber bei unsers gleichen, für die uns nicht immer das Herz so laut um Schonung anruft, möchte sie oft gefährlich werden. Goethe. — Diese Aufführung vermehrte meine Unruhe; denn ich konnte noch nicht begreifen, daß es Leute geben könne, welche, mitten in den Ausschweifungen des Lasters, Ruhe und Heiterkeit beizubehalten wissen: allein bald darauf befreite mich die Unvorsichtigkeit dieses Betrügers von den Besorgnissen, in denen ich geschwebt hatte. Wiel. — Junker, an die Nachahmung der ausführlichsten Niederländer gewöhnt, konnte sich am wenigsten in diesen Tapetenstil finden, jedoch bequemte er sich, für gute Zahlung, mit Blumen und Früchten manche Abteilung zu verzieren. Goethe. — Nun sollte mir auch noch eine reichlichere Ernte bevorstehen, indem ich an eine Masse Schriften geriet, die zwar in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht vortrefflich genannt werden können, deren Inhalt jedoch uns manches Verdienst voriger Zeiten in einer unschuldigen Weise näher bringt. Ders.

Es ist aber oben (§ 109) schon bemerkt worden, daß diese Formen der Darstellung nur unter gewissen Bedingungen zulässig sind, und nicht immer wird durch den Gebrauch derselben ein schöner Rhythmus des Satzes hergestellt, z. B.

So lebte ich in einem stillen und lichtvollen Zustande des Gemütes, dessen ich mich niemals anders als mit wehmütigem Vergnügen erinnern werde, etliche glückliche Jahre hin, nicht wissend, daß dieser Zustand nicht dauern könne, weil die Leidenschaften des reiferen Alters und, wenn auch diese nicht wären, die unvermeidliche Verwickelung in dem Wechsel der menschlichen Dinge jene Fortdauer von innerlicher Heiterkeit und Ruhe nicht gestatten, welche nur ein Anteil entkörperter Wesen sein kann. Wiel.

Die rhythmische Form wird besonders anstößig, wenn man nicht nur ein Glied eines kausalen oder adversativen Verhältnisses, sondern ein ganzes, vielfach zusammengesetztes logisches Verhältnis der Gedanken durch einen vielfach zusammengesetzten Adjektivsatz ausdrückt, z. B.

So manche Altklugheit, die sich im Halten der Regel so groß dünkt, erinnert mich immer wieder an die sonderbare Eigenschaft des Hahns, der, wie unbändig und kriegerisch er auch thut, wenn er auf die Seite gelegt wird und man von seinem Schnabel aus einen Kreidenstrich auf dem Boden hinzieht, unbeweglich und andächtig liegen bleibt, weil er sich, wer weiß, von welcher Notwendigkeit, philosophischen Regel oder unerläßlichen Kunstschranke gefesselt glaubt. Tieck.

Der Rhythmus wird überhaupt höchst fehlerhaft und der Satz schwer verständlich, wenn eine größere Anzahl logischer Verhältnisse in der Form eingeschachtelter Nebensätze in einem Satze dargestellt werden, z. B.

Wenn es wahr ist, was uns unverächtliche Gewährsmänner berichten, Marius, der in seinem Römerstolze ein Verächter griechischer Kunst und Wissenschaft war, sei aber durch seinen Stolz nach dem Siege so umgewandelt worden, daß er nicht allein, als der griechische Dichter Archias, für den Cicero später die bekannte Rede hielt, seine Thaten zum Gegenstande der Poesie machte, Freude daran hatte, sondern beim Mahle nur aus einem geformten Becher mit Henkeln trank, weil er vermutlich von einem schmeichelnden Grammatiker wußte, was niemand wissen konnte, daß Dionysos, als er triumphierend aus Indien heimkehrte, gerade aus solchem Becher zu trinken pflegte, und nun eine gewünschte Gelegenheit fand, so oft er den Becher zum Trunke erhob, seine Thaten immer von neuem und nicht zu ihrem Nachteile mit

denen des Dionysos zusammenzuhalten — eine Vergleichung, auf die ihn vielleicht das uns unbekannte Gedicht des Archias geführt hat – so konnte dies wohl des größten Eindruckes auf den Knaben nicht verfehlt haben, der, wie es die römische Erziehung der damaligen Zeit mit sich brachte, bei den Griechen heimisch und mit ihren Mythen vertraut war.

Je mehr logische Verhältnisse der Gedanken in einem Satze zusammengefaßt werden, desto schwieriger ist es, dem Satze eine schöne rhythmische Form zu geben, und mangelhafter Rhythmus vielfach zusammengesetzter Sätze ist ein gewöhnlicher Fehler derjenigen Schriftsteller, welche eine besondere Vorliebe für den periodischen Stil (§ 108) haben. Dieser Fehler findet sich insbesondere häufig bei Gelehrten, welche durch große Lebendigkeit ihres Denkvermögens und durch die besondere Art ihrer Studien getrieben werden, mit den Dingen zugleich ihre Gegensätze und ihre kausalen Beziehungen aufzufassen, oder auch gewohnt sind, bei mündlichen Lehrvorträgen jeden Lehrsatz durch die Bezeichnung seiner logischen Beziehungen in helleres Licht zu stellen. Wenn sie nun auch in der schriftlichen Darstellung jedem Gedanken alle logische Beziehungen beigeben, die sich ihnen darbieten, und dem Leser nichts zu ergänzen übrig lassen, wenn sie nicht der Versuchung widerstehen, alles zu sagen, was sie zu sagen wissen, so wird ihr Stil fehlerhaft. Überhaupt wird derjenige, welcher viel weiß, aber nicht die Selbstverleugnung besitzt, manches, was er sagen könnte, nicht zu sagen, nimmer eines schönen Stiles mächtig werden. Man kann in der That Schillers Wort nicht sorglich genug beachten:

„Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausspricht;
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils.“

Auch wird der Stil leicht durch unförmliche Sätze anstößig, wenn der Schriftsteller mit ängstlicher Sorgfalt nur darauf bedacht ist, den Umfang jedes Begriffes und Gedankens und ihre logischen Beziehungen mit möglichst scharfer Bestimmtheit zu bezeichnen, und nun in Nebensätzen Bestimmungen ausdrückt, die dem Leser schon bekannt sind oder aus dem ganzen Zusammenhange hinlänglich verstanden werden. Der Gebrauch unförmlich zusammengesetzter Sätze ist besonders in den Kanzleistil aus fremden Sprachen eingeführt worden und hat sich, so sehr er unser Sprachgefühl verletzt und so wenig er der Würde der Verhandlungen entspricht, mehr oder weniger erhalten. So werden noch oft gerichtliche Entscheidungen mit allen Gründen und Gegengründen in einem unförmlichen Satze zusammengestellt und können von den Parteien oft nur mit Hilfe eines Dolmetschers verstanden werden.

§ 126.

Der Gedanke entwickelt sich zu seiner höchsten Vollendung, wenn mit einem Urteile sein logischer Grund oder ein Grund des Gegensatzes zu einem Gedanken verbunden wird, und die Periode, als die dieser Form des Gedankens gewissermaßen eigentümliche Form der Darstellung, ist die vollendetste Form des Satzes, z. B.

> Das Gemeine muß man nicht rügen; denn das bleibt sich ewig gleich. Goethe. — Weil sich die Fürsten jetzt gütlich besprechen, wollen auch wir jetzt Worte des Friedens wechseln mit ruhigem Blut. Schiller. — Die Gesetze geben mir zwar das Recht, dich als meinen Leibeigenen anzusehen, aber es wird nur von dir abhängen, so glücklich in meinem Hause zu sein, als ich es selbst bin. Wieland.

Bei den älteren Stilistikern ist der Begriff der Periode, weil sie ihn nicht von ihrer eigentlichen Bedeutung, sondern nur von der äußern Form hernehmen, sehr unbestimmt, und sie geben diesem Begriffe, zum Teil willkürlich, der eine einen engeren, der andere einen weiteren Umfang der Bedeutung. Man nannte meistens jeden zusammengesetzten Satz, dessen Glieder in der Form eines Vordersatzes und Nachsatzes verbunden sind, eine Periode und unterschied, weil sich diese Form der Verbindung oft in demselben Satze wiederholt, zwei-, drei- und viergliedrige Perioden. Manche begreifen unter dieser Benennung überhaupt jeden zusammengesetzten Satz. Der Begriff der Periode wird erst dann ein bestimmter Begriff, wenn man die besondere Form des Satzes als den organischen Ausdruck für eine besondere Form des Gedankens auffaßt, und wir haben den in Vordersatz und Nachsatz gegliederten Satz als den organischen Ausdruck für das Verhältnis des in einen Gedanken aufgenommenen logischen Grundes bezeichnet, weil nur dieses Verhältnis, wie kein anderes Verhältnis der Gedanken, seiner Natur nach fordert, daß die Gedanken in der Form eines Vordersatzes und Nachsatzes verbunden und diese durch größere Gliederpausen geschieden werden. Die in diesem Verhältnisse zu einer Einheit verbundenen Gedanken werden jeder für sich als Gedanken des Sprechenden hervorgehoben: sie werden daher nicht wohl, wie Gedanken und Begriffe, die mit einander in einem grammatischen Verhältnisse stehen, schlechtweg durch die Verbindung eines Nebensatzes mit dem Hauptsatze dargestellt; auch werden sie nicht wohl zusammengezogen (§ 113), sondern in der Regel, zwar in einem Satze verbunden, aber in einem Vordersatze und Nachsatze zusammengestellt. Wenn dieses Verhältnis, weil der logische Grund eben nicht sehr hervorgehoben wird, in einer

andern Form ausgedrückt wird, so ist dies als eine Ausnahme von der Regel anzusehen. Zwar läßt man oft auch Adverbialsätze des Zeitverhältnisses und vergleichende Adverbialsätze in der Form eines Vordersatzes dem Hauptsatze vorangehen: aber diese Verhältnisse fordern nicht an sich diese Stellung, und man muß diese Stellung der Sätze, die bei dem Verhältnisse eines logischen Grundes ganz natürlich ist, bei den eben genannten Adverbialsätzen als eine Inversion ansehen. Weil die Sprache nicht immer zwischen dem logischen und realen Grunde genau unterscheidet, so werden zwar auch die Verhältnisse eines realen Grundes oft in der Form einer Periode dargestellt: aber diese Verhältnisse werden in der Sprache häufiger als grammatische Verhältnisse aufgefaßt und dargestellt; sie fordern daher in der Darstellung nicht ebenso entschieden, als die Verhältnisse des logischen Grundes, die Form einer Periode. Wenn zwei Gedanken in einem aufhebenden oder nur beschränkenden Gegensatze zu einer Einheit verbunden werden, so wird das Verhältnis der Gedanken nicht in der Form einer Periode dargestellt; auch werden die Sätze alsdann noch oft zusammengezogen. Nur das adversative Verhältnis, bei dem die aus einem logischen Grunde gezogene Folgerung aufgehoben wird[1]), fordert seiner Natur nach die Form einer in Vordersatz und Nachsatz gegliederten Periode, z. B.

Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen. Schiller. — Ob man gleich über den erfochtenen Sieg das Tedeum anstimmte, so gestand doch Wallenstein selbst seine Niederlage. Ders.

Das Verhältnis des möglichen Grundes fordert endlich nur dann seiner Natur nach die Form einer Periode, wenn der mögliche Grund ein logischer Grund ist, z. B.

Wenn ein hoffnungsvoller Sohn, wenn der Besitz der liebenswürdigsten Gemahlin einem Sterblichen ein Recht zu diesem Namen geben, so sind Sie der Glücklichste durch beides. Schiller. — Wenn die Worte nicht bloß Zeichen, sondern gleichsam die Hüllen sind, in welchen wir die Gedanken sehen, so betrachte ich eine Sprache als einen großen Umfang von sichtbar gewordenen Gedanken, als ein unermeßliches Land voll Begriffe. Herder.

Weil jede Periode die Einheit eines Urteils und des logischen Grundes darstellt, ist sie immer zweigliedrig; sie besteht aus einem Vordersatze und einem Nachsatze, die, je nachdem mehr der logische Wert der verbundenen Gedanken oder ihr logisches Verhältnis hervor-

---

[1]) S. Ausführl. Grammat. § 274.

gehoben wird, entweder in beiordnender oder in unterordnender Form verbunden werden (§ 106, 107). Es kann jedoch der Vordersatz oder der Nachsatz der Periode auch für sich schon eine Periode sein, z. B.

> Das Böse, das der Mann, der Mündige, dem Manne zufügt, das vergiebt sich und versöhnt sich schwer; (denn) der Mann will seinen Haß, und keine Zeit verändert den Ratschluß, den er wohlbesonnen faßt: doch eures Haders Ursprung steigt hinauf in unverständ'ger Kindheit frühe Zeit. Schiller. — Wenn auch nicht jeder Zug, den der malende Dichter braucht, dieselbe gute Wirkung auf der Fläche oder in dem Marmor haben kann, so möchte doch vielleicht jeder Zug, dessen sich der Artist bedient, in dem Werke des Dichters von ebenso guter Wirkung sein können: denn was wir in einem Kunstwerke schön finden, das findet nicht unser Auge, sondern unsere Einbildungskraft durch das Auge schön. Lessing.

Wir unterscheiden daher zwischen der einfachen und der zusammengesetzten Periode (§ 125). Da der Vordersatz der zusammengesetzten Periode dem Nachsatze untergeordnet ist, so können die Glieder des Vordersatzes nicht als dem Nachsatze oder, wenn auch dieser eine Periode ist, den Gliedern desselben koordinierte Glieder der zusammengesetzten Periode aufgefaßt werden: man kann darum auch die zusammengesetzte Periode nicht wohl als eine zwei- oder dreigliedrige Periode bezeichnen. Sehr oft besteht der Vordersatz oder der Nachsatz aus mehreren kopulativ verbundenen Sätzen, z. B.

> Wenn alles an sich recht ist, was meine Begierden wollen; wenn die ausschweifenden Forderungen der Leidenschaft unter dem Namen des Nützlichen die einzige Richtschnur unserer Handlungen sind; wenn die Tugend und die Hoffnungen der Tugend nur Chimären sind: was hindert die Kinder, sich wider ihre Eltern zu verschwören; was hindert mich, wenn ich dadurch gewinnen kann, den Dolch in die Brust meines Freundes zu stoßen, mein Vaterland zu verraten oder mich an die Spitze einer Räuberbande zu stellen? Wieland.

Weil weder der Vordersatz noch der Nachsatz solcher Sätze für sich eine Periode ist, kann der ganze Satz nicht als eine zusammengesetzte Periode bezeichnet werden.

Wir haben den Begriff der eigentlichen Periode auf diejenigen Sätze beschränkt, welche das Verhältnis eines logischen Grundes darstellen, weil nur dieses Verhältnis seiner Natur nach die Form einer Periode fordert (§ 126). Nun werden aber auch bei Verhältnissen anderer Art, wenn der logische Wert der verbundenen Gedanken

besonders hervorgehoben wird, die Sätze in der Form eines Vordersatzes und Nachsatzes verbunden und durch größere Gliederpausen geschieden. Dieses findet nicht nur bei Verhältnissen eines realen Grundes und eines Gegensatzes, sondern oft auch bei Gleichnissen statt, und die Sätze sind alsdann als Perioden im weiteren Sinne des Wortes anzusehen, z. B.

Weil Gott mit hohen Wundergaben sie gesegnet vor allen Hirtenmädchen dieses Thales, nährt sie sünd'gen Hochmut in dem Herzen. Schiller. — Wenn wir die Menschen behandeln, als wären sie, was sie sein sollen, so bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind. Goethe. — Die Methode, nach der Analogie zu schließen, ist in der Geschichte ein mächtiges Hilfsmittel, aber sie muß durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt und mit ebenso viel Vorsicht als Beurteilung in Anwendung gebracht werden. Schiller. — Wie ihre Alpen fort und fort dieselben Kräuter nähren, ihre Brunnen gleichförmig fließen, Wolken selbst und Winde den gleichen Strich unwandelbar befolgen, so hat die alte Sitte hier vom Ahn' zum Enkel unverändert fortbestanden. Schiller.

Die Periode als der organische Ausdruck des in höherer Vollendung entwickelten Gedankens ist vorzüglich eine schöne Form der Darstellung und thut besonders in dem Rednerstile gute Wirkung; aber es ist sehr zu tadeln, wenn Redner diese Form der Sätze an sich als einen Schmuck ansehen und die Rede mit künstlich gebauten Perioden ausstatten, denen das logische Verhältnis der Gedanken und ihr logischer Wert nicht entspricht. Es giebt der Rede eine besondere Würde, wenn gehaltvolle Gedanken auch in der ausgebildeteren Form einer Periode dargestellt werden; wenn man aber, um nur der Darstellung einen Schein von Würde zu geben, Perioden bildet, so bringt der unangenehme Kontrast, in dem die Form der Darstellung mit ihrem Inhalte steht, die entgegengesetzte Wirkung hervor. In Bezug auf die Schönheit des Stils ist überhaupt sehr darauf zu achten, daß man von den Perioden nur dann Gebrauch mache, wenn das logische Verhältnis und der logische Wert der darzustellenden Gedanken diese Form der Darstellung fordert.

§ 127.

In Bezug auf die besondern Formverhältnisse ist auf die Periode alles anzuwenden, was über die Formen der in einem logischen Verhältnisse zusammengesetzten Sätze bemerkt worden ist. Weil aber die Periode an sich der Ausdruck eines vollkommner ausgebildeten Gedankens und eine nicht gewöhnliche Form der Darstellung ist, so achtet

man mit Recht bei der Periode ganz besonders auf die Schönheit der Form. Die Periode ist schön, wenn sie ein genau entsprechender Ausdruck des in einem logischen Verhältnisse zu einer Einheit verbundenen Gedankens ist, und man achtet bei der Periode besonders darauf, daß die logische Form des Gedankens sich in einer schönen rhythmischen Form darstelle.

Wesentliche Bedingung einer schönen rhythmischen Form ist, daß Vordersatz und Nachsatz der Periode bestimmt geschieden seien, und daß dasjenige Glied der Periode, welches den größeren logischen Wert hat, mit aufsteigender Betonung im Nachsatze stehe. Ob der Vordersatz mit dem Nachsatze in beiordnender oder unterordnender Form zu verbinden sei, hängt zunächst von dem logischen Werte der Gedanken ab (§ 106); aber im Nachsatze soll immer ein Hauptsatz stehen. Wenn der Nachsatz ein kausaler oder konzessiver Adverbialsatz ist, so giebt sich der Mangel einer schönen rhythmischen Form insbesondere dadurch zu erkennen, daß die Sätze nicht ebenso, wie bei einem im Nachsatze stehenden Hauptsatze, durch eine größere Gliederpause geschieden sind, und die Periode ist nicht schön. Der größere logische Wert der verbundenen Gedanken giebt sich immer in einer größeren Gliederpause kund (§ 120). Auch wird gewöhnlich nach dem im Vordersatze einer Periode stehenden Adverbialsatze die größere Gliederpause besonders dadurch bezeichnet, daß in dem Hauptsatze das Demonstrativ so nicht, wie nach andern Adverbialsätzen, ausgelassen wird, z. B.

> Da in Sparta fast alle Güter gemeinschaftlich waren, so war die Sicherheit des Eigentums kein sehr wichtiger Punkt. Schiller. — Wenn man dem grundlosesten Wahne die Kraft beilegt, die Gemüter der Menschen auf einen solchen Grad einzunehmen, daß sie aller Aufopferungen fähig gemacht werden, so wäre es sonderbar, der Wahrheit diese Kraft abzustreiten. Schiller.

Das Demonstrativ wird insbesondere nie ausgelassen, wenn der logische Wert eines konditionalen oder konzessiven Adverbialsatzes durch die Form eines Fragesatzes hervorgehoben wird, z. B.

> Begeh' ich eine Thorheit, so ist es Eure, Lester, nicht die meine. Schiller. — Fanden seine Vorstellungen auch lange Zeit keinen Eingang, so lehrte doch zuletzt der Erfolg, daß sie nicht ganz ohne Wirkung geblieben waren. Schiller.

Auch wird besonders der logische Wert des Nachsatzes durch eine größere Gliederpause hervorgehoben, wenn man das grammatische Verhältnis der verbundenen Sätze weder durch das Demonstrativ so, noch durch die invertierte Wortstellung des Nachsatzes bezeichnet, z. B.

> Hättest du vom Menschen besser stets gedacht, du hättest besser

auch gehandelt. Schiller. — Wenn die Natur mit ihrem rastlosen Schaffen und Wirken uns nicht von Kindheit auf und ohne Unterlaß umgäbe, wir würden in Bewunderung und Staunen untergehen. Fr. Jakobs. — Mag ich handeln, wie ich will, ich würde ein Landesverräter ihnen sein und bleiben. Schiller.

Der Umfang der Sätze steht gewöhnlich mit dem Gehalte der Gedanken in gleichem Verhältnisse (§ 123); daher haben die Perioden meistens einen größeren Umfang, als andere Arten zusammengesetzter Sätze. Die Periode stellt das Verhältnis eines Urteils zu einem logischen Grunde dar, und es liegt besonders in der Natur dieses Verhältnisses, daß die in die Gedanken aufgenommenen Begriffe nach ihren Besonderheiten unterschieden und näher bestimmt werden. So geschieht es leicht, das Vordersatz und Nachsatz sich in einer Mannigfaltigkeit von Nebensätzen entwickeln oder auch mehrere kopulativ verbundene Sätze umfassen, und die untergeordneten Sätze sich zu vielfach zusammengesetzten Satzverhältnissen erweitern.

Auch giebt der größere Umfang der Perioden dadurch, daß sich in ihnen ein größerer Gehalt und eine nicht gewöhnliche Ausbildung der Gedanken kund giebt, der Rede eine besondere Würde. Darum fordern die Stilistiker mit Recht, daß man auf den Umfang der Periode und ihrer Glieder ein besonderes Augenmerk richte. Man hat nach einer mehr äußerlichen Auffassung die Länge des Atems als einen Maßstab für den Umfang der Periode bezeichnet, und es hat dieser Maßstab insofern eine große Berechtigung, als er darauf hinweist, daß die Sprache da ist, um gesprochen, nicht um still gelesen zu werden. Und man kann wohl sagen, daß derjenige, der diesen Gesichtspunkt immer im Auge behält, schwerlich einen zu langen und dadurch unschönen und unverständlichen Satz bilden wird. Aber wenn die Periode durch zu großen Umfang fehlerhaft wird, so liegt doch der Hauptgrund dafür nicht in dem Mißverhältnisse zu der Länge des Atems, sondern darin, daß ihr die innern Bedingungen einer schönen Periode fehlen. Die Schönheit der Periode fordert, daß die einzelnen Sätze und Satzverhältnisse, welche als Ausdrücke von besonderen Gedanken und Begriffen in die Periode aufgenommen sind, in einer solchen Weise verbunden werden, daß ihre logischen und grammatischen Beziehungen zu einander und zu dem Hauptgedanken leicht verstanden werden, und daß die logische Form des ganzen Gedankens sich in einer rhythmisch schönen Form der ganzen Periode darstelle. Es lassen sich oft sehr mannigfaltige Gedanken und Begriffe in einer schönen Periode zusammenstellen, z. B.

Was aus dieser Welt selbst hervorgeht, das vermag nicht, sie

weiter zu fördern, das bewegt sich immer nur in dem alten Kreise; ich kann dessen mich nicht erfreuen, es täuscht mich nicht mit leerer Erwartung jeder günstige Schein: doch wo ich einen Funken des verborgenen Feuers sehe, das früh oder spät das Alte verzehren und die Welt erneuern wird, da fühl' ich mich in Lieb' und Hoffnung hingezogen, wie zu dem geliebten Zeichen der fernen Heimat. Schleiermacher. — Du hast eine schöne Rede gehalten, Hippias; deine Beobachtungen sind sehr fein, deine Schlüsse sehr bündig, deine Maximen sehr praktisch, und ich zweifle nicht, daß der Weg, den du mir vorgezeichnet hast, zu einer Glückseligkeit führt, deren Vorzüge du in ein so helles Licht gesetzt hast: aber ich empfinde nicht die mindeste Lust, so glücklich zu sein; und ich werde schwerlich eher ein Sophist werden, bis du dein Haus zu einem öffentlichen Tempel der Diana widmest und nach Indien ziehst, ein Gymnosophist zu werden. Wieland.

Wenn aber in einer Periode dem Hauptgedanken eine so große Anzahl besonderer Gedanken und Begriffe untergeordnet wird, daß es nicht mehr möglich ist, ihre Ausdrücke so zu verbinden, daß ihre Beziehungen zu einander und zu dem Hauptgedanken leicht verstanden werden, so überschreitet der Umfang der Periode das rechte Maß; die rhythmische Form wird fehlerhaft, und die Periode ist nicht schön, z. B.

Wenn ein Buch, das durch merkwürdige wissenschaftliche Resultate, lebhafte Schilderung von Gegenständen, die den Menschen näher angehen, und Darstellung großer gefahrvoller Thaten oder ungewöhnlicher wirklicher Begebenheiten die Wißbegierde, das Nachdenken, die Einbildungskraft, die Empfindungen und Leidenschaften der Leser nach einander erregt, zugleich dem Verstande eine Menge neuer Begriffe, Erkenntnisse, Urteile und Grundsätze einprägt, welche, da sie unmittelbar aus der Erfahrung fließen, durch ihre praktische Beziehung auf das Leben einen tiefen und bleibenden Eindruck machen, so kann es zur Bildung eines einzelnen Lesers im erhabensten Sinne, nämlich zur zweckmäßigen Entwickelung seiner edelsten Anlagen, sehr wesentlich und oft mit glücklicherm Erfolge beitragen, als manche Lehren, die auf das Wort des Meisters für apodiktisch gelten, und denen sein Beispiel widerspricht. G. Forster.

Die rhythmische Form wird besonders fehlerhaft und die Periode schwer verständlich, wenn in dem Vordersatze oder Nachsatze eine große Anzahl von Nebensätzen angehäuft ist, die einer dem andern untergeordnet sind, z. B.

Wenn auch, besonders unter ehemaligen Heiden, die jenes wohlthätige Gesetz, das bei den Juden, indem es allen die Erlernung

eines Handwerkes zur Pflicht machte, für die Bedingung der Gemeinnützigkeit und Unabhängigkeit eines jeden Sorge trug, nicht kannten, als mit dem Umfange sich der Geschäftskreis der Christenvereine so bedeutend erweitert hatte, daß dem unbemittelten Beamten, der ihnen seine ganze Zeit widmete, nicht wohl eine billige Vergütung entzogen werden konnte, diese aus den gemeinschaftlichen Beiträgen entnommen wurde: so war doch eine Verwendung der letzteren bloß zufällig und ihrer allgemeinen Bestimmung untergeordnet, ein Hilfsmittel zur zweckmäßigen Verwendung der Armenkasse, nicht aber ihr Zweck.

Wenn hingegen in dem Vordersatze oder Nachsatze mehrere Hauptsätze oder Nebensätze mit einander in beiordnender Form verbunden sind, werden die Beziehungen der einzelnen Sätze leichter verstanden, und sie fügen sich leicht in eine schöne rhythmische Form: daher verträgt sich in diesem Falle ein großer Umfang sehr wohl mit der Schönheit der Periode, z. B.

Soll der Funke des Lebens nicht gleich nach unserer Geburt wieder verlöschen; soll unser schwacher Körper sich stärken und ausbilden; sollen wir alles werden, alles leisten, alles genießen, wozu wir geschaffen sind: so bedürfen wir unserer Brüder; so muß ihr Arm uns schützen, ihr Wohlwollen uns pflegen, ihre Weisheit uns leiten; so muß ihr Beispiel uns zum Guten entflammen und ihr Umgang uns Freude und Vorteile aller Art gewähren; so müssen wir Mitglieder eines Bundes sein, wo alles auf das Genaueste zusammenhängt. Reinhard. — Was hier und dort die Erde bringt, beschreiben Tausende; wo irgend eine Sache, deren ich bedarf, zu finden sei, kann ich in einem Augenblick erfahren; in dem zweiten kann der Glückliche sie schon besitzen: doch die Gemüter aufzufinden, durch deren Kraft ihr inneres Leben gedeihen könnte, vermögen nur wenige; dazu giebt's keine Gemeinschaft in der Welt; die Menschen, die einander bedürfen, sich näher zu bringen, ist keines Geschäft. Schleiermacher. — So viel Überwindung es dem Prinzen von Oranien und seinen Freunden bei ihrer Denkungsart schon kosten mußte, in diesem Streite nicht Partei zu nehmen; so sehr schon ihr natürlicher Freiheitssinn, ihre Vaterlandsliebe und ihre Begriffe von Duldung unter dem Zwange litten, den ihr Posten ihnen auflegte: so sehr mußte das Mißtrauen Philipps gegen sie, die wenige Achtung, mit der ihr Gutachten seit langer Zeit pflegte aufgenommen zu werden, und das zurücksetzende Betragen, das ihnen von der Herzogin widerfuhr, ihren Diensteifer erkälten und ihnen die Fortsetzung einer Rolle erschweren, die sie mit so vielem

Widerwillen und so wenigem Danke spielten. Schiller. — Wenn der Mensch allein auf der Erde steht und alle Herzen, die ihn liebten, in ihr und unter ihr ausgeschlagen haben, und in dem Gewühle der Menge, die ohne Rast nach ihrem Ziele drängt, keiner bei ihm verweilen will; wenn sein Schmerz einsam auf dem harten Lager stöhnt und seine starre Hand umsonst nach einer andern greift; wenn die Kälte der Menschen ihn noch empfindlicher quält, als die Kälte des Winters in seiner düstern Kammer: in diesem Jammer, den so viele jammern, ist doch eines, was den Verlassenen nicht verläßt, was die Dornen des Schmerzes zerdrückt; ein Auge ist, das liebend auf ihm ruht, und eine Hand, die ihn von seinem Strohlager aufrichtet. Jakobs. — Niemand glaube, die ersten Eindrücke der Jugend verwinden zu können! — Ist er in einer löblichen Freiheit, umgeben von schönen und edeln Gegenständen, in dem Umgange mit guten Menschen aufgewachsen; haben ihn seine Meister das gelehrt, was er zuerst wissen mußte, um das Übrige leichter zu begreifen; hat er gelernt, was er nie zu verlernen braucht; wurden seine ersten Handlungen so geleitet, daß er das Gute künftig leichter und bequemer verrichten kann, ohne sich irgend etwas abgewöhnen zu müssen: so wird dieser Mensch ein reineres, vollkommeneres und glücklicheres Leben führen, als ein anderer, der seine ersten Jugendkräfte im Widerstand und im Irrtum zugesetzt hat. Goethe.

Die Schönheit der Periode fordert insbesondere ein gewisses Ebenmaß in dem Umfange des Vordersatzes und Nachsatzes; und wenn sie nicht gleichen Umfang haben, so fordert die logische Form des ganzen Gedankens, daß der Nachsatz, der den Hauptgedanken ausdrückt, den größeren Umfang habe. Oft ersetzt jedoch in dem Nachsatze das Gewicht des Inhaltes die Größe des Umfanges, und der logische Wert des Hauptsatzes wird oft gerade durch den Gegensatz hervorgehoben, in dem die Kürze des Nachsatzes mit dem größeren Umfange des Vordersatzes steht, z. B.

Wenn mir nicht mehr das Auge des zärtlichen Giseke lächelt; wenn, von der Radikin fern, unser redlicher Cramer verwest; wenn Gärtner, wenn Rabner nicht sokratisch mehr spricht; wenn in des edelmütigen Gellert harmonischem Leben jede Saite verstummt; wenn nun über der Gruft der freie gesellige Rothe Freudegenossen sich wählt; wenn der erfindende Schlegel aus einer längern Verbannung keinem Freunde mehr schreibt; wenn in meines geliebtesten Schmidt's Umarmung mein Auge nicht mehr Zärtlichkeit weint; wenn sich unser

Vater zur Ruh, sich Hagedorn hinlegt: Ebert, was sind wir alsdann? Klopstock, Ode an Ebert.

Als eine vorzügliche Eigenschaft einer schönen Periode ist überhaupt die Rundung der Periode anzusehen. Diese besteht darin, daß nicht nur der Vordersatz und der Nachsatz, sondern auch, wenn diese zusammengesetzt sind, jedes Glied derselben für sich eine schöne rhythmische Form hat, und daß alle Glieder der Periode in einem gewissen Ebenmaß zu einem rhythmisch schönen Ganzen verbunden sind. Man macht von der Periode vorzüglich in dem Rednerstile und andern Stilarten Gebrauch, in denen man durch die Darstellung gehaltvoller Gedanken eine eindringende Wirkung auf die Gemüter hervorbringen will, und zu dieser Wirkung trägt besonders die eben bezeichnete Rundung der Periode bei. Sie erregt nicht nur, wie überhaupt jedes schöne Ebenmaß der Tonverhältnisse, ein besonderes Wohlgefallen: die in abgemessenen Gliederpausen fortschreitende Bewegung der Rede, in der ein inhaltschwerer, nicht gewöhnlicher Gedanke lebendig in die Erscheinung tritt, hat etwas Feierliches, das eine ernste Stimmung des Gemüts hervorruft, und schön gerundete Perioden haben vorzüglich die Wirkung eines pathetischen Rhythmus (§ 88).

Besondere Stilistik.

Einleitung.

§ 128.

Die besondere Stilistik hat die Anwendung der allgemeinen Stilistik auf die besondern Arten des Stiles zum Gegenstande, und es tritt uns zunächst die Frage entgegen, was eigentlich mit besondern Arten des Stiles gemeint sei, und in welcher Weise sie unterschieden werden. In der älteren Stilistik giebt sich der Mangel eines obersten Grundsatzes, durch das jedes Besondere verständlich und die Stilistik in allen ihren Teilen übersichtlich wird, besonders in der Weise kund, wie sie die besondern Stilarten unterscheidet. Adelung unterscheidet nach der Absicht des Schriftstellers den Geschäftsstil, den historischen, den didaktischen, den bildlichen (figürlichen), den rührenden, den pathetischen, den erhabenen, den rednerischen, den komischen und den poetischen Stil, und nach den besondern Verhältnissen der Personen und des besprochenen Gegenstandes einen vertraulichen, mittleren und höheren Stil. Diese Unterscheidung der Arten ist schon darum schwer zu verstehen, weil sie nicht von einem, sondern von zwei ganz verschiedenen Teilungsgründen ausgeht, welche beide nicht von dem eigentlichen Begriffe der allgemeinen Art, sondern von äußeren Beziehungen hergenommen sind. Auch ist die große Anzahl der besondern Arten, die nicht als Arten und Unterarten einander untergeordnet, sondern nur neben einander gestellt sind, verwirrend, und man sieht leicht, daß diese Unterscheidung der Arten für den Unterricht nicht brauchbar ist.

Der Begriff eines Dinges macht seine Art aus, und in dem Begriffe liegen die Gegensätze, mit denen eine Scheidung der Art in ihre Unterarten notwendig gegeben ist. Man unterscheidet zwar oft auch besondere Arten eines Dinges nach äußeren Verhältnissen, z. B. nach Farbe und Gestalt, und man kann besondere Arten nur auf diese Weise unterscheiden, wenn man das innere Wesen, welches den eigentlichen Artbegriff des Dinges ausmacht, noch nicht wahrhaft erkannt

hat: aber die Unterscheidung der Arten ist alsdann nicht als eine notwendige, sondern als eine willkürliche anzusehen. Auch die Unterscheidung der besondern Stilarten muß, wenn sie nicht als eine willkürliche erscheinen soll, von dem eigentlichen Begriffe des Stiles überhaupt ausgehen. Wir haben den Stil überhaupt als die Form bezeichnet, in welcher die Gedanken nach organischen Gesetzen in der Rede dargestellt und mitgeteilt werden (§ 4). Weil die Darstellung der Gedanken ein organischer Vorgang ist, steht die Form der Darstellung mit dem darzustellenden Gedanken in einer inneren und notwendigen Beziehung: wir unterscheiden daher die besondern Arten des Stiles nach den besondern Arten der darzustellenden Gedanken. Ehe wir jedoch die nach den Arten der Gedanken unterschiedenen Stilarten näher betrachten, müssen wir eine Unterscheidung der Stilarten näher bezeichnen, welche von einem höher liegenden Teilungsgrunde ausgeht, nämlich die des poetischen und des prosaischen Stiles.

§ 129.

Es ist oben entwickelt worden, daß die Sprache eine organische Verrichtung ist, in welcher der Gedanke in die Erscheinung tritt, und daß sie als solche an sich keinen äußeren Zweck hat (§ 4). Durch die Rede wird zwar die Mitteilung der Gedanken bewirkt, und diese ist meistens auf einen äußeren Zweck gerichtet, aber die Sprache ist dem Menschen an sich und zunächst nicht um äußerer Zwecke willen gegeben. Insofern die organische Entwickelung des geistigen Lebens zu einem gemeinsamen Leben der ganzen Gattung durch die Mitteilung der Gedanken bedingt ist, hat die Sprache, wie andere organische Dinge, einen organischen Zweck: aber dieser Zweck ist ein allgemeiner, ist Zweck der Natur, und das Verhältnis der Sprache zu diesem Zwecke mit organischer Notwendigkeit gegeben; die äußern Zwecke hingegen sind besondere von der Willkür des sprechenden Individuums gegebene Zwecke; der Sprechende will entweder den Verstand des Angesprochenen belehren oder seinen Willen lenken, und der Zweck ist als ein zufälliger anzusehen. Ob nun in der Rede die Gedanken ohne einen Zweck in die Erscheinung treten, oder durch Mitteilung der Gedanken ein äußerer Zweck erreicht werden soll, so werden die Gedanken immer nach denjenigen Gesetzen dargestellt, welche wir als die organischen Gesetze der Darstellung bezeichnet haben. Die Form der Darstellung ist jedoch mehr oder weniger verschieden, je nachdem die Rede eine auf einen äußeren Zweck gerichtete Mitteilung der Gedanken beabsichtigt, oder aber ohne einen solchen Zweck, nur hervorgetrieben von einem Drange des lebendig angeregten Geistes, die Gedanken in die Erschei=

nung überträgt, und auf diesen Unterschied der Darstellung gründet sich zunächst die Unterscheidung des prosaischen und poetischen Stiles.

Wenn in der Rede, wie es in dem Zustande der Begeisterung sehr oft geschieht, die Gedanken ohne Rücksicht auf einen äußeren Zweck in die Erscheinung treten, so bildet sich die Form der Darstellung von selbst, und, weil auf die Bildung derselben nichts Fremdartiges einwirkt, nur nach den organischen Gesetzen der Darstellung. Wenn nun eine begeisterte Rede entweder ohne Absicht des Sprechenden, wie es nicht selten geschieht, sich zu einem hohen Grade organischer Vollkommenheit entwickelt und zu einer schönen Darstellung bildet, oder der Sprechende mit Absicht strebt, die von der Begeisterung eingegebenen Gedanken auch in einer höheren Vollendung der organischen Form darzustellen, und die Schönheit der Darstellung selbst zum Zwecke der Rede macht, so wird der Stil der Rede ein poetischer Stil. Wenn hingegen die Gedanken nur um eines äußeren Zweckes willen mitgeteilt werden, so bildet sich die Form der Darstellung zwar ebenfalls nach den organischen Gesetzen: aber die Bildung der Darstellungsform steht alsdann nicht, wie in dem andern Falle, ausschließlich unter der Einwirkung der organischen Bildungsgesetze, sondern zugleich unter der Einwirkung der auf den äußeren Zweck gerichteten Reflexion, und das freie Walten der organischen Bildungsgesetze wird durch diese ihnen fremdartige Einwirkung mehr oder weniger beschränkt. So fordern die organischen Gesetze, daß in der besondern Form der Darstellung die besondere Art des darzustellenden Gedankens nach Inhalt und Form vollkommen in die Erscheinung trete, daß die Darstellung nur der lebendige Ausdruck des Gedankens sei; der Zweck der Rede fordert aber, daß in der Darstellung der Gedanken besondere Verhältnisse des Inhaltes und der Form einmal mehr hervorgehoben und ein anderes Mal mehr in den Schatten gestellt werden. Wenn nun die Form der Darstellung durch den äußern Zweck bedingt ist und bei ihr mehr ihre Zweckmäßigkeit als die organische Vollendung und Schönheit in Anschlag gebracht wird, so wird der Stil als ein prosaischer Stil bezeichnet.

Alle Darstellung der Gedanken soll schön und wohlgefällig sein, aber in der poetischen Darstellung ist die Schönheit selbst der eigentliche Zweck der Darstellung, während in der Prosa die Schönheit der Darstellung mehr oder weniger der Zweckmäßigkeit untergeordnet wird und oft nur als Mittel zu einem äußeren Zwecke dienen soll. Die Rede ist an sich ein Produkt der organischen Natur. Dieses Naturprodukt, welches die Prosa zu irgend einem praktischen Gebrauche verwendet, wird in der Poesie zu einem Kunstwerke ausgebildet, das die Gebilde einer schöpferischen Phantasie lebendig in sinnlicher Anschauung darstellt

und auch dem sinnlichen Ausdrucke des Gedankens durch Silbenmaß und Reim eine schöne Form giebt; und da die Poesie nicht aus einer toten Materie, sondern aus einem geistigen Stoffe und aus der lebendigen Rede ein Kunstwerk bildet, so wird ihr der oberste Rang unter den schönen Künsten eingeräumt. — Wenn nun aber auch in der Poesie die Darstellung, die Gestaltung des Gedankens die Hauptsache ist, so darf das doch nicht so verstanden werden, als ob der Inhalt eines poetischen Werkes ganz nebensächlich sei. Im Gegenteil muß der Inhalt mit der Form stets im Einklang stehen, und je glänzender die Form ist, um so bedeutender muß auch der Inhalt sein, wenn die Poesie nicht schwülstig, unnatürlich und ungenießbar werden soll. Die Meinung, daß der Inhalt einer Dichtung etwas Untergeordnetes sei, hat zu der falschen Auffassung geführt, daß die Poesie gar keine Rücksicht auf die Wirklichkeit und Wahrheit der dargestellten Gedanken zu nehmen brauche. Bis auf Klopstock hat man in der That die Dichtung in diesem Sinne aufgefaßt, und diese falsche Anschauung verirrte sich bis zu der Behauptung, der Poet sei ein Lügner. Daraus erklärt sich zum guten Teil mit der niedrige Stand unsrer Poesie in der vorklopstockschen Zeit, und überall da, wo das eigentliche Wesen der Dichtung in der bloßen Erfindung unwirklicher Dinge erblickt und der Dichter als ein halber oder ganzer Lügner angesehen wird, kann die Poesie sich nicht zu hoher Blüte entfalten. Klopstock und nach ihm Goethe und Schiller haben diese falsche Meinung aufs entschiedenste bekämpft und theoretisch wie praktisch die gerade entgegengesetzte Meinung verfochten: das eigentliche Wesen der Dichtung liege in der G e s t a l t u n g des Thatsächlichen, i n d e r v e r g e i s t i g t e n W i e d e r g a b e d e s W i r k l i c h e n. Und diese Auffassung der Dichtkunst hat wesentlich mit die neue Blüte unserer Poesie herbeigeführt. Der Dichter, welcher voll und ganz seine Aufgabe erfüllen will, muß sich daher vor allen Dingen als ein Priester der Wahrheit betrachten, der im Dienste des Wirklichen und Thatsächlichen, nicht aber im Dienste des Unwirklichen und bloß Erfundenen steht.

Die Sprache hat sich bei allen gebildeten Völkern sehr früh zur Poesie ausgebildet: die ältesten Denkmäler ihrer geistigen Entwickelung sind poetischer Natur, und man hat sich oft darüber gewundert, daß auch ganz ungebildete Völker, wie die amerikanischen Wilden, einer poetischen Darstellung mächtig sind: man hat daraus den Schluß gezogen, die Poesie sei älter als die Prosa, und die Sprache sei überhaupt ursprünglich poetisch. So sehr dieses Verhältnis der Poesie zur Prosa mit der gewöhnlichen Vorstellungsweise streitet, so findet es doch in den Begriffen der Poesie und der Prosa, wie wir sie eben bezeichnet haben, seine Erklärung. Insofern die Sprache alle Begriffe und ihre

Verhältnisse zu einander ursprünglich auf sinnliche Anschauungen zurückführt (§ 9, 11), und auch die logische Form der Begriffe und Gedanken in rhythmisch schönen Tonverhältnissen sinnlich darstellt (§ 13), ist sie ursprünglich poetisch. Auch haben Völker, bei denen die Bedürfnisse des äußeren Lebens noch nicht durch die Kultur vervielfältigt sind, eine größere Erregbarkeit des Gemüts und der Phantasie, und wenn die Rede bei solchen Völkern nur ihre nächste Bestimmung erfüllt und ohne einen äußern Zweck die Gedanken in die Erscheinung überträgt, so erhebt sie sich leicht von selbst zu poetischer Darstellung. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir bei den meisten Völkern die Poesie früher finden, als andere Erscheinungen der Kultur. Wenn bei einem Volke späterhin die ursprünglich sinnliche Bedeutung der Begriffswörter nicht mehr vollkommen verstanden wird und die Wörter großenteils nur noch Zeichen der Begriffe sind; wenn auch die Betonung nicht mehr der lebendige Ausdruck für die logische Form der Begriffe und Gedanken ist; wenn die Sprache eines Volkes infolge der Kultur in denjenigen Zustand gerät, den wir als Vergeistigung der Sprache bezeichnet haben (§ 31): so hört sie auf eine poetische Sprache zu sein. Auch vervielfältigen sich mit den Fortschritten der Kultur die Gemüt und Phantasie verkümmernden Bedürfnisse des äußren Lebens, und die Rede, die früher ohne äußern Zweck das freie Spiel der Gedanken zur Erscheinung brachte, wird immer mehr der auf äußere Zwecke gerichteten Mitteilung der Gedanken dienstbar. Die Prosa bildet sich infolge der fortschreitenden Kultur zu immer größerer Vollkommenheit aus, indes die Poesie immer dürftiger wird. — Die Sagen mancher alten Völker führen den Ursprung der Verse, wie den anderer Künste, auf eine Erfindung zurück, welche durch zufällige Begebenheiten herbeigeführt wurde. Aber es ist bemerkenswert, daß auch die Begebenheiten, an welche diese Sagen die Erfindung des Verses knüpfen, immer darauf hinweisen, daß die Poesie ursprünglich der natürliche Ausdruck des Gefühls und der Begeisterung ist. Bei den Indiern soll es das Mitleiden mit einem Reiher und seinem Weibchen, die grausam ermordet wurden, bei den Persern die Liebe eines Fürsten zu seiner Sklavin und bei den Griechen die Begeisterung der ersten delphischen Priesterin gewesen sein, was zu der Erfindung des Verses führte.

§ 130.

Poesie und Prosa sind dadurch, daß erstere zunächst die Schönheit der Darstellung zum Zwecke hat und letztere zunächst auf äußere Zwecke gerichtet ist, im allgemeinen bestimmt geschieden. Weil jedoch die Formen der Darstellung in der Poesie und in der Prosa nach denselben orga=

nischen Gesetzen gebildet werden, so ist es im besondern oft schwer zu unterscheiden, ob die Darstellung poetisch oder prosaisch zu nennen sei. Die Schönheit der Darstellung erreicht ihre höchste Vollendung, indem nicht nur der geistige Inhalt an sich schön ist und in lebendiger Anschaulichkeit in die Erscheinung tritt, sondern auch die Rede sich in schönen rhythmischen Formen bewegt: es liegt in der Natur der Poesie, daß sie gern in Versmaßen und auch in Reimen spricht, und man hat meistens Poesie und Prosa gerade darnach unterschieden, ob die Rede Versmaß und Reim hat oder nicht. Man muß nun zwar den Anteil, den Versmaß und Reim an der Schönheit der Darstellung haben, und ihre Berechtigung auf dem Gebiete der Poesie anerkennen; sie sind ebenso alt als die Poesie und waren mit ihr immer verbunden; man kann jedoch nicht wohl Versmaß und Reim als so wesentliche Erfordernisse der poetischen Darstellung ansehen, daß eine Darstellung, welche alle andern Eigenschaften einer poetischen Darstellung hätte, ohne sie nicht als Poesie gelten könnte. Noch weniger kann eine an sich prosaische Darstellung durch Versmaß und Reim zu Poesie werden. Man nennt eine poetische Darstellung ohne Versmaß und Reim gewöhnlich *poetische Prosa*; es giebt aber eine andere Art der Darstellung, welche mit größerem Rechte den Namen der poetischen Prosa verdient, und die wir hier näher bezeichnen müssen. Es geschieht nämlich sehr oft, daß eine auf einen äußern Zweck gerichtete Mitteilung der Gedanken, die als solche der Prosa angehört, eine poetische Gestalt annimmt. Wenn die besondere Art der mitzuteilenden Gedanken an sich auch zu einer poetischen Darstellung geeignet ist, so fühlt sich der Sprechende oft gedrungen, ihnen auch in der Darstellung eine poetische Fassung zu geben: und die von ihm bezweckte Wirkung wird oft durch das Wohlgefallen an der Schönheit der poetischen Form gefördert. Dies ist insbesondere sehr oft der Fall bei beschreibenden und erzählenden Darstellungen, und wenn der Redner eine besondere Einwirkung auf die Gemüter beabsichtigt. So geschieht es, daß sich ein Stil bildet, der zwischen Prosa und Poesie in der Mitte steht, und den man eigentlich als *poetische Prosa* bezeichnen soll.

Da das Wesen der Poesie darin besteht, daß sie in erster Linie durch die Schönheit ein Wohlgefallen erregt, so muß nicht nur die Form der Darstellung, sondern auch der Inhalt der dargestellten Gedanken an sich von der Art sein, daß er zu dem geistigen Empfindungsvermögen in einer näheren Beziehung stehe und auf dasselbe einen wohlgefälligen Eindruck mache. Nicht alle Arten von Gedanken sind zu einer poetischen Darstellung geeignet. Die Poesie ist dem Gedankenverkehr der bürgerlichen Geschäfte und der eigentlichen Wissenschaft

fremd; sogenannte Lehrgedichte, welche nur unterrichten, sind nichts weniger als Poesie, und unbehaglich ist an ihnen der Widerspruch ihrer Form mit dem Inhalte. Dagegen ist alles, was das Gemüt angenehm berührt oder die Phantasie lebendig erregt, an sich zu einer poetischen Darstellung geeignet, und wir stellen es in der Rede, ohne es zu wollen, in poetischen Formen dar. — Wir werden weiter unten die Eigentümlichkeiten der poetischen Darstellung näher betrachten und wenden uns zuerst zu der Betrachtung der besondern Arten des prosaischen Stiles.

Erstes Kapitel.

Prosaischer Stil.

§ 131.

Nachdem wir den Stil überhaupt als eine organische Form der in der Rede dargestellten Gedanken aufgefaßt haben (§ 4), unterscheiden wir die besondern Arten des Stiles überhaupt und des prosaischen Stiles insbesondere zunächst nach den besondern Arten der darzustellenden Gedanken. Nun steht zwar in den besondern Arten des prosaischen Stiles die besondere Art der darzustellenden Gedanken mit dem besondern Zwecke der Darstellung meistens in einer so innigen Beziehung, daß das Eine mit dem Andern gegeben ist; daher sind die nach den Arten der Gedanken unterschiedenen Arten des prosaischen Stiles im wesentlichen nicht verschieden von denjenigen, welche die ältere Stilistik nach den Zwecken der Darstellung unterschieden hat: aber die besondern Stilarten stehen mit den besondern Arten der darzustellenden Gedanken, und nicht ebenso mit dem Zwecke der Darstellung, in organischer Beziehung. Die besondern Formen der Darstellung haben nämlich ihren natürlichen Grund in den besondern Arten der Gedanken; das Verhältnis hingegen, in dem die äußern Zwecke der Darstellung zu den besondern Stilarten stehen, ist nicht ebenso ein Verhältnis des organischen Grundes; es ist mehr das Werk des reflektierenden Verstandes. Die jeder besondern Stilart eigenen Formen der Darstellung erklären sich darum natürlicher und einfacher aus den besondern Arten der Gedanken, als aus den Zwecken der Darstellung.

Wenn man die besondern Stilarten nach den äußern Zwecken unterscheidet, so hat dieses zum Teil seinen Grund darin, daß man nicht genau unterscheidet zwischen der Stilistik, die nur die Schönheit der Darstellung zum Gegenstande hat, und der Rhetorik, die auf einen

äußeren Zweck gerichtet ist. Die Darstellung ist schön, wenn die besondere Form derselben ein adäquater Ausdruck für die besondere Art des Gedankens ist, und eine schöne Darstellung entspricht als solche immer auch dem äußern Zwecke der Rede. Der Zweck der Darstellung fordert aber nicht nur eine angemessene Form der Darstellung, sondern auch eine sorgfältige Auswahl der darzustellenden Gedanken, eine zweckmäßige Zusammenstellung derselben im Eingange und Schlusse der Rede, Berücksichtigung besonderer persönlicher Verhältnisse und manche andere Dinge, die nicht eigentlich Gegenstand der Stilistik sind, sondern der Rhetorik angehören, und eine dem Zwecke angemessene Darstellung ist nicht immer schön. Die Lehre von dem prosaischen Stile darf zwar das, was der Zweck der Darstellung fordert, nicht unbeachtet lassen, aber die Stilistik darf, weil nur die Schönheit der Darstellung ihre eigentliche Aufgabe ist, bei der Unterscheidung der besondern Stilarten nicht von den Zwecken der Darstellung ausgehen. Nur die besondere Art der Gedanken macht die Bedeutung der jeder besondern Stilart eigenen Formen der Darstellung wahrhaft verständlich; die auf die besonderen Arten der Gedanken gegründete Unterscheidung stellt zugleich die Verhältnisse, in denen die besondern Stilarten zu einander stehen, in helleres Licht, und diese werden nun leicht in einer übersichtlichen Zusammenstellung nach ihren Arten und Unterarten aufgefaßt.

§ 132.

Die darzustellenden Gedanken sind entweder Gedanken des Erkennens oder Gedanken des Begehrens. Unter den Gedanken des Erkennens verstehen wir diejenigen Akte unseres Erkenntnisvermögens, durch welche ein Besonderes in einen allgemeinen Artbegriff aufgenommen, oder ein Allgemeines auf ein Besonderes zurückgeführt, oder auch die Dinge nach den logischen Verhältnissen des Gegensatzes und der Kausalität zusammengestellt werden: jeder Gedanke des Erkennens ist ein Urteil. Unter den Gedanken des Begehrens begreifen wir nicht nur die eigentlichen Akte des Begehrens und Verabscheuens, sondern auch die in dem Bewußtsein zu Gedanken gewordenen Zustände des Gemüts, wie Liebe und Haß, Freude und Trauer, Hoffnung und Furcht, von denen Akte des Begehrungsvermögens hervorgerufen und begleitet werden. Jede prosaische Darstellung hat nun den Zweck, entweder Gedanken des Erkennens oder Gedanken des Begehrens und die oben bezeichneten Zustände des Gemüts mitzuteilen. Man kann darum den für die Mitteilung der ersteren geeigneten Stil als Verstandesstil und den für die Mitteilung der letzteren geeigneten Stil als Gemüts-

stil bezeichnen und so die mannigfaltigen Arten des prosaischen Stiles auf zwei Hauptarten zurückführen. Da aber in dem menschlichen Geiste Erkenntnisvermögen und Begehrungsvermögen nicht getrennt sind, sondern mit einander in einer innigen Wechselwirkung stehen; da jedes Erkennen an sich schon durch eine Befriedigung des Begehrungsvermögens Lust erregt und das Wollen und das Begehren wieder seinen Grund in einem Erkennen hat: so sind auch in der Darstellung Gedanken des Erkennens und Gedanken des Begehrens nicht immer geschieden, und in derselben Rede ist meistens der Verstandesstil mit dem Gemütsstile verbunden. Die Unterscheidung ist daher nur so zu verstehen, daß bei dem ersteren die Gedanken des Erkennens und bei dem letzteren die Gedanken des Begehrens in der ganzen Rede vorherrschend und der eigentliche Gegenstand der Mitteilung sind; der Verstandesstil soll berichten und belehren, der Gemütsstil soll rühren und bewegen. Die von den Stilistikern unterschiedenen Arten des prosaischen Stiles lassen sich auf Unterarten der eben bezeichneten Hauptarten zurückführen, und diese Unterarten sind unter einander wieder dadurch verschieden, daß die eine Unterart des Verstandesstils mehr als die andere von dem Gemütsstile, und die eine Unterart des Gemütsstils mehr als die andere von dem Verstandesstile in sich aufgenommen hat. Die besondern Arten des prosaischen Stiles lassen sich nach dieser Unterscheidung in einem natürlichen und darum leicht übersichtlichen Systeme zusammenstellen.

Der Verstandesstil scheidet sich, je nachdem er nur berichten oder eigentlich belehren soll, in den berichtenden und belehrenden (didaktischen) Stil, und der berichtende Stil scheidet sich wieder nach den besondern Arten der darzustellenden Gedanken und nach den Zwecken der Darstellung in besondere Unterarten. Ebenso scheidet sich der Gemütsstil, je nachdem er nur rühren oder zugleich bewegen, d. h. auf den Willen einwirken soll, in den rührenden und bewegenden Stil (den Rednerstil). Eine nähere Betrachtung des jeder besondern Stilart angehörigen Gebietes wird diese Unterordnung der Arten und Unterarten unter zwei Hauptarten in helleres Licht setzen.

Wir betrachten zuerst die Arten des Verstandesstiles, nämlich den berichtenden und den didaktischen Stil. Wir begreifen unter dem berichtenden Stile überhaupt diejenigen Formen der Darstellung, in denen Thatsachen — das, was in der Zeit wirklich geschehen ist, und das, was im Raume wirklich besteht — berichtet werden, und wir unterscheiden nach den besondern Arten der zu berichtenden Thatsachen und nach den besondern Zwecken der Darstellung drei Unterarten des berichtenden Stiles. Diese sind:

a. Der Geschäftsstil. Dieser Stilart gehören alle Mitteilungen an, in denen Thatsachen zu irgend einem Zwecke des bürgerlichen Lebens schlechtweg berichtet werden, wie Anzeigen von Geburten, Heiraten und Sterbefällen, amtliche Berichte, Beschreibungen von Bauten und Maschinen. In dem Geschäftsstile werden die Thatsachen nur als Gedanken des Erkennens dargestellt und als solche mitgeteilt; er ist daher als reiner Verstandesstil anzusehen.

b. Der erzählende Stil. Die zu berichtenden Thatsachen sind oft von der Art, daß sie durch ihre Einwirkung auf Gemüt und Phantasie ein besonderes Wohlbehagen und eine nähere Teilnahme hervorrufen, und die Mitteilung derselben hat weniger den Zweck, Thatsachen zu berichten, als uns zu unterhalten. Eine nähere Teilnahme des Gemüts an dem zu Berichtenden giebt sich in einer lebendigen Darstellung kund, und durch diese wird die Teilnahme und das Wohlgefallen des Angeredeten erhöht: welche Wirkung solche Darstellungen auf Gemüt und Phantasie haben, sehen wir besonders an den Kindern, die eine Erzählung, auch wenn sie ihnen schon oft vorgetragen ist, immer mit gleicher Spannung anhören. Darum haben Darstellungen dieser Art einen besondern Stil, den wir als den erzählenden Stil bezeichnen: Erzählungen von guten oder bösen Handlungen, von freudigen oder traurigen Begebenheiten, Reisebeschreibungen, Beschreibungen von schönen Gegenden, Naturscenen, öffentlichen Aufzügen und ähnliche Darstellungen gehören dieser Stilart an, in der sich mit dem Verstandesstile mehr oder weniger der Gemütsstil verbindet. Oft werden erdichtete Begebenheiten erzählt, und die Erzählung hat zunächst nur die Schönheit der Darstellung und das Wohlgefallen an der Schönheit der Darstellung zum Zwecke, wie in Märchen, Romanen und Idyllen; der erzählende Stil erhebt sich alsdann zu einem poetischen Stile (§ 129). Aber auch in Märchen, Romanen und Idyllen wird bei guten Dichtern das Wirkliche und Wahre dargestellt, und die erfundenen Begebenheiten und Personen dienen dazu, Herzensthatsachen und allgemeine höhere Wahrheiten zur Anschauung zu bringen.

c. Der historische Stil. Die Thaten und Schicksale ausgezeichneter Menschen und ganzer Völker, welche die Geschichte berichtet, offenbaren uns die im Verborgenen wirkenden Mächte, welche das Leben der Menschen beherrschen; sie setzen daher das Gemüt dessen, der sie berichtet, in eine feierlich ernste Stimmung und erregen in ihm zugleich eine nähere Teilnahme an den handelnden Personen, in Liebe oder Haß, Bewunderung oder Abscheu. Diese Stimmung des Gemüts prägt sich in der Form der Darstellung aus, und sie wird durch die Darstellung auch dem Leser mitgeteilt. So bildet sich die Darstellung der

Geschichte zu einer besondern Stilart, die wir als den historischen Stil bezeichnen. Insofern die historische Darstellung Thatsachen berichtet, gehört sie dem Verstandesstile an; insofern aber die Thatsachen mit dem Gemüt erfaßt werden und die Darstellung aus einer solchen Auffassung hervorgeht und auch Gemütsstimmungen hervorruft, bewegt sie sich immer zugleich in dem Gemütsstile. Auch die historische Darstellung wird oft zu einem Kunstwerke, das in erster Linie die Schönheit der Darstellung und das Wohlgefallen an ihr zum Zwecke hat, und so erhebt sich der historische Stil in dem epischen Gedichte zu einem poetischen Stile (§ 129).

Die andere Art des Verstandesstiles ist der didaktische Stil. Wenn die Begriffe von besondern Arten der Dinge und ihre Verhältnisse nach Zeit und Raum, Ursache und Wirkung u. s. w. zu keinem andern Zwecke besprochen und mitgeteilt werden, als damit der Angeredete unterrichtet und sein Geist durch Kenntnisse ausgebildet werde, so fordert die Darstellung den didaktischen Stil, der als reiner Verstandesstil anzusehen ist. Auch in dieser Stilart lassen sich zwei Unterarten unterscheiden, nämlich der eigentliche Lehrstil und der abhandelnde Stil. Die eigentlichen Lehrbücher stellen schlechtweg Bestimmungen von Begriffen und Verhältnissen der Dinge in Lehrsätzen dar, welche schon als hinlänglich begründet angesehen werden, und diese fordern den eigentlichen Lehrstil. Sehr oft sollen aber Lehrsätze oder Ansichten, welche in der Wissenschaft oder im Leben noch nicht als wahr anerkannt sind, durch die Zusammenstellung mit anerkannten Lehrsätzen oder mit Erfahrungen erst begründet und entgegengesetzte Ansichten als nicht begründet dargestellt werden. Eine solche Darstellung, die man eine Abhandlung nennt, fordert eine besondere Form, die man als eine besondere Unterart des didaktischen Stiles unterscheiden und als abhandelnden Stil bezeichnen kann.

Wir haben den rührenden und den Rednerstil als die besondern Arten des Gemütsstiles bezeichnet. Wenn in der Rede Zustände eines aufgeregten Gemüts, wie Freude und Trauer, Furcht und Hoffnung in der Absicht dargestellt werden, daß sie mitgeteilt, d. h. auch in dem Gemüte anderer hervorgerufen werden, so fordert die Darstellung den rührenden Stil. Wenn in der Darstellung eine feierliche Stimmung des in seiner Tiefe aufgeregten Gemüts in die Erscheinung tritt, so nennt man den Stil einen pathetischen Stil. Insofern Zustände des Gemüts in andern dadurch hervorgerufen werden, daß ihnen eine Thatsache berichtet oder der Gegenstand eines Affektes beschrieben wird, verbindet sich der rührende Stil mit dem Verstandesstile. Wie

der historische Stil in dem Epos, so erhebt sich der rührende Stil in dem lyrischen Gedichte zu einem poetischen Stile.

Wenn Gedanken des Begehrens in der Absicht dargestellt werden, daß der Wille des Angesprochenen zu Beschlüssen und Handlungen bestimmt werde, so fordert die Darstellung den Rednerstil. In dieser Stilart bewegen sich vorzüglich die Kanzelredner, die Anwälte in den Gerichten und die Mitglieder der Ständeversammlungen. Der Redner sucht oft den Angesprochenen nur durch Einwirkung auf sein Gemüt, durch Erregung von Affekten zu Handlungen zu bestimmen, wie es besonders bei Volksrednern der Fall ist, und der Stil ist alsdann reiner Gemütsstil. Meistens sucht aber der Redner den Willen des Angesprochenen durch Einwirkung auf sein Erkenntnisvermögen zu bestimmen und ihn durch die Darstellung von Thatsachen oder durch Vernunftgründe von der Nützlichkeit oder Notwendigkeit einer Handlung zu überzeugen, wie es gewöhnlich bei politischen Rednern und bei dem gerichtlichen Anwalt der Fall ist; in dem Rednerstile verbinden sich alsdann mit dem Gemütsstile der berichtende und der abhandelnde Stil als besondere Arten des Verstandesstiles.

§ 133.

Unter den hier aufgezählten Arten des prosaischen Stiles ist der Kanzleistil und auch der Briefstil, die man als besondere Stilarten unterschieden hat, schon begriffen, und wir werden weiter unten sehen, inwiefern sie als besondere Stilarten angesehen werden können. Man hat auch den komischen Stil als eine besondere Art des Stiles unterschieden. Die Eigentümlichkeit dieses Stiles besteht darin, daß er zum Lachen reizt. Es ist aber weniger eine besondere Form der Darstellung, als der dargestellte Gedanke selbst, was diese Wirkung hervorbringt; man kann daher den komischen Stil nicht eigentlich als eine besondere Art des Stiles bezeichnen. Von welcher Art das sei, was uns seiner Natur nach zum Lachen reizt und darum komisch (lächerlich) genannt wird, und inwiefern das Komische als Gegenstand der stilistischen Darstellung anzusehen sei, kann erst später erörtert werden.

Die richtige Unterscheidung der besondern Stilarten ist besonders darum sehr wichtig, weil sich auf diese Unterscheidung eine wesentliche Eigenschaft des schönen Stiles, nämlich die Angemessenheit der Darstellung (§ 19) gründet. Die Angemessenheit fordert vor allen Dingen, daß die besondere Stilart der besondern Art der darzustellenden Gedanken und dem besondern Zwecke der Darstellung vollkommen entspreche. Der Stil ist nicht angemessen, wenn Begebenheiten, welche

schlechtweg berichtet werden sollen, in den Formen des rührenden Stiles, oder Gedanken, welche das Gemüt rühren sollen, in den Formen des didaktischen Stiles dargestellt werden.

§ 134.

Wir haben in der Darstellung der Gedanken überhaupt drei wesentliche Stücke unterschieden, nämlich die Darstellung des Inhaltes, die Darstellung der logischen Form und die Darstellung der logischen Verhältnisse, in denen die Gedanken mit einander stehen (§ 8, 13, 20). Diese drei Stücke sind es auch vorzüglich, wodurch sich die den besondern Stilarten angehörigen Formen der Darstellung unterscheiden. Wir werden nämlich bei der näheren Betrachtung der besondern Stilarten sehen, daß je nach der besondern Art der darzustellenden Gedanken und nach dem besondern Zwecke der Mitteilung in der einen Stilart mehr auf die Darstellung des Inhaltes, in der andern mehr auf die Darstellung der logischen Form und wieder in einer andern mehr auf die Darstellung der logischen Verhältnisse zu achten ist, daß besondere einem dieser Stücke angehörige Formen mehr in der einen als in der andern Stilart hervortreten müssen, und daß die Weise, wie jedes dieser Stücke in Anwendung gebracht wird, jeder besondern Stilart ihre eigentümliche Färbung giebt. Die eigentliche Aufgabe der besondern Stilistik läßt sich zuletzt darauf zurückführen, daß sie nachweist, in welchem Maße und in welcher Weise jedes dieser Stücke bei jeder besondern Stilart statthaben soll. In der allgemeinen Stilistik ist uns dadurch, daß wir diese Stücke der Darstellung unterschieden haben, die große Mannigfaltigkeit des zu behandelnden Stoffes übersichtlicher geworden, und diese Unterscheidung gewährt uns besonders den Vorteil, daß wir durch sie in stand gesetzt werden, manche früher sehr unbestimmt ausgedrückte Vorschriften der besondern Stilistik auf einen bestimmteren und klareren Ausdruck zurückzuführen.

§ 135.

Wenn die besondern Arten des prosaischen Stiles als Unterarten des Verstandesstiles und des Gemütsstiles anzusehen sind, so haben wir vor allen Dingen, ehe wir die besondern Stilarten näher betrachten, die Frage zu beantworten, wie im allgemeinen die Darstellung der Gedanken in dem Verstandesstile und die Darstellung der Gedanken in dem Gemütsstile unterschieden seien. Der Verstand erkennt die Dinge, indem er sie in dem Begriffe nach den Verhältnissen der Art, Unterart und Individualität auffaßt; und wenn das Erkannte einem andern mitgeteilt werden soll, so müssen ihm dieselben Verhältnisse der

Dinge so dargestellt werden, daß sie leicht verstanden werden. Die Begriffe und die nach diesen Verhältnissen unterschiedenen Besonderheiten der Begriffe machen aber den Inhalt der Gedanken aus (§ 9); der Verstandesstil hat daher zunächst und vorzüglich die Aufgabe, den Inhalt der Gedanken so darzustellen, daß er leicht und vollkommen verstanden werde, und das wird erreicht durch den richtigen Gebrauch und die grammatisch richtige Form der Begriffswörter und der Satzverhältnisse. Der Verstandesstil als solcher wird sich daher durch größere Verständlichkeit des Inhaltes, besonders aber durch größere Reinheit und Bestimmtheit in dem Gebrauche der Begriffswörter und der grammatischen Formen und durch größere Präzision unterscheiden. Die Verständlichkeit fordert auch eine sinnlich anschauliche Darstellung der Begriffe; der Verstandesstil macht jedoch seltener Gebrauch von den Redefiguren, die mehr zur Lebendigkeit der Darstellung dienen. Die Verständlichkeit fordert zwar auch, daß die logische Form der Gedanken dargestellt werde: aber in dem Verstandesstile wird die logische Form der Gedanken meistens schon aus ihrem Inhalte leicht verstanden, und Betonung und Wortstellung, in denen sich die logische Form darstellt, entsprechen meistens den grammatischen Verhältnissen der Sätze. Der Verstandesstil achtet darum sehr genau auf die Gesetze der grammatischen Wortstellung, aber von Inversionen und besonders von den Figuren der logischen Form (§ 17) und von allen Formen der Darstellung, durch welche Verhältnisse der logischen Form besonders hervorgehoben werden, macht er seltner Gebrauch. Außer den eben bezeichneten Verhältnissen der Begriffe sind auch die kausalen Verhältnisse der Dinge Gegenstand des Erkennens, und die Darstellung dieser Verhältnisse in den Formen des zusammengesetzten Satzes gehört überhaupt dem Gebiete des Verstandesstiles an.

In dem Gemütsstile wird das von dem Sprechenden in seinem Gemüte Gefühlte und Begehrte dargestellt, damit dasselbe auch von andern gefühlt und begehrt werde. Während das eigentliche Geschäft des Verstandes darin besteht, das sinnlich angeschaute Wirkliche in ein Geistiges zu verwandeln, ist das Gemüt seiner Natur nach in der sinnlichen Anschauung des Wirklichen befangen, und das Geistige muß wieder leiblich werden, wenn es Gegenstand einer Auffassung mit dem Gemüt werden soll. Die sinnlich anschauliche Gegenwart der Dinge selbst wirkt auf das Gemüt mit größerer Gewalt, als Worte, die nur die Begriffe der Dinge ausdrücken. Auch treten die Bewegungen des Gemüts nicht, wie die Gedanken des Erkennens, nur in Worten in die Erscheinung; der Affekt giebt sich auch ohne Worte kund in Lachen und Weinen, im Wechsel der Gesichtsfarbe und in mannigfaltigen Bewe-

gungen der Gesichtsmuskeln: und wenn wir den Affekt in Worten ausdrücken, so geben wir der Darstellung der Begriffe eine sonst nicht gewöhnliche sinnliche Anschaulichkeit. In dem Gemütsstile wird daher der Inhalt der Gedanken überhaupt mehr als in dem Verstandesstile in sinnlicher Anschaulichkeit dargestellt, und nur diese Stilart macht gewöhnlich von den Figuren des Inhaltes Gebrauch. Auch ist es dem Gemütsstile eigen, die logische Form der Gedanken in lebendigerer Weise darzustellen. Es ist ganz gewöhnlich, daß wir, wenn wir einen Affekt ausdrücken, Gegensätze von Begriffen durch den Redeton hervorheben. Der Redeton gehört vorzüglich der Sprache des Affektes an, und wenn in der Rede Gedanken, deren Inhalt an sich geeignet ist, das Gemüt mächtig zu ergreifen, ohne lebendige Betonung vorgetragen werden, so sind sie ohne Wirkung. Es ist zuletzt der Gegensatz von Liebe und Haß, was allen Bewegungen des Gemüts zu Grunde liegt, und dieser Gegensatz prägt sich auch bei der Darstellung der Affekte überall in der logischen Form der Gedanken aus. Daher unterscheidet sich der Gemütsstil vorzüglich durch Inversionen, Figuren der logischen Form und diejenigen besondern Formen der Darstellung, durch welche der logische Wert von Begriffen und Gedanken hervorgehoben wird (§ 81). — Der Affekt widerstrebt seiner Natur nach den Reflexionen des Verstandes; er ist insbesondere nicht geeignet, in die kausalen Verhältnisse der Dinge einzudringen und sie mit Bestimmtheit zu unterscheiden: darum bezeichnet und unterscheidet der Gemütsstil die kausalen Verhältnisse der Gedanken auch nicht mit der Genauigkeit, welche bei manchen Arten des Verstandesstiles unerläßlich ist. — Mit den meisten Affekten ist endlich eine ernste, oft feierliche Stimmung des Geistes verbunden, die auch in dem Ausdrucke der Gedanken in die Erscheinung tritt und sich dem Angeredeten mitteilt, und die Darstellung ist nur dann ein genau entsprechender Ausdruck der Gedanken, wenn in ihr auch diese Stimmung des Geistes in lebendiger Weise ausgedrückt wird. Der Gemütsstil fordert darum vorzüglich Würde der Darstellung und vermeidet mit besonderer Sorgfalt den Gebrauch von Wörtern und Ausdrücken, welche gemein, niedrig oder doch verbraucht sind: selbst der Rhythmus der Sätze drückt in dem pathetischen Stile einen feierlichen Ernst aus. — Fassen wir den Unterschied zwischen dem Verstandes- und dem Gemütsstile kurz zusammen, so fordert der Verstandesstil mehr Reinheit in dem Gebrauche der Wörter und Wortformen, mehr Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdruckes, größere Präzision, genauere Bezeichnung der logischen Verhältnisse und überhaupt diejenigen Eigenschaften, durch welche die Gedanken nach Inhalt und Form leicht verständlich

werden; dagegen fordert der Gemütsstil mehr sinnliche Anschaulichkeit der Darstellung, mehr Hervorhebung der Gegensätze in der logischen Form der Gedanken, einen freieren Gebrauch der Redefiguren, mehr Würde, kurz: eine größere Lebendigkeit der Darstellung.

Nachdem wir den Unterschied zwischen dem Verstandesstile und dem Gemütsstile im allgemeinen bezeichnet haben, wenden wir uns zu der näheren Betrachtung ihrer besondern Arten und Unterarten.

I. Verstandesstil.

A. Berichtender Stil.

a. Geschäftsstil.

§ 136.

Da der Geschäftsstil der Stil derjenigen Mitteilungen ist, welche nur den Zweck haben, den Angeredeten von Thatsachen in Kenntnis zu setzen (§ 132), so fordert er zunächst und vorzüglich, daß der Inhalt der Gedanken, nämlich die Begriffe und ihre Beziehungen und die logischen Verhältnisse der Gedanken in der Darstellung so bezeichnet werden, daß sie leicht verstanden und mit Bestimmtheit unterschieden werden. Der Geschäftsstil fordert zwar auch, daß die logische Form der Gedanken richtig dargestellt werde, aber die Darstellung der logischen Form ist hier ein der Darstellung des Inhaltes untergeordnetes Stück.

Die Verständlichkeit fordert zunächst, daß die Begriffe in leicht verständlichen Wörtern dargestellt werden. Verständlich sind aber nur diejenigen Wörter, welche in den allgemeinen Wortvorrat aufgenommen und allgemein oder doch in demjenigen Kreise, für den die berichtende Mitteilung bestimmt ist, üblich sind. Es ist darum besonders bei dem Geschäftsstile sehr genau auf alles das zu achten, was oben (§ 57, 60, 61) von Vermeidung fremder und provinzieller, veralteter, neugebildeter und zweideutiger Wörter und über den richtigen Gebrauch der durch Ableitung gebildeten Wortformen gesagt worden ist. Fremde, veraltete und neugebildete Wörter sind in andern Stilarten oft von guter Wirkung, indem sie Begriffe durch den ungewöhnlichen Ausdruck hervorheben oder besondere Nebenbegriffe bezeichnen, aber in

dem Geschäftsstile ist der Gebrauch aller nicht gemeinüblichen Wörter, auch wenn sie leicht verstanden werden, schon darum anstößig, weil sie die Aufmerksamkeit des Lesers von dem darzustellenden Begriffe auf das ungewöhnliche Wort hinziehen und leicht die Auffassung des Gedankens stören. Insbesondere ist auf den richtigen Gebrauch und auf die richtige Bildung der Zusammensetzungen zu achten. Es ist ein häufig vorkommender Fehler des Geschäftsstiles, daß in dem Augenblicke der Rede gebildete Begriffe, die durch ein Satzverhältnis ausgedrückt werden sollten, um der Kürze willen durch eine neugebildete Zusammensetzung ausgedrückt werden (§ 36), z. B. Hypothekenbuchführung, Meinungsäußerung, Grundeigentumsabtretung, Vollmachtsverhältnis, Verlassenschaftsverfahren. Abgesehen davon, daß solche Zusammensetzungen leicht in Afterformen ausarten, sind sie oft schwer zu verstehen. — Ebenso ist es ein gewöhnlicher Fehler des Geschäftsstiles, daß er durch einen nicht gehörigen Gebrauch der Abstrakten schwer verständlich wird. Abstrakta sind, weil sie den Begriff nicht in sinnlicher Anschaulichkeit darstellen, immer weniger verständlich als Konkreta (§ 54), und sehr oft werden besonders öffentliche Ankündigungen und Anzeigen, Zeugnisse und ähnliche Aufsätze schwer verständlich, weil man ihnen eine möglichst kurze Fassung zu geben strebt und nun Zeit- und kausale Verhältnisse, welche die Form eines Nebensatzes fordern, durch ein Abstraktum ausdrückt oder ein Abstraktum als Attribut mit einem andern Abstraktum verbindet, wie in den früher schon angeführten Beispielen (§ 54).

Wie die Begriffe so müssen auch die Beziehungen der Begriffe auf einander in leicht verständlichen Formen dargestellt werden, und dies wird erreicht, wenn die Form der Satzverhältnisse grammatisch richtig ist und dem allgemeinen Sprachgebrauche vollkommen entspricht. Wie ungewöhnliche Wörter, so werden ungewöhnliche Ausdrücke der grammatischen Beziehungen, wenn sie auch verstanden werden, in dem Geschäftsstile leicht störend. Der Geschäftsstil verträgt sich überhaupt nicht mit Figuren und andern Formen des Ausdruckes, welche die Darstellung nur durch eine besondere Lebendigkeit anziehend machen oder ihr den Reiz der Neuheit geben sollen.

Der Geschäftsstil fordert mehr als andere Stilarten Bestimmtheit und Präzision. Die Bestimmtheit wird dadurch erreicht, daß die Begriffe in der Darstellung durch die Begriffswörter und Satzverhältnisse auf dieselben Verhältnisse der Art, Unterart oder Individualität zurückgeführt werden, in denen sie gedacht werden (§ 74). Die Präzision fordert, daß müßige Attribute und Objekte, Tautologien, Pleonasmen und alle Arten von Wiederholungen vermieden, besonders aber

daß nicht weitschweifig Dinge berichtet werden, welche schon aus dem ganzen Zusammenhange verstanden werden oder die eigentlich zu berichtenden Thatsachen nicht in helleres Licht setzen. Wo die Bestimmtheit fehlt, wird das Dargestellte leicht mißverstanden, und ein nicht bestimmter Ausdruck in Kaufbriefen, Vermächtnissen und Verträgen hat oft einen verdrießlichen Rechtsstreit zur Folge gehabt: wo die Präzision fehlt, wird die Aufmerksamkeit des Lesers zerstreut und dadurch das Verständnis gestört oder doch erschwert.

§ 137.

Auch fordert der Geschäftsstil, daß die logische Form der Gedanken richtig dargestellt werde. Die durch Sätze ausgedrückten Gedanken und die durch Satzverhältnisse ausgedrückten Begriffe werden erst dann vollkommen verstanden, wenn auch die logische Form derselben erkannt wird, und Gedanke und Begriff wird ein anderer, wenn die logische Form derselben eine andere ist. Da die Wortstellung, als der allgemeinste Ausdruck der logischen Form, zunächst dazu dient, Gedanken und Begriffe in der Darstellung vollkommen verständlich zu machen, so fordert der Geschäftsstil, daß besonders die Gesetze der Wortstellung genau in Anwendung gebracht werden. Eine besondere Beachtung fordern die Stellung des attributiven Genitivs (§ 80), die Rangordnung der Objekte in dem objektiven Satzverhältnisse und die Stellung der Nebensätze (§ 83). Es giebt neben der Wortstellung noch besondere Formen der Darstellung für besondere Verhältnisse der logischen Form, die wir als Figuren der logischen Form bezeichnet haben (§ 89). Diese Figuren, z. B. die Antithese, die Steigerung, die Wiederholung, das verschönernde Beiwort, die Frage, dienen weniger dazu die Darstellung nur verständlich zu machen, als den logischen Wert eines Begriffes mit besonderem Nachdrucke hervorzuheben: sie sind daher überall, wo man auf das Gemüt einen starken Eindruck machen will, von guter Wirkung; aber es ist sehr verkehrt und störend, von ihnen Gebrauch zu machen, wo man nicht rühren, sondern nur berichten will. Aus demselben Grunde macht der Geschäftsstil auch von den Inversionen nur selten Gebrauch. Die durch die Figuren der logischen Form ausgedrückte Hervorhebung von Begriffen deutet immer auf eine nähere Teilnahme des Gemüts; es ist darum besonders in amtlichen Berichten, die nur schlechtweg die Thatsachen objektiv darstellen sollen, sehr fehlerhaft, von den Figuren Gebrauch zu machen, welche die subjektiv gemütliche Auffassung des Berichtenden bezeichnen. Auch ist es abgeschmackt, bei Sterbefällen seine Trauer um den Verstorbenen in ausgesuchten Phrasen in den Zeitungen zu verkünden.

§ 138.

Der Geschäftsstil muß endlich auch die logischen Verhältnisse der Gedanken zu einander so darstellen, daß sie leicht verstanden werden. Sie werden aber leicht verstanden, wenn in der Darstellung die Verbindung des Mannigfaltigen zu einer Einheit und die Unterordnung des Besondern unter das Allgemeine und unter einander klar und bestimmt hervortritt. Die einzelnen Ereignisse einer Begebenheit müssen nach ihrer Zeitfolge dargestellt werden, und in der beschreibenden Darstellung läßt man die Beschreibung jedes besondern Teiles der Beschreibung des Ganzen, dem es angehört, nachfolgen. Der Hauptsatz ist die natürliche Form für die Darstellung von Thatsachen, die nur berichtet werden sollen; es ist darum besonders in dem Geschäftsstile sehr darauf zu achten, daß Thatsachen, die nur berichtet werden, nicht durch ein attributives Adjektiv oder durch einen Adjektivsatz ausgedrückt werden (§ 101). Wenn zu berichtende Thatsachen mit einander in einem kausalen Verhältnisse stehen, so werden in der Darstellung gewöhnlich mehr die Thatsachen selbst als ihre logischen Verhältnisse hervorgehoben: sie werden daher meistens durch einander beigeordnete Hauptsätze ausgedrückt (§ 97). Aus demselben Grunde bewegt sich diese Stilart überhaupt mehr als andere Stilarten in abgeschnittenen Sätzen, und sie verträgt sich ihrer Natur nach nicht wohl mit dem periodischen Stile (§ 108).

§ 139.

Man hat immer den Stil derjenigen schriftlichen Mitteilungen, welche den amtlichen Verhandlungen der öffentlichen Verwaltung und der Gerichtshöfe angehören, unter dem Namen des Kanzleistils als eine besondere Stilart bezeichnet. Dieser Stil ist nach der besonderen Art der darzustellenden Gedanken und nach dem Zwecke der Mitteilung als eine besondere Unterart des Geschäftsstiles anzusehen: es ist darum auch auf den Kanzleistil im allgemeinen alles das anzuwenden, was eben von dem Geschäftsstile gesagt worden ist. Er fordert vorzüglich Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdruckes. Von der Deutlichkeit und Bestimmtheit der Fassung hängt sehr oft Eigentum, Ehre und Leben einzelner Personen und der Friede und die Wohlfahrt ganzer Völker ab: so wurde die in dem Wiener Vertrage feierlich zugestandene Freiheit der Rheinschiffahrt wieder verkürzt, weil schlaue Diplomaten dem an sich deutlichen jusqu'à la mer hinterher eine nicht vorgesehene Bedeutung unterlegten. Ebenso fordert die ganze Art und der Zweck der in dem Kanzleistile geführten Verhandlungen die größte Kürze und

Präzision. Die Wichtigkeit der in diesem Stile verhandelten Gegenstände und die Verhältnisse, in denen die sprechenden Personen den angesprochenen in dem öffentlichen Leben gegenüberstehen, fordern überdies mehr als bei andern Arten des Geschäftsstiles eine ernste Haltung und eine gewisse Würde der Darstellung.

Es ist eine sehr auffallende Erscheinung, daß der Kanzleistil sich in ganz eigentümlichen Formen gestaltet hat, welche großenteils mit den Gesetzen der allgemeinen Stilistik und mit den Forderungen des guten Geschmackes in dem grellsten Widerspruche stehen, und an diesen Formen mit einer Starrheit festhält, die der Macht der fortschreitenden Bildung beharrlich widerstrebt. Auch tritt diese das Sprachgefühl und den guten Geschmack verletzende Ausartung nicht allein in dem deutschen Kanzleistile hervor; sie findet sich mehr oder weniger auch bei den andern Völkern, und Plinius sagt schon: Sedeo pro tribunali, subnoto libellos, conficio tabulas, scribo plurimas, sed illitteratissimas litteras. Die sonderbare Mißbildung des deutschen Kanzleistiles ist darum auch nicht, wie manches andere, was an dem deutschen Stile überhaupt früher fehlerhaft war, bloß aus dem Verkehr mit den fremden Sprachen, sondern größtenteils aus einer ängstlichen Vorsicht zu erklären, mit der man in dieser Stilart die Formen der Ausdrücke den besondern Zwecken der Darstellung anpaßte. Der Kanzleistil ist besonders auch darum eine sehr merkwürdige Erscheinung, weil er uns auf eine anschauliche Weise zeigt, was aus dem Stile wird, wenn die äußere Zweckmäßigkeit der Darstellung als das oberste Gesetz des Stiles aufgefaßt und ihr die organische Vollkommenheit der Darstellung untergeordnet wird. Es ist besonders der maßlose Gebrauch fremder und längst veralteter Wörter, ein unförmlicher Bau der Sätze und Perioden, eine weitschweifige Bezeichnung der Begriffe durch gleichbedeutende Wörter und ein pedantischer Gebrauch besonderer Formen, welche die Ehrfurcht für hochgestellte Personen ausdrücken sollen, was den Kanzleistil so anstößig macht, und bei näherer Betrachtung sieht man leicht, daß diese Eigenheiten sämtlich ihren Grund in der beabsichtigten Zweckmäßigkeit der Darstellung haben.

Der besonders in dem Gerichtsstile herrschende Gebrauch lateinischer Wörter erklärt sich zunächst aus der Aufnahme des römischen Rechtes in die deutsche Rechtspflege. Auch hat die Jurisprudenz, wie andere Wissenschaften und Künste, sich eine besondere Terminologie geschaffen, die aus sehr nahe liegenden Gründen aus fremden Wörtern besteht, und manche dieser fremden Benennungen haben, insofern sie einmal eine konventionell bestimmte Bedeutung haben und nicht wohl durch deutsche Benennungen ersetzt werden können, in dem Gerichtsstile eine gewisse

Berechtigung. Aber man hat einen Gebrauch lateinischer Wörter eingeführt, der alles Maß überschreitet und als ganz willkürlich erscheint. Zugleich hat man mit ausdauernder Beharrlichkeit manche längst veraltete und in der Sprache des gewöhnlichen Lebens nicht mehr verstandene Ausdrücke beibehalten. Dadurch ist in die Verhandlungen der Gerichte eine nur für die Eingeweihten verständliche Sprache eingeführt worden, und die Entscheidungen der Gerichte konnten den Parteien nur vermittelst eines Dolmetschers verständlich werden. Offenbar haben die Formen dieser Geheimsprache und die Beharrlichkeit, mit der man an ihnen festhielt, großenteils, wie die alten Hoftrachten und wie die großen Perücken, in denen die englischen Advokaten in den Gerichtshöfen erscheinen mußten, nur den Zweck, den Verhandlungen der Gerichte den äußeren Schein feierlicher Würde zu geben. Erst in der neueren Zeit, nachdem der seltsame Schmuck ein Gegenstand des Spottes geworden, hat man angefangen, ihn wie ein altes Gerät auf die Seite zu schaffen. Namentlich hat man eine große Zahl der Fremdwörter, die im Gerichtsstil üblich waren, in der Neuzeit durch treffende und gute Verdeutschungen ersetzt. Schon im Jahre 1863 gab das sächsische bürgerliche Gesetzbuch eine bedeutende Anzahl ausgezeichneter Verdeutschungen, und ganz besonders hat dann später die Reichsgesetzgebung eine umfassende Erneuerung der Rechtssprache durch gute deutsche Ausdrücke in trefflicher Weise durchgeführt (s. oben § 57).

Auch der unförmliche Bau der Sätze, durch den sich der Kanzleistil auszeichnet, erklärt sich aus dem Streben nach Zweckmäßigkeit. Diese fordert nämlich eine Fassung, in welcher die größte Bestimmtheit der Begriffe und Gedanken mit Kürze und Würde der Darstellung verbunden ist, und man hat diese dadurch zu erreichen gesucht, daß man eine große Mannigfaltigkeit von Begriffsbestimmungen in einem Satze und eine große Mannigfaltigkeit von Gedanken, die mit einander in einem logischen Verhältnisse stehen, in einer Periode zusammenfaßte. Man hat so auf sehr künstliche Weise Verordnungen und Entscheidungen der Behörden und Urteilssprüche der Gerichte mit ihren Gründen und Gegengründen in einer mehrere Seiten ausfüllenden Periode dargestellt. Eine in dieser Weise abgefaßte Schrift enthält in gedrängter Kürze alle Bestimmungen, welche nötig sind, um möglichen Mißverständnissen vorzubeugen, und der periodische Bau giebt ihr zugleich einen Schein feierlicher Würde: aber ihre ungeheuerliche Form verletzt unser Sprachgefühl und den guten Geschmack, und sie kann nur mit großer Mühe verstanden werden.

Eine besondere Weitschweifigkeit des Kanzleistiles und besonders die ermüdenden Wiederholungen, Pleonasmen und Tautologien verdanken

ihren Ursprung wohl nur der übergroßen Sorgfalt, mit der man möglichen Mißverständnissen und falschen Auslegungen vorzubeugen suchte. Man war sich späterhin dieser Absicht bei dem Gebrauche solcher weitschweifigen Ausdrücke nicht mehr bewußt und gebrauchte sie nach einmal hergebrachter Weise auch da, wo sie keinem Zwecke entsprachen, z. B.

> Ich Endesunterzeichneter für mich, meine Erben und Erbnehmer gebe hiermit nebst meinem Herrn Curatore, ingleichen mit Consens und Genehmhaltung meines Herrn Curatoris N. N. dem Herrn N. N. völlige Macht und Gewalt, daß er in Schuldsachen meiner contra Herrn N. N. an meiner statt vor allen und jeden Gerichten, da es nötig, erscheine, Klage erhebe, ändere, zum Teil oder ganz fallen lasse und neue anstelle u. s. w.

Obgleich diese Formen der Darstellung um so anstößiger werden mußten, je weniger man ihnen vernünftiger Weise einen Zweck unterlegen konnte, so haben sie sich doch mehr oder weniger bis in die neuere Zeit erhalten.

Es ist durchaus angemessen, daß in dem Kanzleistile hochgestellten Personen, wenn sie angeredet oder auch nur genannt werden, die ihnen gebührende Achtung bezeigt und durch die in dem bürgerlichen Leben üblichen Formen ausgedrückt werde. Durch die Zustände des öffentlichen Lebens wurde aber besonders in der deutschen Sprache eine maßlose Vervielfältigung dieser Formen herbeigeführt, und der Kanzleistil wurde teils durch die pedantische Beibehaltung längst veralteter und zum Teil sehr serviler Ausdrücke, teils durch die Überladung mit konventionellen Formen auf eine widrige Weise entstellt. Nicht zu gedenken, daß die Abstrakten „Euer Hoheit“ „Euer Durchlaucht“ u. s. w. und der Gebrauch der Superlative in Ausdrücken, wie „allergnädigst“ „allerhöchst“ „allerunterthänigst“ „höchsteigenhändig“ das Sprachgefühl und den guten Geschmack verletzen, widerstreiten manche Ausdrücke, z. B. das den Verstorbenen beigelegte Attribut „hochselig“ und „höchstselig“ dem gesunden Menschenverstande und der Religion, und manche Ausdrücke, wie das dem lateinischen perillustris nachgebildete „Durchlaucht“ und durchlauchtig“ und das Verb „geruhen“, das ursprünglich die Bedeutung von „Rücksicht nehmen, besorgt sein“ hatte, werden jetzt nicht mehr verstanden. Der Gebrauch dieser und vieler anderer Formen ist meistens durch sehr bestimmte Regeln festgesetzt, die in den Kanzleien eingelernt und eingeübt werden, und wenn einer aus dem Volke dem Landesfürsten oder einer der höheren Behörden eine Bittschrift überreichen will, ist er genötigt, sich an einen Eingeweihten zu wenden, der

statt seiner die Schrift abfasse und mit den unerläßlichen Formen ausstatte.

In dem Kanzleistile wird der ihrer Natur nach freien Rede ein unnatürlicher Zwang angethan und der Ausdruck des lebendigen Gedankens in starre Formen eingeschnürt, die größtenteils dem darzustellenden Gedanken nicht entsprechen. Gegen diesen unnatürlichen Zwang hat sich in der neuern Zeit das lebendiger gewordene Sprachgefühl und der gebildetere Geschmack erhoben; man hat allgemein anerkannt, daß die Sprache, in welcher die öffentlichen Geschäfte verhandelt werden, natürlich und auch dem deutschen Volke verständlich sein sollte, und angefangen, den Kanzleistil von dem alten Unrate zu säubern. Auch haben manche Regierungen den Forderungen der Zeit Gehör gegeben und Reformen des Kanzleistiles eingeleitet. Da man aber annehmen muß, daß die Formen, welche wir als unnatürliche Formen bezeichnet haben, ursprünglich besondern Zwecken der Darstellung entsprachen und erst später, als sie nicht mehr diesen Zwecken entsprachen, zu müßigen Formen erstarrten, die jetzt als unnatürliche Ausartungen des Stiles erscheinen, so handelt es sich bei einer Reform des Kanzleistiles nicht darum, diese Formen samt und sonders schlechtweg auszustoßen, sondern nur darum, den Gebrauch derselben nach ihrer Zweckmäßigkeit und nach den Forderungen der Stilistik auf das rechte Maß zurückzuführen.

Wenn gerichtliche Entscheidungen, in denen der ganze Thatbestand mit allen Gründen und Gegengründen des Urteils in einer ungeheuerlichen Periode zusammengefaßt ist, nicht zu dulden sind, so ist es doch nicht zu tadeln, wenn um der Kürze oder um einer leichteren Übersicht willen, oder auch um der Darstellung Würde zu geben, die Hauptpunkte des Darzustellenden in periodischen Sätzen verbunden werden. Wenn müßige Wiederholungen, Pleonasmen und Tautologien durchaus verwerflich sind, so fordert doch der Kanzleistil sehr oft, daß möglichen Mißdeutungen durch Begriffsbestimmungen und Worterklärungen vorgebeugt werde, welche in andern Stilarten dem Tadel der Weitschweifigkeit unterliegen würden. So sehr endlich zu wünschen wäre, daß der Kanzleistil sich frei machte von dem Zwange starrer Respektsformen, so fordert doch der Anstand und die Würde der Darstellung Ausdrücke für die hochgestellten Personen gebührende Achtung, und wie die Umgangssprache der gebildeten Gesellschaft, so wird auch der Kanzleistil sich von besondern konventionellen Formen nicht gänzlich lossagen. Auch werden diese Formen, wenn sie mit Freiheit und nur als bedeutsame Ausdrücke wirklicher Gesinnung gebraucht werden, nicht mehr anstößig sein, sondern zur Würde der Darstellung beitragen.

b. Erzählender Stil.

§ 140.

In dem erzählenden Stile werden, wie in dem Geschäftsstile, Thatsachen berichtet, aber der Zweck der erzählenden Darstellung ist nicht, den Angeredeten zu irgend einem besondern Zwecke von Thatsachen in Kenntnis zu setzen, welche sich auf die Bedürfnisse und den Verkehr des bürgerlichen Lebens beziehen, sondern ihn durch die Darstellung anziehender Begebenheiten oder durch die Beschreibung anziehender Gegenstände zu unterhalten. Anziehend (interessant) sind Begebenheiten und Gegenstände, welche so beschaffen sind, daß Gemüt und Phantasie durch sie erregt werden, und die Darstellung derselben ist unterhaltend, wenn sie die geistigen Kräfte des Angeredeten, besonders Gemüt und Phantasie, in eine behagliche Thätigkeit versetzt. Nur anziehende Begebenheiten und Gegenstände sind eigentlich für die erzählende Darstellung geeignet, und Lebendigkeit der Darstellung ist eine wesentliche Eigenschaft des erzählenden Stiles.

Der Inhalt der Gedanken muß auch in dem erzählenden Stile so dargestellt werden, daß er leicht verstanden werde, und was in Bezug auf den Geschäftsstil von dem richtigen Gebrauche der Wörter und Wortformen, von der grammatisch richtigen Bildung der Satzverhältnisse und von der Bestimmtheit und Präzision des Ausdrucks gesagt worden, ist im allgemeinen auch auf diese Stilart anzuwenden. Weil jedoch der Bericht über die Thatsachen nicht eine Geschäftsangelegenheit, sondern nur die Unterhaltung des Lesers zum Zwecke hat, so ist die Darstellung auch weniger darauf gerichtet, den Leser von allem Besonderen in einer gemeinverständlichen Sprache genau zu unterrichten, als bei ihm durch die Form der Darstellung innere Teilnahme und Wohlgefallen zu erregen. Der Erzählende erlaubt sich daher größere Freiheit in dem Gebrauche der Wörter und der grammatischen Formen. Ein fremdes oder ein neugebildetes Wort oder eine jetzt veraltete Form des Ausdrucks hebt oft den Begriff mehr hervor und macht die Darstellung durch den Reiz der Neuheit wohlgefällig; andererseits sind Ausdrücke, welche nur in der Volkssprache und in der Sprache des ganz vertraulichen Umganges üblich sind, und selbst Provinzialismen, weil sie mehr sinnliche Anschaulichkeit haben und zugleich den Leser in den heimischen Kreis seines täglichen Lebens zurückführen, oft von wohlgefälliger Wirkung. Wir haben oben schon bemerkt, wie der freiere Gebrauch der Volkssprache Goethes Erzählungen einen besondern Reiz giebt (§ 33). Auch fordert der erzählende Stil nicht die große Sorgfalt

für scharfe Bestimmtheit des Ausdrucks, die im Geschäftsstile so wesentlich ist; die scharfe Bestimmtheit des Geschäftsstiles wird oft nur auf Kosten einer schönen Darstellung erreicht und erscheint in der Erzählung leicht als pedantisch.

Bei der Erzählung sind Gemüt und Phantasie des Sprechenden von dem Gegenstande der Erzählung aufgeregt; diese Stimmung des Geistes soll auch in der Darstellung in die Erscheinung treten und auch in dem Angeredeten hervorgerufen werden; der erzählende Stil fordert daher seiner Natur nach, mehr als die meisten andern Arten des prosaischen Stiles, daß der Inhalt der Gedanken in sinnlicher Anschaulichkeit dargestellt werde. Man macht darum besonders in dieser Stilart häufig Gebrauch von Gleichnissen, Metaphern, Schilderungen und andern Figuren, welche die Begriffe in sinnlicher Anschaulichkeit darstellen, und der Gebrauch der Abstrakten wird besonders in dieser Stilart leicht anstößig (§ 54). Besonders hat man darauf zu achten, daß die Begriffe nicht sinnlicher Dinge durch sinnliche Gegenbilder anschaulich gemacht (§ 53) und die Vorgänge, welche im Innern des menschlichen Geistes stattfinden, durch die Erscheinungen dargestellt werden, in denen sie sich nach außen kund thun. Eine ausführliche Erzählung von dem, was einer gedacht, gefühlt oder gewollt hat, erregt bei dem Leser meistens Langeweile: wenn aber nur erzählt wird, wie der Gedanke und das Gefühl in einer That, in Gebärden und andern äußerlichen Dingen in die sinnliche Erscheinung treten, so wird die Erzählung anziehend, und es ist oben schon bemerkt worden, wie groß der Reiz ist, der in dieser Weise der Darstellung liegt (§ 53). Weil die Erzählung unterhalten und Wohlgefallen erregen will, fordert sie überhaupt Lebendigkeit und darum sinnliche Anschaulichkeit der Darstellung.

§ 141.

Die Lebendigkeit der Darstellung, die wir als eine wesentliche Eigenschaft des erzählenden Stiles bezeichnet haben, fordert insbesondere, daß die logische Form der Gedanken und die in ihr hervortretenden Gegensätze der Begriffe in lebendiger Weise dargestellt werden. Eine nähere Teilnahme des Erzählenden an dem, was er erzählt, giebt sich besonders dadurch kund, daß Begriffe und Gedanken in Gegensätzen hervorgehoben werden, und die Wirkung der Erzählung auf den Leser hängt vorzüglich von der schönen Darstellung dieser Gegensätze ab. Man macht daher im erzählenden Stile bei weitem häufiger als im Geschäftsstile von Inversionen Gebrauch. Auch sind hier die Figuren der logischen Form, wie der Kontrast, das Paradoxe. die Steigerung,

die Wiederholung, das verschönernde Beiwort u. s. w., und diejenigen besonderen Formen der Darstellung, durch welche besondere Verhältnisse der logischen Form hervorgehoben werden, wie die Frage, der aufhebende Gegensatz und das Verhältnis einer nur angenommenen Wirklichkeit (§ 93, 95), von guter Wirkung. Der Erzählende macht, wenn er selbst an dem Inhalte der Erzählung nähern Anteil nimmt, ohne es zu wissen oder zu wollen, von diesen Formen Gebrauch. Auch giebt das Gefühl das rechte Maß für den Gebrauch dieser Formen und sagt uns zugleich, bei welchen besondern Verhältnissen der Begriffe und Gedanken die besondern Formen der Darstellung anzuwenden sind. Es bedarf kaum der Erinnerung, daß da, wo in der logischen Form des Gedankens keine besondere Hervorhebung eines Begriffes stattfindet der Gebrauch dieser Formen keinen Sinn hat, und daß es geschmacklos ist, von der Inversion oder von Kontrasten, Wiederholungen, verschönernden Beiwörtern und andern Figuren der logischen Form Gebrauch zu machen, um nur der Darstellung einen Schein von Neuheit zu geben.

Zur Lebendigkeit der Darstellung trägt besonders der zu rechter Zeit sich einstellende Witz bei; er ist darum in dem erzählenden Stile mehr als in den andern Stilarten heimisch und wohlgefällig. Der Gebrauch witziger Darstellungen fordert jedoch überhaupt große Vorsicht. Einmal gefällt der Witz nur, wenn er uns als ein nicht gesuchter Findling begegnet und leicht verstanden wird; wenn man ihm ansieht, daß er gesucht und herbeigezogen worden ist, und wenn er nicht sogleich verstanden wird, stört er die Wirkung der Erzählung und mißfällt; dann ist der Witz seiner Natur nach nur für eine komische Darstellung und nicht für Erzählungen und Beschreibungen geeignet, welche das Gemüt in ernste Stimmung versetzen. Wenn nun ein Schriftsteller seinem Witze keinen Zügel anlegt und in einer Darstellung, die rühren oder doch eine ernste Stimmung hervorrufen sollte, witzig wird, so hat die Darstellung die entgegengesetzte Wirkung, und das Gefühl des Lesers wird zugleich verletzt, indem er gewahr wird, daß der Schriftsteller selbst für den Inhalt der Erzählung keine Teilnahme fühlt.

§ 142.

Die logischen Verhältnisse der Gedanken sind in dem erzählenden Stile weniger als in andern Stilarten, z. B. dem Lehr- und dem Rednerstile, Gegenstand der Darstellung; sie werden gewöhnlich schon aus dem Inhalte und der logischen Form der verbundenen Gedanken, wenn diese lebendig dargestellt werden, vollkommen verstanden. Auch wird durch eine zu sorgfältige Bezeichnung und Hervorhebung

der logischen Verhältnisse der reflektierende Verstand herbeigezogen und dadurch der Eindruck auf Gemüt und Phantasie geschwächt. Weil in der erzählenden Darstellung gewöhnlich mehr die Thatsachen selbst, als ihre logischen Verhältnisse zu einander, hervorgehoben werden, so werden die Sätze mehr in der Form einander beigeordneter Hauptsätze, als in der untergeordneten Form von Hauptsätzen und Nebensätzen verbunden (§ 106). Wenn jedoch in dem kausalen Verhältnisse mehr das logische Verhältnis der Gedanken als der Grund selbst hervorgehoben werden soll, so drückt man diesen durch einen Adverbialsatz aus, giebt ihm aber die Stellung eines Zwischensatzes. Auch drückt man den Grund in dem erzählenden Stile mehr als in andern Stilarten in der Form eines Attributs durch ein Adjektiv oder durch einen Adjektivsatz, oder auch in der Form eines verkürzten Adverbialsatzes aus (§ 109). Überhaupt bewegt sich die erzählende Darstellung ihrer Natur nach in abgeschnittenen Sätzen und verträgt sich nicht wohl mit dem periodischen Stile (§ 108), und es ist besonders in dieser Stilart sehr zu tadeln, wenn eine große Mannigfaltigkeit von Thatsachen, die nicht mit einander in logischen Verhältnissen stehen, und deren jede in einem Hauptsatze berichtet werden sollte, in der Form von Attributen oder Objekten oder auch von Nebensätzen zusammengestellt und zu einem unförmlichen Satze verbunden werden. Wir haben oben (§ 108) einige Beispiele angeführt, in denen dieser Fehler des erzählenden Stiles auf fühlbare Weise hervortritt: die Lebendigkeit der Darstellung geht bei solchen unnatürlichen Einschachtelungen der Sätze verloren; die Sätze werden nur mit Mühe verstanden, und die Mühe des Verstehens unterdrückt jede Wirkung auf Gemüt und Phantasie.

§ 143.

Der erzählende Stil hat sich, wie überhaupt der prosaische Stil, in Deutschland ziemlich spät entwickelt. In der althochdeutschen Sprachperiode tritt er nur in Übersetzungen der Evangelien auf, die sich eng und unfrei an das Original anschließen. Als die bedeutendste dieser Prosaübertragungen ist die Evangelienharmonie des Tatian zu nennen (herausgegeben von Schmeller, Wien 1841, und von Sievers, Paderborn 1872). In der mittelhochdeutschen Sprachperiode bildet sich im 12. und 13. Jahrhundert ein erzählender Stil nur in der Poesie aus, und dieser Stil der poetischen Erzählung ist bereits völlig selbständig, frei und gewandt, so daß z. B. der arme Heinrich des Dichters Hartmann von Aue als ein klassisches Werk dieser Art bezeichnet werden kann. Neben diesem Werke ragen jedoch auch andre wie z. B. der Frauendienst Ulrichs von Lichtenstein (um 1255),

Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartenaere (um 1240), der gute Gerhard von Rudolf von Ems (um 1225), der Pfaffe Amis vom Stricker (um 1230) u. a. hervor. Von einem prosaischen erzählenden Stile ist aber in dieser Zeit nicht die Rede. Zwar ist uns ein kurzes Bruchstück eines Prosaromans aus dem dreizehnten Jahrhundert bekannt (mitgeteilt von Docen in Büschings Wöchentlichen Nachrichten II, 109 ff., und in den Sitzungsberichten der bayer. Akademie 1870, I), und wir können daraus sehen, daß wenigstens das Interesse für Prosaerzählungen sich im Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts zu regen begann, aber ein eigentlicher erzählender Prosastil ist damit für jene Zeit noch keineswegs nachgewiesen. Erst im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, als die Poesie in Verfall geraten war, wandte man sich mit mehr Liebe der Prosa zu, die alten Heldenlieder und Reimchroniken wurden in Prosa aufgelöst, Geschichten aus der heiligen Schrift übersetzt, ja, es wurden bereits Übersetzungen der ganzen Bibel hergestellt.[1] Ebenso übertrug man viele französische Erzählungen, wie Kaiser Octavian, die Haimonskinder, die Melusine u. a. ins Deutsche. Bekannte Prosaschriftsteller jener Zeit sind Heinrich Steinhöwel (um 1420), der den Aesop und Boccacios Decamerone übersetzte, und Niclas von Wyle, Kanzler des Grafen Ulrich von Würtemberg (um 1470), der Erzählungen des Boccaccio und Aeneas Sylvius übertrug, sowie die Geschichte der Verbrennung des Hieronymus zu Konstanz nach Poggio von Florenz erzählte (später gesammelt unter dem Titel: Translation oder Deütschungen, des hochgeachten Nicolai von Weil, den zeiten Statschreiber der Statt Eſslingen, etlicher buecher Enee Siluij, Pogij Florentini, Doctoris Felicis Hemerlin, Mit sampt anderen schrifften. Augsburg 1536). Außerdem waren noch eine große Anzahl gelehrter Männer als Chronikenschreiber thätig, z. B. Christian der Küchenmeister, der die casus monasterii St. Galli bis 1331 in deütscher Sprache fortsetzte, Fritsche Closener, der 1362 die Straßburger Chronik schrieb, Jacob Twinger von Königshofen, der um 1400 eine Elsassische und Straßburgische Chronik verfaßte u. a. Wenn aber auch alle diese Werke für die Entwickelung unserer Sprache namentlich in syntaktischer Beziehung von großer Wichtigkeit sind, so ist doch auch durch sie ein eigentlicher deutscher erzählender Stil noch nicht begründet worden, die Werke tragen alle noch zu sehr den Charakter sprachlicher Unfreiheit an sich.

Erst Luther hat einen wirklich deutschen erzählenden Stil ge-

[1]) Vgl. Kehrein, Zur Geschichte der deutschen Bibelübersetzung vor Luther.

schaffen durch seine Bibelübersetzung. Er schlug ein ganz anderes Verfahren ein wie seine Vorgänger. Während diese die Ausdrucksweise des Originals auf die deutsche Sprache übertrugen, erklärte Luther: „Man darf nicht nach dem Buchstaben der fremden Sprache das Deutsche reden, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt drum fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen, so verstehen sie es dann.“ Er weist in diesen Worten nachdrücklich auf die Quelle eines gesunden, natürlichen und wahrhaft deutschen Stiles hin: auf die lebendige Rede und das gesprochene Wort. Und weil Luther diese Quelle voll und ganz zu benutzen verstand, darum gelang es ihm auch, einen wahrhaft deutschen Stil zu schaffen, und die Erzählungen, welche in seiner Bibelübersetzung enthalten sind, können noch heute jedem Schriftsteller, der eine Wirkung auf das ganze Volk erzielen will, zum Muster dienen. Zum Teil gleichzeitig mit Luther, zum Teil kurz nach ihm gaben Johannes Pauli, Georg Wickram aus Colmar und Wilhelm Kirchhof aus Kassel ihre Sammlungen von Erzählungen und Schwänken heraus, der erste unter dem Titel: Schimpf (d. i. Scherz) und Ernst (1522), der zweite (1555) unter dem Titel: Rollwagenbüchlein (d. i. ein neüws, vor unerhoerts Buechlein, darinn vil guoter schwenck und Historien begriffen werden, so man in schiffen und auff den rollwegen, deſsgleichen in scherheüseren unnd badstuben, zuo langweiligen zeiten erzellen mag), der dritte unter dem Titel: Wendunmuth (1563). Daran schlossen sich dann die Volksbücher von Till Eulenspiegel, Doctor Faust, das Lalenbuch von den Schildbürgern u. a. Mit großer Gewandtheit behandelte die Sprache namentlich Johann Fischart (1550—1589), der den erzählenden Stil wesentlich weiter gebildet hat. Sein Hauptwerk ist: Affentheuerlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung. Von Thaten und Rahten der vor kurtzen langen weilen Vollenwolbeschreiten Helden und Herren Grandgusier, Gargantoa und Pantagruel, Koenigen inn Utopien, Jedewelt und Nienenreich, Soldan der Neuen Kannarrien und Oudyssen Inseln: auch Groſsfürsten im Nubel Nibel Nebelland, Erbvögt auff Nichilburg, und Niderherren zu Nullibingen, Nullenstein unnd Niergendheym. Etwan von M. Frantz Rabelais Frantzoesisch entworffen: Nun aber uberschrecklich lustig inn einen Teutschen Model vergossen, und ungefaerlich obenhin, wie man den Grindigen lauſst, inn unser Mutter-Lallen uber oder drunder gesetzt. Auch zu disem Truck wider auff den Ampoſs gebracht, und dermaſsen Pantagruelisch verposselt, verschmidt und verdängelt, daſs nichts ohn ein Eisen Nisi dran man-

gelt. Durch Huldrich Elloposcleron. 1582. In demselben behandelt er die Sprache mit großer Freiheit und weiß namentlich auch vom Witz oft in trefflicher Weise Gebrauch zu machen.

Das siebzehnte Jahrhundert ist zwar reich an erzählenden Darstellungen, aber unter all den zahlreichen und weitschichtigen Romanen und Erzählungen ist nur ein einziger, der einen wirklich guten erzählenden Stil hat. Dieser Roman ist der Simplicissimus des Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen, oder wie der Titel genauer heißt: Der Aus dem Grab der Vergessenheit wieder erstandene Simplicissimus; Dessen Abentheurlicher, und mit allerhand seltsamen Begebenheiten angefüllter Lebens-Wandel, — Durch German Schleifheim von Sulsfort (so nannte sich Grimmelshausen als Dichter gewöhnlich) (Nürnberg 1669). Grimmelshausen versteht es, natürlich und einfach zu reden, überall den treffendsten Ausdruck zu finden und mit großer Knappheit und Bestimmtheit, aber doch mit außerordentlicher Anschaulichkeit und Lebendigkeit zu schildern.

Im achtzehnten Jahrhundert zeigte sich eine Zeitlang eine auffällige Entartung des erzählenden Stiles in den Robinsonaden, geistlosen Nachahmungen von Daniel de Foe's Robinson Crusoë, der im Jahre 1720 aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt worden war. Überhaupt zeigte der ganze prosaische Stil des siebzehnten und beginnenden achtzehnten Jahrhunderts eine Weitschweifigkeit und Flachheit, welche die erzählenden Darstellungen jener Zeit für uns fast ausnahmslos ungenießbar macht. Erst durch Lessing wurde die Prosa zu ungekünstelter Einfachheit zurückgeführt, und durch ihn wurde auch der erzählende Stil mit neu belebt. Wieland bildete sich dann für seine nach französischen Mustern gestalteten Romane einen eigenen Erzählungsstil aus, der sich durch Glätte und Gewandtheit auszeichnet, dem aber die natürliche Einfachheit und Kraft fehlt. Derselbe Mangel macht sich bei Musäus (Professor am Gymnasium zu Weimar † 1787) geltend, dessen Volksmärchen der Deutschen zwar ganz anmutig erzählt sind, aber doch den echten Kinderton des Märchens nicht im entferntesten treffen. Noch mehr entfernt sich vom gesunden und natürlichen Ton des guten erzählenden Stiles Johann Timotheus Hermes in seinem vielgelesenen Roman Sophiens Reisen von Memel nach Sachsen. Heinrich von Kleists Erzählungen ragen zwar durch ausgezeichnete Charakteristik der Personen und Situationen hervor, können aber in Hinsicht auf den Stil nicht als Muster gelten. Überladen mit Bildern, maniriert und gekünstelt ist der erzählende Stil Jean Pauls, der daher keineswegs zur Nachahmung empfohlen werden kann. Es kommt auch Jean Paul weniger darauf an, irgend ein Ereignis zu erzählen,

sondern er benutzt die Erzählung, welche er giebt, nur dazu, um eine Fülle von witzigen und humoristischen Bemerkungen in dieselbe einzuflechten.

Erst Herder, Schiller und Goethe haben, wie sie überhaupt für unsere gesamte Sprachentwickelung von der höchsten Bedeutung waren, auch dem erzählenden Stile diejenige Vollendung gegeben, die wir noch heute als das Muster und den Maßstab für alle erzählenden Darstellungen betrachten. Sie schöpften aus derselben Quelle, aus der einst Luther schöpfte: aus der lebendigen Sprache des Volkes. Und so hat namentlich Goethe seiner Sprache jene einfache Klarheit und Kraft gegeben, die das eigentliche Wesen des deutschen Stiles ausmacht. Als ein wahres Meisterwerk des erzählenden Stiles ist seine Biographie Dichtung und Wahrheit zu bezeichnen. Die einfachen Zeiten der Kindheit und Jugend, auf die er in diesem Werke von der Höhe seiner Entwickelung, im Alter vollendeter Reife zurückblickt, weiß er in so schlicht erzählender Weise darzustellen, daß man sich eine reinere Kunstwirkung, als sie von dieser Darstellung ausströmt, kaum denken kann. Treffend hat einmal Carlyle diese Wirkung mit den Worten bezeichnet: „Es ist als ob ein Patriarch zu seinen Kindern spräche.“[1]) Und ebenso bezeichnend sagte Niebuhr, als der erste Teil von Dichtung und Wahrheit erschienen war: „Die Darstellung ist unerreichlich schön und liebenswürdig. Das ist die Vortrefflichkeit des Stils, daß man sich vorstellen möchte, man höre ihn erzählen.“

Den Volkston haben in ihren Erzählungen in meisterhafter Weise die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm, sowie Johann Peter Hebel getroffen, die ersteren in ihren Kinder- und Hausmärchen und in ihren deutschen Sagen, der letztere in seinen Erzählungen aus dem rheinländischen Hausfreund. Man könnte in der That alle Regeln für den erzählenden Stil kurz zusammenfassen in die Weisung: „Wer lernen will gut zu erzählen, der lese fleißig Luther, Goethe, Grimm und Hebel! — Die neueste Zeit hat keinen Mangel an guten Erzählern. Schriftsteller wie Adalbert Stifter, Wilhelm Heinrich Riehl, Heinrich Laube, Friedrich Spielhagen, Julius Rodenberg, Wilhelm Jensen u. a. verstehen es, durch geschmackvolle Darstellung den Leser zu fesseln. Durch gediegenen und ungekünstelten Stil zeichnen sich besonders Gustav Freytag und Victor Scheffel aus, die es, wie zum Teil auch Paul Heyse, namentlich auch verstanden haben, in ihrem Stil altdeutsche Worte und Wendungen zu neuem Leben erstehen zu lassen und dieselben zu ausgezeichneter Wirkung zu verwerten. So-

[1]) A story as of a Patriarch to his children. Miscell. I, 225.

wohl Gustav Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit und seine Romane, als auch Victor Scheffels Ekkehard zeigen in Bezug auf den Stil eine meisterliche Behandlung.

Zur näheren Kennzeichnung der Entwickelung des erzählenden Stiles seien hier einige Proben aus verschiedenen Werken angeführt:

Althochdeutsch. Aus dem Tatian (Neuntes Jahrhundert):

Luc. 2, 8—20. Uuârun thô hirtâ in thero lantskeffi uuahhante inti bihaltante nahtuuahtâ ubar ero euuit. Quam thara gotes engil inti gistuont nâh im inti gotes berahtnessî bischein sie, giforhtun sie im thô in mihhilero forhtu. Inti quad im ther engil: „ni curet iu forhten, ih sagên iu mihhilan gifehon, ther ist allemo folke, bithiu uuanta giboran ist iu hiutu Heilant, ther ist Christ truhtîn in Davides burgi. Thaz sî iu zi zeichane, thaz ir findet kind mit tuochum bivvuntanaz inti gilegitaz in crippa.“ Thô sliumo uuard thâr mit themo engile menigî himilisches heres got lobôntiu inti quedentiu: „Tiurida sî in thên hôhistôm gote, inti in erdu sî sibba mannun guotes uuillen.“ Uuard thô thaz arfuorun fon in thie engilâ in himil, thô sprâchun thie hirtâ untar in zuisgên: „faramês zi Bethleem, inti gisehemês thaz uuort, thaz thâr gitân ist thaz truhtîn uns araugta.“ Inti quâmun thô îlente inti fundun Mariûn inti Joseben inti thaz kind gilegitaz in crippea. Sie thô gisehente forstuontun fon themo uuorte, thaz im giquetan uuaz fon themo kinde, inti alle thi thaz gihôrtun uuârun thaz vvuntorônte inti fon dem thiu giquetanu vvurdun zi im fon them hirtin. Maria uuârlîhho gihielt allu thisu uuort ahtônti in ira herzen. Vvurbun thô thie hirtâ heimuuartes diurente inti got lobônte in allêm thêm thiu sie gihôrtun inti gisâhun, sôsô zi im gisprochan uuas.

Mittelhochdeutsch. Aus Heinrich Steinhöwels Äsop (Fünfzehntes Jahrhundert):

Von eim wolff der ein schwein aſß für ein fisch.

Man sagt das ein wolff was, do er vmb seine schuld gnad oder ablaſs suochet, kam zuo eynem bichtuatter, vnd erbot sich zuo rechter buoſs vnd gnuogthuonung, Empfieng von dem beichtuatter sein heilsam auffgesetzte buoſs, das er hinfürt sich von dem fleisch enthielte, vnnd also von schuld vnnd pein absoluiert vnd geledigет hingienge. Aber do der wolff ettwan an die buoſs gedacht, vnderstund er dem gebot der kirchen gnuog zethuon. Zuoletst aber als er gar bei erlegen was vor grossem hunger, darumb das er nit wol

vnd fueglich fisch mocht oder kund fahen, mit denen er sein hunger solt ersettigen vnd vertriben, do stund er von geschicht eins mals an eym staden eins bachs, vnd sahe ein fett schwein, das sich in dem wasser nach dem tranck wuosch vnd schwemmet. Gedacht der wolff das jm verbotten was von der kriechenden thieren vff dem land, vnd das vff dem feld wonet sich zuo enthalten, vnnd setzt jm für fisch zefahen. Gieng also in das wasser vnd sprach, Got griefs dich herr fisch, wie ich dich nennen soll, eintzwar ein hecht oder ein silur. Do aber das schwein sich nit ein fisch, sunder ein schwein sein vff den eyd behielt, sprach der wolff, bifs jetz ein fisch ob du schon keiner bist, so ich doch der buofs ingedenck bin, wil ich mich fürter vor fleisch hueten. — Man sagt das auch also gethon hab ein bischoff in Hispanien, do der über feld gieng, vnd an einem freitag in ein herberg keret, vnd den knecht schickt fisch zekauffen, do der sahe das keyn zeuerkauffen do waren, sagt er dem herren das zwei rephuener am marckt weren, hiefs er sy kauffen, vnd beid kochen, vnd zuotisch tragen. Des verwundert sich der knecht, vnd meint es were auff den sontag kaufft, vnd fragt jn ob er sy essen wolt, so doch an dem tag fleysch essen verbotten wer. Sprach der bischoff, ich wil sy für die fisch brauchen. Do das den knecht noch vester verwundert, wart jm geantwort, Weistu nit das ich ein priester bin? Was ist grösser sprach der bischoff, vfs dem brot den leichnam Christi zuomachen, oder vfs räphuenern fisch? Vnd macht also das creütz darüber, vnd do er in gebotten hett fisch zewerden, hat er sy für fisch gebraucht. Darumb sollen sich die alchamisten frewen, so die gestalt der ding mag verkert werden.

Neuhochdeutsch. Aus Luthers Bibelübersetzung (Sechzehntes Jahrhundert):

Hiob 1, 1—12. Es war ein Mann im Lande Uz, der hieß Hiob. Derselbe war schlecht und recht, gottfürchtig, und meidete das Böse; und zeugete sieben Söhne und drei Töchter. Und seines Viehs waren sieben tausend Schafe, drei tausend Kamele, fünf hundert Joch Rinder und fünf hundert Eselinnen und sehr viel Gesindes; und er war herrlicher denn alle, die gegen Morgen wohneten. Und seine Söhne giengen hin und machten Wohlleben, ein jeglicher in seinem Hause auf seinen Tag; und sandten hin, und luden ihre drei Schwestern, mit ihnen zu essen und zu trinken. Und wenn ein Tag des Wohllebens um war, sandte Hiob hin, und heiligte sie, und machte sich des Morgens frühe auf, und opferte Brandopfer nach ihrer aller Zahl. Denn Hiob ge-

dachte: Meine Söhne möchten gesündigt und Gott gesegnet haben in ihren Herzen. Also that Hiob alle Tage. Es begab sich aber auf einen Tag, da die Kinder Gottes kamen und vor den Herrn traten, kam der Satan auch unter ihnen. Der Herr aber sprach zu dem Satan: Wo kommst du her? Satan antwortete dem Herrn und sprach: Ich habe das Land umher durchzogen. Der Herr sprach zum Satan: Hast du nicht Acht gehabt auf meinen Knecht Hiob? Denn es ist seines Gleichen nicht im Lande, schlecht und recht, gottfürchtig, und meidet das Böse. Satan antwortete dem Herrn und sprach: Meinst du, daß Hiob umsonst Gott fürchtet? Hast du doch ihn, sein Haus und alles, was er hat, rings umher verwahret. Du hast das Werk seiner Hände gesegnet, und sein Gut hat sich ausgebreitet im Lande. Aber recke deine Hand aus, und taste an alles, was er hat; was gilt's, er wird dich ins Angesicht segnen? Der Herr sprach zum Satan: Siehe, alles, was er hat, sei in deiner Hand; ohne allein an ihn selbst lege deine Hand nicht. Da ging Satan aus von dem Herrn.

Aus dem Rollwagenbüchlein Georg Wickrams (Sechzehntes Jahrhundert):

Einer leidt mit seiner Frauwen lieb vnd leidt.

Ein schneider fast ein zenckischer mensch, welchem die frauw, wiewol sy frumb vnnd treüw was, so kundt sy im doch nimmer recht thuon, er war allweg mit jr zuo unfriden, schluog vnnd raufft sy stetz, deßhalb die Oberkeit darinn sehen muoßt, vnd legt jn ein zeitlang in gefencknuß. Vnnd als man meint er hette nun wol gebueßt, er solt witzig werden, vnd mit seinem weib furthin freüntlich laeben, ließ man jn wider herauß, er aber muoßt ein eydt schweren das weib nimmer zuo schlahen, sunder solt freündtlich mit jr leben, auch lieb vnd leid mit jr leiden, wie sich vnder Eeleüten gebürt. Der schneider schwuor. Als er nun ein zeit lang fridlich mit jr lebt, kam jm sein alte weiß wider an, daß er mit jr zanckt, er dorfft sy aber nit schlagen, darumb wolt er sy bey dem har erwütschen. Das weib aber war jm zuo geschwind, vnd entsprang, do erwütscht er die schaer vnd warffs jr nach, jagt sy im hof umb, vnd was er erwütscht, warff er jr nach. Wenn er sy traff, so lachet er, vnnd wenn er jren felt, fluocht er. Das treib er so lang biß jr die nachpauren zuo hilff kamen. Der schneider ward wider für die Herren beschickt, die hielten jm für, ob er nit wußt was er geschworen hett. Antwort der schneider, Lieben Herren, ich hab mein eyd gehalten, hab sy nit geschlagen, sunder wie jr mir befolhen haben, sol lieb vnd leid mit jr leiden, das hab ich gethan. Die Herren sagten,

Wie kan das sein, sy fuert doch ein grosse klag. Er antwortet vnnd sprach: Ich hab sy nur ein wenig bey dem haar wöllen ziehen, also ist sy mir entwichen, do bin ich jr nachgeilt, nach jr mit benglen vnnd was ich erwütscht hab geworffen, wenn ich sy hab troffen, ist es mir lieb gewesen, vnd jr leid, wenn ich hab gefelt, ist es jr lieb gewesen vnd mir leid. Also hab ich lieb vnd leid mit jr gelitten, wie jr mir befolhen haben. Solch findt man etwan fantasten, mit denen man ein gantz jar zuo schaffen hett, so man jnen losete. Die Herren geboten jm er solt sy nit mer schlagen, auch kein lieb noch leid in solcher gestalt mer mit jr leiden, sunder luogen, daß das weib kein klag mer über jn fuort, es wurde jm nümmen mit einem schertz außschlitzen.

Aus dem Simplicissimus (Siebzehntes Jahrhundert): I. Teil, 1. Buch, 30. Kap.

Simplex sieht erstmahls berauschete Leut,
Meynet, sie seyen nicht worden gescheid.

Bey dieser Mahlzeit (ich schätze, es geschiehet bey andern auch) trat man gantz Christlich zur Tafel, man sprach das Tisch-Gebet sehr still, und allem Ansehen nach, auch sehr andächtig: solche stille Andacht continuirte so lang, als man mit der Suppe und den ersten Speisen zu thun hatte, gleichsam, als wann man in einem Capucciner-Convent gegessen hätte; Aber kaum hatte jeder drey oder viermal gesegne Gott gesagt, da ward schon alles viel lauter: Ich kan nicht beschreiben, wie sich nach und nach eines jeden Stimme je länger, je höher erhub, ich wolte dann die gantze Gesellschaft einem Orator vergleichen, der erstlich sachte anfähet, und endlich heraus donnert: Man brachte Gerichter, deßwegen Vor-Essen genant, weil sie gewürtzt und vor dem Trunck zu geniessen verordnet waren, damit derselbe desto bässer ein- und fort gienge: Item, Bey-Essen, weil sie bey dem Trunck nicht übel schmecken solten, allerhand Frantzösischen Potagen, und Spanische Olla Potriden zu geschweigen; welche durch tausendfältige Zubereitungen, und unzehlbare Zusätze, dermassen verpfeffert, überdummelt, vermummet, mixtirt, und zum Tranck gerüstet waren, daß sie durch solche zufällige Sachen und Gewürtze mit ihrer Substantz sich weit anders verändert hatten, als sie die Natur anfänglich hervor gebracht, also daß sie Cnejus Manlius selbsten, wann schon er erst aus Asia kommen wäre, und die bäste Köche bey sich gehabt, dannoch nicht gekant hätte. Ich gedachte, warumb wolten diese einem Menschen, der ihm solche, und den Trunck dabey schmäcken lässet, (wor zu sie dann vornemlich bereitet sind,) nicht auch seine Sinne zerstören, und ihn verändern oder gar zu einer Bestia machen können? Wer weiß, ob Circe

andere Mittel gebrauchet hat, als eben diese, da sie deß Ulyssis Gefärten in Schweine veränderte? Ich sahe einmal, daß diese Gäste die Trachten frassen, wie die Säue, soffen wie die Kühe, sich dabey stelleten wie die Esel, und alle endlich kotzten wie die Gerberhunde, den edlen Hochheimer, Bacheracher, und Klingenberger, gossen sie mit kübelmässigen Gläsern in Magen hinunter, welche ihre Würckungen gleich oben im Kopff verspüren liessen. Darauff sahe ich meine Wunder, wie sich alles veränderte: nemlich verständige Leute, die kurtz zuvor ihre fünff Sinne noch gesund beyeinander gehabt, und treffliche Discursen auff die Bahn gebracht hatten, wie sie jetzt urplötzlich anfiengen närrisch zu thun, und die alberste Dinge von der Welt vorzubringen; die grosse Thorheiten die sie begiengen, und die grosse Trüncke, die sie einander zubrachten, wurden je länger je grösser, also daß es schiene, als ob diese beyde umb die Wette miteinander stritten, welches unter ihnen am grösten wäre, zu letzt verkehrte sich ihr Kampff in eine unflätige Sauerey. Nichts artlichers war, als daß ich nicht wuste, woher ihnen der Dürmel kam, sintemahl mir die Würckung des Weins, oder die Trunckenheit selbst, noch allerdings unbekandt gewesen, welches dann lustige Grillen und Phantasten-Gedancken in meinem wercklichen Nachsinnen satzte, ich sahe wol ihre seltzame Minas, ich wuste aber den Ursprung ihres Zustandes nicht.

Aus Goethes Dichtung und Wahrheit (Neunzehntes Jahrhundert):

Bei unserer Ankunft stand bereits der Tisch reinlich und ordentlich gedeckt, hinreichender Wein aufgestellt; wir setzten uns und blieben allein, ohne Bedienung nötig zu haben. Als es aber doch zuletzt an Wein gebrach, rief einer nach der Magd; allein statt derselben trat ein Mädchen herein von ungemeiner, und wenn man sie in ihrer Umgebung sah, von unglaublicher Schönheit. — „Was verlangt ihr? sagte sie, nachdem sie auf eine freundliche Weise guten Abend geboten; die Magd ist krank und zu Bette. Kann ich euch dienen?“ — ‚Es fehlt an Wein, sagte der eine. Wenn du uns ein paar Flaschen holtest, so wäre es sehr hübsch.‘ — ‚Thu es, Gretchen! sagte der andre, es ist ja nur ein Katzensprung.‘ — „Warum nicht?“ versetzte sie, nahm ein paar leere Flaschen vom Tisch und eilte fort. Ihre Gestalt war von der Rückseite fast noch zierlicher. Das Häubchen saß so nett auf dem kleinen Kopfe, den ein schlanker Hals gar anmutig mit Nacken und Schultern verband. Alles an ihr schien auserlesen, und man konnte der ganzen Gestalt um so ruhiger folgen, als die Aufmerksamkeit nicht mehr durch die stillen, treuen Augen und den lieblichen Mund allein angezogen und gefesselt wurde. Ich machte den Gesellen Vorwürfe, daß sie das Kind

in der Nacht allein ausschickten; sie lachten mich aus, und ich war bald getröstet, als sie schon wiederkam; denn der Schenkwirt wohnte nur über die Straße. — ‚Setze dich dafür auch zu uns', sagte der eine. Sie that es; aber leider kam sie nicht neben mich. Sie trank ein Glas auf unsre Gesundheit und entfernte sich bald, indem sie uns riet, nicht gar lange beisammen zu bleiben und überhaupt nicht so laut zu werden; denn die Mutter wolle sich eben zu Bette legen. Es war nicht ihre Mutter, sondern die unserer Wirte.

Aus Gustav Freytags Soll und Haben (1855):

Anton trat mit klopfendem Herzen in die Hausflur und lockerte den Brief seines Vaters in der Brusttasche. Er war sehr kleinmütig geworden und sein Kopf war so schwer, daß er sich am liebsten einen Augenblick hingesetzt hätte, um auszuruhen. Aber wie Ruhe sah es in dem Hause nicht aus. Vor der Thür stand ein großer Frachtwagen, in dem Hause standen mächtige Fässer und Ballen, und riesengroße, breitschultrige Männer mit Lederschürzen und kurzen Haken im Gürtel trugen Leiterbäume, klirrten mit Ketten, rollten die Fässer und schnürten dicke Stricke durch künstliche Knoten zusammen; dazwischen eilten Commis, die Feder hinter dem Ohr, Papier in der Hand, ab und zu, und Fuhrleute in blauen Blousen nahmen die Papiere, die Ballen und die Fässer in Empfang mit der geschäftlichen Würde, welche die Thätigkeit aller verantwortlichen Menschen zu bezeichnen pflegt. Hier war kein Ort der Ruhe, Anton stieß an einen Ballen, fiel beinahe über einen Hebebaum und wurde durch das „Vorgesehen!", welches ihm zwei Männer mit Lederschürzen zuriefen, noch mit Mühe vor dem Schicksal bewahrt, unter einer großen Öltonne plattgedrückt zu werden.

Im Centrum der Bewegung, gleichsam als Sonne, um welche sich die Fässer, die Arbeiter und Fuhrleute herum drehten, stand ein junger Herr aus dem Geschäft, ein Herr mit entschlossener Miene und kurzen Worten, welcher als Zeichen seiner Herrschaft einen großen schwarzen Pinsel in der Hand hielt, mit dem er bald riesige Hieroglyphen auf die Ballen malte, bald den Aufläder ihre Bewegungen vorschrieb. Diesen Herrn fragte Anton mit klangloser Stimme nach dem Prinzipal des Geschäfts und wurde durch eine kurze Bewegung des Pinselstiels in den hintern Teil der Hausflur nach dem Contor gewiesen. Zögernd trat Anton an die Thüre, es kostete ihn einen großen Entschluß, den Griff mit der Hand zu drehen, und als die Thüre geräuschlos aufging und er in das Dämmerlicht der großen Arbeitsstube sah, da wurde ihm so angst, daß er kaum über die Schwelle schreiten konnte. Sein Eintritt machte wenig Aufsehen. Ein halbes Dutzend Schreiber fuhren

haftig mit den Federn über die blauen Briefbogen, um noch die letzten Züge vor dem Schluß des Contors und der Post zu thun. Nur einer der Herren, welcher zunächst der Thüre saß, erhob sich und fragte in kühlem Geschäftston: „Was steht zu Ihren Diensten?"

c. Historischer Stil.

§ 144.

Der historische Stil berichtet Thatsachen, wie der Geschäftsstil und der erzählende Stil, aber er berichtet nicht, wie der Geschäftsstil, besondere Ereignisse des Tages in ihren Beziehungen zu den praktischen Zwecken des bürgerlichen Lebens; auch berichtet er nicht, wie der erzählende Stil, anziehende Begebenheiten, um nur durch die Erzählung auf eine angenehme Weise zu unterhalten: die Geschichte berichtet außerordentliche Thaten und Schicksale einzelner Menschen und ganzer Völker, damit der Leser in ihnen die höhere Bestimmung des Menschen und die ewigen Gesetze einer höheren Weltordnung erkenne, und dadurch nicht nur sein Wissen bereichert, sondern auch sein Geist über die Dürftigkeit alltäglicher Sorgen und Mühen erhoben und seine Gesinnung veredelt werde. Inhalt und Zweck der Darstellung geben dem historischen Stile eine besondere Färbung, durch welche er sich von dem Geschäftsstile und von dem erzählenden Stile wesentlich unterscheidet.

Die Begebenheiten, welche uns die Geschichte vor Augen stellt, versetzen unsern Geist, indem sie ihn in dem scheinbar zufälligen Wechsel eines vergänglichen Daseins eine höhere, nach ewigen Gesetzen waltende Weltordnung gewahr werden lassen, in eine feierlich ernste Stimmung. Diese Stimmung des Gemüts giebt sich kund in einer Würde der Darstellung, die sich über jede Plattheit des Ausdrucks erhebt und auch die Spiele des Witzes und alles Komische ausschließt. — Die Geschichte will den Leser von vergangenen Thatsachen und ihrem innern Zusammenhange mit andern Thatsachen belehren und für die nachfolgenden Geschlechter Zeugnis geben von dem Geiste, der ganze Völker und einzelne Menschen vergangener Jahrhunderte beseelte; sie muß daher die Thatsachen mit gewissenhafter Wahrhaftigkeit berichten und Mißverständnissen durch Klarheit der Darstellung vorbeugen. — Die Geschichte hält gewissermaßen Gericht über einzelne Menschen und ganze Völker vergangener Zeiten, und sie soll unparteiisch richten: der Geschichtschreiber darf daher Personen und Sachen nicht von seinem subjektiven Standpunkte aus, nach vorgefaßten Meinungen und Ansichten, nach persönlicher Vorliebe oder Abneigung gegen Personen und

Völker und gegen die Verhältnisse des Standes, des religiösen Bekenntnisses u. s. w. und besonders nicht nach seiner Sympathie oder Antipathie gegen besondere Richtungen des Zeitgeistes darstellen; er muß sich eine ungetrübte Objektivität der Darstellung zum Gesetze machen. — Der Zweck der historischen Darstellung fordert endlich insbesondere, daß nicht nur die einzelnen Begebenheiten, sondern auch ihre Zeitfolge und die Beziehungen, in denen sie als Grund und Folge zu einander stehen, mit Klarheit und zugleich mit Bestimmtheit aufgefaßt werden. Wenn aber in die Darstellung Begebenheiten oder auch Reflexionen aufgenommen werden, welche mit dem eigentlichen Inhalte der Geschichte nur in entfernter Beziehung stehen und ihn nicht in helleres Licht setzen; wenn die Darstellung mit überflüssigen Beschreibungen, mit Gleichnissen oder müßigen Bestimmungen der Begriffe und andern Zieraten ausgeschmückt wird: so wird die Aufmerksamkeit des Lesers durch die nicht zur Sache gehörigen Begriffe und Gedanken von den Begebenheiten abgezogen, und es wird ihm schwer, die wahre Gestalt derselben und ihren Zusammenhang mit Klarheit und Bestimmtheit aufzufassen. Darum fordert der historische Stil vor andern Stilarten Präzision und Kürze des Ausdruckes. Nachdem wir die Eigenschaften des historischen Stiles im allgemeinen angedeutet haben, wird es uns leichter werden, die dieser Stilart eigentümliche Form auch im Besondern nach den verschiedenen Momenten der Darstellung näher zu bezeichnen.

§ 145.

Es ist besonders bei dem historischen Stile darauf zu achten, daß der darzustellende Gedankenstoff in seinem ganzen Umfange, aber auch in einer genau bestimmten Begrenzung aufgefaßt werde. Der Geschichtschreiber soll zunächst uns unterrichten von der wahren Gestalt der Begebenheiten und von ihrer historischen Bedeutung, d. h. von der Beziehung, in der die berichteten Thaten und Begebenheiten zu der Entwickelung eines besondern Volkes oder des ganzen Geschlechtes stehen: dadurch unterscheidet sich die Geschichte von der erzählenden Darstellung, die nicht eigentlich unterrichten, sondern nur unterhalten will. Es sollen nicht nur die in die Erscheinung tretenden Thatsachen berichtet, sondern auch die verborgenen Ursachen der Begebenheiten und ihre Folgen, die Zustände der Dinge und die Charaktere der handelnden Personen so dargestellt werden, daß das eine durch das andere in helles Licht gesetzt, daß die durch die Verkettung der Ereignisse herbeigeführte Notwendigkeit der Hauptbegebenheit erkannt und die Beziehung, in der jedes besondere Ereignis zu der Hauptbegebenheit steht, wahrhaft verstanden werde. Die eigentliche Bedeutung

eines historischen Ereignisses wird nicht wahrhaft erkannt, wenn die besondern Begebenheiten nur, wie in den alten Chroniken, berichtet und nach ihrer Zeitfolge zusammengestellt werden; auch die Einwirkung scheinbar fern liegender Begebenheiten und Zustände, die geheimen Motive der Handlungen und die einander widerstrebenden Richtungen der Zeiten und der handelnden Personen müssen klar dargestellt werden. Ungewöhnliche Handlungen werden insbesondere oft nur dadurch verständlich, daß die Charaktere der handelnden Personen näher bezeichnet werden. Auch soll die Geschichte nicht leidenschaftliche Aufregungen des Gefühles hervorrufen, sie soll vielmehr unser Gemüt beruhigen. Der Geschichtschreiber soll darum bei Handlungen, welche beim ersten Anblicke als unmenschliche Grausamkeit erscheinen und das Gefühl empören, versöhnend auf die Gewohnheiten und Sitten des Zeitalters und des besondern Volkes, auf die individuelle Entwickelung der Charaktere und auf den Drang der besondern Umstände hinweisen, und dadurch das scheinbar Ungeheure mildernd auf Menschliches zurückführen. Wir ersehen aus dem allen, daß der in der Geschichte darzustellende Stoff einen großen Umfang hat und sehr mannigfaltig ist, und die Kunst des Geschichtschreibers giebt sich vorzüglich darin kund, daß er richtig beurteilt, was in die Darstellung aufzunehmen, und was von ihr auszuschließen sei, und wie in der Darstellung das Besondere zu ordnen sei, damit die Hauptbegebenheit von untergeordneten Begebenheiten unterschieden und die Beziehungen, in denen die nur erklärenden Thatsachen zu den Hauptbegebenheiten stehen, leicht und klar aufgefaßt und verstanden werden. Wenn der Geschichtschreiber untergeordnete Begebenheiten mit zu großer Ausführlichkeit behandelt und sie zu sehr hervorhebt; wenn er bei Zuständen der Dinge, bei Motiven der Handlungen und andern Umständen, welche der Leser schon aus den berichteten Thatsachen leicht erkennt, zu sehr verweilt: so wird des Lesers Aufmerksamkeit von den Hauptbegebenheiten abgezogen und das Verständnis derselben erschwert. Es ist aus demselben Grunde zu tadeln, wenn der Geschichtschreiber die Darstellung mit malerischen Beschreibungen ausschmückt oder dem Helden der Geschichte lange Reden in den Mund legt. Wenn bei den besten Historikern der Alten, wie bei Thukydides solche Reden vorkommen, so findet das seine Erklärung in der Sitte republikanischer Staaten, in denen Staatsmänner und Feldherren ihre Absichten und Pläne den Volksversammlungen vorlegen mußten. In diesen Reden fanden die Geschichtschreiber zugleich Gelegenheit, die Personen und die Parteien zu charakterisieren. Es ist besonders sehr zu tadeln, wenn der Geschichtschreiber in dieselben seine subjektiven Reflexionen hineinlegt.

Die Begebenheiten stehen oft mit den sie begleitenden Zuständen und Ereignissen, die Handlungen der Personen mit ihrem Charakter in anscheinendem Widerspruche oder doch in einem Verhältnisse, bei dem die Einwirkung des einen auf das andre nicht sogleich erkannt wird. Es ist in solchen Fällen von guter Wirkung, wenn der Geschichtschreiber dem Verständnisse des Lesers durch erklärende Bemerkungen, etwa durch analoge Beispiele aus der älteren Geschichte oder durch Erfahrungen aus dem Leben einzelner Menschen und ganzer Völker zu Hilfe kommt; es macht aber einen sehr unangenehmen Eindruck, wenn der Geschichtschreiber alltägliche und platte Reflexionen, allbekannte Erfahrungen und verbrauchte Gemeinplätze herbeizieht, um dem Leser zu erklären, was für ihn keiner besondern Erklärung bedarf.

Es sind Begebenheiten, konkrete Thatsachen, was den eigentlichen Inhalt der darzustellenden Gedanken ausmacht. Darum fordert der historische Stil vorzüglich sinnliche Anschaulichkeit der Darstellung, und mit dieser Stilart vertragen sich nicht wohl Anhäufungen von Abstrakten, die mehr der Sprache der Reflexion angehören. Weil jedoch die historische Darstellung zunächst unterrichten soll und mehr eine wahrhafte Erkenntnis des Thatbestandes, als die Einwirkung auf Gemüt und Phantasie zum Zwecke hat, macht sie von Bildern und Redefiguren, welche die sinnliche Anschauung beleben sollen, weniger Gebrauch, als der erzählende Stil, der mehr durch Einwirkung auf Gemüt und Phantasie unterhalten soll. Die historische Darstellung soll ebenfalls auf Gemüt und Phantasie einwirken, aber es ist nicht, wie bei der Erzählung, die sinnlich lebendige Anschauung der besondern Begebenheiten, sondern es sind die ideellen Beziehungen der Begebenheiten, was Gemüt und Phantasie mächtig ergreift, und diese Wirkung wird besonders dadurch herbeigeführt, daß die Begebenheiten einfach und klar, in gedrängter Kürze und mit scharfer Präzision des Ausdruckes zusammengestellt werden. Der historische Stil verträgt sich darum am wenigsten mit breiten Phrasen und müßigen Attributen, mit überladenen Satzverhältnissen und Anhäufungen von Nebensätzen; die Satzverhältnisse sollen die Unterart oder Individualität des Begriffes mit Bestimmtheit, aber in möglichst einfacher Form darstellen.

Die Würde der Darstellung fordert ganz besonders eine sorgfältige Auswahl in dem Gebrauche der Wörter und Ausdrucksformen. Nicht nur alles schlechthin Niedrige und Gemeine ist zu vermeiden, auch Phrasen und andere Ausdrücke, welche zwar nicht eigentlich niedrig sind, aber von den Gebildeten nur in der Sprache des vertraulichen Umganges gebraucht werden (§ 58), vertragen sich nicht wohl mit der Würde der Darstellung, und der historische Stil unterscheidet sich hier-

in besonders von dem erzählenden Stile. Auch Provinzialismen und Archaismen sind im allgemeinen zu vermeiden; jedoch geben Formen des Ausdruckes, welche bei uns veraltet oder doch nicht mehr gewöhnlich sind, der Darstellung oft eine gewisse Würde und, indem sie den Leser gewissermaßen in das Zeitalter der Begebenheiten zurückführen, zugleich eine größere Lebendigkeit, und sie sind darum im historischen Stile oft von sehr guter Wirkung.

§ 146.

In dem historischen Stile soll mit der größten Kürze und Präzision des Ausdruckes zugleich große Klarheit und auch Lebendigkeit der Darstellung verbunden werden, und das kann nur dadurch erreicht werden, daß die logische Form der Gedanken in ihren mannigfaltigen Gestalten auf lebendige Weise dargestellt und besonders sehr genau auf die Gesetze der Wortstellung geachtet wird. Man hat das immer gefühlt und besonders in dem historischen Stile von den Inversionen häufigen Gebrauch gemacht. Aber auch auf die grammatische Wortstellung ist genau zu achten: Fehler gegen die grammatische Wortstellung werden von dem Leser leicht als Inversionen angesehen und der Gedanke wird alsdann von ihm anders aufgefaßt, als ihn der Geschichtschreiber gedacht hat. Die Inversionen geben der Darstellung eine größere Lebendigkeit, und, als nicht gewöhnliche Formen der Wortstellung, zugleich eine besondere Würde; sie sind darum vorzüglich in dem historischen Stile von guter Wirkung: aber sie haben nur dann eine Bedeutung, wenn sie einen Begriff in einem Gegensatze hervorheben, der in der gesprochenen Rede durch den Redeton bezeichnet wird (§ 81). Inversionen, welche nicht diese Bedeutung haben, machen die Darstellung unklar, und es ist sehr zu tadeln und erscheint als unnatürliche Geziertheit, wenn Geschichtschreiber von Inversionen Gebrauch machen, um nur der Darstellung den Schein einer besondern Würde zu geben.

Es liegt in der Natur des historischen Stiles, daß man auch von den Figuren der logischen Form Gebrauch macht, um Begriffe und Gedanken mit besonderm Nachdrucke hervorzuheben. Weil jedoch die historische Darstellung zunächst mehr unterrichtend auf das Erkenntnisvermögen, als anregend auf Gemüt und Phantasie einwirken soll, so macht sie von diesen Figuren überhaupt einen sehr mäßigen Gebrauch. Der aufhebende Gegensatz, der Kontrast, die Steigerung und andere Figuren, welche in den Begriffen nur die Besonderheit der Art oder Individualität hervorheben, sind von guter Wirkung: aber Figuren, welche mehr das Gemüt und die Phantasie anregen, wie die Wiederholung,

die Hyperbel, das Paradoxe, das verschönernde Beiwort und die Frage, sind weniger für den historischen, als für den pathetischen und Rednerstil geeignet, und der Gebrauch derselben ist besonders auch darum zu vermeiden, weil durch sie die Objektivität der Darstellung getrübt wird.

§ 147.

Der Geschichtschreiber soll uns nicht bloß die einzelnen Begebenheiten nach ihrer Zeitfolge berichten, sondern uns auch genau von ihren Beziehungen zu einander und von den Verhältnissen unterrichten, in denen die besondern Charaktere der handelnden Personen, die geistige Richtung einzelner Menschen und ganzer Völker, die Zustände der Dinge und andere Umstände fördernd oder hemmend auf den Gang der Begebenheiten einwirken. Diese Beziehungen der zu berichtenden Thatsachen werden als logische Verhältnisse — entweder als kausale oder als Verhältnisse eines Gegensatzes — gedacht. Darum müssen in dem historischen Stile vorzüglich die logischen Verhältnisse der Gedanken nach den in der allgemeinen Stilistik entwickelten Gesetzen klar dargestellt werden, und man sieht leicht, daß bei keiner der andern Stilarten die genaue Anwendung dieser Gesetze von so großer Wichtigkeit ist, als bei dem historischen Stile. Es ist in dieser Beziehung vor allen Dingen nötig, darauf zu achten, daß den logischen Verhältnissen der Gedanken die grammatische Form der Sätze entspreche.

Die logischen Verhältnisse der Gedanken werden ihrer Natur nach in der Form zusammengesetzter Sätze dargestellt; daher bewegt sich der historische Stil fast durchgängig in zusammengesetzten Sätzen. Es ist aber vorzüglich bei der historischen Darstellung sehr genau auf den gehörigen Gebrauch der beiordnenden und unterordnenden Verbindungsform zu achten. Thatsachen, welche der Geschichtschreiber berichtend dem Leser erst mitteilen will, fordern die Form eines Hauptsatzes (§ 97). Die historische Darstellung fordert darum im allgemeinen die beiordnende Verbindung von Hauptsätzen, z. B.

> Die Beschwerden Brabants forderten einen staatsklugen Mittler: Philipp sandte ihm einen Henker, und die Losung des Krieges war gegeben. Schiller. — Mit diesen beiden Mächten stand Philipp damals noch im Bündnisse, und beide wurden an ihm zu Verrätern. Schiller.

Es ist oben in Beispielen nachgewiesen worden, daß es überhaupt fehlerhaft ist, Thatsachen, die man dem Angeredeten berichten will, in Nebensätzen darzustellen (§ 98), und ein solcher Gebrauch von Nebensätzen ist besonders in der historischen Darstellung, deren eigentliche Auf-

gabe zunächst darin besteht, den Leser von Thatsachen zu unterrichten, sehr anstößig, z. B.

> Der Kurfürst zog mit einem Teile seines Heeres vor Memmingen, welche Stadt sich ihm nach einer kurzen Beschießung ergab, machte einen Anschlag auf Augsburg, der jedoch mißlang, und schrieb starke Kontributionen in die schwäbischen Kreislande aus. Pahl. — Unversehens erschien er wieder als Eroberer, erst indem er das Schloß Ortenburg und das Städtchen Weiden in der Oberpfalz besetzte, und dann, indem er die wichtige Stadt Neuburg an der Donau zwang, sich ihm zu unterwerfen. Pahl. — Der König Ludwig der Vierzehnte hatte, in seinem unaufhörlichen Streben, durch stete Erweiterung seiner Macht alle übrigen Staaten von Europa zu unterjochen, seine Augen auf die spanische Monarchie geworfen, und, indem er zu seinen Zwecken sich jedes Mittel erlaubte, den schwachen König Karl dahin vermocht, daß derselbe den Herzog Philipp von Anjou, Ludwigs zweiten Enkel, zum Erben aller seiner Lande einsetzte, welcher Verfügung aber der Kaiser Leopold, in Beziehung auf ein älteres Erbrecht, widersprach. Pahl.

Es finden jedoch auch bei der historischen Darstellung oft logische Verhältnisse der Gedanken statt, bei denen es nicht allein zulässig, sondern nach den Gesetzen eines schönen Stiles geboten ist, Thatsachen in Nebensätzen darzustellen, und die Schönheit des historischen Stiles hängt besonders davon ab, daß diese Verhältnisse genau unterschieden werden. Thatsachen, welche der Geschichtschreiber berichtend dem Leser erst mitteilen will, fordern die Form eines Hauptsatzes, und sie fordern diese Form um so entschiedener, je mehr die Thatsachen selbst hervorgehoben werden. Sehr oft wird aber auch eine Thatsache, welche nicht der eigentliche Gegenstand der Mitteilung ist, nur berichtet, damit eine andere Thatsache durch das logische Verhältnis, in dem sie zu dieser steht, in ein helleres Licht gesetzt und hervorgehoben werde, und nicht die Thatsache selbst, sondern ihr logisches Verhältnis zu der andern Thatsache wird hervorgehoben: sie fordert alsdann die Form eines Nebensatzes (§ 107), z. B.

> Karl der Fünfte schonte ihrer Freiheit, weil er ihrer Stärke bedurfte. Schiller. — Während Karls Armeen der Niederländer Saatfelder niedertraten, seine räuberischen Hände in ihrem Eigentum wühlten, während seine Statthalter preßten, seine Nachrichter schlachteten, versicherte er sich ihrer Herzen durch eine freundliche Miene. Schiller.

Auch wird in diesem Falle oft ein ganzer Gedanke durch einen verkürzten Nebensatz, durch ein attributives Adjektiv oder in der Form eines Objektes durch ein Abstraktum ausgedrückt (§ 109). Ein geschickter Gebrauch dieser Formen gewährt zugleich den Vorteil, daß eine Vielheit von Gedanken in gedrängter Kürze dargestellt wird; sie sind darum vorzüglich in dem historischen Stile sehr beliebt, z. B.

Ludwig, der Mächtigere von beiden Bewerbern, konnte sein Gesuch durch die Gewalt der Waffen unterstützen, aber das niederländische Volk überging diesen gefürchteten Nachbar und entschied für Maximilian, dessen entlegnere Staaten und beschränktere Gewalt die Landesfreiheit weniger bedrohten. Schiller. — In Spanien geboren und unter der eisernen Zuchtrute des Mönchtums erzogen, forderte Philipp auch von andern die traurige Einförmigkeit und den Zwang, die sein Charakter geworden waren. Ders. — Ungeachtet der mächtigen Fürsprache des kaiserlichen und des römischen Hofes, erhielt Maximilian seine Freiheit nicht wieder, bis der Nation über die bestrittenen Punkte Sicherheit gegeben war. Ders. — Ihr Handel und ihr Wohlstand gedieh im Schoße eines langen Friedens, den die überlegene Macht ihrer Fürsten den benachbarten Königen auferlegte. Ders. — Dieser blühende Wohlstand führte endlich diese flandrischen Städte zu ihrem Verfalle. Gent und Brüges, von Freiheit und Überfluß schwindelnd, kündigten Philipp dem Guten, dem Beherrscher von elf Provinzen, den Krieg an, der ebenso unglücklich für sie endigte, als vermessen er unternommen ward. Ders.

Thatsachen, die mit einander in dem Verhältnisse eines Gegensatzes stehen, werden ihrer Natur nach meistens durch einander beigeordnete Hauptsätze ausgedrückt. Wenn aber die in einem Gegensatze stehende Thatsache nicht dem Leser erst mitgeteilt werden soll, und wenn weniger die Thatsache selbst, als das logische Verhältnis des Gegensatzes hervorgehoben werden soll, so macht man besonders von den eben bezeichneten Formen des Ausdruckes Gebrauch, und diese sind vorzüglich in Charakterschilderungen oft von sehr guter Wirkung, z. B.

Selbst Karl des Kühnen verwegenem Geiste, der einem auswärtigen Staate die Knechtschaft bereitete, war die Konstitution der Provinzen heilig geblieben. Schiller. — Die stille Ruhe eines immergleichen Gesichtes verbarg eine geschäftige, feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte, einen vielfachen, fruchtbaren nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in alle Formen zu schmelzen, bewährt genug,

in keiner sich selbst zu verlieren, stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen. Ders. — Wallenstein liegt still in Böhmen, ein gleich undurchdringliches Geheimnis für Freund und Feind, der Schrecken und doch zugleich die letzte Hoffnung des Kaisers. Derselbe.

Häufiger als der Gegensatz fordert das kausale Verhältnis, besonders das des adversativen Grundes, wenn nicht die Thatsache selbst, sondern ihr logisches Verhältnis hervorgehoben werden soll, die Form eines Nebensatzes, und es wird alsdann auch in der Form eines verkürzten Satzes oder eines Attributes dargestellt, z. B.

Kein Wunder, daß Menschen, deren Gemüt durch die schmeichelhaftesten Aufmerksamkeiten souveräner Fürsten so äußerst verzärtelt war und denen die ehrfurchtsvolle Ergebenheit ihrer Mitbürger als Göttern des Vaterlandes opferte, diesen Trotz eines Plebejers mit dem tiefsten Unwillen empfanden. Schiller. — So langsam Wilhelms Geist gebar, so vollendet waren seine Früchte, so spät sein Entschluß reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Ders. — Hatten gleich die mehrsten deutschen Länder unendlich gelitten, so waren doch die wohlhabenden hanseatischen Städte bis jetzt davon frei geblieben. Ders. — Das Genie dieser Nation, durch den Geist des Handels und den Verkehr mit so vielen Völkern entwickelt, glänzte in nützlichen Erfindungen; im Schoße des Überflusses und der Freiheit reiften alle edleren Künste. Ders. — Zwischen dem Throne und dem Beichtstuhle erzogen, kannte Granvella keine anderen Verhältnisse der Menschen, als Herrschaft und Unterwerfung. Ders. — Seiner Überlegenheit gewiß, hielt Granvella es nicht der Mühe wert, dem Adel die Geringschätzung zu verbergen, welche die Richtschnur seiner ganzen Verwaltung war. Ders. — Eine stürmische Regierung untersagte Karl dem Fünften die Ausführung dieses weitläufigen Planes. Ders. — Kein Kunstgriff der Verführung wurde gespart, den Geheimschreiber der Herzogin, einen bis jetzt unbescholtenen und redlichen Mann, in diese Ausschweifungen mit zu verwickeln. Derselbe.

Da in dem historischen Stile die besondere Art der logischen Verhältnisse schon aus den dargestellten Thatsachen leicht erkannt wird, so achtet man in dieser Stilart weniger als in dem Geschäftsstile darauf, die besondern Arten genau durch die Konjunktionen zu unterscheiden. Dagegen fordert diese Stilart, daß in den zusammengesetzten Sätzen der logische Wert der verbundnen Gedanken auf lebendige Weise dargestellt werde. Dies wird vorzüglich durch die Stellung der

Sätze (§ 116, 117) und durch einen geschickten Gebrauch der Konjunktionen (§ 110) erreicht. Es ist oben (§ 110) bemerkt worden, daß die Hervorhebung der in einem logischen Verhältnisse stehenden Gedanken nachdrücklich durch die Auslassung der Konjunktion, und die Hervorhebung des logischen Verhältnisses durch die statt einer Konjunktion des Gegensatzes oder der Kausalität gebrauchte Konjunktion und bezeichnet wird, und diese Formen der Darstellung sind vorzüglich in dem historischen Stile von guter Wirkung, z. B.

Eifersucht, Privatvorteil und Verschiedenheit der Religion hatte viele von den Großen lange Zeit getrennt; das gemeinschaftliche Schicksal ihrer Zurücksetzung und der Haß gegen den Minister hatte sie wieder verbunden. Schiller. — Bis hieher waren diese Provinzen der beneidenswürdigste Staat in Europa: keiner der Burgundischen Herzöge hatte sich einkommen lassen, die Konstitution umzustoßen, selbst Karl des Kühnen verwegenem Geiste war sie heilig geblieben. Ders. — Der Anteil der Adeligen an der Staatsverwaltung hielt die Gegenpartei im Zügel; so lange sie dem Senate noch beiwohnten, vermied man gewaltsame Wege. Ders. — Die Beschwerden Brabants forderten einen staatsklugen Mittler: Philipp sandte ihnen einen Henker, und die Losung des Krieges war gegeben. Ders. — Er war König und Christ und war beides schlecht. Ders.

Der historische Stil bewegt sich seiner Natur nach sehr viel in kopulativ verbundenen Sätzen, und er fordert, daß auch in den in dieser Form verbundenen Sätzen vorzüglich die logische Form der Gedanken auf lebendige Weise dargestellt werde. Es ist darum in dem historischen Stile vorzüglich auf die Stellung der kopulativ verbundenen Sätze (§ 116), auf den gehörigen Gebrauch der Zusammenziehung (§ 113) und auf die schickliche Anwendung der asyndetischen und polysyndetischen Verbindung (§ 114) zu achten. Besonders ist in dieser Stilart, wenn die verbundenen Gedanken mit Nachdruck hervorgehoben werden sollen, die Auslassung der kopulativen Konjunktionen von guter Wirkung, z. B.

Granvella herrschte beinahe unumschränkt in dem Staatsrate: alle Ämter wurden durch ihn vergeben, sein Gutachten galt gegen die vereinigte Stimme der ganzen Versammlung, die Statthalterin selbst stand unter seinen Gesetzen. Schiller. — Verhaßte Gerüchte brandmarkten Granvellas Ehre; man dichtete ihm meuchelmörderische Anschläge auf das Leben Egmonts und Oraniens an, das Unglaubliche fand Glauben, das Ungeheuerste, wenn es ihm galt oder von ihm stammte, überraschte nicht mehr. Ders.

Eine besondere Beachtung fordert endlich die rhythmische Form der Sätze. Es ist nicht genug, daß Afterformen der Satzverhältnisse und der zusammengesetzten Sätze, schleppende Verbindungen der Sätze und andere Fehler des Rhythmus, die in jeder Stilart anstößig sind, sorgfältig vermieden werden: der feierliche Ernst, der die historische Betrachtung begleitet, und den der Geschichtschreiber auch bei dem Leser hervorrufen will, giebt der Darstellung eine Würde, die sich auch in einem feierlichen Rhythmus der Sätze kund thut, und wenn außerordentliche Thaten und Begebenheiten dargestellt werden, welche Gemüt und Phantasie mächtig ergreifen, ist auch ein pathetischer Rhythmus der Sätze (§ 88) von guter Wirkung. Wir haben gesehen, daß der Rhythmus der Sätze besonders fehlerhaft wird, wenn in einem periodischen Stile Thatsachen, welche in Hauptsätzen berichtet werden sollten, durch Nebensätze ausgedrückt werden (§ 108). Die historische Darstellung verträgt sich ihrer ganzen Natur nach am wenigsten mit diesem periodischen Stile. Wenn jedoch die Begebenheiten durch Hervorhebung ihrer kausalen Beziehungen erklärt werden sollen: so fordert die logische Form der Gedanken die unterordnende Verbindung der Sätze, und eine rhythmisch schöne Form der Perioden giebt alsdann der Darstellung zugleich eine besondere Würde.

§ 148.

Ein eigentlicher historischer Stil hat sich in Deutschland sehr spät entwickelt, und das erklärt sich daraus, daß von einer wirklichen Geschichts*schreibung* in Deutschland kaum erst seit hundert Jahren die Rede ist. Man darf die Geschichts*schreibung*, auf die es hier allein ankommt, nicht verwechseln mit der Geschichts*forschung*, die sich bei weitem früher in Deutschland entfaltet hat und die bereits auf einer ziemlich hohen Stufe stand, ehe sich auch nur die Anfänge einer wirklichen Geschichtsschreibung zeigten. Während sich der Forscher mit der Sammlung und Prüfung des Materials begnügt, muß der Geschichtsschreiber das Material nach leitenden Gesichtspunkten ordnen, das Wesentliche von dem Unwesentlichen sondern, das Hauptsächliche und Entscheidende in den Vordergrund stellen, die Gründe und Ursachen des Geschehenen aufsuchen und so den eigentlichen Kern der Ereignisse und die in denselben ruhenden Ideen klar und zwingend zur Geltung bringen. Erst von dem Augenblicke an, wo die Geschichtswissenschaft in dieser Weise behandelt wurde, konnte sich ein historischer Stil entwickeln, ein *deutscher* historischer Stil aber erst dann, wenn diese Behandlung in deutscher Sprache geschah.

Im Mittelalter beschränkte sich die ganze Geschichtsdarstellung auf

eine annalistische Aufzählung der Thatsachen und Ereignisse, die ohne Ordnung und Verbindung nebeneinandergestellt wurden. Schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert entstanden solche Darstellungen auch in deutscher Sprache, die aber sämtlich gereimt waren, wie die Kaiserchronik (um 1147), die Weltchronik Rudolfs von Ems u. a. Erst im vierzehnten Jahrhundert wurden auch Prosadarstellungen dieser Art verfaßt, und als der älteste derartige Bericht ist die Chronik Christians des Küchenmeisters, wahrscheinlich eines Bürgers zu St. Gallen, zu bezeichnen, welche eine Fortsetzung der casus monasterii St. Galli in deutscher Sprache (bis zum Jahre 1331) ist. Daran schlossen sich dann im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert die Straßburgische Chronik Fritsche Closeners, die Limburger Chronik, die Elsassische und Straßburgische Chronik Jakob Twingers von Königshofen und viele ähnliche Städtechroniken.

Umfassender als diese Chroniken, die fast nur die Geschichte einzelner Städte berichten, ist die Bayrische Chronik Johann Thurmeiers, Aventinus genannt, der 1477 zu Abensberg geboren war und 1534 zu Regensburg starb. Er hat die urkundlichen Quellen der bayrischen Geschichte sorgfältig gesammelt, und seine Darstellung zeichnet sich in einzelnen Abschnitten durch eine kraftvolle und schöne Sprache aus. Der vollständige Titel der erst nach seinem Tode gedruckten Schrift lautet: Johannis Auentini Des Hochgelerten weitberümbten Beyerischen Geschichtschreibers Chronica, Darinn nit allein deſs gar alten Hauſs Beyern — Geschlechte, Herkommen, Stamm vnd Geschichte, sondern auch der vralten Teutschen Vrsprung, Herkommen, Sitten, Gebreuch, Religion, mannliche vnd treffliche Thaten — zum fleissigsten beschriben u. s. w. Anfenglich durch den Authorem in Latein verfertigt, hernachmals aber den Teutschen zu gutem von jm selber mit hoechstem fleiſs in gut gemein hoch Teutsch gebracht u. s. w. Nach der Schluſsschrift Geendet zu Regenspurg, im jar Tausent, fünffhundert drey vnd dreissig. Gedruckt zu Franckfurt am Meyn 1566. Ungefähr um dieselbe Zeit gab Sebastian Franck, der um 1545 zu Basel starb, seine geschichtlichen Werke: Chronica, Zeytbuch vnd Geschichtbibel von Anbegyn bis 1531, und: Chronica von gantz Teutschland 1539, heraus, die nicht erst lateinisch, sondern gleich deutsch geschrieben sind und sich durch ihren sittlichernsten Ton und durch eine treffliche Darstellung auszeichnen. Außer diesen Geschichtswerken sind aus dem sechzehnten Jahrhundert noch das Chronicon Helveticum von Aegidius Tschudi († 1572 als Landammann in Glarus), die Zimmerische Chronik u. a. zu nennen. Wenn aber auch alle diese Werke oft einen trefflichen erzählenden Stil zeigen,

so kann dieser Stil doch noch nicht ein historischer genannt werden.

Die Geschichtsdarstellungen im siebzehnten und in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zeigen im allgemeinen nicht nur keinerlei Fortschritt, sondern stehen in jeder Beziehung hinter den Chroniken des sechzehnten Jahrhunderts zurück. Wäre die deutsche Geschichtsschreibung auf der Bahn weiter fortgeschritten, welche Aventinus und Sebastian Franck eingeschlagen hatten, so wäre sie weit eher zur Blüte gelangt, und ein deutscher historischer Stil hätte sich dann vielleicht schon im siebzehnten Jahrhundert entwickelt. So aber trat im siebzehnten Jahrhundert an die Stelle des einfachen, schlichten und kräftig schönen Chronikenstiles ein trockener, durch nichts belebter Compendienstil. Die compendiarische Behandlung gelangte in jenem Zeitalter der trockensten und dürftigsten Gelehrsamkeit vollkommen zur Herrschaft, der Stoff wurde übersichtslos, ohne Verbindung und ohne Plan, ohne Prüfung und Sichtung zusammengestellt. Werke wie die Historia antiqua, die Historia medii aevi, die Historia nova des Professors Christoph Cellarius, die historischen Bilder des Professors Johannes Buno in Lüneburg (ein Handbuch der Weltgeschichte mit Kupfern), die Geschichtslehrbücher Hübners, Hederichs, Ludwigens, Freyers, Essigs, Zopfs u. a. sind nichts weiter, als solche unfruchtbare Compendien, die zwar zum Teil mit einem großen Aufwand von Fleiß zusammengestellt, für die Entwickelung der Geschichtsschreibung selbst aber ohne Bedeutung sind. Einige derselben umfassen 2000 Seiten; die Kunst der Geschichtsschreibung drohte unter diesem gelehrten Ballast fast zu ersticken. Nur die Schriften zweier Männer ragten über die geisttötenden Sammelwerke jener Zeit hoch empor: die historischen Werke Pufendorfs und Johann Jacob Mascovs. Samuel von Pufendorf (1632—1694), der Begründer des deutschen Staatsrechtes, trat zuerst an die Geschichte mit dem weiten politischen Blick des welterfahrenen Mannes heran. In seiner „Einleitung zu der Historie der vornehmsten Reiche und Staaten, so jetziger Zeit in Europa sich befinden (Frankfurt 1682)“ sucht er die Ereignisse zu begründen und zu erklären und verläßt den sonst in jener Zeit üblichen Schematismus. Mascov, der bis 1761 Professor der Geschichte und des Staatsrechtes in Leipzig war, trieb zum ersten Male wirklich tief gehende und umfassende Quellenstudien und schuf so die erste quellenmäßige deutsche Geschichte, die er unter dem Titel: Geschichte der Teutschen bis zu Abgang der Merovingischen Könige, in sechzehn Büchern, Leipzig 1726, herausgab.

Nachdem nun auch durch die Göttinger Professoren Gatterer

und Schlözer eine ganz neue Methode der Quellenkritik begründet und die Urkundenlehre, die Wappen- und Münzkunde und andere Hilfswissenschaften der Geschichte zum ersten Male gründlich und streng wissenschaftlich behandelt worden waren, konnte sich die deutsche Geschichtswissenschaft endlich frei und selbständig entfalten. Jetzt erst, wo der Geist den Stoff frei beherrschte und klar überschaute, konnte sich auch ein historischer Stil entwickeln, und der erste, der die Geschichte in einer geistreichen und anziehenden Form darzustellen wußte, war Johannes von Müller, der in seinen Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft (1786—1808) die Gründlichkeit des Forschers mit dem Darstellungstalent eines sprachgewandten Stilisten vereinigte. Doch ist sein Stil, in dem er durchaus den Tacitus nachahmen will, oft unnatürlich und manieriert. Der eigentliche Begründer eines deutschen historischen Stiles kann er daher nicht genannt werden, sondern dieser ist Friedrich von Schiller, der in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges und in der Geschichte des Abfalls der Niederlande die Ereignisse in einer wahrhaft klassischen Sprache dargestellt hat. Ihm folgen nun eine Reihe ausgezeichneter Gelehrter, wie Georg Niebuhr, Friedrich von Raumer, Christoph Dahlmann, Leopold von Ranke, Ludwig Häusser, Theodor Mommsen, Wilhelm von Giesebrecht, Heinrich von Sybel, Ernst Curtius, Georg Waitz u. a., die zum Teil gegenwärtig noch in der Fülle ihrer Kraft an dem großen Werke einer nationalen Geschichtsschreibung thätig sind.

Proben des historischen Stils:

Aus der Chronik Jacob Twingers von Königshofen (Vierzehntes Jahrhundert):

Von der grössen Geischelfart.

Wenne siu nu woltent büessen: alsô nantent siu das geischeln das was zuom tage zwürent, früege und spôte; sô zogetent siu zuo velde ûs: sô liute men die glocken, und giengent ie zwêne und zwêne und sungent iren leich alsô vor geseit ist. und wenne siu kôment an die geischelstat, sô zugent siu sich ûs nacket und barfuos untz an die bruoch und dôtent kittele oder wîsse lînen an, und die giengen in von dem nabel untz ûf die füesse, und leitent sich nider an einen wîten creis. und wie ieglîcher gesündet hette, dernôch leit er sich. was er ein meineidiger boesewicht, sô leit er sich ûf eine sîte und rekete sîne drîe vingere ûf. was er ein êbrecher, sô leit er sich ûf den bûch. sus leitent siu sich in meniger hande

wis nôch maniger hande sünde. dô by erkante man wol was sünde ieglîcher getôn hette. sô siu sich alsus hettent geleit, sô vieng ir meister an wô er wolte und schreit über einen und rüerte in mit sîner geischeln und sprach:

Stant ûf durch der reinen martel êre,
und hüete dich vor den sünden mêre.

Sus schreit er über siu alle, und über welchen er schreit, der stuont ûf und schreit dem meister nôch über die vor ime lôgent, untze siu alle ûf gestuondent. und sungent denne und geischeltent sich mit riemen: die hettent vornân knöpphe und nôlden dar in gestecket; und sungent maniger hande leis. die stônt in der crôniken ûf unser frowen hûs geschriben: dar umbe lôsse ich siu hie under wegen durch kürze willen. und wenne siu sich alsus gegeischeltent und gesungent, sô las einer under in einen brief; und siu sprôchent der engel hette in von himel her abe brôcht. und in dem briefe stuont wie das got erzürnet waere über der welte sünde und wolte siu hân under lôssen gôn: dô wurde er gebetten von sîner muoter und von sînen engeln das er sich solte erbarmen über die welte; und vil anders dinges stuond in dem selben briefe geschriben. und wenne der brief gelesen wart, alsô zogetent siu wider in die stat singende ie zwêne und giengent iren vanen und kertzen nôch.

Aus der Bayerischen Chronik des Johannes Aventinus (Sechzehntes Jahrhundert):

Die Schlacht zu Ampffing vmb das Reich.

Koenig Friedrich ritt das vnglück, ehe es tag war hoerete er Meſs, befahl den Bischoffen das sie zu Müldorff den aufsgang der Schlacht erwarten solten. Als bald der tag herbrach, macht er die Schlachtordnung, stellet fornan seine Brüder, Hertzog Heinrichen mit den Steyrischen und Saltzburgischen zu der Oesterreichischen Fahn, den führet Dietrich von Plichendorff, oberster Marschalck, den Vngerischen Fahnen gab er zu Heinrichen vnd Vlrichen von Walsee, Er selbst hielt mit den Oesterreichischen bey dem Adler deſs Reichſs Fahnen.

Auff der Beyerischen seiten, Seyfrid Swepherman, ein grosser alter Kriegſsmann, der war oberster Feldhauptmann, der theilete aufs alles Volck in drey hauffen, Forn an die spitze vnd im angriff ordnet er (nach dem derselbige tag S. Wentzels tag, weiland Hertzogs in Boehmen tag war) Koenig Johansen auſs Boehmen, vnd

seinen Eyden Hertzog Heinrichen aufs nidern Beyern, die solten fornen die Schlacht anfahen. Koenig Ludwig der sein Kleid verkeret hett, stelt ehegenannter Swepherman mitten in den Beyerischen hauffen zu dem Adler, gab jm zu zwen gute Kriegſsmänner, Conrad von Baibrun, vnd Albrecht Rindmaul, dieser zeit Pfleger zu der Neuwstatt an der Donaw, dem befahl er, das sie wol acht solten haben auff den freydigen Koenig Friedrich. Conrad von Baibrun (oder gantz Baigersbrun oberhalb München) war vor am Hofe bey Koenig Friedrichen, da er seinen Lehnherrn vnd Landſsfürsten selbst im feld sahe, sagt er zu Koenig Friedrichen, er wölt sich mit seinem Herren nicht schlahen, da vrlaubet jn Koenig Friedrich mit diesen worten: Zeuch hin zu deinem Herren vnd thu gleich eben wol das boese.

Mehrgenannter Swepherman, verstieſs weiter innerhalb der Isem in die hinderhut Friedrichen Burggraffen von Nürmberg mit 400 Pferden, mit diesem befelch, das dieselben nicht ehe den halt brechen, hinden in die feinde fielen, biſs er jn ein Zeichen gebe.

Da also die Schlachtordnung auff beyden seiten gemacht war, zogen sie zusammen, vnd troffen auff beyden seiten miteinander, ward ein strenger hefftiger streit, waeret von dem auffgang der Sonnen biſs zum nidergang, bey zehen stund an einander, auff beyden seiten stund man starck, wolt niemand weichen.

Koenig Friedrich war selbst der oberste Feldhauptmann auff seiner seiten, tummlet sich redlich, thete alles was einem redlichen Kriegſsmann vnd Hauptmann wol anstehet, war fornen im treffen. Die Boehmen so den Vorzug auff der Beyerischen seiten hetten, wurden zu letzt zauffen vnd hindersich gedrungen, jrem Koenig wurd der Gaul erstochen, vnd er auff einen andern gebracht, fünff hundert Boehmen wurffen die wehr von jn, vnd ergaben sich. Da solchs sahe Seyfried Swepherman, kam er zu hülff mit dem Beyerischen hauffen den Boehmen, hielt die Feinde auff, biſs die Boehmen jren vortel auff einer hoehe eynnamen, vnd sich trotzlich wider stelleten, vnd auffs neuwe trotzlich wider traffen, vnd der Swepherman auch auff ein neuwes die Schlachtordnung macht, brauchte zu der mannheit einen besondern list, wie etwa Hannibal wider die Roemer thete. Es war ein schoener heisser tag, die Sonn schein klar vnd war windig, da machte obgenannter Swepherman die Ordnung dermassen, das der Wind den staub den Feinden in die augen trieb, dergleichen den glantz der Sonnen (so in das Harnisch fiel) ein grossen widerschein gab, die Feinde blendet, sie meinten der

Himmel brünne. Zu dem allen brach auſs der Hinderhut auſs heissen des Swephermans der Burggraff von Nürmberg mit den Francken, führten ein Oesterreichisch Fahn, zogen vber die Isem hinden auff die Feinde, die meinten, da sie das Oesterreichische Panier sahen, Hertzog Leopold von Oesterreich der zoeg daher, vnd kaeme jn zu hülffe. Also gieng es erst recht an ein treffen. Die Oesterreichischen waren vmbgeben von jren Feinden, musten sich hinden vnd fornen wehren, vnd giengen also fast ernider. Da solchs sahen die fünffhundert Boehmen, so sich vor ergeben hetten, die griffen auch wider zu der wehr, vnd theten grossen schaden. Nach dem kam Koenig Friedrichs Volck auſs der Ordnung, die Vngerischen gaben am ersten die Flucht, vnd kamen fast alle vmb. Hertzog Heinrich von Oesterreich, Dietrich von Plichendorff, der Faendrich, ward lebendig gefangen. Koenig Friedrich wehrete sich lang vnd redlich, aber Albrecht Rindmaul der thete im so drang vnd zwang das er sich jm ergab, Vnd der Rindmaul brachte den gefangen Koenig Friedrich für Koenig Ludwig, deſs sich groſs verwundert mehr gedachter Koenig Friedrich, denn er nicht anderſs meinete, er hette Koenig Ludwig schon in der Schlacht erschlagen. Koenig Ludwig (wie auch oben gemeldt) hette seine gewoenliche kleydung vnd Harnisch einem andern angethan, vnd hette sich, da gleich die Schlacht solt angehen, vorgwändet, das jn die feinde in der Schlacht nicht kennen kundten.

Vnd der gefangne Koenig ward wol verhütet, mit jm wurden gefangen Oesterreichische deren vom Adel tausent hundert vnd sechtzig. Da die Bischoff zu Müldorff solchs erhorten, gaben sie die flucht, flohen auſs der Statt davon. — Da nun Koenig Ludwig solchen grossen Sieg erlangete, sein Volck (das den gantzen tag gestritten, sich abgezabelt hette) schlemig, hungerig vnd hellig war, schuff er, daſs man das Volck auf der Wahlstatt mit essen und trincken labet. Der Kuchenmeister sagt, er hette nichts denn Eyer, Antwort Koenig Ludwig: Jederman ein Ey, dem frommen Swepherman zwey, das noch heut ein Sprichwort ist.

Aus Johannes von Müllers Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft (Achtzehntes Jahrhundert):

Die Schlacht von Sempach.

Die Eidgenoßen thaten ihren Zug mit ununterbrochener Eilfertigkeit; Viele von Zug und Glaris, Viele vom Entlibuch und aus den Dörfern wo sie durchzogen, da sie die Schweizer wider den Herzog an-

eine Schlacht eilen sahen, gesellten sich ihnen bei. An demselben Tag, als die Eidgenoßen in Aargau kamen, erschien das Kriegsvolk der Stadt Bern wenige Stunden Wegs von Sempach vor der Hasenburg bei Willisau; zwar durch Anlaß einer Streitsache wider Maria, Gräfinn Wittwe von Valangin: doch ist wahrscheinlich daß, wenn der Herzog ohne Schlacht oder nach einem Sieg auf Lucern gezogen wäre, Bern ihn befehdet, und vielleicht vermittelst eines Überfalls im Rücken oder einer Trennung von Zufuhr und Hülfe den Eidgenoßen Gelegenheit gegeben haben würde den Schaden der Versäumniß oder der mißlungenen Schlacht wieder gut zu machen. Von dem Stein zu Baden zog der Herzog über die Rüß, durch die freyen Ämter, Aargau hinauf, über Sursee nach Sempach. Diese kleine Stadt liegt bei drey Stunden von Lucern, oben an einem zwo Stunden langen See; die Ufer, fruchtbar und angenehm, erheben sich aus Wiesen in Kornfelder, und über diesen stand ein Wald. In den Wald kamen die Eidgenoßen.

Sie sahen den Feind am neunten Heumonat, eine zahlreiche wohlberittene und schön gerüstete Reuterey; jede Dienerschaft unter ihren Baron, die Mannschaft jeder Landstadt unter ihren Schultheiß, und jedes Landes Herren zu desselben Landes Banner geordnet; ihre Knechte, eigenen Leute und Söldner in Form eines Fußvolks; keine Feldstücke; nur waren zu der Belagerung von Sempach große Büchsen in schwerem langsamem Anzug. Sie sahen die Aargauer Herren, die Amtleute von Östreich, Urheber des Kriegs; Hermann Grimm von Grünenberg, welchem sie Rotenburg brachen; Thüring und Johannes von Hallwyl, vor andern für das fürstliche Haus eifrig im Frieden und Krieg; die Geßler, welche angebornen Haß zu der Schweiz trugen; Egloff und Ulrich von Ems, jenen den theursten Ritter in den Kriegen seiner Zeit u. s. w. . . . . .

Die Schweizer nach dem Schlachtgebet rannten mitten durch das Feld an den Feind in vollem Lauf mit Kriegsgeschrey; welches alles anfeuret, und weil sie hofften durchzubrechen, und alsdann rechts und links nach ihrem Wohlgefallen zu verfahren. Da wurden sie empfangen von Schilden als von einer Maur und von den hervorragenden Spießen wie von einem Wald eiserner Stacheln. Da stritt mit ungeduldigem Zorn die Hauptmannschaft von Lucern und suchte zwischen den Spießen einen Weg an die, welche dieselben trugen. Hinwiederum bewegte der Feind mit fürchterlichem Geprassel seine in die Breite ausgedehnte Ordnung als zu einem halben Mond, womit er die Feinde zu umgeben gedachte. Zu derselbigen Stunde schien der Stadt Banner von Lucern lang unterdrückt, weil Herr Petermann von Gundoldingen, Ritter, Schultheiß von Lucern, hart verwundet gesunken, der Altschultheiß

Herr Heinrich von Moos, und Stephan von Sillinen, Herr zu Sillinen und Küßnacht, sein Schwager, mit vielen andern tapfern Männern umgekommen waren. Da rief laut Herr Antoni zu Port, ein geborner Mailänder, zu Flüelen im Land Uri seßhaft, „Schlaget auf die Glene! sie sind hohl.“ Dieses thaten die Vordersten mit starker und angestrengter großer Kraft: sie zerschmetterten etliche Glene; welche von den hintern sofort ersetzt wurden. Da fiel der zu Port. Nun war die feindliche Ordnung durch die Natur ihrer Waffen und aus Mangel der Übung unbehülflich zu der Bildung eines halben Mondes; im Übrigen bestand sie ungebrochen, fest. Sechzig Schweizer waren erschlagen worden. Man befürchtete die plötzliche Wirkung einer unbemerkten Bewegung der Hinterhut, oder Überraschung von dem Gewalthaufen Bonstettens.

Aus Schillers Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung (1788):

Wilhelm von Oranien gehörte zu den hagern und blassen Menschen, wie Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen und zu viel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüter gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige, feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte und der List und der Liebe gleich unbetretbar war, einen vielfachen, fruchtbaren, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in alle Formen zu schmelzen; bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren; stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen. Menschen zu durchschauen und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meister als Wilhelm; nicht daß er nach der Weise des Hofs seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwenderisch war, und durch eine kluge Wirtschaft mit demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrat an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar, so vollendet waren seine Früchte; so spät sein Entschluß reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufälle zerstören; denn alle hatten, noch ehe sie wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüt über Schrecken und Freude erhaben war, so unterworfen war es der Furcht; aber seine Furcht war früher da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumult, weil er in der Ruhe gezittert hatte. Wilhelm zerstreute sein Gold mit Verschwendung, aber er geizte mit Secunden. Die Stunde der Tafel war seine

einzige Feierstunde, aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft — ein bescheidener Abzug, den er dem Vaterland machte. Hier verklärte sich seine Stirn beim Wein, den ihm fröhlicher Mut und Enthaltsamkeit würzten, und die ernste Sorge durfte hier die Jovialität seines Geistes nicht umwölken. Sein Hauswesen war prächtig, der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehen derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souveränen Fürstenhofe gleich. Eine glänzende Gastfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin seines Palastes. Fremde Prinzen und Gesandte fanden hier eine Aufnahme und Bewirtung, die alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demütige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieser Aufwand auf seine Absichten werfen konnte. Aber diese Verschwendungen unterhielten den Glanz seines Namens bei dem Volke, dem nichts mehr schmeichelt, als die Schätze des Vaterlandes vor Fremdlingen ausgestellt zu sehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er gesehen wurde, erhöhte den Wert der Leutseligkeit, zu der er herabstieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verschwörung geboren, als Wilhelm der Verschwiegene. Ein durchdringender fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunterspinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freieren Tugend, die mit festem Tritt auch auf der Grenze noch wandelt.

Aus Leopold Rankes englischer Geschichte (1862):

Ein Anblick ohne gleichen: diese beiden Königinnen in Albion[1]), stolze und wunderbare Geschöpfe der Natur und der Umstände.

Sie waren beide von hoher Geistesbildung. Von Maria hat man französische Gedichte, von einer Wahrheit des Gefühls und einer Einfachheit der Sprache, die damals in der Litteratur selten wurden. Ihre Briefe sind frische und beredte Ergüsse momentaner Stimmungen und Wünsche; sie machen Eindruck, auch wenn man weiß, daß sie nicht vollkommen wahr sind. Sie hat ihre Freude an lebendiger Discussion, wo sie gern einen scherzhaften, zuweilen einen familiären Ton anschlägt, aber sich immer den Gegenständen gewachsen zeigt. Auch von Elisabeth hat man einige versificierte Zeilen, nicht gerade von poetischem Schwung,

---

[1]) Elisabeth und Maria Stuart.

noch von sehr harmonischem Ausdruck, aber voll hoher Gedanken und Entschlüsse. Ihre Briefe sind kunstvolle, in ihren Anspielungen und Gegensätzen kaum verständliche Produktionen des Nachdenkens, gedrungen und inhaltsreich. Sie war der gelehrten Sprachen kundig, hatte die alten Klassiker studiert und eines und das andere übersetzt, manches von den Kirchenvätern gelesen: in ihren Äußerungen erscheint zuweilen eine Anschauung des inneren Zusammenhangs zwischen Geschichte und Ideen, die in Erstaunen setzt. In der Konversation suchte sie vor allem ein Gefühl von ihren Vorzügen und Vollkommenheiten hervorzubringen. Sie glänzte durch eine Verbindung von Hoheit und Herablassung, die sich wie Huld und Anmut ausnahm und ihr zuweilen eine persönliche Huldigung erweckte, nach der sie in tiefster Seele Verlangen trug. Sie spielte mit diesen Gefühlen, Maria machte Ernst damit. Maria besaß jene Naturgewalt weiblichen Reizes, welche gewaltsame, wenn auch nicht nachhaltige Leidenschaft erweckt. Zwischen dem Wunsch, einen Gemahl zu finden, der ihre Interessen fördern könnte, und diesen leidenschaftlichen Wallungen, von denen sie auch selbst ergriffen wird, schwankt ihr persönliches Leben. Das hindert sie jedoch nicht, den Geschäften der Regierung alle Aufmerksamkeit zu widmen. Mit gleichem Eifer arbeiten die beiden Königinnen in ihrem geheimen Rat: und nur mit Männern intimen Vertrauens beraten sie sich; die Entschlüsse, welche gefaßt werden, sind immer die ihren. Elisabeth giebt mehr der Weisheit erprobter Ratgeber nach, wiewohl auch diese ihrer Gnade keinen Augenblick sicher sind und einen schweren Stand bei ihr haben. Maria schwankt zwischen voller Hingebung und leidenschaftlichem Haß: fast immer wird sie von einem unbedingten Vertrauen auf den beherrscht, der ihren Wünschen entgegenkommt. Elisabeth läßt die Dinge an sich kommen: Maria ist ewig unruhig und unternehmend. Auch Elisabeth ist einmal im Feld erschienen, um in einer großen Gefahr den Mut ihrer Truppen zu beleben. Maria hat an den lokalen schottischen Fehden persönlich Anteil genommen: an der Spitze eines kleinen feudalen Heerhaufens hat man sie gegen die Feinde ansprengen sehen, die Pistolen am Sattel.

B. Didaktischer Stil.

§ 149.

Dem didaktischen Stile gehören diejenigen Darstellungen an, welche den Leser nur unterrichten sollen. Es sind immer Gedanken des Erkennens, die in dieser Stilart dargestellt werden, und die Dar-

stellung hat keinen anderen Zweck, als dem Leser Begriffe und Lehrsätze, die er noch nicht erkannt hat, mitzuteilen. Eine wahrhafte Mitteilung von Erkenntnissen kommt aber nicht zu stande dadurch, daß derjenige, dem sie mitgeteilt werden, sie ohne thätige Mitwirkung nur empfängt: die Mitteilung ist bedingt durch das Verstehen, und das Verstehen dadurch vermittelt, daß der Geist dessen, dem die Erkenntnisse mitgeteilt werden, sie selbstthätig reproduziert. Wir haben gesehen, daß die Mitteilung eines Begriffes durch einen besondern organischen Vorgang zu stande kommt, indem der Begriff in der Darstellung auf die sinnliche Anschauung des Besondern zurückgeführt und von dem Angeredeten aus dem sinnlich angeschauten Besondern der geistige Begriff als ein Allgemeines reproduziert wird (§ 9). Der Erfolg der analytischen Unterrichtsmethode hängt vorzüglich davon ab, daß dieser organische Vorgang des Verstehens von dem Unterrichtenden klar erkannt werde, und die Methode kann auf zweifache Weise fehlerhaft sein. Der Unterricht ist einerseits fehlerhaft, wenn die Begriffe nicht auf sinnliche Anschauungen des Besondern zurückgeführt und darum auch nicht von dem Schüler als ein Allgemeines aus dem Besondern organisch reproduziert werden. Dieses einer frühern Zeit angehörige, jetzt aber meistens aufgegebene Einlernen überladet das Gedächtnis mit Begriffen, die nicht verstanden werden, und führt, weil es nicht die Thätigkeit des Verstandes anregt und übt, eine Verdummung herbei, die sich mehr oder weniger überall kund thut, wo diese Methode früher herrschend war oder noch herrschend ist. Andererseits ist der Unterricht fehlerhaft, wenn der Lehrer auch Begriffe, welche bei dem Schüler schon als Begriffe eines Allgemeinen vorhanden sind, auf sinnliche Anschauungen des Besondern zurückführt und sich sehr bemüht, ihm Dinge verständlich zu machen, welche er schon ohne Beihilfe des Lehrers verstanden hat oder doch leicht verstehen könnte. In diesen Fehler verfallen sehr häufig Lehrer, welche in einer der ältern Methode entgegengesetzten Richtung das rechte Maß überschreiten. Bei dem Unterrichte wird alsdann die geistige Thätigkeit des Schülers zu wenig angeregt, und wenn der Unterricht in dieser Weise bei ihm durchgängig angewendet und er überall der eignen Verstandesthätigkeit überhoben wird, so wird er leicht gewöhnt, sich von den Kenntnissen eben nur das anzueignen, was ohne alle Anstrengung geistiger Thätigkeit leicht verstanden wird, und durch die Methode des Unterrichts wird eine Verflachung des Geistes herbeigeführt. Wie die Begriffe, so werden bei der analytischen Methode auch allgemeine Lehrsätze nur dann vollkommen verstanden, wenn die besondern Verhältnisse der Dinge anschaulich dargestellt und von dem Schüler aus dem angeschauten Be-

sondern der Lehrsatz als ein Allgemeines reproduziert wird. — Bei der synthetischen Unterrichtsmethode wird ein Lehrsatz als ein Besonderes aus einem allgemeinen Lehrsatze gefolgert, und er wird nur verstanden, wenn das Allgemeine, aus dem gefolgert wird, dem Schüler schon bekannt ist und von ihm verstanden wird. Darum ist auch die Anordnung des Lehrstoffes, je nachdem man die eine oder die andere Methode anwendet, verschieden. Jedem Begriffe und jedem Lehrsatze, der dem Schüler verständlich gemacht werden soll, muß das, was ihn verständlich machen soll, nämlich bei der analytischen Methode dem Allgemeinen das Besondere und bei der synthetischen Methode dem Besondern das Allgemeine, in der Darstellung vorangehen.

Der didaktische Stil ist, wie der Geschäftsstil, reiner Verstandesstil; er unterscheidet sich aber von dem Geschäftsstile dadurch, daß er zunächst und vorzüglich nur die Mitteilung von Begriffen und Lehrsätzen zum Zwecke hat. Er fordert darum mehr als alle anderen Stilarten Verständlichkeit, und er fordert sie in desto größerem Maße, je weniger man bei dem Angeredeten eine geistige Entwickelung voraussetzen kann, welche ihn in stand setzt, selbstthätig aus schon erkanntem Besondern ein Allgemeines zu reproduzieren und Allgemeines auf ein Besonderes zurückzuführen. In Bezug auf die Verständlichkeit fordert diese Stilart eine sorgfältige Auswahl der Wörter und aller Ausdrucksformen für die Begriffe und ihre Beziehungen. Der didaktische Stil vermeidet gewöhnlich auch den Gebrauch von Redefiguren und anderen Formen der Darstellung, welche mehr auf Gemüt und Phantasie einwirken als auf den Verstand. Alles was in der Darstellung der Begriffe und Gedanken überflüssig ist, zerstreut die Aufmerksamkeit des Lesers und erschwert das Verständnis; darum fordert besonders diese Stilart Kürze und Präzision des Ausdruckes. Der didaktische Stil fordert endlich, daß die Begriffe nach der Art, Unterart oder Individualität der Dinge mit der größten Bestimmtheit dargestellt werden. Es ist oft schwer, scharfe Bestimmtheit des Ausdrucks mit Kürze und Präzision zu verbinden, und der didaktische Schriftsteller zeigt eine nicht geringe Kunstfertigkeit, wenn er sie immer so verbindet, daß nicht das Eine auf Kosten des Andern gewonnen wird.

Man macht besonders in dem didaktischen Stile, um Begriffe genau zu bestimmen, häufig Gebrauch von Definitionen. Jede Definition muß logisch richtig und zugleich verständlich sein. Sie ist logisch richtig, wenn sie den höheren Artbegriff eines Dinges auf eine Unterart zurückführt, welche von jeder andern Unterart bestimmt unterschieden

wird; sie ist verständlich, wenn der höhere Artbegriff und auch diejenigen Begriffe, durch welche die Unterart bezeichnet wird, dem Leser schon bekannte Begriffe sind. Wenn man z. B. das Quadrat als ein Viereck mit gleichen Seiten und rechten Winkeln bezeichnet, so ist diese Definition logisch richtig, und sie ist auch verständlich für jeden, dem das Viereck, gleiche Seiten und rechte Winkel schon bekannte Begriffe sind. Es trägt besonders zur Verständlichkeit bei, wenn die Unterart in einer sehr einfachen Form, etwa durch ein einfaches Attribut ausgedrückt wird, und die Definitionen fordern überhaupt die größte Kürze und Präzision des Ausdruckes. Sie sind besonders in Lehrbüchern auch darum sehr beliebt, weil gehörig gebildete Definitionen sich leicht dem Gedächtnisse einprägen. Es ist jedoch sehr zu tadeln, wenn die Lehrbücher Definitionen von Dingen geben, welche auch ohne Definition verstanden werden. Auch giebt es Begriffe, wie die des Menschen, der Schwere, der Elektrizität, des Magnetismus und anderer Naturkräfte, die, weil der Begriff der höhern Art oder der Unterart nicht klar und bestimmt erkannt wird, sich nicht leicht in einer gehörig gebildeten Definition darstellen lassen, und man muß sich alsdann darauf beschränken die besondern Eigenschaften des Dinges in einer Beschreibung darzustellen.

Wir haben den Lehrstil und den abhandelnden Stil als die besondern Unterarten des didaktischen Stiles bezeichnet (§ 132) und haben nun jede dieser Stilarten nach den verschiedenen Momenten der Darstellung näher zu betrachten.

a. Lehrstil.

§ 150.

Den Lehrstil haben wir als den Stil der eigentlichen Lehrbücher bezeichnet, die unterrichtend dem Schüler Begriffe und Lehrsätze mitteilen sollen, welche ihm bisher unbekannt waren; es ist darum bei dieser Stilart vorzüglich darauf zu achten, daß der Inhalt der Gedanken verständlich und bestimmt dargestellt werde. In Bezug auf Verständlichkeit muß die Darstellung besonders der Stufe geistiger Entwickelung, die man bei dem Schüler voraussetzt, angemessen sein: man stellt in dieser Beziehung an ein Lehrbuch für die Volksschule ganz andere Anforderungen, als an ein Lehrbuch für gelehrte Schulen. Der Lehrstoff soll dem Schüler jedoch meistens nicht durch das Lehrbuch allein, sondern unter Mitwirkung des Lehrers vollkommen verständlich werden: das Lehrbuch hat zugleich, und oft zunächst, die Be-

stimmung, als ein Leitfaden dem Lehrer die Fassung der Begriffe und die zweckmäßigste Anordnung zu bezeichnen, in der sie einer nach dem andern und einer aus dem andern entwickelt werden sollen, und der Schüler soll in dem Lehrbuche nur wiederfinden und wiederholend betrachten, was er mit Hilfe des Lehrers verstanden hat. Wenn nun das Lehrbuch auch das übernimmt, was eigentlich das Geschäft des Lehrers ist, und ihm nichts zu thun übrig läßt, so geht leicht die thätige Teilnahme des Lehrers und mit ihr die Lebendigkeit des Unterrichts verloren. Auch werden die Lehrsätze und die Beziehungen, in denen sie mit einander stehen, oft nur darum nicht leicht verstanden, weil in dem Lehrbuche die besondern Begriffe ausführlich in ihre letzten Elemente zerlegt sind und die Aufmerksamkeit von den eigentlichen Lehrsätzen und ihrem Zusammenhange abgezogen und den Begriffen zugewendet wird. Man muß darum in Bezug auf die Verständlichkeit der Darstellung die Aufgabe des Lehrbuches unterscheiden von dem, was die eigentliche Aufgabe des Lehrers ist.

Der Lehrstil fordert mehr als andre Stilarten, daß die Begriffe in sinnlicher Anschaulichkeit dargestellt werden; er verträgt sich aber nicht wohl mit Metaphern, Gleichnissen und andern Redefiguren, die mehr die Phantasie als den Verstand ansprechen. Dagegen sind gut gewählte Beispiele, weil sie das Allgemeine in einem konkreten Besondern anschaulich machen, vorzüglich von guter Wirkung. Alles Allgemeine, z. B. ein allgemeiner Lehrsatz, wird nicht wahrhaft verstanden, wenn es nicht in einem konkreten Besondern angeschaut wird. Ein geübterer und entwickelterer Geist sucht und findet, wenn ihm ein Allgemeines zuerst mitgeteilt wird, sogleich ein konkretes Besonderes, in dem er das Allgemeine anschaut; dem weniger entwickelten Schüler muß aber mit dem Allgemeinen auch in Beispielen das Besondere gegeben werden, in dem das Allgemeine ihm erst zu einer lebendigen Anschauung wird.

Die Bestimmtheit sowohl als die Verständlichkeit der didaktischen Darstellung fordert eine sorgfältige *Auswahl der Begriffswörter*, und das, was im allgemeinen über den richtigen Gebrauch der Wörter bemerkt worden ist (§ 57, 58), ist besonders bei dieser Stilart in Anwendung zu bringen. Die didaktische Darstellung macht ihrer Natur nach einen häufigen Gebrauch von *Abstrakten*. Die Abstrakta werden aber überhaupt, weil sie keine sinnliche Anschauung geben, nicht ebenso leicht verstanden, als die Konkreta (§ 54), und es ist ein sehr zu tadelnder Fehler des Lehrstiles, wenn Abstrakta ohne Not gebraucht oder angehäuft werden und ein Abstraktum das Attribut eines andern Abstraktum ist.

Die besondern Unterarten und Individualitäten allgemeiner Begriffe werden, wenn sie nicht durch Begriffswörter ausgedrückt werden können, durch Satzverhältnisse bezeichnet (§ 36); die Verständlichkeit und noch mehr die Bestimmtheit der didaktischen Darstellung fordert daher eine besondere Aufmerksamkeit auf den richtigen Gebrauch und die gehörige Bildung des attributiven und objektiven Satzverhältnisses (§ 94 ff.). Der Lehrstil fordert vorzüglich Kürze des Ausdruckes; er gestattet darum am wenigsten, daß statt einfacher Begriffswörter Satzverhältnisse oder Phrasen gebraucht werden. Auch ist es nicht genug, daß in dieser Stilart müßige Attribute und Objekte sorgfältig vermieden werden, sondern es ist überhaupt darauf zu achten, daß die Satzverhältnisse möglichst einfach seien. Das Streben nach Kürze und Bestimmtheit des Ausdruckes verleitet besonders leicht den didaktischen Schriftsteller, die Satzverhältnisse mit Begriffsbestimmungen zu überladen: die Satzverhältnisse werden dann leicht zu Afterformen, und sie sind um so schwerer zu verstehen, je mehr Begriffsbestimmungen in ein Satzverhältnis aufgenommen sind.

Der Begriff eines Dinges ist bestimmt, wenn das Ding als eine Unterart einer höhern Art von jeder andern Unterart unterschieden wird. Man stellt darum, wenn man die Besonderheit eines Dinges mit Bestimmtheit bezeichnen will, gern den Begriff des Dinges mit dem Begriffe einer andern Unterart in einem aufhebenden Gegensatze zusammen, z. B. der Rhombus ist, wie das Quadrat, ein gleichseitiges Viereck, aber er hat nicht, wie das Quadrat, rechte, sondern schiefe Winkel", und dieser Gebrauch des Gegensatzes ist besonders im Lehrstile von sehr guter Wirkung.

§ 151.

Ein mitzuteilender Gedanke wird von dem Angeredeten leicht als ein ganz anderer Gedanke aufgefaßt und der Gedanke selbst und seine Beziehung zu einem andern Gedanken mißverstanden, wenn die logische Form des Gedankens nicht richtig dargestellt wird. Der didaktische Stil fordert darum mehr als andere Stilarten, daß auch die logische Form der Gedanken richtig dargestellt und der logische Wert der Begriffe genau durch die Wortstellung bezeichnet werde. Fehler der Wortstellung, welche bei dem mündlichen Unterrichte durch die Betonung unschädlich gemacht werden, bewirken in einem Lehrbuche leicht, daß der Ausdruck mißverstanden oder doch schwer verstanden wird. Es ist darum zunächst darauf zu achten, daß die Gesetze der grammatischen Wortstellung genau in Anwendung gebracht werden. Diese Stilart macht selten und nur dann von Inversionen Gebrauch, wenn ein

Gegensatz der Art oder Individualität mit besonderm Nachdrucke hervorgehoben werden soll, und es ist sehr darauf zu achten, daß die Inversion nur dann stattfinden soll, wenn die Hervorhebung auch in der mündlichen Rede durch den Redeton bezeichnet wird. Man erlaubt sich besonders in Lehrbüchern, einen Begriff, auf den man vorzüglich die Aufmerksamkeit des Lesers hinziehen will, durch ein im Drucke durchschossenes Wort zu bezeichnen. Es bedarf übrigens kaum der Erinnerung, daß Figuren der logischen Form, deren Wirkung mehr auf Gemüt und Phantasie, als auf den Verstand gerichtet ist, mit dem didaktischen Stile überhaupt nicht verträglich sind.

§ 152.

In dem Lehrstile müssen auch die logischen Verhältnisse der Gedanken so dargestellt werden, daß sie leicht verstanden werden. Die Lehrsätze, die den eigentlichen Inhalt der Lehrbücher ausmachen, werden aus thatsächlichen Verhältnissen der Dinge oder aus andern Lehrsätzen gefolgert, der Lehrstil hat es darum vorzüglich mit der Darstellung kausaler Verhältnisse zu thun. Daß dem gefolgerten Lehrsatze immer der Grund, aus dem er gefolgert wird, vorangehen müsse, ist schon bemerkt worden (§ 149). Insofern die logischen Verhältnisse der Gedanken und besonders die kausalen Verhältnisse in zusammengesetzten Sätzen dargestellt werden, ist besonders auf den richtigen Gebrauch der Konjunktionen, aber noch mehr auf die Form der verbundenen Sätze zu achten.

Die Lehrsätze fordern ihrer Natur nach die Form eines Hauptsatzes. Wenn mehrere Gedanken, deren jeder dem Schüler erst mitgeteilt wird, in einem zusammengesetzten Lehrsatze zusammengefaßt werden, so fordert jeder dieser Gedanken die Form eines Hauptsatzes, und es ist sehr zu tadeln, wenn Gedanken, welche in dieser Weise einen Lehrsatz ergänzen, in unterordnender Verbindungsform durch einen Nebensatz ausgedrückt werden, z. B.

> Als substantivisches Attribut kann man auch die Präposition mit dem Kasus ansehen, welche oft zur Bestimmung des Subjektes dient (statt: „Die Präposition mit dem Kasus dient oft zur Bestimmung des Subjektes, und man kann sie alsdann als ein substantivisches Attribut ansehen“). — Das Verb kann (als Infinitiv) substantivische und (als Partizip) adjektivische Eigenschaft annehmen, wobei es jedoch keineswegs seine verbale Natur verleugnet, indem es die Zeit ausdrückt und verbale Bestimmungen annimmt.

Einander beigeordnete Hauptsätze werden überhaupt leichter verstanden

als die in unterordnender Form zusammengesetzten Sätze. Nun fordert zwar die logische Form der in einem kausalen Verhältnisse stehenden Gedanken, wenn weniger der Grund selbst, als das logische Verhältnis der Gedanken hervorgehoben werden soll, die unterordnende Verbindung der Sätze (§ 107): aber in den Lehrbüchern soll auch der einem Lehrsatze beigegebene Grund gewöhnlich dem Schüler erst mitgeteilt werden, und der Grund selbst wird auch dann, wenn er etwas schon Bekanntes ist, meistens mehr hervorgehoben, als sein logisches Verhältnis zu dem andern Gedanken. Der Grund wird darum meistens in der Form eines Hauptsatzes ausgedrückt. Nicht angemessen ist z. B. die Form des zusammengesetzten Satzes:

> Da in dem didaktischen Stile allein auf den Verstand gewirkt werden soll, so ist alles, was Einfluß auf Phantasie und Gemüt ausübt, störend, indem es die Thätigkeit des Verstandes zurückdrängt.

Angemessener und leichter verständlich ist folgende Form der Darstellung:

> In dem didaktischen Stile soll allein auf den Verstand gewirkt werden; alles, was Einfluß auf Phantasie und Gemüt ausübt, drängt die Thätigkeit des Verstandes zurück und ist darum störend.

In den Lehrbüchern werden die logischen Verhältnisse der Gedanken gewöhnlich schon aus dem Inhalte der Gedanken hinlänglich verstanden; darum werden besonders in dem Lehrstile sehr häufig, wie in dem eben angeführten Beispiele, die Konjunktionen ausgelassen oder die einander beigeordneten Hauptsätze nur durch das kopulative und verbunden. Es verträgt sich am wenigsten mit dem Lehrstile, daß man bei dem kausalen Verhältnisse einen Grund, der in der Darstellung hervorgehoben werden soll, durch einen Adverbialsatz und nicht durch einen Hauptsatz ausdrücke, und es ist vollends fehlerhaft, ihn durch einen Adjektivsatz oder nur in der Form eines attributiven Adjektivs auszudrücken.

In den Lehrbüchern soll überhaupt die beiordnende Verbindung von Hauptsätzen die entschieden vorherrschende Form der in einem logischen Verhältnisse zusammengesetzten Sätze sein. Auch Anhäufungen von Nebensätzen, welche nur grammatische Verhältnisse der Begriffe bezeichnen, müssen sorgfältig vermieden werden. Lehrbücher, welche in Hinsicht auf ihren Inhalt großen Wert haben, sind oft nur darum nicht brauchbar, weil sich die Darstellung in überladenen Satzverhältnissen und in einem periodischen Stile bewegt, der nur mit Mühe verstanden wird.

In den Lehrbüchern werden aus erklärten Begriffen und Lehrsätzen fortschreitend neue Begriffe und Lehrsätze entwickelt. Diese stufen=

weise fortschreitende Entwickelung ist aber vielfältig vermittelt durch besondere Begriffsbestimmungen, deren Erklärung, wenn sie jedesmal den besondern Lehrsätzen beigegeben würde, den einfachen Gang der Entwickelung stören und das Verständnis erschweren würde. Man läßt darum gewöhnlich solche Begriffsbestimmungen in einer Einleitung dem eigentlichen Lehrstoffe vorangehen, und auf diese Einleitung ist in Bezug auf die Formen der Darstellung alles das anzuwenden, was von dem Lehrstile gesagt worden ist.

b. Abhandelnder Stil.

§ 153.

Die Lehrbücher sollen nur die Resultate von Erfahrungen und wissenschaftlichen Forschungen in Lehrsätzen zusammenstellen und den besondern Lehrsätzen nur dann ihre Begründung beigeben, wenn ein Lehrsatz durch seinen Grund erklärt und verständlich gemacht werden muß. Eine Abhandlung hingegen soll einen besondern Lehrsatz oder eine Ansicht über einen wissenschaftlichen Gegenstand erst begründen oder auch eine als begründet angesehene Ansicht als nicht begründet nachweisen. Sie soll dem Leser gewissermaßen den ganzen Vorgang darstellen, durch den sich in dem Geiste des Schriftstellers aus Erfahrungen oder aus einer wissenschaftlichen Betrachtung durch richtige Folgerungen die besondere Ansicht entwickelt hat, und wie er, nachdem er Gründe und Gegengründe gegeneinander abgewogen, zu dem Resultate gelangt ist, welches den eigentlichen Inhalt der Abhandlung ausmacht. Es trägt darum vorzüglich zur Verständlichkeit und zugleich zur Lebendigkeit der Darstellung bei, wenn der Schriftsteller ausführlich die Erfahrungen, die er gemacht, und die Zweifel und Einwürfe, die ihm begegnet sind, berichtet und den ganzen Vorgang, durch den er selbst zu einem bestimmten Urteile gelangt ist, so darstellt, daß sich dieser Vorgang einer geistigen Produktion auch in dem Leser wiederholt und dann gewissermaßen das Werk seiner eigenen Thätigkeit wird. Auf den abhandelnden Stil ist im allgemeinen anzuwenden, was von dem didaktischen Stile überhaupt gesagt worden ist; er ist aber im besondern von dem eigentlichen Lehrstile verschieden.

In Bezug auf die Verständlichkeit der Darstellung ist zu bemerken, daß Abhandlungen für Leser bestimmt sind, bei denen man schon eine intellektuelle Entwickelung voraussetzt, die man bei dem Leser eines Lehrbuches nicht voraussetzen kann: Abhandlungen sind meistens für Gelehrte bestimmt. Der abhandelnde Stil fordert darum nicht in

demselben Maße, wie der Lehrstil, daß die Begriffe in der Darstellung auf sinnliche Anschauungen des Besondern zurückgeführt werden. Auch ist diese Stilart weniger beschränkt in der Wahl der Wörter. Sie erlaubt sich einen freiern Gebrauch fremder und neugebildeter Wörter zur Bezeichnung neuer Begriffe; sie macht endlich, besonders, wenn philosophische Fragen abgehandelt werden, häufiger Gebrauch von Abstrakten. Fehlerhaft gebildete Wörter und Anhäufungen von Abstrakten, wie sie in Abhandlungen nur zu oft vorkommen, sind jedoch auch in dieser Stilart sehr anstößig. Auch fordert der abhandelnde Stil, weil er den behandelten Gegenstand nach sehr mannigfaltigen Beziehungen darstellen soll, weniger Kürze und Präzision des Ausdruckes, als der Lehrstil, der mehr die einzelnen Lehrsätze in scharfer Umgrenzung auszudrücken hat.

Die abhandelnde Darstellung soll in dem Geiste des Lesers eine besondere Thätigkeit hervorrufen; sie soll aber diese Thätigkeit fortwährend anregen, damit der Leser dem Gange der Untersuchung bis ans Ende mit gleicher Aufmerksamkeit folge. Das wird besonders dadurch erreicht, daß die *logische Form* der *Gedanken* mit Lebendigkeit dargestellt wird. Man macht darum in dieser Stilart weit mehr als in dem Lehrstile von Inversionen Gebrauch. Unter den Figuren der logischen Form sind besonders das Gleichnis, der Kontrast und das Paradoxe von guter Wirkung, und es fesselt namentlich die Aufmerksamkeit des Lesers, wenn der Schriftsteller selbst gegen seine Ansicht Zweifel und Einwürfe aufstellt, diese erst mit triftigen Gründen unterstützt und sie dann in schlagender Weise entkräftet.

Der abhandelnde Stil unterscheidet sich von allen andern Stilarten dadurch, daß er durchaus räsonnierend ist. Es ist darum vorzüglich darauf zu achten, daß die *logischen Verhältnisse der Gedanken* und besonders die Verhältnisse des *logischen Grundes* auf lebendige Weise dargestellt werden. Auch in den Lehrbüchern wird den Lehrsätzen sehr oft ihr Grund beigegeben und meistens der Grund selbst als ein dem Schüler erst Mitzuteilendes hervorgehoben; in den Abhandlungen hingegen wird gewöhnlich weniger der Grund selbst, als das *logische Verhältnis* — die Notwendigkeit der Folgerung — hervorgehoben: und dies fordert in Bezug auf die Formen der Darstellung eine besondere Beachtung. Wir haben gesehen, wie die Hervorhebung der logischen Verhältnisse durch den Gebrauch besonderer Konjunktionen, besonders aber durch die unterordnende Verbindung der Sätze bezeichnet wird (§ 107). In dem abhandelnden Stile ist darum die unterordnende Verbindungsform die vorherrschende Form für die in einem kausalen Verhältnisse zusammengesetzten Sätze, und der Grund wird in

dieser Stilart nicht nur durch Adverbialsätze, sondern oft auch durch einen Adjektivsatz oder nur durch ein attributives Adjektiv ausgedrückt. Übrigens fordert besonders der abhandelnde Stil, daß die zusammengesetzten Sätze leicht verständlich seien; es ist darum vorzüglich bei dieser Stilart darauf zu achten, daß nicht eine größere Anzahl logischer Verhältnisse in einem zusammengesetzten Satze angehäuft oder auch die Sätze mit Nebensätzen überladen werden, die mit dem Hauptsatze und mit einander nur in grammatischen Verhältnissen verbunden sind. Ein fehlerhaft periodischer Stil verträgt sich am wenigsten mit einer Abhandlung, und nur zu oft werden uns die gediegenen Früchte wissenschaftlicher Untersuchungen nur darum ungenießbar, weil sie in einem solchen Stile dargestellt werden.

Damit die Abhandlung die volle Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch nehme und von ihm vollkommen verstanden werde, ist es oft nötig, daß ihm eine besondere Veranlassung der Untersuchung berichtet und ihm die Wichtigkeit der verhandelten Frage in ihren Beziehungen zu der Wissenschaft oder zu dem praktischen Leben angedeutet werde, oder daß Ansichten, welche der in der Abhandlung dargestellten Ansicht entgegengesetzt sind oder früher herrschend waren oder noch herrschend sind, näher bezeichnet werden. Wenn diese Dinge nun in der Abhandlung selbst besprochen werden, so unterbrechen sie den stufenweise fortschreitenden Gang der argumentierenden Darstellung, zerstreuen den Leser und erschweren das Verständnis. Man läßt darum gewöhnlich die Besprechung dieser Dinge der eigentlichen Abhandlung in einer Einleitung vorangehen. Auf diese Einleitung ist in Bezug auf die Formen der Darstellung alles das anzuwenden, was von dem abhandelnden Stile überhaupt bemerkt worden ist. Insbesondere ist aber auf Kürze und Präzision zu achten, damit nicht der Leser gleich zu Anfange durch Dinge, welche nicht eigentlich der Gegenstand der Abhandlung sind, lange hingehalten und ermüdet werde.

§ 154.

Man giebt der Abhandlung, besonders wenn sie eine philosophische Streitfrage zum Gegenstande hat, oft die Form eines Dialogs, und diese Form der Darstellung ist wohl geeignet, das Verhältnis einer neuen Ansicht zu einer entgegengesetzten Ansicht und besonders das Gewicht der Gründe und Gegengründe in helleres Licht zu setzen. Der Dialog soll jedoch eine Nachbildung des mündlichen Gespräches sein, in dem sich die Eingebungen des Augenblickes darstellen, und der didaktische Dialog ist, da er mit dem wirklichen Gespräche eigentlich nur den Wechsel von Rede und Gegenrede gemein hat und notwendig oft

in die abhandelnde Darstellungsform zurückfällt, an sich unnatürlich. Auch wird die freie Entwickelung der Gedanken durch die Einseitigkeit der sich Unterredenden und durch die nicht zu vermeidende Rücksicht auf ihre Persönlichkeit beschränkt, und es ist immer schwer, in dieser Form einen wissenschaftlichen Gegenstand mit gehöriger Klarheit und Bestimmtheit und in systematischem Zusammenhange darzustellen. Man macht daher von dem didaktischen Dialog nur selten Gebrauch. Bei den Griechen und Römern, bei denen der wissenschaftliche Unterricht mehr als bei uns durch das mündliche Gespräch vermittelt wurde, war der didaktische Dialog sehr beliebt; für uns, die wir an eine andere Weise des wissenschaftlichen Unterrichtes gewöhnt sind, hat diese Form der Darstellung immer etwas Fremdartiges und ist darum überhaupt nicht zu empfehlen.

§ 155.

Der didaktische Stil ist von jeher in Deutschland sehr gepflegt worden. Schon im Althochdeutschen bieten Notkers Psalmenerklärungen und Willirams Erklärungen des hohen Liedes (11. Jahrhundert) Proben desselben. Auch die mittelhochdeutsche Sprachperiode weist manches didaktische Werk auf, z. B. die Meinauer Naturlehre (Ende des 13. Jahrhunderts), das Buch der Natur von Konrad von Megenberg, die Schriften der Mystiker: Meister Eckhart, Johannes Tauler, Heinrich Suso u. a., die deutsche Theologie (14. Jahrh.) u. s. w. Aus der neuhochdeutschen Sprachperiode ist als der didaktische Hauptschriftsteller des 16. Jahrhunderts wieder Martin Luther zu nennen, der in zahlreichen Abhandlungen und Traktaten auch auf diesem Gebiete Sprache und Stil in kräftiger und schöner Weise ausbildete. Hierher gehören seine Schriften: An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung 1520, Tractat von der babylonischen Gefängnis 1520, An die Bürgermeister und Ratsherren aller Städte Deutschlands christliche Schulen aufzurichten 1524 und viele andere. Ein eigenartiger didaktischer Stil bildete sich im achtzehnten Jahrhundert bei den sogenannten Popularphilosophen aus. Die bekanntesten Vertreter desselben sind: Friedrich Christoph Nicolai (geb. 1733 in Berlin), Isaak Iselin (geb. 1728 zu Basel), Johann Georg Zimmermann (geb. 1728 in Bern), dessen Hauptwerk die Betrachtungen über die Einsamkeit (1757) sind, Joh. Georg Sulzer, der die Allgemeine Theorie der schönen Künste 1772—74 herausgab, Moses Mendelssohn, Christian Garve, Joh. Jakob Engel, Johann August Eberhard u. a. Durch ihre didaktischen

Schriften haben sich auch Joh. Jakob Bodmer und Johann Jakob Breitinger, sowie der Leipziger Professor Johann Christoph Gottsched einen berühmten Namen gemacht. Einen wirklich klassischen didaktischen Stil haben aber erst Lessing, Herder und Schiller begründet, die in ihren Abhandlungen wissenschaftliche Gegenstände in außerordentlich klarer und fesselnder Weise darzustellen wissen. Als Beispiele eines solchen mustergiltigen didaktischen Stiles seien hier zwei Proben aus Lessing und Herder angeführt.

Aus Lessings Abhandlungen über die Fabel:

Wie soll die Fabel vorgetragen werden? Ist hierin Aesopus, oder ist Phädrus, oder ist La Fontaine das wahre Muster?

Es ist nicht ausgemacht, ob Aesopus seine Fabeln selbst aufgeschrieben und in ein Buch zusammengetragen hat. Aber das ist so gut als ausgemacht, daß, wenn er es auch gethan hat, doch keine einzige davon durchaus mit seinen eigenen Worten auf uns gekommen ist. Ich verstehe also hier die allerschönsten Fabeln in den verschiedenen griechischen Sammlungen, welchen man seinen Namen vorgesetzt hat. Nach diesen zu urteilen, war sein Vortrag von der äußersten Präcision; er hielt sich nirgends bei Beschreibungen auf; er kam sogleich zur Sache und eilte mit jedem Worte näher zum Ende; er kannte kein Mittel zwischen dem Notwendigen und Unnützen. So charakterisiert ihn de la Motte, und richtig. Diese Präcision und Kürze, worin er ein so großes Muster war, fanden die Alten der Natur der Fabel auch so angemessen, daß sie eine allgemeine Regel daraus machten. Theon unter andern dringet mit den ausdrücklichsten Worten darauf.

Auch Phädrus, der sich vornahm, die Erfindungen des Aesopus in Versen auszubilden, hat offenbar den festen Vorsatz gehabt, sich an diese Regel zu halten, und wo er davon abgekommen ist, scheinet ihn das Silbenmaß und der poetischere Stil, in welchen uns auch das allersimpelste Silbenmaß wie unvermeidlich verstrickt, gleichsam wider seinen Willen davon abgebracht zu haben.

Aber La Fontaine? Dieses sonderbare Genie! La Fontaine! Nein, wider ihn selbst habe ich nichts; aber wider seine Nachahmer, wider seine blinden Verehrer! La Fontaine kannte die Alten zu gut, als daß er nicht hätte wissen sollen, was ihre Muster und die Natur zu einer vollkommenen Fabel erforderten. Er wußte es, daß die Kürze die Seele der Fabel sei; er gestand es zu, daß es ihr vornehmster Schmuck sei, ganz und gar keinen Schmuck zu haben. Er bekannte mit der liebenswürdigsten Aufrichtigkeit, „daß man die zierliche Präcision und die außerordentliche Kürze, durch die sich Phädrus so sehr empfehle, in seinen Fabeln nicht finden werde. Es wären dieses Eigen-

schaften, die zu erreichen ihn seine Sprache zum Teil verhindert hätte, und bloß deswegen, weil er den Phädrus darin nicht nachahmen könne, habe er geglaubt, qu'il fallait en récompense égayer l'ouvrage plus qu'il n'a fait.“ Alle die Lustigkeit, sagt er, durch die ich meine Fabeln aufgestützt habe, soll weiter nichts als eine etwanige Schadloshaltung für wesentlichere Schönheiten sein, die ich ihnen zu erteilen zu unvermögend gewesen bin. — Welch Bekenntnis! In meinen Augen macht ihm dieses Bekenntnis mehr Ehre, als ihm alle seine Fabeln machen! Aber wie wunderbar ward es von dem französischen Publico aufgenommen! Es glaubte, La Fontaine wolle ein bloßes Kompliment machen, und hielt die Schadloshaltung unendlich höher als das, wofür sie geleistet war. Kaum konnte es auch anders sein; denn die Schadloshaltung hatte allzu viel Reizendes für Franzosen, bei welchen nichts über die Lustigkeit gehet. Ein witziger Kopf unter ihnen, der hernach das Unglück hatte, hundert Jahre witzig zu bleiben, meinte sogar, La Fontaine habe sich aus bloßer Albernheit (par bêtise) dem Phädrus nachgesetzt, und de la Motte schrie über diesen Einfall: mot plaisant, mais solide!

Aus Herders Fragmenten über die neuere deutsche Litteratur (1. Sammlung, 1767):

„Von den Lebensaltern einer Sprache.

So wie der Mensch auf verschiedenen Stufen des Alters erscheinet: so verändert die Zeit alles. Das ganze Menschengeschlecht, ja die tote Welt selbst, jede Nation, und jede Familie haben einerlei Gesezze der Veränderung: vom Schlechten zum Guten, vom Guten zum Vortrefflichen, vom Vortrefflichen zum Schlechtern, und zum Schlechten: dieses ist der Kreislauf aller Dinge. So ist's mit jeder Kunst und Wissenschaft: sie keimt, trägt Knospen, blüht auf, und verblühet. — So ist's auch mit der Sprache. Daß man dies bisher so wenig als möglich unterschieden, daß man diese Zeitalter beständig verwirret, werden die Plane zeigen, die man so oft macht, um eine Stufe aus der andern ausbilden zu wollen: man reifet das Kind zu früh zum Milchhaar des Jünglings; den muntern Jüngling fesselt man durch den Ernst des Mannes, und der Greis soll wieder in seine vorige Kindheit zurückkehren; oder gar eine Sprache soll auf einmal die Tugenden aller Alter an sich haben. Verkehrte Versuche, die schädlich würden, wenn nicht die Natur mit vielen nachteiligen Entwürfen einen Grad von Schwäche verbunden hätte, der sie zurückhält. Ein junger Greis, und ein Knabe, der ein Mann ist, sind unleidlich, und ein Ungeheuer, das alles auf einmal sein will, ist nichts ganz.

Eine Sprache in ihrer Kindheit bricht wie ein Kind, einsilbichte, rauhe und hohe Töne hervor. Eine Nation in ihrem ersten wilden Ursprunge starret, wie ein Kind, alle Gegenstände an. Schrekken, Furcht und alsdenn Bewunderung sind die Empfindungen, derer beide allein fähig sind, und die Sprache dieser Empfindungen sind Töne, — und Gebärden. Zu den Tönen sind ihre Werkzeuge noch ungebraucht: folglich sind jene hoch und mächtig an Accenten; Töne und Gebärden sind Zeichen von Leidenschaften und Empfindungen, folglich sind sie heftig und stark: ihre Sprache spricht für Auge und Ohr, für Sinne und Leidenschaften: sie sind größerer Leidenschaften fähig, weil ihre Lebensart voll Gefahr und Tod und Wildheit ist: sie verstehen also auch die Sprache des Affects mehr, als wir, die wir dies Zeitalter nur aus spätern Berichten und Schlüssen kennen; denn so wenig wir aus unsrer ersten Kindheit Nachricht durch Erinnrung haben, so wenig sind Nachrichten aus dieser Zeit der Sprache möglich, da man noch nicht sprach, sondern tönete; da man noch wenig dachte, aber desto mehr fühlte; und also nichts weniger als schrieb."

Durch Lessing, Herder und Schiller ist der didaktische Stil wesentlich umgestaltet worden, und auch an rein gelehrte Werke stellt man jetzt die Anforderung, daß sie in einem guten und lesbaren Stile geschrieben seien. Als gute Stilisten sind aus neuerer Zeit auf diesem Gebiete David Strauß, Kuno Fischer, Friedrich Vischer, Hermann Lotze, Jacob und Wilhelm Grimm, Lachmann, Wilhelm Wackernagel, Karl Weinhold in Breslau, Hermann Hettner in Dresden, Rudolf Hildebrand in Leipzig, Michael Bernays in München, Karl Bartsch in Heidelberg, Julian Schmidt in Berlin, Wilhelm Roscher in Leipzig u. a. zu nennen.

II. Gemütsstil.

A. Rührender Stil.

§ 156.

Wir haben den rührenden und den Rednerstil als die besondern Arten des Gemütsstiles und den rührenden Stil als diejenige Art bezeichnet, welche eine lebhafte Aufregung des Gefühles — einen Affekt — darstellen und auch in dem Angeredeten einen Affekt hervorrufen

— ihn rühren — soll (§ 134). Die Rührung ist nur selten, wie etwa in Trauerreden, feierlichen Glückwünschen und Dankadressen, der letzte Zweck einer Gedankenmitteilung, und selten ist der rührende Stil ebenso, wie z. B. der didaktische, der Stil der ganzen Rede. Meistens hat die rührende Darstellung den Zweck, entweder den Willen des Angeredeten durch ein angeregtes Gefühl zu einer Handlung anzutreiben oder ihn nur durch eine behagliche Aufregung seiner Gefühle zu unterhalten, und die rührende Darstellung ist in dem ersteren Falle dem Rednerstile und in dem letzteren dem erzählenden Stile dienstbar. Wenn andere Stilarten, z. B. der Geschäftsstil und der didaktische Stil, den ganzen Umfang der auf einen besondern Zweck gerichteten Mitteilung der Gedanken beherrschen und von dem besondern Zwecke ihren Namen haben, so ist der rührende Stil auf besondere Teile derselben beschränkt und gewöhnlich einer andern Stilart untergeordnet. Weil jedoch der rührende Stil der natürliche Ausdruck einer besondern Art von Gedanken ist, wird er als eine besondere Stilart unterschieden, und er verdient gerade deshalb, weil an ihm auch andere Stilarten teilhaben, eine genauere Betrachtung.

Man unterscheidet nach der Form der Darstellung einen pathetischen und nach der Art der dargestellten Gedanken einen erhabenen Stil. Wir begreifen beide unter dem rührenden Stile, ohne sie als besondere Arten des Stiles zu unterscheiden. Die Rede wird nur dadurch rührend, daß sie entweder beschreibend den Gegenstand einer gemütlichen Teilnahme dem Angesprochenen in lebendiger Anschaulichkeit vor Augen stellt, oder daß sie der lebendige Ausdruck eines Affektes ist, der das Gemüt des Sprechenden bewegt: in beiden Fällen ist die Rührung durch die dem Menschen natürliche Sympathie vermittelt. Wenn ein zu einer ungewöhnlichen Höhe gesteigerter Affekt die ganze Seele eines Menschen durchdringt, so versetzt er das Gemüt in eine feierlich ernste Stimmung, die auch in Bewegung, Blick und Gebärde in die Erscheinung tritt, aber sich vorzüglich in dem Tone und in besondern Ausdrucksformen der Rede kund giebt. Insofern nun diese feierliche Stimmung sich in der Rede auf eine so lebendige Weise darstellt, daß sie auch den Angeredeten ergreift und sein Gemüt in dieselbe Stimmung versetzt, nennt man die Darstellung eine pathetische Darstellung: es ist die Form der Darstellung und ihre Wirkung auf das Gemüt, was den rührenden Stil zu einem pathetischen macht.

Wenn die physische oder moralische Größe eines Dinges und seine Gewalt das Maß, welches wir gewöhnlich an die Dinge legen, übersteigt und dadurch bei uns das Gefühl von Bewunderung und Ehrfurcht erregt, so nennen wir das Ding erhaben. Wenn das Ding in

seiner Erscheinung so groß und seine Einwirkung auf unsere Sinne so gewaltig ist, daß wir das Ding in unserm Geiste nicht mehr fassen und gestalten können, so ergreift uns, weil das Ding unsere geistige Thätigkeit hemmt und unterdrückt, ein Gefühl geistiger Ohnmacht — ein Grauen — und wir nennen das Ding, weil uns dabei nicht geheuer wird, ungeheuer. Wenn aber bei einem Dinge, dessen sinnliche Erscheinung unser Fassungsvermögen beim ersten Blicke überwältigt, der Geist sich über die Gewalt der sinnlichen Erscheinung erhebt und das sinnlich Übermächtige in einer geistigen Auffassung durch eine geistige Rückwirkung bewältigt; wenn der Geist sich in einem siegreichen Kampfe über das sinnlich Unfaßliche erhebt: so feiert er die wieder errungene Freiheit und das Bewußtsein seiner Überlegenheit über die sinnliche Natur in dem Gefühle des Erhabenen in der engeren Bedeutung des Wortes. So wird uns dieses Gefühl bei dem Anblicke des gestirnten Himmels, des vom Sturme empörten Meeres, und wenn wir die Herrschaft des menschlichen Geistes über eine gewaltige Naturkraft, oder den Sieg des freien Willens über den Sturm empörter Leidenschaften wahrnehmen. In dem Gefühle des Erhabenen liegt immer die Ahnung eines Ideellen, das über der sinnlichen Erscheinung des Realen schwebt; es versetzt darum immer das Gemüt in eine feierliche Stimmung, und diese tritt ihrer Natur nach auch in einer pathetischen Darstellung in die Erscheinung. Insofern nun das Gefühl des Erhabenen in den Formen der Darstellung auf eine so lebendige Weise in die Erscheinung tritt, daß auch der Angeredete von diesem Gefühle ergriffen wird, nennt man den Stil einen erhabenen Stil. Nur die besondere Art des darzustellenden Gefühls macht die Eigentümlichkeit des erhabenen Stiles aus, und alles das, was in Bezug auf die Form der pathetischen Darstellung zu beachten ist, findet auch Anwendung bei dem erhabenen Stile.

§ 157.

Die Eigenschaften des rührenden Stiles ergeben sich, wie die der andern Stilarten, aus der besondern Art der darzustellenden Gedanken und aus dem Zwecke der Darstellung. Ob der Redner seine eignen Gefühle oder berichtend Zustände anderer als Gegenstand einer gemütlichen Teilnahme darstellt, vor allen Dingen ist nötig, daß der Redner selbst von dem Gefühle, das er in andern hervorrufen will, durchdrungen sei. Horaz sagt: Si vis me flere, dolendum est primum tibi ipsi. Wenn der Darstellung diese Wahrheit fehlt, wenn der Redner ein Gefühl darstellen will, von dem er selbst nicht ergriffen ist, so bleiben wir ungerührt: man erkennt sogleich die Unwahrheit der Darstellung,

und sie bringt die entgegengesetzte Wirkung hervor. Das von einem Affekte ergriffene Gefühl hat einen ihm eigentümlichen Ausdruck, in dem es ohne unser Wissen und Wollen in die Erscheinung tritt und Teilnahme erregt, und man darf nur diese natürliche Sprache des Affektes genau beobachten, wenn man erfahren will, welche Formen der Darstellung in dem rührenden Stile schön sind, und welche nicht schön sind.

Die Wahrheit der Darstellung fordert insbesondere, daß die Form der Darstellung dem darzustellenden Gegenstande und dem ihm entsprechenden Gefühle angemessen sei. Pathetische Darstellungen von Dingen, welche ihrer Natur nach nicht geeignet sind, einen hohen Grad von Rührung zu bewirken, sind an sich etwas Ungereimtes, und weil das Ungereimte gerade im Gegensatze des Rührenden Lachen erregt, so wird oft in dem komischen Stile absichtlich von solchen pathetischen Darstellungen Gebrauch gemacht.

Mit der Wahrheit der Darstellung und besonders mit der Angemessenheit verträgt sich endlich nicht der sentimentale Stil, in dem sich eine krankhafte Verstimmung des ganzen Empfindungsvermögens zu erkennen gibt. Das eigentliche Wesen der Sentimentalität besteht darin, daß weiche Seelen lebhafte Gefühle und Rührungen, die ihrem Gegenstande nicht angemessen sind, sich selbst schaffen und anempfinden und dann eine Lust und ein besonderes Wohlgefallen darin finden, diese Rührungen selbst zu beschauen und auch anderen zur Beschauung darzustellen. So leiht eine sentimentale Seele einer singenden Nachtigall oder einer abgebrochenen Blume menschliche Freuden und Leiden und erhebt alltägliche Vorfälle zu herzergreifenden Begebenheiten, um nur von Mitfreude oder Mitleiden gerührt zu werden und in dem Genusse dieser Rührungen zu schwelgen. Abgesehen davon, daß dieses Spiel mit Gefühlen in seinen Wirkungen auf die moralische Kraft des Gemüts höchst verderblich ist, so kann es, weil es an sich natürlich und ohne Wahrheit ist, in der Darstellung nur solche Gemüter ansprechen, welche in derselben verkehrten Richtung befangen sind; auf diejenigen aber, deren natürliches Gefühl noch nicht durch Empfindelei verschroben ist, kann die sentimentale Darstellung nur einen widrigen Eindruck machen.

Es ist schon bemerkt worden, daß es eigentlich nur die sinnlich anschauliche Gegenwart der Dinge ist, was unser Gefühl erregt und bewegt, und daß alles rein Geistige ein sinnlich Anschauliches und das uns Ferne gewissermaßen ein Gegenwärtiges werden muß, wenn es unser Gemüt rühren soll (§ 135). Das Gefühl steht mit dem die

sinnlichen Dinge vergeistigenden Verstande in einem Gegensatze: wie die Verrichtungen des Verstandes durch den Affekt leicht getrübt werden, so wird durch eine Auffassung der Dinge, bei welcher der Verstand vorherrscht, der Affekt niedergehalten und jede Rührung gestört. Es ist darum eine wesentliche Eigenschaft des rührenden Stiles, daß der Gegenstand, der uns rühren soll, in sinnlich lebendiger Anschaulichkeit dargestellt werde. Insbesondere geben Bilder, welche die Phantasie schafft, der Darstellung eine lebendige Anschaulichkeit und sind daher vorzüglich in dem rührenden Stile von großer Wirkung (§ 11). Phantasie und Gefühl stehen miteinander in einem innigen Bunde: der Affekt erregt immer das Spiel der Phantasie und spricht gern in Bildern, und bei Menschen, über welche die Phantasie eine größere Herrschaft ausübt, ist auch das Gemüt empfänglicher für Affekte. Abstrakte Begriffe, Reflexionen des Verstandes und alles, was die Dinge aus dem Bereiche lebendiger Anschauung in das Gebiet des reflektierenden Verstandes versetzt, wirkt deprimierend auf das Gefühl und erdrückt jede Rührung in ihrem Entstehen.

Mit der Rührung ist immer eine mehr oder weniger feierliche Stimmung des Gemüts verbunden: darum fordert der rührende Stil mehr als andere Stilarten Würde der Darstellung, und diese ist besonders eine wesentliche Eigenschaft des pathetischen Stiles. Gemeine und unedle Ausdrücke verletzen ein feierlich gestimmtes Gemüt und stören die Rührung. Der rührende Stil vermeidet besonders auch alles Komische. Nur eine ernste Betrachtung der Dinge ist geeignet, Rührung zu bewirken; das Komische rührt nicht, sondern erregt Lachen und stört, wo es hervortritt, jede Rührung.

§ 158.

Nachdem wir im allgemeinen Wahrheit, Angemessenheit, sinnliche Anschaulichkeit und Würde der Darstellung als die Eigenschaften des rührenden Stiles bezeichnet haben, ist noch zu betrachten, wie diese Eigenschaften in den besondern Momenten der Darstellung hervortreten, und wir wenden uns zuerst zu der Darstellung der Begriffe, die den Inhalt der Gedanken ausmachen.

Die sinnlich anschauliche Darstellung der Begriffe fordert vor allem eine sorgfältige Auswahl in dem Gebrauche der Wörter und ihrer grammatischen Verbindungen. Auf das Gefühl wirkt vorzüglich das in konkreter Gestalt Gegenwärtige; der rührende Stil soll darum den Gebrauch der Abstrakten überhaupt, besonders aber Anhäufungen von Abstrakten in attributiven Satzverhältnissen möglichst vermeiden.

Auch stören alle Afterformen der Satzverhältnisse die Lebendigkeit der sinnlichen Anschauung. Überhaupt fordert der rührende Stil in der Darstellung der Begriffe mehr Klarheit und Lebendigkeit als Deutlichlichkeit und Bestimmtheit des Ausdruckes. Es ist darum besonders zu tadeln, wenn man in dem rührenden Stile, um nur die Begriffe mit scharfer Bestimmtheit zu bezeichnen, die Satzverhältnisse mit Attributen oder Objekten überladet oder unnötige Bestimmungen der Begriffe in Nebensätzen ausdrückt. — Der Affekt spricht gern in Gleichnissen, Metaphern und Allegorien, und diese Figuren sind auch in dem rührenden Stile von guter Wirkung. Sehr oft soll eine lebhhafte Teilnahme an dem Gemütszustande und den Gefühlen einer besprochenen Person hervorgehoben werden: da aber die Gefühle selbst nicht Gegenstände einer sinnlichen Anschauung sind, so können sie nur in ihren sinnlichen Erscheinungen — in der äußern Haltung und Bewegung, in den Mienen und Gebärden, in denen sie sich ausdrücken — dargestellt werden. Eine Schilderung dieser Erscheinungen bringt den besprochenen Zustand des Gemütes zu lebendiger Anschauung und ist immer von großer Wirkung.

Auch die feierliche Würde des rührenden Stiles fordert eine besondere Auswahl der Wörter und der grammatischen Formen. Je lebhafter der Affekt und je feierlicher die Stimmung des von ihm bewegten Gemüts ist, desto mehr erhebt sich die Darstellung der Begriffe über das Gemeine, und eine höhere Würde des Ausdrucks ist besonders eine wesentliche Eigenschaft der pathetischen Darstellung. Der rührende Stil vermeidet nicht nur die an sich niedrigen Ausdrücke, sondern auch Wörter und Phrasen, welche abgebraucht und gewöhnlich sind. Wenn Provinzialismen und Ausdrücke, welche nur in der gewöhnlichen Volkssprache und in der Sprache des vertraulichen Umganges üblich sind, in dem erzählenden Stile oft einen wohlgefälligen Eindruck machen (§ 140), so vertragen sie sich keineswegs mit der Würde des rührenden Stiles. Dasselbe gilt von den verbrauchten Ausdrücken der konventionellen Höflichkeit; in der pathetischen Rede tritt sogar das natürliche Du wieder in sein altes Recht. Auch giebt sich die pathetische Rede dadurch einen besondern Ausdruck von Würde, daß sie sich über den gemeinüblichen Sprachgebrauch erhebt und sich eine neue, nur ihr eigene Sprache schafft. Sie bedient sich nämlich gern solcher Wörter und grammatischen Formen, welche dem alltäglichen Sprachgebrauche ungewöhnlich oder als veraltete Ausdrücke fremd geworden sind. So gebraucht sie statt allgemein üblicher Wörter, wie Kopf, Backen, Thräne, Flügel, Spieß, Kleid, Freude, Kampf, Liebe, anfangen, warten, wählen, herrschen, gehen die ungewöhnlich gewordenen Wörter

Haupt, Wange, Zähre, Schwinge, Speer, Gewand, Wonne, Strauß, Minne, beginnen, harren, kiesen, walten, wandeln (§ 59), und die Stilistiker haben die Wörter dieser Art, weil sie besonders der feierlichen Rede angehören, feierliche Wörter (verba solemnia) genannt. Ebenso bezeichnet die pathetische Rede gern objektive Beziehungen, welche wir jetzt gewöhnlich durch den Akkusativ oder durch eine Präposition ausdrücken, durch den im Altdeutschen gebräuchlichen Genitiv, und sie bildet Zusammensetzungen, die in andern Stilarten auffällig wären, z. B.

Wenn Ihr mich anschaut mit dem Eisesblick. Schiller. — Das ist das Fluchgeschick der Könige. Ders. — Fahr' hin, lammherzige Gelassenheit. Ders. — Die alterschweren Tritte. Ders.

§ 159.

In Bezug auf die Darstellung der logischen Form der Gedanken ist insbesondere zu bemerken, daß es der Sprache des Affekts ihrer Natur nach eigen ist, Gegensätze von Begriffen und Gedanken mit besonderm Nachdrucke hervorzuheben (§ 135). Der rührende Stil fordert darum mehr als andere Stilarten eine lebendige Darstellung dieser Gegensätze in der logischen Form der Gedanken. Diese ist nebst der sinnlichen Anschaulichkeit der Begriffe das, wovon eine wesentliche Eigenschaft dieser Stilart — die Lebendigkeit der Darstellung — abhängt. Durch die Wahl edler und sonst nicht üblicher Wörter und Ausdrucksformen, welche die Würde des rührenden Stiles fordert wird mehr oder weniger zugleich der logische Wert der Begriffe hervorgehoben; die logische Form der Gedanken findet aber ihren natürlichen Ausdruck zunächst in der Wortfolge, und die Hervorhebung besonderer Gegensätze von Begriffen in der Inversion. Ein geschickter Gebrauch der Inversionen ist daher besonders für den rührenden Stil von großer Wichtigkeit, und auf den gehörigen Gebrauch derselben ist in dieser Stilart auch darum besonders zu achten, weil in der schriftlichen Darstellung die Hervorhebung von Gegensätzen nicht, wie in der mündlichen Rede, durch den Redeton bezeichnet wird. Der pathetische Stil erlaubt sich oft Wortstellungen, welche in andern Stilarten nicht zuläßig sind, und die nicht gewöhnliche Wortstellung giebt dann oft, wie der Gebrauch nicht gewöhnlicher Wörter, dem Ausdrucke zugleich eine feierliche Würde, z. B.

Mein Alles hängt, mein Leben, mein Geschick, an meiner Worte, meiner Thränen Kraft. Schiller. — Es geziemt der Witwe, die den Gatten verloren, ihres Lebens Licht und Ruhm. Ders.

Es ist besonders der Sprache des Affektes natürlich, daß sie die Gegensätze der Begriffe durch die Figuren der logischen Form hervorhebt; diese Figuren sind darum vorzüglich für den rührenden Stil geeignet, und sie finden um so mehr Anwendung, je mehr die Darstellung sich zu einem pathetischen Stile erhebt. Unter den Figuren sind besonders der Kontrast (§ 91) und die Prosopopöie (§ 42) der Sprache des Affektes sehr geläufig und haben in dem rührenden Stile eine große Wirkung, z. B.

Wer bist du, Ärmste, und was kannst du geben?
Bei ihr nur ist des Lebens Reiz;
Um sie in ew'gem Freudenchore schweben
Der Anmut Götter und der Jugend Lust,
Das Glück der Himmel ist an ihrer Brust:
Du hast nur tote Güter zu vergeben. Schiller. —

Sie glaubt' ich zu erniedrigen und war, ich selber, ihres Spottes Ziel. Schiller. — Meinem Haupte war der Streich gedrohet, und das Eure fällt. Ders.

und:

Eilende Wolken, Segler der Lüfte, wer mit euch wanderte, mit euch schiffte! Grüßet mir freundlich mein Jugendland. Schiller. — — Zum Himmel fliehe leidende Geduld! Spreng' endlich deine Bande, tritt hervor aus deiner Höhle, langverhaltner Groll. Ders. — Frommer Stab! o hätt' ich nimmer mit dem Schwerte dich vertauscht! hätt' es nie in deinen Zweigen, heil'ge Eiche, mir gerauscht. Ders. — Raset, ihr Winde! Ihr Wolken berstet! Gießet herunter, Ströme des Himmels, und ersäufet das Land! Ders.

Dasselbe gilt von der Wiederholung, von dem verschönernden Beiwort und von den Kraftwörtern; daß diese Formen des Ausdruckes besonders dem pathetischen Stile angehören, ist oben (§ 34) schon angedeutet und in Beispielen nachgewiesen worden. Begriffe und Gedanken werden besonders in dieser Stilart durch die Form einer Frage, durch einen aufhebenden Gegensatz und durch eine von dem Sprechenden nur angenommene Wirklichkeit hervorgehoben (§ 9), z. B.

Seh' ich aus, wie ein Mörder? Lasest du ruchlose Fertigkeit auf meiner Stirn? Schiller. — Wer bist du, Ärmste, und was kannst du geben? Sch. — Warum aus meinem süßen Wahn mich wecken? Umfängt mich nicht der weite Himmelsschoß? Sch. — Was hab' ich verloren? Welche Perle warf ich hin? Welch' Glück

des Himmels hab' ich weggeschleudert? Sch. — Nicht mit dem Schwerte kam ich in dies Land; ich kam herein, als eine Bittende, das heil'ge Gastrecht fordernd. Sch. — Nicht vom Rechte, von Gewalt allein ist zwischen mir und Engelland die Rede. Sch. — Ermorden lassen kann sie mich, nicht richten. Sch. — Wenn dich das Unglück in des Krokodils Gewalt gegeben oder des gefleckten Tigers Klauen, wenn du der Löwenmutter junge Brut geraubt; du könntest Mitleid finden und Barmherzigkeit: doch tödlich ist's, der Jungfrau zu begegnen. Sch. — Müßt' ich zehn Reiche mit dem Rücken schauen, ich rette mich nicht mit des Freundes Leben. Sch.

Der Sprache des Affekts sind endlich besondere Redeformen eigen, welche von den Stilistikern ebenfalls als Figuren bezeichnet werden, die jedoch nicht sowohl die Hervorhebung eines Begriffes, als die lebendige Aufregung des Gefühles ausdrücken, und die man daher als pathetische Figuren bezeichnen könnte (§ 94). Von dieser Art sind die Ausrufung und die mit einer Ausrufung häufig zugleich verbundene Ellipse, z. B.

O Sklaverei des Volksdienstes! schmähliche Knechtschaft! Wie bin ich's müde, diesem Götzen zu schmeicheln! Schiller. — O Gott im Himmel! steht nicht da schroff und unzugänglich. Sch. — O Orleans! Grab unsers Ruhms! Auf deinen Feldern liegt die Ehre Englands. Beschimpfend lächerliche Niederlage! Sch. — Mich hinzuführen! solchen Spott mit mir zu treiben! Im Triumph vor seiner Buhlerin mich aufzuführen! O so ward noch kein Weib betrogen. Sch.

Ferner gehören hierher der Wunsch, der Schwur, die Beschwörung und die Verwünschung, z. B.

Frommer Stab! O hätt' ich nimmer mit dem Schwerte dich vertauscht. Schiller. — Wär' ich weit von hier daheim noch an der Savern blühendem Gestad' im sichern Vaterhause. Sch. — Das wollt' ich nicht; beim großen Gott des Himmels! wann hätt' ich das gewollt? Sch. — Herr, sie ist keine Zauberin; bei Gott und allen Heiligen bezeug' ich's. Sch. — O bei der Milde deines zärtlichen Geschlechts fleh' ich dich an, erbarme meiner Jugend dich. Sch. — O bei der Liebe heilig waltendem Gesetz, dem alle Herzen huldigen, beschwör' ich dich: o wenn du selber je zu lieben hoffst, und hoffst beglückt zu sein durch Liebe, trenne grausam nicht zwei Herzen, die der Liebe heilig Bündnis knüpft. Sch. — O Fluch der Hand, die diese Wunde grub! Fluch ihr, die den Verderblichen

geboren, der mir den Sohn erschlug! Fluch seinem ganzen Geschlecht. Sch. — Verflucht der Schoß, der mich getragen! und verflucht sei deine Heimlichkeit, die all dies Gräßliche verschuldet. Sch.

Auch die Hyperbel, die Anhäufung asyndetisch verbundener Begriffe und Gedanken (cumulatio) und die mit der Anhäufung verbundene Steigerung sind besonders der Sprache des Affektes geläufig und gehören ebenfalls hierher, z. B.

Von Pilgerscharen wimmelten die Wege; es war, als ob die Menschheit auf der Wandrung wäre, wallfahrend nach dem Himmelreich. Schiller. — Nachdem ich zehn bittre Jahre lang dem Götzen ihrer Eitelkeit geopfert, mich jedem Wechsel ihrer Sultanslaunen mit Sklavendemut unterwarf, das Spielzeug des kleinen grillenhaften Eigensinns, geliebkost jetzt von ihrer Zärtlichkeit, und jetzt mit schnödem Stolz zurückgestoßen, von ihrer Gunst und Strenge gleich gepeinigt, wie ein Gefangener vom Argusblick der Eifersucht gehütet, ins Verhör genommen, wie ein Knabe, wie ein Diener gescholten, täuscht mich am Ziel der Preis. Sch. — Der König, der nie stirbt, soll aus der Welt verschwinden, der den Pflug beschützt, der die Trift beschützt und fruchtbar macht die Erde, der die Leibeignen in die Freiheit führt, der die Städte freudig stellt um seinen Thron, der dem Schwachen beisteht und den Bösen schreckt, der den Neid nicht kennt, der ein Mensch ist und ein Engel der Erbarmung auf der feindseligen Erde? Sch. — Die Bruderfehde löste alle heiligen Bande der Natur; Schwert traf auf Schwert, zum Schlachtfeld ward die Stadt, ja, diese Hallen selbst bespritzte Blut. Sch. — Wider ihn im Heere der Feinde kämpft sein nächster Vetter und sein erster Pair, ja, seine Rabenmutter führt es an. Sch. — Wem darf ich trau'n, wenn er mich hinterging? er, den ich groß gemacht vor allen Großen, der mir der Nächste stets am Herzen war, dem ich verstattete, an diesem Hof sich, wie der Herr, der König, zu betragen. Sch.

Man kann endlich noch die Ironie als eine pathetische Figur ansehen, z. B.

Das also sind die Reizungen, Lord Lester, die ungestraft kein Mann erblickt, daneben kein andres Weib sich wagen darf zu stellen. Schiller. — Nicht Ehrbarkeit habt Ihr von Eurer Mutter geerbt; man weiß, um welcher Tugend willen Anna von Boulen das Schaffot bestiegen. Sch. — Jetzt, Lord, ist eine gute Zeit für Euch, jetzt wird ein Inquisitionsgericht eröffnet; da

seid Ihr der allwicht'ge Mann, der Atlas des Staats, ganz England liegt auf Euren Schultern. Sch.

Da in diesen Figuren das Gefühl des Redners auf lebendige Weise in die Erscheinung tritt, so sind sie in dem rührenden und besonders in dem pathetischen Stile sehr wirksam; es ist jedoch besonders bei diesen Figuren darauf zu achten, daß sie nur da in Anwendung gebracht werden, wo sie sich nach der Natur und Stärke des darzustellenden Affektes von selbst darbieten.

§ 160.

Die Sprache des Affektes achtet sehr wenig darauf, die logischen Verhältnisse der Gedanken nach ihren besondern Arten genau zu unterscheiden; auch sollen in dem rührenden Stile nicht eigentlich, wie z. B. in dem didaktischen Stile, die von dem Verstande erkannten Verhältnisse der Dinge mitgeteilt, sondern es soll durch die Darstellung von Dingen, welche auf das Gefühl einwirken, eine Teilnahme des Lesers hervorgerufen werden: darum werden in dieser Stilart überhaupt mehr der Inhalt und die logische Form der Gedanken, als ihre logischen Verhältnisse hervorgehoben. Verhältnisse des Gegensatzes werden gewöhnlich nur dargestellt, wenn ein Gedanke durch den Gegensatz hervorgehoben und dadurch seine Einwirkung auf das Gefühl verstärkt werden soll, und die Gedanken werden alsdann durch einander koordinierte Hauptsätze ausgedrückt. Sehr selten werden in dieser Stilart die kausalen Verhältnisse der Gedanken dargestellt; wenn sie aber dargestellt werden, so wird gewöhnlich mehr der Gedanke selbst, der den Grund enthält, als sein logisches Verhältnis zu dem andern Gedanken hervorgehoben: daher werden auch die in einem kausalen Verhältnisse stehenden Gedanken gewöhnlich durch Hauptsätze und nicht durch Nebensätze ausgedrückt (§ 106); auch wird besonders in dieser Stilart die Hervorhebung des Gedankens häufig durch die Auslassung der Konjunktion bezeichnet (§ 110).

Der rührende Stil bewegt sich überhaupt mehr in einfachen Hauptsätzen, als in periodischen Sätzen. Es giebt aber oft einem Gedanken eine größere Fülle des Inhaltes, und er wirkt mit größerer Gewalt auf das Gemüt, wenn in ihn ein Gegensatz oder ein Grund aufgenommen und mit ihm zu einem Gedanken verbunden wird; und es thut alsdann eine gute Wirkung, wenn der Gegensatz oder der Grund in der Form eines verkürzten Adjektivsatzes, einer Apposition oder eines verkürzten Adverbialsatzes ausgedrückt wird. Ein geschickter Gebrauch dieser Formen giebt der Darstellung, weil sie nicht gewöhnliche Formen

sind, den Reiz der Neuheit und trägt zugleich zur Würde der Darstellung bei, z. B.

Den Menschen adelt, den tief gesunkenen, das letzte Schicksal. Schiller. — So spracht Ihr rauhen Männer, mitleidslos, für Euch nur sorgend und für Eure Stadt. Sch. — Es ist der erste Kinderstreit, der fortgezeugt in unglücksel'ger Kette, die neuste Unbill dieses Tags geboren. Sch. — Dies Herz, von Himmelsglanz erfüllt, darf einer ird'schen Liebe schlagen? Ich, meines Landes Retterin, des höchsten Gottes Kriegerin, für meines Landes Feind entbrennen? Sch. — Wie konnten sie's von Herzen mit euch meinen, den Fremdlingen, dem eingedrungnen Stamm? Sch. — Lernt dies Geschlecht, das herzlos falsche, kennen; die Schadenfreude ist's, wodurch sie sich an eurem Glück, an eurer Größe, rächen. Sch. — Was ich, die Arme, die Beraubte noch besaß, das hab' ich unter euch verteilt. Sch. — Versöhnt, vereinigt sind sie mächtig gnug, euch zu beschützen gegen eine Welt und Recht sich zu verschaffen gegen euch. Sch. — Der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb, tret' ich, ihr greisen Häupter dieser Stadt, heraus zu euch aus den verschwiegenen Gemächern meines Frauensaals. Sch.

Auch die Periode giebt, wenn sie eine rhythmisch schöne Form hat, dem Ausdrucke eine besondere Würde. Der pathetische Stil fordert überhaupt, daß man auch auf die rhythmische Form der Sätze ein besonderes Augenmerk richte: die feierliche Stimmung des Gemütes, die in den mimischen Ausdrücken des Affekts in die Erscheinung tritt, prägt sich auch in feierlichen Tonverhältnissen der Rede aus; ein feierlich schöner Rhythmus der Sätze, und besonders der Perioden, wirkt oft in wunderbarer Weise auf das Gemüt des Angeredeten. Sehr fühlbar wird die pathetische Wirkung des Rhythmus besonders bei vielen Stellen in Schillers Braut von Messina, z. B.

Denn es geziemt der Witwe, die den Gatten
Verloren, ihres Lebens Licht und Ruhm,
Die schwarz umflorte Nachtgestalt dem Aug'
Der Welt in stillen Mauern zu verbergen;
Doch unerbittlich, allgewaltig treibt
Des Augenblicks Gebieterstimme mich
An das entwohnte Licht der Welt hervor. —

Längst wohl sah ich im Geist mit weiten
Schritten das Schreckengespenst herschreiten
Dieser entsetzlichen blutigen That.

Dennoch übergießt mich ein Grauen,
Da sie vorhanden ist und geschehen,
Da ich erfüllt muß vor Augen schauen,
Was ich in ahnender Furcht nur gesehen. —

Wie die Seher verkündet, so ist es gekommen:
Denn noch niemand entfloh dem verhängten Geschick;
Und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden,
Der muß es selber erbauend vollenden. —

Wohl dem, selig muß ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreisen,
Kindlich liegt an der Brust der Natur:
Denn das Herz wird mir schwer in der Fürsten Palästen,
Wenn ich herab vom Gipfel des Glücks
Stürzen sehe die Höchsten, die Besten
In der Schnelle des Augenblicks.

§ 161.

In dem pathetischen Stile soll die Rührung und die feierliche Gemütsstimmung des Sprechenden selbst auf eine so lebendige Weise dargestellt werden, daß auch der Angesprochene gerührt und sein Gemüt von derselben Stimmung ergriffen wird; und es ist nur der lebendigere Ausdruck des Affektes und die ergreifendere Würde der Darstellung, was den rührenden Stil zum pathetischen Stile erhebt. Die Lebendigkeit des Ausdruckes fordert besonders einen schicklichen Gebrauch der Inversion und der Figuren, namentlich der Gleichnisse und Metaphern, der Prosopopöie und des Kontrastes; die Würde der Darstellung fordert eine sorgfältige Auswahl edler, nicht gemeiner Wörter und Redeformen und einen feierlich schönen Rhythmus der Sätze. Es liegt in der Natur des menschlichen Geistes, daß ein großer Gedanke, wenn er zum ersten Male vor die Seele tritt, auch das Gemüt ergreift und in ihm eine feierliche Stimmung hervorruft. Allgemeine Wahrheiten, welche mit den höheren Interessen des Lebens in naher Beziehung stehen, und deren Erkenntnis die Frucht einer tief eingehenden ernsten Betrachtung oder einer reifen Lebenserfahrung ist, sind daher, wenn sie als neue Gedanken dargestellt und in der Form von Sentenzen ausgedrückt werden, in dem pathetischen Stile immer von großer Wirkung. Lebendige Klarheit der Darstellung und die größte Präzision des Ausdruckes sind wesentliche Eigenschaften der Sentenzen und verstärken die pathetische Wirkung, z. B.

Das Gute liebt sich das Gerade;
Böse Früchte trägt die böse Saat. Schiller. —

Wer besitzt, der lerne verlieren:
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz. Schiller. —

Das Leben ist der Güter höchstes nicht;
Der Übel größtes aber ist die Schuld. Schiller.

Es ist ein großer Fehler gegen die Angemessenheit des Stiles, wenn alltägliche Dinge, welche ihrer Natur nach auf das Gemüt einen nur oberflächlichen oder gar keinen Eindruck machen können, mit einem großen Aufwande ungewöhnlicher Wörter und Redeformen in einem pathetischen oder doch erhabenen Stile dargestellt werden. In diesen Fehler verfallen leicht Redner, wenn sie in amtlichen Reden, z. B. in Leichenreden, eine Rührung darstellen, an der ihr eigenes Herz keinen Teil hat, und sentimentale Schriftsteller, wenn sie bei alltäglichen Gedanken sich eine gewaltige Rührung anempfinden und diese pathetisch darstellen. Diesem Fehler der Darstellung, den man als Schwulst oder Bombast bezeichnet, ist ein anderer Fehler, nämlich die matte oder frostige Darstellung, entgegengesetzt. Die Rede ist matt und frostig, wenn der Darstellung von Dingen, die nach ihrer Natur und nach der Absicht des Sprechenden einen pathetischen Ausdruck fordern, diejenige Lebendigkeit und Würde fehlt, ohne welche eine pathetische Wirkung nicht möglich ist. Die Darstellung wird immer frostig sein, wenn der Redner seinen Gegenstand nicht mit dem Gemüte, sondern mit dem reflektierenden Verstande auffaßt: wo die pathetische Stimmung des Gemütes nicht vorhanden ist, kann sie nicht in einer pathetischen Darstellung in die Erscheinung treten.

B. Rednerstil.

§ 162.

Wir haben den Rednerstil als den Stil derjenigen Gedankendarstellung bezeichnet, welche auf das Begehrungsvermögen der Angeredeten gerichtet ist und eine Wirkung auf ihren Willen zum Zwecke hat (§ 132). Der Redner wirkt zwar auch auf das Erkenntnisvermögen, und die alten Rhetoriker bezeichnen es als ein wesentliches Geschäft desselben, daß er belehre und überzeuge[1]): aber nicht die Beleh-

[1]) Tria sunt, quae praestare debet orator, ut doceat, moveat, delectet. Quintil. III. 5, 1.

rung selbst, sondern ihre Wirkung auf den Willen ist der letzte Zweck der Rede. Der Redner will durch die Beweisführung, die allerdings einen wichtigen Teil der Rede ausmacht, nicht unterrichten, sondern seine Zuhörer nur zum Handeln antreiben, oder doch in ihnen eine Gesinnung hervorrufen und zu Thaten beleben. Wenn die Alten nach dem Verhältnisse zu dem Erkenntnisvermögen drei Arten von Reden, nämlich das genus demonstrativum, deliberativum und judiciale unterscheiden, so haben diese Arten mit einander gemein, daß die Belehrung und die Beweisführung die Wirkung auf eine Handlung zum Zwecke hat. Da die öffentliche Rede besonders in dem bürgerlichen Leben der Griechen und Römer eine eingreifende Gewalt hatte, so hat sie sich bei ihnen früh zu einer besondern Kunst — der Redekunst (Rhetorik) — ausgebildet. Es ist schon bemerkt worden, daß man die Stilistik von der Rhetorik der Alten unterscheiden muß (§ 27); wir scheiden darum von der Stilistik der Rede alles das aus, was eigentlich nur dem Gebiete der Rhetorik angehört. Die Stilistik hat es eigentlich nur mit den Formen zu thun, in denen die Gedanken in der Rede dargestellt werden; die Rhetorik hingegen beschränkt sich nicht auf die Formen der Darstellung, sondern zieht auch die Beschaffung und Auswahl der darzustellenden Gedanken in ihr Gebiet, nicht zu gedenken, daß unter ihr auch der Vortrag der Rede (elocutio und actio) begriffen wird.

Da sich die Wirksamkeit der Rede vorzüglich auf die Überzeugung der Zuhörer gründet, so hat man insbesondere alles das, was sich auf die Beweisführung bezieht, zum Gegenstande der Rhetorik gemacht. Man hat zunächst die logischen Gesetze des Urteils und des Vernunftschlusses und die Unterscheidung der besondern Arten von Schlüssen aus der Logik in die Rhetorik hinübergezogen. Ebenso macht die Rhetorik die Mittel der Überzeugung, nämlich die Gründe, je nachdem sie entweder aus der Natur der Sache oder aus der Erfahrung oder von einer Autorität hergenommen werden, zum Gegenstande einer nähern Betrachtung, und verhandelt besonders in Bezug auf die gerichtlichen Reden die Glaubwürdigkeit der Zeugnisse und Geständnisse. Auch fordert sie, daß der gerichtliche Redner, ausgerüstet mit Natur-, Welt- und Menschenkenntnis, die gewissen oder nur wahrscheinlichen Veranlassungen, Ursachen und Folgen von Handlungen und Begebenheiten auffasse, und seine Aufmerksamkeit besonders auf die einer Handlung vorangehenden oder nachfolgenden oder sie begleitenden Umstände richte, die er als Indizien zu benutzen hat. Die Rhetorik, die von den Alten als die Kunst der Überredung — ars persuadendi — bezeichnet wird, fordert ferner, daß der Redner das menschliche Herz kenne und genau wisse, was die Klugheit zu sagen und zu verschweigen gebietet, und in

welchem Lichte er jedes Besondere darstellen muß, um die Zuhörer zu überreden, wo er nicht im stande ist zu überzeugen. Er soll endlich mit Umsicht auf die besondern Meinungen, Vorurteile und Stimmungen seiner Zuhörer und auf sein persönliches Verhältnis zu ihnen achten, um seiner Rede Eingang und eine günstige Aufnahme zu bereiten. Die alten Rhetoriker bezeichnen die Auffindung (inventio) des Gedankenstoffes, der verwendet werden soll, um zu überzeugen oder zu überreden (der argumenta), als ein besonderes Geschäft des Redners und widmen ihm in ihren Lehrbüchern einen besondern Abschnitt. Die Hauptteile dieser Operation hat man in der Form von Fragen zusammengestellt in dem Hexameter:

Quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando?

Auch hat man noch in der neuern Zeit die nach solchen Anweisungen geleitete Beschaffung des Gedankenstoffs zum Gegenstande besonderer Schulexerzitien gemacht, die man Chrien genannt hat. Aber schwerlich dürften es diejenigen, welche auf solchem Wege zu dem darzustellenden Gedankenstoffe gelangen wollen, in der Kunst der Rede zur Meisterschaft bringen. Der Redner wird nun zwar seine Zwecke nicht leicht erreichen, wenn er nicht über einen reichen Vorrat von Gedanken und Kenntnissen verfügen kann, die sich auf die Zwecke der Rede beziehen, und die Rhetorik legt daher mit Recht auf dieselben einen großen Wert: aber die Stilistik hat es nur mit den Formen der Darstellung und nicht mit der Auffindung des darzustellenden Gedankenstoffes zu thun; sie lehrt nicht, welche Gedanken er in die Rede aufnehmen, sondern wie er sie darstellen soll. Die Anweisung zur Auffindung des darzustellenden Gedankenstoffes gehört der Ausbildung zu dem besondern Berufe an, bei dessen Ausübung die Rhetorik in Anwendung gebracht wird, und sie ist verschieden nach den besondern Arten des Berufes. Wie der Beruf des Kanzelredners, so fordert der des gerichtlichen und des Parlamentsredners neben dem Unterrichte in der Stilistik besondere Studien und eine besondere Schule der Rhetorik.

§ 163.

Der Antrieb, welcher den menschlichen Willen anregt und zum Handeln bestimmt, geht entweder unmittelbar von dem Gemüte oder mittelbar von dem Erkenntnisvermögen aus; zu einer Handlung treibt uns entweder ein Gefühl, wie Liebe und Haß, Hoffnung und Furcht, oder die Erkenntnis von der moralischen Notwendigkeit oder von der Nützlichkeit einer Handlung. Der Redner hat daher die Aufgabe, entweder in seinen Zuhörern unmittelbar das Gefühl hervorzurufen, welches

sie zum Handeln treibt, wie der Volksredner, wenn er durch die Begeisterung für Vaterland und Freiheit das Volk in Bewegung setzt, oder sie von der moralischen Notwendigkeit oder Nützlichkeit der Handlung zu überzeugen, wie der Kanzelredner, wenn er die Feindesliebe als eine Christenpflicht darstellt; und er wird seinen Zweck vollkommen erreichen, wenn es ihm gelingt, die Zuhörer nicht nur von der Notwendigkeit oder Nützlichkeit der Handlung zu überzeugen, sondern zugleich in ihren Gemütern ein lebendiges Gefühl zu Gunsten der Handlung hervorzurufen, wie der gerichtliche Redner, wenn er die Richter von der Unschuld seines Klienten überzeugt und zugleich Mitleiden mit der Not des hart Bedrängten und Achtung für seinen sittlichen Charakter erregt. Der Rednerstil fällt demnach, insofern die Rede auf das Gefühl der Zuhörer gerichtet ist, mit dem rührenden Stile, und insofern er auf das Erkenntnisvermögen gerichtet ist, mit dem berichtenden oder mit dem didaktischen Stile zusammen, und man muß den rührenden, den berichtenden und den didaktischen Rednerstil als besondere Stilarten unterscheiden, die zusammengenommen denjenigen Stil ausmachen, den man gewöhnlich den Rednerstil nennt. Dieser kann auch nur als eine besondere Stilart angesehen werden, insofern die Einwirkung auf das Gefühl und auf das Erkenntnisvermögen nicht der letzte Zweck der Rede, sondern als Mittel der Einwirkung auf den Willen, dem eigentlichen Zwecke der Rede, untergeordnet ist. Die Stimmung, welche der Redner in den Gemütern hervorruft, und die Belehrungen, welche er den Zuhörern giebt, haben keinen andern Zweck, als die Einwirkung auf den Willen der Zuhörer: darum muß auch der Inhalt und die Form der Darstellung nur auf diesen Zweck gerichtet sein, und die Eigentümlichkeit des Rednerstiles überhaupt besteht eigentlich darin, daß der Inhalt und die Form der rührenden, berichtenden oder didaktischen Darstellung der von dem Redner beabsichtigten Einwirkung auf den Willen seiner Zuhörer vollkommen angemessen sein müssen. Auch fordert der Rednerstil, weil die Rede für den mündlichen Vortrag vor einer zahlreichen Versammlung bestimmt ist, in Bezug auf die Formen der Darstellung Rücksichten, welche bei einer nur schriftlichen Mitteilung weniger beachtet werden. Die Stilistik betrachtet darum den Rednerstil als eine besondere Stilart, aber ihre Aufgabe besteht eigentlich nur darin, daß sie nachweist, wie in der feierlichen Rede Inhalt und Form der rührenden, berichtenden und didaktischen Darstellung der beabsichtigten Einwirkung auf den Willen der Zuhörer in einer vollkommen entsprechenden Weise unterzuordnen und in der Anordnung der ganzen Rede zu einer Einheit zu verbinden sind.

§ 164.

Die Angemessenheit der Rede fordert, daß die Darstellung alles Besonderen nicht nur der besonderen Art der darzustellenden Gedanken und dem Zwecke einer öffentlichen Rede überhaupt, sondern auch der besondern Art der Rede genau entspreche. Man unterscheidet nämlich nach dem besondern Inhalte und Zwecke der Rede die geistliche oder Kanzelrede, die religiöse Wahrheiten und Pflichten, die politische Rede, welche die Gesetzgebung und Staatsverwaltung, und die gerichtliche Rede, welche die Entscheidung von Rechtsfällen zum Gegenstande hat, als die besondern Arten der Rede. Man bezeichnet gewöhnlich auch die Schul- und akademischen Reden als eine besondere Art von Reden: da sie jedoch meist nur die Behandlung wissenschaftlicher Fragen oder historischer Darstellungen zum Gegenstande haben, so sind sie eigentlich als mündlich vorgetragene Abhandlungen anzusehen, die als solche der didaktischen Stilart angehören.

Die verschiedenen Arten der Rede haben mit einander gemein, daß sie große Verständlichkeit und Würde der Darstellung fordern. Weil die Rede für den mündlichen Vortrag bestimmt ist, und nicht, wie die schriftliche Mitteilung, ein Verweilen bei den besonderen Sätzen und Satzverbindungen zuläßt, und weil sie an eine zahlreiche Versammlung gerichtet ist, bei der man nicht voraussetzen kann, daß das Schwerverständliche von allen verstanden werde: muß die Rede überhaupt leicht verständlich sein. Der Redner muß darum vermeiden, Betrachtungen von Dingen, welche dem Gebiete der wissenschaftlichen Spekulation angehören, und überhaupt Dinge herbeizuziehen, welche seinen Zuhörern gänzlich fremd sind. Wenn der Zweck der Rede fordert, daß der Redner Dinge bespreche, welche den Zuhörern ganz neu oder ihrer Natur nach nicht leicht zu verstehen sind, so hat er besonders darauf zu achten, daß die Begriffe und Gedanken in den Formen des Ausdrucks, und besonders die logischen Verhältnisse der Gedanken in der Form und Verbindung der Sätze anschaulich und leicht verständlich hervortreten. Es bedarf jedoch kaum der Erinnerung, daß das Maß der Verständlichkeit, die man zu fordern berechtigt ist, nach den besondern Arten der Rede und nach den verschiedenen Stufen geistiger Bildung, welche man bei den Zuhörern voraussetzen kann, sehr verschieden ist. Die Reden der Ständeversammlungen fordern einen andern Maßstab, als die Kanzelreden, und die populäre Predigt in der Dorfkirche würde die Gebildeten der Hauptstadt einschläfern. Wenn die Rede nicht verstanden wird, so macht sie auf das Gemüt keinen Eindruck: und wenn das

Streben nach Verständlichkeit das gehörige Maß überschreitet, so wird der Zuhörer, weil sein Geist nicht hinlänglich beschäftigt ist, nicht von der Rede angezogen, und Langeweile tritt an die Stelle derjenigen Gemütsstimmung, welche der Redner hervorrufen wollte.

Die feierliche Rede hat immer ernste und wichtige Angelegenheiten des bürgerlichen oder religiösen Lebens zum Gegenstande; darum fordert der Rednerstil überhaupt eine besondere Würde der Darstellung. Auch das Gefühl von Achtung, mit dem der Redner vor eine zahlreiche Zuhörerschaft tritt, gebietet eine würdige Haltung. Es ist nicht genug, daß die Würde der Rede sich in den Formen der Darstellung ausdrücke und alles Niedrige und Gemeine in dem Ausdrucke der Begriffe und Gedanken sorgfältig vermieden werde, der Redner hat besonders auch darauf zu achten, daß die dargestellten Gedanken und Gefühle der Würde der Rede entsprechen. Es verträgt sich namentlich nicht mit der Würde der Rede, wenn der Redner seine besonderen Interessen, persönliche Neigung und Abneigung, oder ein Wohlgefallen an den Eigenschaften und Verdiensten seiner Person durchscheinen läßt. Nur Dinge und Verhältnisse der Dinge, welche nach ihren moralischen Beziehungen und objektiv aufgefaßt und dargestellt werden, machen einen Eindruck von Würde; die Auffassung der Dinge nach ihren Beziehungen auf die Eigenliebe ist das immer wiederkehrende Gemeine und entbehrt, wo sie dargestellt wird, aller Würde. Der Redner hat auch darauf zu achten, daß er, indem er auf die Gemüter einwirken will, nicht selbst von heftigen Aufwallungen des Gefühles fortgerissen werde, die mit der Würde der Rede unverträglich sind: eine pathetische Darstellung trägt, wenn sie angemessen ist, zur Würde der Rede bei; aber der Ausdruck eines leidenschaftlich gereizten Gefühles verträgt sich nicht mit der Würde und macht auf den Zuhörer einen Eindruck, der jede Rührung stört. Auch vertragen sich die Spiele des Witzes nicht wohl mit der Würde des Rednerstils und mit der ernsten Stimmung des Gemüts, welche der Redner hervorrufen will.

Nachdem wir die Verständlichkeit und die Würde der Darstellung als die allgemeinsten Eigenschaften der feierlichen Rede bezeichnet haben, wenden wir uns zu der Betrachtung des Besondern. Wir begreifen darunter das Verhältnis, in dem der berichtende, der didaktische und der rührende Rednerstil zu den nach den besondern Arten der Rede verschiedenen Zwecken der ganzen Rede stehen, und die Disposition d. h. die Anordnung, durch welche die besondern Teile der Rede zu einer Einheit verbunden werden.

§ 165.

Von dem berichtenden Rednerstile macht der Redner Gebrauch, wenn er durch die Darstellung von Thatsachen entweder ein Urteil begründen und überzeugen, oder dem Gegenstande der Rede eine lebhafte Teilnahme der Gemüter zuwenden und rühren will. Die Darstellung ist in dem ersteren Falle auf den Verstand und in dem letzteren Falle auf das Gefühl der Zuhörer gerichtet, und die verschiedenen Richtungen fordern verschiedene Formen der Darstellung.

Eine berichtende Darstellung, die nur auf Überzeugung gerichtet ist, findet besonders in gerichtlichen Reden statt, wenn der Anwalt durch Darlegung eines Thatbestandes die Richter von der Rechtmäßigkeit eines Besitzes oder von der Unschuld des Angeklagten überzeugen will. Auch der politische Redner macht von einer solchen Darstellung Gebrauch, wenn er durch den Bericht von Thatsachen die Überzeugung von der Notwendigkeit einer Verwaltungsmaßregel begründen will. Bei Berichten dieser Art nähert sich die Form der Darstellung dem Geschäftsstile, und das, was in Bezug auf Verständlichkeit, Bestimmtheit, Präzision und die Form der Sätze von dem Geschäftsstile gesagt worden ist (§ 136—138), ist im allgemeinen auch auf den berichtenden Rednerstil anzuwenden. Diese Stilarten sind jedoch noch wesentlich verschieden. In dem Geschäftsstile werden nämlich die Thatsachen schlechtweg nur berichtet: es wird insbesondere bei amtlichen Berichten gänzlich demjenigen, an den berichtet wird, anheimgestellt, aus den berichteten Thatsachen ein Urteil zu bilden, und der Berichterstatter muß es sorgfältig vermeiden, in der Form der Darstellung ein vorgreifendes Urteil durchscheinen zu lassen. Der Redner hingegen will durch die berichteten Thatsachen bei den Zuhörern ein bestimmtes Urteil begründen, von dessen Wahrheit er selbst schon überzeugt ist; er verhehlt seine Absicht nicht, sondern sucht auch durch die Form der berichtenden Darstellung die Gewißheit seiner Überzeugung auszudrücken und ihr auch bei den Zuhörern Eingang zu verschaffen. Der Redner soll daher alles, aber auch nur das berichten, was mit der Entscheidung der vorliegenden Frage in Beziehung steht; was sich nicht auf die Entscheidung bezieht, zerstreut die Aufmerksamkeit der Zuhörer und erschwert das Urteil. Er soll nicht nur diejenigen Thatsachen, welche für das Urteil entscheidend sind, besonders hervorheben, sondern auch scheinbar unbedeutende Thatsachen und Nebenumstände, welche für sein Urteil sprechen, in helleres Licht setzen und den ganzen Thatbestand so darstellen, daß auch von dem Zuhörer die Beziehung jedes Besondern zu dem Urteile lebendig aufgefaßt und die Notwendigkeit des Urteils klar erkannt

wird. Die Form der Darstellung soll nun, weil sie zunächst auf den Verstand der Zuhörer gerichtet ist, zwar einfach sein, und der Bericht soll sich nicht in kühnen Bildern und solchen Redefiguren ergehen, welche das Gefühl und die Phantasie aufregen und leicht die Ruhe einer verständigen Betrachtung stören: aber die innere Teilnahme des Redners an dem eigentlichen Zwecke der ganzen Verhandlung soll auch in den Formen der Darstellung hervortreten und sich den Gemütern der Zuhörer mitteilen; der berichtende Rednerstil fordert darum größere Lebendigkeit der Darstellung, als der Geschäftsstil z. B. in amtlichen Berichten. Namentlich sind Inversionen, hervorhebende Gegensätze und solche Redefiguren, durch welche Begriffe und Gedanken in der Darstellung hervorgehoben werden, von sehr guter Wirkung.

Wenn durch die zu berichtenden Thatsachen nicht erst ein Urteil begründet, sondern in den Gemütern nähere Teilnahme und Rührung hervorgerufen werden soll, so muß der Redner in dem Thatbestande besonders diejenigen Einzelheiten und Umstände hervorheben, welche lebendige Teilnahme erregen und die Gemüter, wenn sie von der Person oder Sache, welche der Redner vertritt, abgewendet sind, mit ihr aussöhnen können. Was die Formen der Darstellung betrifft, so nimmt der berichtende Rednerstil alsdann die Eigenschaften des rührenden Stiles an und fordert eine größere Lebendigkeit der Darstellung. Er erlaubt sich daher einen freiern Gebrauch der Figuren und darf sich auch zu dem pathetischen Ausdrucke erheben. Es ist jedoch sehr darauf zu achten, daß bei der Anwendung der besondern Figuren und des pathetischen Ausdruckes nicht die Grenzen der Angemessenheit überschritten oder die klare Auffassung des darzustellenden Thatbestandes getrübt werde.

§ 166.

Von dem didaktischen Stile macht der Redner Gebrauch, wenn er seine Zuhörer von einer besondern Thatsache oder von einer allgemeinen Wahrheit überzeugen und sie durch diese Überzeugung zu einer Handlung bewegen will. Diese Art der Darstellung findet ihre Anwendung bei allen Arten der feierlichen Rede: in der Kanzelrede, wenn der Redner eine religiöse Wahrheit, in der gerichtlichen Rede, wenn er den rechtlichen Besitz oder eine Verletzung des Rechtes oder die Unschuld eines Klienten, und in der politischen Rede, wenn er die Notwendigkeit, Nützlichkeit oder Schädlichkeit eines Gesetzes, einer öffentlichen Institution oder Verwaltungsmaßregel beweisen will. Die Formen des didaktischen Stiles sind oben (§ 149 flg.) schon im allgemeinen

bezeichnet worden. Da der Redner nicht unterrichtend Lehrsätze mitteilen, sondern die Wahrheit einer besondern Thatsache oder eines allgemeinen Urteiles aus ihren Gründen entwickeln und beweisen will, so verhält sich der didaktische Rednerstil in Hinsicht auf die stilistischen Formen, wie der abhandelnde Stil (§ 153), und was von diesem gesagt worden, ist im allgemeinen auch auf jenen anzuwenden. Da jedoch die Rede leicht verständlich sein soll: so muß der Redner vermeiden, zur Begründung eines Beweises rein wissenschaftliche Auseinandersetzungen herbeizuziehen, die nur für Gelehrte zugänglich und verständlich sind. Ist es nötig, die Beweisführung an einen wissenschaftlichen Lehrsatz anzuknüpfen, so versuche er nicht, ihn selbst aus seinen tiefer liegenden Gründen zu entwickeln, sondern berufe sich lieber auf eine anerkannte Autorität. Nur die akademischen Reden machen hierin eine Ausnahme. Da die Beweisführung meistens einen wesentlichen Teil der Rede ausmacht, so werden wir weiter unten den didaktischen Rednerstil nach Inhalt und Form der Darstellung ausführlicher betrachten.

§ 167.

Der rührende Rednerstil fordert mehr oder weniger Anwendung bei allen Arten der feierlichen Rede: in der Kanzelrede, wenn die Seligkeit des auf die überirdischen Dinge gerichteten Wandels oder der unselige Zustand eines dem Laster hingegebenen Gemüts dargestellt wird; in der gerichtlichen Rede, wenn der Redner die heillosen Folgen eines gestörten Rechtszustandes beschreibt; in der politischen Rede, wenn sie den durch Mißbrauch der Regierungsgewalt herbeigeführten Notzustand der Bürger beschreibt oder eine Begeisterung für die höheren Interessen des Staates hervorrufen soll.

Auf den rührenden Rednerstil ist im allgemeinen alles das anzuwenden, was von dem rührenden Stile überhaupt gesagt worden ist (§ 156—161); es ist aber besonders darauf zu achten, daß der Redner die rührende Darstellung nur da in Anwendung bringe, wo sie angemessen ist, und nicht schon rühren wolle, wo er erst unterrichten und überzeugen soll. Eine Rührung findet erst dann statt, wenn der Gegenstand eines Gefühls in einer lebendigen Anschauung erkannt worden ist, und je klarer diese Erkenntnis, je vollkommner die Überzeugung ist, desto nachhaltiger ist die Rührung und ihre Einwirkung auf Gesinnung und Willen. Die rührende Darstellung wird daher nur dann angemessen und von nachhaltiger Wirkung sein, wenn sie nach der berichtenden Darstellung der Thatsachen oder nach der didaktischen Beweisführung erst gegen das Ende der Rede hervortritt. Auch liegt es in der Natur des menschlichen Gefühls, daß lebhafte Rührungen von kurzer Dauer

sind, und daß ihnen sehr bald eine Abspannung nachfolgt. Wenn nun der Redner schon im Anfange seiner Rede das Gefühl der Zuhörer in eine lebhafte Aufregung versetzt, so tritt bei ihnen eine Abspannung ein, und sie sind gegen das Ende der Rede nicht mehr für eine nachhaltige Rührung empfänglich.

Der Redner muß überhaupt ein besonderes Augenmerk darauf richten, daß er bei der Anwendung der rührenden Darstellung das gehörige Maß nicht überschreite. Wenn er nur durch eine berichtende Darstellung oder durch eine Beweisführung den Verstand überzeugen will und sich nicht auch an das Gefühl seiner Zuhörer wendet, so wird der Zweck der Rede unvollkommen oder gar nicht erreicht: wenn er aber da, wo er berichten und den Verstand überzeugen sollte, es nur darauf anlegt zu rühren, so setzt er sich dem Verdachte aus, daß es ihm selbst an einer wahrhaften Überzeugung fehle, und die Rede ist ohne Wirkung. Es kann dem Redner jedoch begegnen, daß der verhandelte Gegenstand von solcher Art ist oder die geistige Bildung der Zuhörer auf einer so niedrigen Stufe steht, daß er nicht hoffen kann, seine Zuhörer wahrhaft zu überzeugen: der Redner sucht alsdann mehr auf das Gefühl der Zuhörer, als auf ihren Verstand einzuwirken, und er muß sich darauf beschränken, seine Zuhörer zu überreden, weil er sie nicht überzeugen kann. Das ist besonders oft der Fall des gerichtlichen Redners, der es übernommen hat, einen Verbrecher vor dem Geschwornengerichte zu verteidigen. Aber von welcher Art auch der Gegenstand und der besondere Zweck einer Rede sei, so soll der Redner nie vergessen, daß die Rührung nur dann nachhaltig auf Gesinnung und That einwirkt, wenn der Gegenstand der Rührung und besonders seine moralischen Beziehungen auch von dem Verstande klar erkannt werden. Der Redner soll die Gemüter in ihrer Tiefe ergreifen und einen bleibenden Eindruck machen — er soll begeistern; und die Begeisterung unterscheidet sich von einer oberflächlichen und vorübergehenden Rührung besonders dadurch, daß sie aus der klaren Erkenntnis einer höhern Idee und ihrer Beziehungen zu den höheren Interessen des menschlichen Lebens hervorgeht. Das eigentliche Rednertalent giebt sich vorzüglich dadurch zu erkennen, daß der Redner durch die aus einer solchen Erkenntnis geschöpfte und vollkommen überzeugende Belehrung eine nachhaltige Rührung herbeiführt, und nur zu oft suchen Redner, denen dieses Talent fehlt, den Mangel der Belehrung durch einen großen Aufwand rhetorischer Figuren zu ersetzen. Die rührende Darstellung hat alsdann keinen gediegenen Inhalt und wird zu einer leeren Deklamation. Oberflächlich gebildete Zuhörer messen ihren Beifall gewöhnlich nach der Rührung ab, welche die Rede augenblicklich bewirkt, und es ist besonders ein Fehler

von Kanzelrednern, denen es mehr um den Beifall der Menge, als um eine nachhaltige Wirkung der Predigt zu thun ist, oder die auch auf die Überschwänglichkeit ihres eigenen Gefühls einen sehr großen Wert legen, daß sie, statt ihre Zuhörer durch eine ruhige und lichtvolle Darstellung zu belehren, nur darauf ausgehen, sie durch eine pathetische Darstellung zu rühren. Wenn die Zuhörer durch eine solche Predigt auch wirklich gerührt werden, so werden sie doch nicht wahrhaft erbaut. Auch die Volksredner der neuesten Zeit ergehen sich oft in Deklamationen, die augenblicklich rühren und bei der Menge Beifall finden, aber nicht immer erbauen.

Die Würde, die eine wesentliche Eigenschaft des Rednerstiles überhaupt ist (§ 164), muß vorzüglich in dem rührenden Teile der Rede hervortreten, und die Darstellung fordert um so mehr Würde des Ausdruckes, je mehr sie sich zum Pathetischen erhebt (§ 157—158). Es ist oben (§ 158) bemerkt worden, daß besonders ein schicklicher Gebrauch von Ausdrucksformen, welche in unserm jetzigen Sprachgebrauche veraltet sind, zur Würde der Darstellung beiträgt. Es ist darum von sehr guter Wirkung, wenn die Kanzelredner besonders pathetischen Stellen der Rede durch jetzt veraltete Ausdrucksformen der Bibel einen besondern Ausdruck von Würde geben. Es ist jedoch nicht angemessen, von solchen Formen auch in andern Teilen der Rede Gebrauch zu machen, und es ist vollends ungereimt, wenn Kanzelredner, um dem Ausdrucke einen Schein von Würde zu geben, auch die uns fremd gewordene Wortstellung der Bibelsprache in Anwendung bringen (§ 81).

Der rührende Rednerstil fordert, wie der rührende Stil überhaupt (§ 157), eine größere Lebendigkeit der Darstellung und macht darum häufig Gebrauch von den Redefiguren; er fordert aber eine gewisse Auswahl unter den besondern Arten der Figuren. Der Redner will nicht schlechtweg nur rühren, sondern die Rührung soll nachhaltig auf Gesinnung und That wirken. Auch sind die Dinge, welche der Redner als Gegenstände der Rührung darstellt, gewöhnlich von solcher Art, daß sie nicht unmittelbar durch ihren Eindruck auf unsere Sinne oder auf die Phantasie unser Gefühl erregen, sondern zunächst auf unsern Verstand und durch diesen auf das Gefühl einwirken: es sind gewöhnlich Handlungen und Zustände, welche nur dadurch, daß uns von ihren Beziehungen zum geistigen und leiblichen Leben durch die berichtende oder didaktische Darstellung eine klare Erkenntnis geworden ist, auch auf unser Gefühl wirken. Der rührende Rednerstil macht darum vorzüglich Gebrauch von denjenigen Figuren, welche auf eine lebendige

Weise die **logische Form** der Gedanken hervorheben. Zwar ist ein mäßiger Gebrauch von Metaphern, Gleichnissen und andern Figuren, welche den **Inhalt** der Gedanken in sinnlicher Anschaulichkeit darstellen, ebenfalls von guter Wirkung, aber die Wiederholung, die Steigerung und besonders die Figuren des Gegensatzes, sind, weil sie den logischen Wert der Begriffe und Gedanken hervorheben, vorzüglich für den rührenden Rednerstil geeignet. Besonders machen gerichtliche und politische Redner einen sehr wirksamen Gebrauch von dem Kontraste, indem sie Handlungen und Zustände, gegen welche sie das Gefühl aufregen wollen, mit dem, was nach der Natur der Sache und nach göttlichen und menschlichen Gesetzen recht und unverdorbenen Gemütern teuer ist, in grellen Gegensätzen zusammenstellen. — Es ist endlich auch darauf zu achten, daß der rührende Rednerstil, besonders wenn er pathetisch wird, sich in rhythmisch schönen Tonverhältnissen der einfachen Sätze und Perioden bewege (§ 160).

§ 168.

Der Redner teilt, indem er berichten, überzeugen und rühren will, seinen Zuhörern eine große Mannigfaltigkeit von Gedanken mit, welche durch ihre Beziehung zu einem Gedanken, der den eigentlichen Inhalt der Rede ausmacht, zu einer Einheit verbunden sind. Alles Besondere in der Rede hat nur Bedeutung durch seine Beziehung zu dem einen Hauptgedanken, und diese Beziehungen des Besondern und mit ihnen die ganze Rede werden nur verstanden, wenn die besondern Teile der Rede nach ihren Beziehungen zu einander und zu dem Hauptgedanken in einer bestimmten Folge zusammengefügt werden. Die Rhetoriker unterscheiden darum den **Eingang**, das **Thema**, die **Beweisführung** den **pathetischen Teil** und den **Schluß** als die besondern Teile der Rede und bezeichnen die zweckmäßige Aufeinanderfolge derselben als die, **Anordnung** (dispositio) der Rede; wir haben jeden dieser Teile nach seinem Inhalte und nach seiner Stelle in der Anordnung der Rede näher zu betrachten. Die Stellung der besondern Teile muß der Beziehung, in der sie zu dem Zwecke der ganzen Rede stehen, entsprechen; die Anordnung ist darum nicht als eine willkürliche, sondern als eine mit der Natur der Rede notwendig gegebene anzusehen. Man stellt nach dem vorbereitenden Eingange das Thema, das den eigentlichen Gegenstand der ganzen Rede darstellt, voran; die berichtende oder didaktische Beweisführung muß der Rührung — dem pathetischen Teile — vorangehen, und der pathetische Teil in den Schluß der Rede übergehen.

§ 169.

Der Eingang soll die Zuhörer auf die Rede vorbereiten, er soll nämlich dem Gegenstande der Rede die Aufmerksamkeit der Zuhörer zuwenden und zugleich ihre Gemüter in eine der Absicht des Redners günstige Stimmung versetzen. Beides kann oft schon dadurch erreicht werden, daß eine besondere Veranlassung der Rede berichtet wird. Gewöhnlich wird aber die Aufmerksamkeit besonders dadurch erregt, daß der Redner die Wichtigkeit des Gegenstandes hervorhebt. Einer günstigen Stimmung der Gemüter kann sich der Redner dadurch versichern, daß er seine Berufspflicht oder eine nähere Teilnahme an dem Wohle seiner Zuhörer als den Beweggrund und ihre geistige oder leibliche Wohlfahrt als den Zweck seines Vortrages bezeichnet, und daß er, wenn etwa bei den Zuhörern eine vorgefaßte Meinung oder ein Gefühl dem Gegenstande der Rede oder auch der Person des Redners entgegensteht, diese zu entfernen sucht. Der Eingang soll nur vorbereiten, er darf daher nicht schon etwas, das als Beweisführung oder Rührung zu dem Inhalte der Rede gehört, vorausnehmen. Die Darstellung muß einfach und klar sein, und die feierliche Würde der Rede muß sich schon in der ruhig ernsten Haltung des Einganges ankündigen. Die Zuhörer dürfen endlich nicht zu lange in gespannter Ungewißheit über den eigentlichen Gegenstand der Rede hingehalten werden; darum muß der Eingang kurz sein.

§ 170.

Das Thema ist entweder durch äußere Verhältnisse gegeben, wie bei den gerichtlichen Reden, oder hängt von der Wahl des Redners ab, wie bei den meisten Kanzelreden. Es bedarf kaum der Erinnerung, daß in dem letzteren Falle zum Thema nicht eine allgemein anerkannte Wahrheit oder ein Gegenstand zu wählen ist, der mit dem praktischen Leben der Zuhörer nicht in einer näheren Beziehung steht. Weil alle andern Teile der Rede nur durch ihre Beziehung auf das Thema ihre eigentliche Bedeutung erhalten, wird es nach dem Eingange gleich im Anfange der Rede vorgetragen. Es muß kurz, einfach, ohne den Schmuck rhetorischer Figuren und zugleich mit gehöriger Bestimmtheit ausgedrückt werden. Oft liegt der in dem Thema ausgedrückte Gedanke dem Fassungsvermögen der Zuhörer nicht nahe genug, um von ihnen sogleich vollkommen verstanden zu werden, oder es ist nötig, den Umfang des Gedankens auf ein Besonderes zu beschränken, oder einem Mißverständnisse vorzubeugen: und der Redner verbindet alsdann mit dem Thema eine den Sinn desselben näher bezeichnende Erklärung, die

ebenfalls klar und einfach sein muß. Das Thema hat in der Regel die oben bezeichnete Stellung; es wird jedoch oft in dem Anfange der Rede nicht bestimmt ausgesprochen, sondern nur angedeutet und in der Form einer Frage dargestellt, welche erst in der nachfolgenden Rede ihre Lösung finden soll. Der Redner läßt dann seine Zuhörer selbst am Ende der Rede das Thema aus der Betrachtung folgern, und diese Anordnung ist besonders dann von guter Wirkung, wenn das Ergebnis etwas für die Zuhörer Unerwartetes ist und sie durch seine Neuheit überrascht.

§ 171.

Von der Beweisführung hängt vorzüglich die Wirkung der Rede ab; sie ist darum als der wichtigste Teil und eigentliche Kern der ganzen Rede anzusehen. Der Beweis ergiebt sich entweder unmittelbar aus Thatsachen, welche nur berichtet werden, oder er wird durch Vernunftschlüsse begründet, indem aus Thatsachen oder aus anerkannten Wahrheiten ein Urteil nach logischen Gesetzen gefolgert wird, und fordert dann eine didaktische Darstellung. Sehr oft, besonders in gerichtlichen und politischen Reden, werden beide Arten der Darstellung mit einander verbunden. Wir haben dem, was von der berichtenden und von der didaktischen Darstellung überhaupt und von ihrer Anwendung auf den Rednerstil insbesondere schon gesagt worden ist, noch einige Bemerkungen über die durch Vernunftschlüsse zu begründende Beweisführung hinzuzufügen.

Die Beweisführung bewirkt nur dann eine wahrhafte Überzeugung, wenn sie bündig und zugleich leicht verständlich ist. Der Beweis ist bündig, wenn der Schluß als ein Urteil aus einem andern als wahr erkannten Urteile mit Notwendigkeit gefolgert wird, weil entweder die Urteile mit einander in dem kausalen Verhältnisse von Grund und Wirkung stehen, oder der Schluß als ein Besonderes unter dem andern Urteile als einem Allgemeinen begriffen ist: ersteres, wenn z. B. ein rechtlicher Besitz durch einen Kaufbrief, oder die Unschuld des eines Mordes Beschuldigten dadurch erwiesen wird, daß er zur Zeit des begangenen Mordes an einem andern Orte war; letzteres, wenn z. B. erwiesen wird, daß ein besonderer Rechtsfall unter einem der bestehenden Landesgesetze begriffen ist. Wenn der Schluß aus einem kausalen Verhältnisse nicht mit Notwendigkeit gefolgert wird, so ist er nur wahrscheinlich, aber es ist für den besondern Zweck der Rede, und besonders wenn der Redner vorzüglich auf die Gemüter wirken will, oft hinlänglich, nur die Wahrscheinlichkeit eines Urteiles nachzuweisen. So führt Antonius in Shakespeares Julius Cäsar gegen des Brutus Anklage,

daß der ermordete Cäsar herrschsüchtig gewesen, nur an, daß er mit dem Lösegelde für die nach Rom gebrachten Gefangenen den öffentlichen Schatz gefüllt, daß er geweint habe, wenn Arme zu ihm schrieen, daß er dreimal die ihm gebotene Königskrone ausgeschlagen, und er erreicht seinen Zweck vollkommen, indem er daraus die nur wahrscheinliche Folgerung zieht, daß Cäsar nicht herrschsüchtig gewesen. Wenn der Redner das nur mit Wahrscheinlichkeit Gefolgerte als ein mit Notwendigkeit Gefolgertes darstellen wollte, so würde er ein Mißtrauen erregen, das der Überzeugung störend entgegenträte. Es ist endlich von großer Wirkung, wenn der Redner am Schlusse der Beweisführung in schlagender Weise die entgegengesetzte Ansicht durch die aus ihr gezogenen Folgerungen als eine Absurdität darstellt.

Der Redner kann oft bei den Zuhörern Einwürfe gegen den zu beweisenden Satz voraussetzen. Jedem Einwurfe liegt irgend eine Wahrheit zu Grunde, und der Redner gewinnt das Vertrauen der Zuhörer, und seine Ansicht findet bei ihnen leichter Eingang, wenn er, ihnen entgegenkommend, das, was wahr ist, einräumt und nur die daraus gezogene Folgerung berichtigt. Auch unbedeutende Einwendungen werden oft von dem Redner herbeigezogen, weil sie ihm Gelegenheit geben, irgend einen bedeutenden Gedanken hervorzuheben. Auch Vorurteile soll der Redner durch eine ernsthafte Prüfung, jedoch in schonender Weise, beseitigen.

Es können für einen Satz oft mehrere Gründe angeführt werden, und man stellt besonders dann mehrere Gründe zusammen, wenn einer für sich allein keine volle Überzeugung giebt. Man stellt alsdann den bündigsten Grund nach den weniger bündigen ganz an das Ende des Beweises: der bündigste Grund ist immer der, welcher aus der Natur der Sache selbst hergenommen ist; weniger bündig sind Gründe, die aus der Erfahrung — aus dem, was gewöhnlich geschieht — oder von einer Autorität hergenommen sind. Zeugnisse anerkannter Autoritäten werden meistens angeführt, nicht sowohl um die Wahrheit des Satzes selbst, als die Richtigkeit der Beweisführung zu bestätigen; man läßt sie daher gern der eigentlichen Beweisführung nachfolgen. Man vermeide übrigens, eine große Anzahl von Gründen anzuhäufen: die Zuhörer werden durch zu viele Gründe leicht ermüdet und zerstreut. Es wird dem Redner endlich leicht gelingen, seine Zuhörer zu überzeugen, wenn er selbst von der Wahrheit dessen, was er sagt, vollkommen überzeugt und von dieser Überzeugung durchdrungen ist: die triftigsten Beweisgründe werden sich ihm dann von selbst darbieten; und er wird sie mit einer Zuversicht und Lebendigkeit vortragen, welche auch bei den Zuhörern die Überzeugung fördert. Die lebendige Überzeugung

von einer Wahrheit hat in der Darstellung einen besondern Ausdruck, der den Angeredeten ergreift und mit sich fortreißt.

Die Verständlichkeit der Beweisführung fordert, daß nicht nur die Gründe selbst leicht verstanden, sondern auch ihre logischen Beziehungen zu dem aus ihnen gefolgerten Urteile sogleich erkannt werden. Letzteres wird zunächst dadurch bewirkt, daß die Gründe mit dem aus ihnen gefolgerten Urteile und miteinander in einer Anordnung und Form zusammengestellt werden, welche den logischen Beziehungen vollkommen entspricht. Die Beweisführung enthält oft sehr mannigfaltige Gründe, die nach ihren logischen Beziehungen einander entweder beigeordnet oder untergeordnet sind. Mehrere Gründe sind einander beigeordnet, wenn sie in gleichem Verhältnisse unmittelbar dasselbe Urteil begründen; sie sind einander untergeordnet, wenn der Grund des zu beweisenden Urteils selbst aus einem zweiten, und dieser wieder aus einem dritten Grunde gefolgert wird. Die Anordnung der ganzen Beweisführung wird nun übersichtlich und leicht verständlich, wenn überall der Grund und das aus ihm gefolgerte Urteil gehörig auseinandergehalten und insbesondere die Beziehungen der einander beigeordneten und der einander untergeordneten Gründe durch ihre Stellungen unterschieden werden. Die einander beigeordneten Gründe müssen nebeneinander gestellt und ihre gemeinsame Beziehung auf das Urteil bezeichnet werden; dagegen muß jeder der einander untergeordneten Gründe mit dem aus ihm unmittelbar gefolgerten Urteile zusammengestellt werden. Die Verständlichkeit fordert besonders, daß der Redner nicht Mittelglieder der Beweisführung auslasse, welche für ihn, aber nicht ebenso für den Zuhörer sehr nahe liegen und von diesem nicht leicht ergänzt werden. Andererseits ist darauf zu achten, daß aus den Gründen nicht Folgerungen gezogen und in die Beweisführung Dinge aufgenommen werden, welche sich nicht auf den eigentlichen Gegenstand der Beweisführung und auf den Zweck der Rede beziehen.

Die Beweisführung darf nicht zu einer Abhandlung werden: sie hat in Inhalt und Form mit der Abhandlung manches gemein (§ 153), ist aber von dieser wesentlich verschieden. Die Abhandlung hat eine wissenschaftliche Frage zum Gegenstande, ist für wissenschaftlich gebildete Leser bestimmt, und die Begründung einer wissenschaftlichen Ansicht ist ihr letzter Zweck: sie behandelt darum ihren Gegenstand in erschöpfender Weise, betrachtet ihn nach allen seinen Beziehungen, erforscht die letzten Gründe der Dinge, und in Bezug auf die Darstellung kann man nur fordern, daß sie wissenschaftlich gebildeten Lesern verständlich sei. Dagegen muß der Redner in der Beweisführung seine Betrachtung auf diejenigen Dinge beschränken, welche mit dem letzten Zwecke der Rede

— der Einwirkung auf den Willen — in unmittelbarer oder mittelbarer Beziehung stehen; der Gegenstand der Beweisführung ist ein solcher, der auch den nicht wissenschaftlich gebildeten Zuhörern nahe liegt, und auch die Gründe, die er anführt, sollen ihnen nahe liegen. Die Darstellung muß endlich auch für die weniger Gebildeten, und nicht nur, wie die Abhandlung, für einen Leser, sondern auch für die Zuhörer vollkommen verständlich sein. Gelehrte Redner verfallen leicht in den Fehler, daß die Beweisführung zu einer Abhandlung wird und die Zuhörer teils durch den zu großen Umfang, teils durch die schwer verständliche Form der Darstellung ermüdet. Gewöhnlich macht die Beweisführung an sich den größten Teil der Rede aus und nimmt am meisten eine gespannte Aufmerksamkeit der Zuhörer in Anspruch; es ist darum sehr darauf zu achten, daß die Beweisführung überhaupt sich nicht in einem zu großen Umfange ausbreite und die Zuhörer schon in der Mitte der Rede ermüde. Der Umfang der Beweisführung hängt zwar von der besondern Art des verhandelten Gegenstandes ab, aber der Redner soll sich besonders bei diesem Teile der Rede, so viel es die Natur der Sache zuläßt, der Präzision und Kürze befleißigen.

§ 172.

Der Gegenstand der Rede ist oft, besonders in gerichtlichen Reden, von der Art, daß der Zweck der Rede erreicht wird, wenn nur der Verstand der Zuhörer durch einen bündigen Beweis von besondern Thatsachen überzeugt wird, und der Redner kann alsdann von der Beweisführung unmittelbar zum Schlusse der Rede übergehen. Der Gegenstand der Rede steht aber meistens, wie in allen geistlichen und in vielen politischen Reden, in einer näheren Beziehung zu dem Begehrungsvermögen, und die Beweisführung versetzt auch die Gemüter der Zuhörer in eine Stimmung, welche sie zum Handeln treibt. Der Redner sucht nun nach der Beweisführung diese Rührung der Gemüter in dem sogenannten *pathetischen Teile* der Rede zu beleben, daß sie die ganze Seele der Zuhörer durchdringe und nachhaltig wirke auf Gesinnung und That. Zu dem Ende hebt der Redner die Beziehungen hervor, in denen die von ihm bewiesene Wahrheit zu den Gütern des Lebens steht, und stellt besonders in lebendiger Anschaulichkeit die Folgen dar, welche für die geistige und leibliche Wohlfahrt des Staates, der besondern Stände oder einzelner Bürger, für den Frieden des bürgerlichen und Familienlebens, für die geistige, sittliche und religiöse Bildung, für Eigentum, Freiheit und andere Güter des Lebens einerseits aus der Erfüllung, und andererseits aus der Nichterfüllung der an die Zuhörer gestellten Anforderung hervorgehen. Je höherer Art

die Güter des Lebens sind, auf welche sich die Rede bezieht, und je mehr der Redner selbst von seinem Gegenstande begeistert ist, desto leichter wird es ihm gelingen, auch seine Zuhörer zu begeistern. Eine pathetische Darstellung würde jedoch, wenn der Redner nur irgend ein untergeordnetes Interesse des bürgerlichen Lebens zu vertreten hat, bei den Zuhörern eine seiner Absicht entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Der Redner hat in dem pathetischen Teile der Rede Gelegenheit, sein Talent in besonderem Glanze zu zeigen, und wird leicht versucht, diesen Teil weiter, als billig ist, auszudehnen. Aber es liegt in der Natur jeder lebhaften Rührung, daß sie nur kurze Zeit dauern kann; zudem kann man den Zuhörern, besonders wenn eine sehr ausgedehnte Beweisführung vorangegangen, nicht mehr zumuten, daß sie dem pathetischen Teile lange Zeit eine gleich gespannte Aufmerksamkeit zuwenden: darum soll der Redner auch darauf achten, daß dieser Teil der Rede kurz sei.

§ 173.

In dem Schlusse der Rede will sich der Redner der von ihm gewonnenen Zustimmung seiner Zuhörer versichern, indem er ihnen noch einmal in einer gedrängten Übersicht vergegenwärtigt, was ihren Verstand überzeugen und ihr Gemüt bewegen soll. Er faßt diejenigen Thatsachen und Gründe, welche die Hauptstücke des Beweises ausmachen, kurz zusammen und ruft noch einmal die Gefühle hervor, welche in dem pathetischen Teile der Rede am lebendigsten angeregt worden. Er hebt mehr entweder die Beweisgründe oder die Eindrücke auf das Gemüt hervor, je nachdem die Wirkung der Rede auf Gesinnung und That mehr von der Überzeugung der Zuhörer oder von ihrem Gefühle abhängt. Der Eindruck auf die Gemüter kann endlich dadurch verstärkt werden, daß der Redner eine seiner Anforderung entgegengesetzte Handlung oder Gesinnung und ihre Folgen so darstellt, daß sie den Unwillen und Abscheu der Zuhörer erregt. Die Stimmung des Redners sowohl als der Zuhörer fordert besonders in dem Schlusse einen pathetischen Aufschwung der Darstellung, der, bis an das Ende der Rede gesteigert, die Gemüter tief ergreift.

§ 174.

Die Redekunst der Deutschen hat sich zuerst in der Predigt versucht, und schon aus dem 12. und 13. Jahrhundert sind uns deutsche Predigten überliefert, die allerdings zum Teil noch sehr roh und unbeholfen in der Form sind. Durch ihren volkstümlichen Ton zeichnen sich unter diesen die Predigten Bruder Bertholds von Regensburg

aus, der gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts lebte. Durch die Thätigkeit der Mystiker entwickelte sich diese Art volkstümlicher Beredsamkeit im vierzehnten Jahrhundert zu hoher Blüte, und es ragte hier namentlich Johannes Tauler († 1361 in Straßburg) hervor, der die tiefsinnigen Anschauungen der Mystiker mit nachdrücklicher Kraft zum Ausdruck zu bringen und dieselben zugleich in ein höchst anmutiges Gewand zu kleiden wußte. Stilistisch nicht so wertvoll, wohl aber durch ungezwungene Derbheit und volkstümlichen Witz berühmt waren die Predigten Johannes Geilers von Kaisersberg, der gegen Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts als Prediger in Straßburg lebte. Sammlungen seiner Predigten erschienen unter den Titeln: Der seelen Paradiſs, von waren vnd volkummen tugenden sagend, 1510; Das buch Granatapfel, im latin genant Malogranatus. Item ain merckliche vnderrichtung der geistlichen spinnerin. Item etlich predigen von dem hasen im pfeffer, 1511; Christenlich bilgerschafft zuom ewigen vatterland, 1512 u. a. Fast burlesk im Ton waren seine Predigten über Brants Narrenschiff. Der Stil Geilers von Kaisersberg kann keineswegs als ein mustergiltiger Kanzelstil bezeichnet werden, besonders deshalb nicht, weil ihm vielfach die rechte Würde fehlt, deren der gute Rednerstil überhaupt, namentlich aber der Kanzelstil notwendig bedarf. Einen wirklich edlen und doch dabei einfachen und volkstümlichen Predigtstil hat erst Luther begründet, der ja die Predigt wieder in den Mittelpunkt des Gottesdienstes stellte. Zwar war auch er anfangs teilweise noch in der Kanzelmanier befangen, wie sie durch Geiler von Kaisersberg üblich geworden war, aber er erkannte bald das Halt- und Würdelose derselben und schlug eine ganz neue Richtung ein, indem er sich den einfachen Herzenston der heiligen Schrift und die innige Wärme der Mystiker zum Muster nahm. Auf diesem Grunde erschuf er dann, den praktischen Bedürfnissen des Volkes und der neu begründeten Kirche Rechnung tragend, einen Predigtstil, welcher der dominierenden Stellung, welche die Predigt im evangelischen Gottesdienste einnehmen sollte, völlig entsprach. Sein Schüler Johann Matthesius (1504—1565) pflegte die Predigt im Geiste Luthers, und seine Predigten sind ganz nach Luthers Vorbild eingerichtet. Auch Johann Arndt († 1621), der bekannte Verfasser der vier Bücher vom wahren Christentum, zeigte in seinen Predigten nach Form und Inhalt noch dieselbe Richtung. Im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts aber war die kirchliche Beredsamkeit bereits wieder in Verfall geraten, in den Predigten wurden gewöhnlich dogmatische Erörterungen und confessionelle Differenzen in einer höchst trockenen und dürftigen Sprache vorgetragen,

von einer Erbauung der Gemeinde und von einem lebendigen, volkstümlichen Stil war nicht mehr die Rede. Erst Philipp Jakob Spener (1635—1705) und August Hermann Francke (1663—1727) beseitigten diesen unfruchtbaren Scholasticismus und gaben in ihren Predigten wieder Nahrung für Herz und Gemüt. Obwohl Speners Predigten noch immer an einer ermüdenden Breite litten, so wurde doch der Stil durch den gesündern Inhalt bereits wesentlich umgestaltet, und Franckes kirchliche Reden zeigten wieder eine Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Sprache, die an Luthers Zeiten erinnerte. Eine eigenartige Erscheinung auf dem Gebiete der Kanzelberedsamkeit im siebzehnten Jahrhundert war Abraham a St. Clara (eigentlich Ulrich Megerle, Barfüßermönch, † 1709 als Hofprediger in Wien), der bedeutendste Redner der katholischen Kirche in jener Zeit. Seine Predigten waren von großer volkstümlicher Kraft, schlugen aber oft geradezu einen burlesken Ton an. Diesen Ton hat Schiller in der Kapuzinerpredigt in Wallensteins Lager vortrefflich wiedergegeben, deren Quelle und Vorbild wir in Abraham a Sancta Clara zu suchen haben, speciell in dessen Traktat: Auff, auff Ihr Christen! Das ist: Ein bewegliche Anfrischung, Der Christlichen Waffen Wider Den Türckischen Bluet Egel (Wien 1683). In demselben sagt Abraham a Sta. Clara unter anderm: Hinweg mit den jenigen Soldaten, die lieber von den Mufsgatellern, als von den Mufsqueten hoeren: Fort mit den jenigen Soldaten, die lieber mit der Decken, als mit dem Degen umbgehen: Aufs mit solchen Soldaten, die lieber zu Frefsburg als Prefsburg in der Quarnison ligen: Nichts nutz seynd die jenige Soldaten, die lieber Lucelburg als Luxenburg belaegeren! Nicht zu leyden seynd die jenige Soldaten, die da lieber Partiterey als Parthey Reutter abgeben; zu schimpffen seynd alle die jenige Soldaten, die lieber mit der Sabinl als mit dem Saebel umbspringen; dergleichen Soldaten sollen bey der Gunckel und Spinraedel mit den alten Weibern Faden ziehen; oder bey den Kirschnern die Hasenbälg aufsklopffen; oder hinter dem Ofen mit der Bruethenn das Nest hüten: Entgegen ein rechtschaffener Soldat schreibe sich von Mehr Zueschlag, dann solcher aufs unverzagter Tapfferkeit nur begehrt auff den Feind Mehr Zueschlagen, drauff schlagen, drein schlagen, drumbschlagen, ein solcher kühner und tapfferer Soldat ware absonderlich der David.

Im achtzehnten Jahrhundert lag die Kanzelberedsamkeit tief darnieder, der Rationalismus nahm dem Rednerstile sein eigenartiges Gepräge, es wurden auf der Kanzel philosophische Abhandlungen in der Sprache der Popularphilosophen vorgetragen, wahre Beredsamkeit konnte sich dabei nicht entwickeln. Einzelne machten zwar auch hier eine Aus-

nahme, wie Johann Lorenz von Mosheim, der als Professor der Theologie in Helmstädt, später in Göttingen lebte, Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, Hofprediger des Herzogs Karl von Braunschweig u. a., aber auf den Ton und die Haltung der Predigt im allgemeinen vermochten sie nicht umgestaltend einzuwirken. Erst gegen das Ende des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts kehrte die kirchliche Beredsamkeit zu gesunder Natürlichkeit und zu kräftiger Schönheit zurück, und mit der Entfaltung unserer Dichtung zu ihrer höchsten Blüte entwickelte sich auch die kirchliche Rede zu wahrhaft künstlerischer Vollendung. Als große Kanzelredner, deren Predigten sowohl durch Gedankentiefe, als durch eine künstlerisch schöne Form hervorragen, sind aus dieser Zeit Georg Joachim Zollikofer, Prediger der reformierten Gemeinde in Leipzig, † 1788, Franz Volkmar Reinhard, Oberhofprediger in Dresden, † 1812, und namentlich Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher, Professor der Theologie in Halle, später in Berlin, † 1834, zu nennen. Von Schleiermacher sind namentlich seine Reden über die Religion berühmt, welche er 1799 im Druck herausgab.

Neben der kirchlichen Beredsamkeit begann sich nun gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts auch eine weltliche zu entwickeln, zunächst in den akademischen Reden und in den Schulreden, später auch in politischen und gerichtlichen Reden. Unter den Schulreden sind namentlich die Herders berühmt, auch Hegels Schulreden sind nach Form und Inhalt hervorragend. Politische Reden im edelsten Sinne des Wortes sind Fichtes Reden an die deutsche Nation, die er im Winter des Jahres 1807—1808 in Berlin vor einer glänzenden Versammlung Gebildeter aus allen Kreisen hielt, und in denen er das deutsche Volk ermahnte, sich innerlich von allen fremden Fesseln frei zu machen und sich dann auf Grund der inneren Freiheit auch die äußere zurückzuerobern. Namentlich seit den Jahren 1830 und 1848 aber hat sich die politische und gerichtliche Beredsamkeit außerordentlich rasch entfaltet; die parlamentarischen Verhandlungen und die Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens haben nach dieser Richtung hin einen sehr günstigen Einfluß geübt und diese Zweige der Beredsamkeit in kurzer Zeit zu hoher Blüte entwickelt.

Als bedeutende Redner aus neuerer Zeit sind zu erwähnen: Friedrich Wilhelm Krummacher, der Sohn des bekannten Parabeldichters, Joh. Karl Eduard Schwarz, Professor der Theologie in Jena, Leberecht Uhlich, Prediger der freien Gemeinde in Magdeburg, Johann Friedrich Ahlfeld, Pfarrer in Leipzig, Luthard, Professor der Theologie in Leipzig, Karl Gerok in Stuttgart, Rühling, Hofprediger in Dresden

u. a., die sich auf dem Gebiete der Kanzelberedsamkeit hervorgethan haben und zum Teil noch jetzt als Kanzelredner wirken, ferner Jacob Grimm, Friedrich Vischer, Professor in Straßburg, Kuno Fischer, Professor in Jena, Heinrich von Sybel u. a., die ausgezeichnete akademische Reden gehalten haben, weiter Freiherr Ernst Friedrich Georg von Vincke, Benedict Franz Leo Waldeck, Julius Stahl, Fürst Bismarck, Rudolf Gneist, Rudolf Virchow, Eugen Richter, Windthorst, von Bennigsen u. a., welche zum Teil wahre Meisterstücke parlamentarischer Beredsamkeit geliefert haben. Von gerichtlichen Reden sind nur wenige in weiteren Kreisen bekannt geworden; berühmt ist auf diesem Gebiete namentlich Johann Georg August Wirths Verteidigungsrede (gedruckt unter dem Titel: Die Rechte des deutschen Volkes, Nancy 1833), durch welche er seine Richter bewog, ihn von der Anklage des Hochverrats freizusprechen, die nach dem Hambacher Feste gegen ihn erhoben worden war.

Proben des Rednerstiles:

Aus einer Predigt Johann Taulers über Luc. 10, 23. (Vierzehntes Jahrhundert):

Man liset das sich vnser herre zu einem male fröwete, do er jndewendig an sach die von sinem vatter fürsehen worent. Vnd sprach „Ich danken dir, himmelischer vatter, das du dise ding hest verborgen vor den grossen vnd den wisen dirre welte, Vnd hast siu geoffenbaret den kleinen.“ Do kerte er sich zuo sinen geminneten jungern Vnd sach siu an, vnd er hub an das ewangelium das man nu liset von der wochen von der zijt: „Beati oculi qui vident que uos videtis, Selig sint die do sehent das ir do sehent. Wanne vil künige vnd propheten begerten zuo sehende das ir do sehent, vnd ensohent es niut; Vnd zuo hoerende das ir hoerent, vnd en hortent es niut.“ Do kam ein meister von der e Vnd wolte vnsern herren versuochen vnd in do mitte verwerffen, Vnd froget in vnd sprach „meister, was sol ich tuon, das ich das ewige leben besitze?“ Vnd vnser herre entwürte ime guetlich, vnd wuste doch wol das sin meinunge valsch waz, vnd sprach „Wie lisestu in der e?“ Do sprach er „das man got minnen sol von allem hertzen vnd selen vnd von allem gemuete, vnd den nehsten also sich selber.“ Do sprach vnser herre „das tuo, vnd du solt leben.““

Nu nemen wir das erste wort „Selig sint die ougen die do sehent das ir do sehent.“ Der mensche hat zweierleige ougen, vssewendige ougen vnd jndewendige ougen; Vnd were das jnnerliche ouge niut, So wer es herte snoede krang ding mit dem vssewendigen ougen vmb den menschen, Vnd so wer der mensche also ein

vihe oder tier. Lieben kinder, wie mag nu das sin, das die edele vernunft, das jndewendige ouge, alsus erbermeklich erblendet ist, das es dis woren liehtes niut en siht? der mordige schade ist dannan von kummen: Do ist ein dicke grop hut vnd ein dickes vel über gezogen: Daz ist minne vnd meinunge der creaturen, oder es si der mensche selber oder ettewas des sinen; Vnd von dem ist der mensche blint vnd toup worden, siu sint in welicher stat siu sint, weltlich oder geistlich. Vnd hie mit gont siu zuo dem heiligen lichom vnsers herren, Vnd ie me siu dar gont, ie touber siu sint vnd ie blinder siu werdent vnd die hut ie dicker würt. Kinder, wannen von wenent ir das das kumme, das der mensche in sinen grunt in keine wis mit niut kummen mag? Das ist des schult: do ist also manige dicke hut über gezogen, dicke also ohsen stirnen, Vnd die hant im sin innerkeit also verdecket, das got noch er selber niut drin en mag: es ist verwahssen. Wissent, etteliche menschen mugent drissig oder viertzig hiute haben, dicker grober swartzer hiute also beren hiute. Wele sint dise hiute? das ist ein ieglich ding do du dich mit willen zuo kerest, Es si gemuetwillikeit an worten vnd an werken, an gunst an vngunst, Hochmuetikeit, eigenwillikeit, behegenlicheit deheines dinges ane got, hertmuetikeit, lihtuertikeit, vnbehuotsamekeit der wandelungen.

Aus Luthers letzter Predigt über Matth. 11. (Sechzehntes Jahrhundert):

Ich preise dich Vater vnd Herr Himels vnd der Erden, das du solches den Weisen vnd Klugen verborgen hast, vnd hast es den Vnmündigen offenbaret. u. s. w.

Auslegung des Euangelij.

Das ist ein schoen Euangelium, vnd hat viel feiner lere in sich begrieffen, Aber wir wollen jtzt zum teil dauon reden, als viel wir können, vnd Gott gnade verleihet.

Der Herr lobt vnd preiset seinen himlischen Vater alhie, das er hab verborgen solches den Klugen vnd Weisen, das ist, Das er das Euangelium den Weisen vnd Klugen nicht hat kund gethan, Sondern den Kindern vnd vnmündigen offenbaret, die nicht reden noch predigen können, noch klug vnd weise sein. Hiemit hat er angezeigt, das er den Weisen vnd klugen feind sey, vnd lust vnd lieb habe zu denen, so nicht klug vnd weise, sondern wie die jungen Kinder sind.

Aber das ist für der Welt seer toerlich vnd ergerlich geredt, das Gott den Weisen so feind solt sein, vnd sie also verdamnen,

So wir doch meinen, Gott könne nicht regieren, er müsse kluge vnd weise Leut dazu haben.

Aber es hat diese meinung, Die Weisen vnd Klugen in der Welt machens also, das jnen Gott nicht günstig oder gut sein kan, Denn sie haben das hertzleid, machens in der Christlichen Kirchen, wie sie es selbs wollen, Alles was Gott thut vnd macht, das müssen sie bessern, Das also kein ermer, geringer, verachter Discipel nicht ist auff Erden, als Gott, Er mus aller Jünger sein, jederman wil sein Schulmeister vnd Preceptor sein.

Das sihet man von anbegin der Welt, in allen Ketzern, Arius vnd Pelagius, vnd jtzt zu vnser zeit, die Widerteuffer vnd Sacramentirer, vnd alle Schwermer vnd auffrhürer, die sind damit nicht zu frieden, was Gott gemacht vnd eingesetzt hat, Können es nicht lassen bleiben, wie er es geordent, Meinen, sie müssen auch etwas machen, auff das sie etwas bessers sein für andern Leuten, vnd rhümen können, Das hab ich gemacht, Es ist zu schlecht vnd gering, ja zu kindisch vnd nerricht, was Gott macht vnd stifftet, Ich mus etwas dazu thun.

Das ist die natur der schendlichen weisheit auff Erden, sonderlich in der Christlichen Kirchen, da ein Bischoff auff den andern, ein Pfarrherr auff den andern hacket vnd beist, vnd einer den andern hindert vnd stoesset, Wie man allezeit im Kirchenregiment solchs mit grossem schaden erfaren hat.

Dasselbig sind die rechte Meister Klüglinge (dauon Christus hie redet) die das Pferd im hindern zeumen, vnd nicht auff dem wege bleiben wollen, so vns Gott selbs fürgestalt, sondern jmer etwas sonderlichs haben vnd machen müssen, Das die Leute darnach sagen, Ey, es ist nichts mit vnserm Pfarherr oder Prediger, Das ist der rechte Man, Der wirds thun.

Ists aber nicht verdrieslich, vnd solt Gott darüber nicht vngedültig werden? Solt er an solchen grossen gefallen haben, die jm so gar zu klug vnd weise sind, vnd allzeit jn zur Schulen füren wollen? wie in demselbigen Capitel hernach folget, Die Weisheit mus sich rechtfertigen lassen von jren eigen Kindern. Ey es stehet fein, wenn das Ey wil klüger sein, denn die Henne, Eine schoene meisterschaft mus sein, wo die Kinder jren Vater vnd Mutter, die narren vnd thoren, weise Leute regieren wollen. Siehe, das ist die vrsach, das allenthalben die Klugen vnd Weisen in der Schrifft verdamnet werden.

Aus Reinhards Landtagspredigt am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts (über Joh. 20, 19—31):

„Mit diesem Eifer für das Christentum verbindet aber auch Anhänglichkeit an eure bürgerliche Verfassung, wenn ihr auf der Grenze zweier Jahrhunderte heilsame Entschließungen fassen wollet. Ihr sehet freilich überall um euch her Beispiele vom Gegenteil: nichts scheint den Nationen der Erde mehr zu mißfallen als die bisher bestehende Ordnung, und sie hoffen, nur eine andere Einrichtung der bürgerlichen Verhältnisse könne den Übeln abhelfen, von denen sie sich gedrückt fühlen, könne sie frei und glücklich machen. Lasset euch nicht bethören, meine Mitbürger! Ihr sehet wie teuer der Versuch einer solchen Umformung allen denen zu stande kommt, die ihn wagen; ihr sehet, daß der Zwang der neuen Ordnung, wo nicht drückender, doch ebenso lästig ist als der alten; ihr sehet, daß die Übel, denen man auf eine so gewaltsame Art abhelfen wollte, unter andern Benennungen und mit schrecklichen Auftritten und wilden Greueln begleitet, in die neue Verfassung zurückkehren. O haltet, haltet was ihr habt, wenn ihr mit Sicherheit in das neue Jahrhundert hinüber treten wollet. Vergesset es nicht, daß die beste Verfassung die ist, die am besten verwaltet wird, und daß es nur von euch abhängt, in der eurigen glücklich zu sein. Heilig und unverletzlich sei euch also das gesellschaftliche Band, das euch mit einander vereinigt. Als die Beschützerin eurer Person, als die Verteidigerin eurer Rechte, als die Erhalterin alles dessen, was euch auf Erden wert und teuer ist, betrachtet die Verfassung eures Vaterlandes, und fahret fort ihr die Treue zu beweisen, die ihr derselben geschworen habet. Fürchtet nicht, diese Anhänglichkeit an sie, dieses strenge Festhalten derselben werde die vorhandnen Gebrechen gleichsam verewigen, werde alle Verbesserungen unmöglich machen und allen Fortschritt hindern, werde verursachen, daß ihr hinter andern Völkern zurückbleiben und an den Wohlthaten des neuen Jahrhunderts keinen Anteil haben werdet. Schließt denn das Festhalten einer Verfassung ihre allmähliche Verbesserung aus? Muß man, um einen Körper von seinen Gebrechen zu heilen, ihn erst töten und zerstören? Habt ihr nicht gesehen, daß bisher so mancher Mißbrauch abgestellt, so manche Last gehoben und so manches Übel ausgerottet worden ist? Haben eure Stände nicht stets daran gearbeitet, mit Beibehaltung aller Grundgesetze euern Zustand glücklicher zu machen? Haben sie von diesem edlen Eifer nicht jetzt neue Beweise gegeben und den Grund zu mancher heilsamen Verbesserung gelegt? Ist geräuschlose Wirksamkeit für das Gute, ist vorsichtiges Weiterstreben, ist bedächtiges, aber desto gründlicheres Bessern nicht der Geist eurer bisherigen Regierung gewesen? Seid ihr unter der Leitung und dem Einflusse dieses Geistes in irgend einem wahren Vorzug zurückgeblieben? Habt ihr, wenn ihr aufrichtig sein und die Wahrheit gestehen wollet, Ursache irgend ein Volk, wie

stolz es auch auf seine Verfassung sein mag, zu beneiden? Wollet ihr also auch im kommenden Jahrhundert den Ruhm eines weisen, ehrwürdigen und glücklichen Volks behaupten; wollet ihr euch in der Ordnung, die Gott selbst vorgeschrieben hat, zu neuen Vollkommenheiten erheben; wollet ihr euern Kindern und Enkeln eine sichere Bahn zur Ehre und zur Wohlfahrt öffnen: so verabscheuet alle Gewalt und bleibet Freunde des Rechts; so hütet euch vor wildem Leichtsinn und verfahret mit bedachtsamem Ernst; so tretet den neuen Zeitraum mit dem festen Entschluß an, der bürgerlichen Verfassung des Vaterlandes mit aller Gewissenhaftigkeit echter Christen treu zu bleiben."

Aus Fichtes Reden an die deutsche Nation (Dreizehnte Rede: Über die Mittel, uns bis zur Erreichung unsers Hauptzwecks aufrecht zu erhalten. Fortsetzung der zwölften Rede. 1808):

Am allertiefsten endlich erniedrigt es uns vor dem Auslande, wenn wir uns darauf legen, demselben zu schmeicheln. Ein Teil von uns hat schon früher sich sattsam verächtlich, lächerlich und ekelhaft gemacht, indem sie den vaterländischen Gewalthabern bei jeder Gelegenheit groben Weihrauch darbrachten, und weder Vernunft, noch Anstand, gute Sitte und Geschmack verschonten, wo sie glaubten, eine Schmeichelrede anbringen zu können. Diese Sitte ist binnen der Zeit abgekommen, und diese Lobeserhebungen haben sich zum Teil in Scheltworte verwandelt. Wir gaben indessen unsern Weihrauchwolken, gleichsam damit wir nicht aus der Übung kämen, eine andere Richtung nach der Seite hin, wo jetzt die Gewalt ist. Schon das erste, sowohl die Schmeichelei selbst, als daß sie nicht verbeten wurde, mußte jeden ernsthaft denkenden Deutschen schmerzen; doch blieb die Sache unter uns. Wollen wir jetzt auch das Ausland zum Zeugen machen dieser unsrer niedrigen Sucht, sowie zugleich der großen Ungeschicklichkeit, mit welcher wir uns derselben entledigen, und so der Verachtung unsrer Niedrigkeit auch noch den lächerlichen Anblick unsrer Ungelenkigkeit hinzufügen? Es fehlt uns nämlich in dieser Verrichtung an aller dem Ausländer eignen Feinheit; um doch ja nicht überhört zu werden, werden wir plump und übertreibend und heben mit Vergötterungen und Versetzungen unter die Gestirne gleich an. Dazu kommt, daß es bei uns das Ansehen hat, als ob es vorzüglich der Schrecken und die Furcht sei, die unsre Lobeserhebungen uns auspressen; aber es ist kein Gegenstand lächerlicher, denn ein Furchtsamer, der die Schönheit und Anmut desjenigen lobpreist, was er in der That für ein Ungeheuer hält, das er durch diese Schmeichelei nur bestechen will, ihn nicht zu verschlingen.

Oder sind vielleicht diese Lobpreisungen nicht Schmeichelei, sondern der wahrhafte Ausdruck der Verehrung und Bewunderung, die sie dem

großen Genie, das nach ihnen die Angelegenheiten der Menschen leitet, zu zollen genötigt sind? Wie wenig kennen sie auch hier das Gepräge der wahren Größe! Darin ist dieselbe in allen Zeitaltern und unter allen Völkern sich gleich gewesen, daß sie nicht eitel war; so wie umgekehrt von jeher sicherlich klein war und niedrig, was Eitelkeit zeigte. Der wahrhaften, auf sich selber ruhenden Größe gefallen nicht Bildsäulen von der Mitwelt errichtet, oder der Beiname des Großen und der schreiende Beifall und die Lobpreisungen der Menge; vielmehr weiset sie diese Dinge mit gebührender Verachtung von sich weg und erwartet ihr Urteil über sich zunächst von dem eignen Richter in ihrem Innern, und das laute von der richtenden Nachwelt. Auch hat mit derselben immer der Zug sich beisammen gefunden, daß sie das dunkle und rätselhafte Verhängnis ehrt und scheut, des stets rollenden Rades des Geschicks eingedenk bleibt und sich nicht groß oder selig preisen läßt vor ihrem Ende. Also sind jene Lobredner im Widerspruche mit sich selbst und machen durch die That ihrer Worte den Inhalt derselben zur Lüge. Hielten sie den Gegenstand ihrer vorgegebenen Verehrung wirklich für groß, so würden sie sich bescheiden, daß er über ihren Beifall und ihr Lob erhaben sei, und ihn durch ehrfurchtsvolles Stillschweigen ehren. Indem sie sich ein Geschäft daraus machen, ihn zu loben, so zeigen sie dadurch, daß sie ihn in der That für klein und niedrig halten, und für so eitel, daß ihre Lobpreisungen ihm gefallen könnten, und daß sie dadurch irgend ein Uebel von sich zu wenden oder irgend ein Gut sich zu verschaffen vermöchten.

Jener begeisterte Ausruf: welch' ein erhabenes Genie, welch' eine tiefe Weisheit, welch' ein umfassender Plan! was sagt er denn nun zuletzt aus, wenn man ihn recht ins Auge faßt? Er sagt aus, daß das Genie so groß sei, daß auch wir es vollkommen begreifen, die Weisheit so tief, daß auch wir sie durchschauen, der Plan so umfassend, daß auch wir ihn vollständig nachzubilden vermögen. Er sagt demnach aus, daß der Gelobte ungefähr von demselben Maße der Größe sei, wie der Lobende, jedoch nicht ganz, indem ja der letzte den ersten vollkommen versteht und übersieht, und sonach über demselben steht, und falls er sich nur recht anstrengte, wol noch etwas Größeres leisten könnte. Man muß eine sehr gute Meinung von sich selbst haben, wenn man glaubt, daß man also auf eine gefällige Weise seinen Hof machen könne: und der Gelobte muß eine sehr geringe von sich haben, wenn er solche Huldigungen mit Wohlgefallen aufnimmt.

Nein, biedere, ernste, gesetzte, deutsche Männer und Landsleute, fern bleibe ein solcher Unverstand von unserm Geiste, und eine solche Besudelung von unsrer, zum Ausdrucke des Wahren gebildeten Sprache!

Überlassen wir es dem Auslande, bei jeder neuen Erscheinung mit Erstaunen aufzujauchzen; in jedem Jahrzehente sich einen neuen Maßstab der Größe zu erzeugen und neue Götter zu erschaffen, und Gotteslästerungen zu reden, um Menschen zu preisen. Unser Maßstab der Größe bleibe der alte: daß groß sei nur dasjenige, was der Ideen, die immer nur Heil über die Völker bringen, fähig sei und von ihnen begeistert; über die lebenden Menschen aber laßt uns das Urteil der richtenden Nachwelt überlassen.

Aus Friedrich Vischers Rede zur Feier von Schillers hundertjährigem Geburtstag (1859):

In seinem Danke vergesse es nicht, dies also verherrlichte Land, daß Schiller alle Völker, und sein Volk vor allen im Auge hat. Er hat geahnt, was dies Volk zu werden bestimmt ist. Er war ein Seher, ein Prophet! O, in dem Manne war, ich weiß nicht welches Wunderbare, welcher weit in die Zukunft vorragende, weit über alle Lande sich ausdehnende Geist! Um wie viel er uns als Schwärmer erscheint, um so viel müssen wir in die Zukunft und ins Weite blicken, um ihn zu verstehen. Darum wächst auch in Tiefe und Weite die Liebe und das Verständnis für ihn; ein Jahrhundert ist vorüber seit seiner Geburt und wir verehren ihn als einen der ersten unter den Geisteshelden der Menschheit, ein Jahrhundert und wieder eines und wieder wird vergehen, man wird ihn feiern von Jahrhundert zu Jahrhundert, und endlich wird eine Feier kommen, wo die Menschen rufen: Seht hin, er hat recht gehabt mit seinem hohen Bilde der Freiheit und schönen Menschlichkeit! Nicht, als wäre er der Thor, zu meinen, es sei je eine Welt ohne Gebrechen möglich, und noch weniger heißt er uns die Gegenwart mit jäher Hast anfassen. Als Mensch sah er nüchtern in die Welt, die er besser kannte als mancher, der ihn Schwärmer schilt. Er senkt uns ein strahlendes Bild in den Busen und überläßt uns, zu urteilen, wie viel davon wir Schritt um Schritt in besonnenem Werk übertragen können in die spröde Wirklichkeit; nur immer warm, unbeirrt im Innern sollen wir den heiligen Schatz bewahren:

Sagen Sie
Ihm, daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird,
— — — — — — daß er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert.

Und fragt ihr, wo bereits sein Seherauge sich bewährt hat? In den Räubern, in Kabale und Liebe hat er die französische Staatsum-

wälzung, im Fiesko mit wunderbarem Blick in Gang, Getriebe eines politischen Ereignisses, wovon ihm jede Anschauung fehlte, im Wallenstein, im Geßler hat er ihre Wendung zur Alleinherrschaft, ihren Bändiger, ihren abgefallenen Sohn, der zum Tyrannen und blutigen Eroberer wurde, geahnt und gemeint. Und während rings um ihn noch keine Spur das Kommende verriet, hat er im Tell die Erhebung seines Volkes gegen diese seine Geißel geweissagt; als wir — ja, ich darf es sagen, wir den Gewaltigen zertrümmerten, Tausende von jenen, die nicht zitterten, als die Erde unter der Wucht seiner gepanzerten Reiter dröhnte, die dem Donner seiner Geschütze die Brust boten, Tausende von jenen Tausenden, die jene Walstätten, jenes blutgedrängte Feld der Völkerschlacht mit ihren Leichen deckten, sein Lied hat auf ihren Lippen geschwebt, sein Geist hat ihre Schlachten mit geschlagen. Und wenn es wieder gilt und wenn wir wieder blutig ringen sollen um Vaterland, Sitte, Recht, Wahrheit: sein Lied wird auf unsern Lippen schweben, seine flammenden Worte werden der Schlachtruf sein.

Briefstil.

§ 175.

Unter allen Formen schriftlicher Gedankenmitteilung ist keine, die besonders in der neuern Zeit in so ausgedehntem Maße in Anwendung gebracht wird, als Briefe, und es gehört gewissermaßen zur allgemeinen Volksbildung, daß jeder lerne, einen Brief zu schreiben: man hat darum beim Unterrichte vorzüglich dem Briefstile eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Wenn man einem andern seine Gedanken zu irgend einem Zwecke mitteilen will und sie ihm nicht mündlich mitteilen kann, oder auch aus besondern Gründen nicht miteilen will, so teilt man sie ihm schriftlich mit in einem Briefe. Nun haben wir die besondern Arten des prosaischen Stiles nach den besondern Arten der mitzuteilenden Gedanken und nach den besondern Zwecken der Mitteilung unterschieden; es ist aber nicht eine besondere Art der Gedanken und ein besonderer Zweck, wodurch sich der Brief als eine besondere Form der Gedankenmitteilung unterscheidet; man kann daher zwar besondere Arten von Briefen unterscheiden, aber nicht den Briefstil ebenso, wie die andern Arten des prosaischen Stiles, als eine besondere Stilart ansehen. Die Eigentümlichkeit der Briefform besteht lediglich darin, daß der Brief immer eine schriftliche Mitteilung ist und nur an die Stelle einer mündlichen Mitteilung tritt, welche an eine einzelne Person gerichtet ist; und auf diese Eigentümlichkeit gründen sich die

allgemeinen Eigenschaften des sogenannten Briefstiles, welche die Stilistik näher zu bezeichnen hat.

Der Brief soll die Stelle einer mündlichen Mitteilung vertreten; wir schreiben nur dann einen Brief, wenn eine mündliche Mitteilung wegen großer Entfernung nicht möglich ist oder besondere Gründe uns bestimmen, eine schriftliche Mitteilung vorzuziehen. So geben wir, wie man sagt, schwarz auf weiß, wenn uns sehr daran gelegen ist, daß eine Erklärung oder ein Auftrag vollkommen verstanden und in dem buchstäblich bezeichneten Sinne genommen werde, und schreiben einen Brief, wenn die mündliche Mitteilung dem einen oder dem andern Teile Verlegenheit verursachen oder sein Gefühl verletzen könnte. Darum sollen Briefe überhaupt sich in den Formen der Darstellung mehr als andere Arten der Gedankenmitteilung der gewöhnlichen Umgangssprache nähern. Die Darstellung soll leicht verständlich, einfach, ohne Aufwand von Redefiguren und kurz sein; insbesondere verträgt sich der Brief nicht mit einem periodischen Stile. Die Fassung der Briefe wird am häufigsten nur dadurch fehlerhaft, daß der Schreiber sich durch gesuchte Wörter und Phrasen und durch periodische Verbindungen der Sätze über die gewöhnliche Umgangssprache erheben will. — Weil jedoch der Brief ein bleibender Ausdruck der Gedanken ist und die schriftliche Mitteilung sorgfältige Überlegung und eine besonnene Wahl des Ausdruckes gestattet, so fordert man mit Recht Reinheit, Korrektheit, Bestimmtheit und Würde des Ausdruckes. Fehler gegen eine dieser Eigenschaften des guten Stiles, die man in der mündlichen Mitteilung leicht übersieht, werden in einem Briefe sehr leicht anstößig und erregen leicht den Verdacht, daß es dem Schreiber an Bildung oder an Achtung für den Empfänger fehle. Da der Empfänger sich nicht, wie bei mündlichen Mitteilungen, über das, was er nicht vollkommen verstanden hat, durch Fragen Licht verschaffen kann, so ist vorzüglich auf Verständlichkeit, und bei Geschäftsbriefen besonders auf Bestimmtheit des Ausdruckes zu achten.

Der Brief ist an eine einzelne Person gerichtet, und wie die mündliche Ansprache in der gebildeten Gesellschaft, so soll auch der Brief auf die angeredete Person einen wohlgefälligen Eindruck machen und sie nicht unangenehm berühren. Man soll darum bei der Fassung des Briefes auf die besondere Persönlichkeit des Empfängers, und nicht nur auf seinen Stand und Rang, sondern auch auf seinen Charakter und seine geistige Richtung, ihm eigene Ansichten, Neigungen und Abneigungen, und die bei ihm vorauszusetzende Gemütsstimmung Rücksicht nehmen, besonders aber auf das Verhältnis, in dem der Schreiber zu dem Empfänger steht, und auf die Ansprüche achten, welche dieser an

jenen machen kann. Wer diese Rücksichten nicht beachtet, wird oft den Empfänger verletzen, und wenn er von ihm eine Gunst verlangt, seinen Zweck nicht erreichen. Eine freie und würdige, aber zugleich bescheidene, die Verhältnisse der Person berücksichtigende Haltung der Rede — der gute Ton der wahrhaft gebildeten Gesellschaft — macht in einem Briefe, wie in der mündlichen Ansprache, immer einen wohlgefälligen Eindruck. Insbesondere ist auch auf den gehörigen Gebrauch der konventionellen Höflichkeitsformen zu achten. Diese Formen sind an sich großenteils geschmacklos; aber wie manche Formen in dem mündlichen Verkehr der gebildeten Gesellschaft, so haben sie in Briefen einmal eine konventionelle Geltung, und es würde als Anmaßung erscheinen und sehr anstößig sein, wenn sich einer von diesen Formen, so lange ihr Gebrauch konventionelle Sitte ist, gänzlich lossagen wollte. Es verrät jedoch Mangel an Geschmack und servilen Sinn, wenn in Briefen Ausdrücke, wie „Euer Excellenz" „Euer Hochwohlgeboren" „Hochdieselben" u. s. w. zu oft sich wiederholen. Es ist allerdings zu wünschen, daß der Gebrauch dieser Formen mehr beschränkt und auf einfachere Formen zurückgeführt werde. Auch sucht man besonders die unbequeme Titulatur in der Anrede dadurch zu beseitigen, daß man statt derselben nur „Euer Excellenz" „Euer Wohlgeboren" u. s. w. setzt. Diese Form der Anrede ist nun sehr bequem, wenn die angeredete Person das Subjekt des ersten Satzes ist, und sie ist besonders darum sehr beliebt, weil man es für unanständig hält, einen Brief mit dem Personalpronomen „ich" anzufangen: wenn aber nicht die angeredete Person das Subjekt des Satzes ist, so wird der Schreiber durch den Gebrauch dieser Form zu einer Wortstellung gezwungen, die unnatürlich ist und das Sprachgefühl verletzt, z. B. „Euer Wohlgeboren habe ich die Ehre, auf Dero geehrtes Schreiben zu erwidern, daß u. s. w." Es ist übrigens an sich abgeschmackt, wenn man, um nur ein bescheidenes Zurücktreten seiner Person zu bezeichnen, es ängstlich vermeidet, den Brief mit „ich" anzufangen, oder gar dieses Pronomen ganz ausläßt, und es wäre sehr zu wünschen, daß man sich von dieser Pedanterei lossagte. In England, wo die Umgangsformen der vornehmen Gesellschaft mit einem sehr zarten Sinne ausgebildet sind, nimmt niemand Anstoß daran, daß die Briefe gewöhnlich mit dem Pronomen I (ich) und insbesondere die förmlichen Wohlstandsbriefe immer mit dem Eigennamen des Schreibers anfangen.

§ 176.

Die besondern Arten der Briefe sind nach Inhalt und Zweck sehr mannigfaltig, und bei allen Arten sind die eben bezeichneten allgemeinen Eigenschaften der Briefform, bei der einen jedoch mehr die eine und bei

der andern mehr die andere, in Anwendung zu bringen. Außerdem fordert aber jede besondere Art von Briefen einen besondern ihrem Inhalte und Zwecke entsprechenden Stil. Man unterscheidet in dieser Beziehung gewöhnlich als besondere Arten Geschäftsbriefe, Wohlstands- oder Höflichkeitsbriefe, didaktische und vertrauliche Briefe.

Unter den Geschäftsbriefen werden alle Briefe begriffen, welche Geschäfte und Angelegenheiten des bürgerlichen und Familienlebens zum Gegenstande haben: sie fordern den Geschäftsstil, und es ist auf sie alles das anzuwenden, was oben von dieser Stilart gesagt worden ist. Sie fordern insbesondere Verständlichkeit, Bestimmtheit des Ausdruckes und Präzision. Es ist bei den Geschäftsbriefen besonders darauf zu achten, daß nur Dinge besprochen werden, welche sich auf den verhandelten Gegenstand und auf den Zweck des Briefes beziehen, und daß die besondern Gedanken, welche den Inhalt des Briefes ausmachen, in einer solchen Aufeinanderfolge zusammengestellt werden, daß dem Empfänger die Übersicht und das Verständnis des ganzen Briefes erleichtert wird. — Was den Gebrauch der Höflichkeitsformen betrifft, so beschränkt sich jede besondere Art von Geschäftsbriefen wie z. B. die amtlichen Briefe und die Kaufmannsbriefe auf besondere herkömmliche Formen, die eingeübt werden. Geschäftsleute suchen oft ihren Briefstil durch den Gebrauch besonderer Phrasen von der alltäglichen Sprache zu unterscheiden und ihm einen besondern Schein von Würde zu geben, z. B. „Euer Wohlgeboren ermangele nicht, auf Dero geehrtes Schreiben zu erwidern u. s. w.“; solche Phrasen werden dann bei denen, welche täglich Briefe schreiben, leicht stereotypisch und zeugen eben nicht von einem guten Geschmacke.

Unter den Wohlstandsbriefen begreift man die Anzeigen von Geburten, ehelichen Verbindungen und Todesfällen, Glückwünsche, Beileidsbezeigungen und ähnliche Mitteilungen, insofern sie nicht aus einem vertraulichen Verhältnisse zu dem Empfänger hervorgehen, sondern nur von der konventionellen Sitte geboten sind. Bei den Briefen dieser Art ist vorzüglich auf gehörigen Gebrauch der konventionellen Höflichkeitsformen zu achten. Auch müssen sie sehr kurz sein, und der Schreiber soll besonders bei der Anzeige von Familienereignissen vermeiden, die in ihm selbst durch diese Ereignisse erregten Gedanken und Gefühle zu besprechen. Der Zwang der Förmlichkeit, dem die Briefe dieser Art unterworfen sind, veranlaßt ebenfalls sehr häufig einen stereotypischen Gebrauch besonderer Phrasen, der den guten Geschmack verletzt.

Die didaktischen Briefe haben eine wissenschaftliche Belehrung

zum Zwecke; sie fordern darum eigentlich einen didaktischen Stil und entfernen sich ihrer Natur nach mehr als alle anderen Arten von Briefen von der gewöhnlichen Umgangssprache. Man macht jedoch von dieser Art Briefen gewöhnlich nur Gebrauch, wenn man eine wissenschaftliche Belehrung popularisieren und sie einer einzelnen Person oder einer besondern Klasse von Menschen, die nicht mit den wissenschaftlichen Vorkenntnissen ausgerüstet sind, zugänglich machen will; darum besteht die eigentliche Aufgabe der didaktischen Briefe darin, daß man die didaktische Form der Darstellung so viel, als möglich ist, der gewöhnlichen Umgangssprache näher bringe, und dadurch Begriffe und Gedanken, die an sich nicht leicht verstanden werden, verständlicher mache; dies wird zum Teil schon dadurch erreicht, daß der Brief nur an eine einzelne Person oder doch an eine besondere Klasse von Personen gerichtet ist und nun die Darstellung in allem Besondern dem bei dem Empfänger vorausgesetzten Fassungsvermögen angepaßt und überall an Besonderes und Individuelles angeknüpft wird, das er schon durch Unterricht und eigne Erfahrung erkannt hat. Auch wird durch die Beziehung auf Dinge, welche der Leser schon erkannt oder an sich erlebt hat, bei ihm eine nähere Teilnahme und eine Gemütsstimmung erregt, die das Verständnis erleichtert. Bei allem dem ist vorzüglich darauf zu achten, daß der Inhalt der didaktischen Briefe in allem Besondern dem Leser verständlich sei. Man vermeidet darum alle ausführlichen Erörterungen polemischer Fragen und versucht nicht, Dinge, die dem Leser bei dem Mangel der Vorkenntnisse schlechterdings unzugänglich sind, durch Zurückführung auf ihre letzten Gründe zu erklären. — In den didaktischen Briefen tritt der Schreiber mit dem Leser gewissermaßen in das vertrauliche Verhältnis eines Lehrers zu seinem Schüler; darum werden ihm die in andern Briefen geforderten Höflichkeitsformen erlassen. — Im allgemeinen ist die Briefform für einen wissenschaftlichen Unterricht nicht zu empfehlen: man gerät dabei immer in die Gefahr, entweder den wissenschaftlichen Inhalt durch die Form der Darstellung zu verflachen, oder, wenn man dies vermeiden will, die beabsichtigte Verständlichkeit der Darstellung nicht zu erreichen.

Die sogenanten Sendschreiben, die nicht an einzelne Personen, sondern an ganze Gemeinden oder andere Genossenschaften gerichtet sind, haben mit den Briefen wenig mehr als den Namen gemein. Sie haben gewöhnlich den Zweck, entweder über einen besondern Gegenstand zu unterrichten, oder eine besondere Gesinnung zu beleben und Entschlüsse hervorzurufen, und sie fordern entweder den didaktischen oder den Rednerstil. Luthers berühmtes Sendschreiben: An den Christlichen Adel deutscher Nation, von des Christlichen standes besserung, sowie

sein Schreiben: An die Radherrn aller stedt deutsches lands: das sie Christliche schulen auffrichten vnd hallten sollen sind durchweg im Rednerstile gehalten und stellenweise von hinreißendem rhetorischen Schwunge.

§ 177.

Die vertraulichen Briefe haben nicht ebenso, wie die andern Arten von Briefen, einen bestimmten äußeren Zweck; sie sollen nur ein inneres Bedürfnis unseres Gemüts befriedigen und einem entfernten Freunde schriftlich berichten, was und wie wir es in Freude und Leid, in Ernst und Scherz mit ihm lieber mündlich besprechen möchten, um uns seiner Teilnahme zu erfreuen. Sie nähern sich ihrer Natur nach in den Formen der Darstellung mehr als alle anderen Arten von Briefen dem mündlichen Gespräche, und es erklärt sich hieraus, warum so oft Ungelehrte und Frauen sich besser auf vertrauliche Briefe verstehen, als die Stubengelehrten. Der Stil der vertraulichen Briefe ist, weil er sich mehr als der aller andern Gedankenmitteilungen dem mündlichen Gespräche nähert, ein ganz eigentümlicher und wird darum mit Recht als eine besondere Art des prosaischen Stiles unterschieden.

Als ein schriftlicher Ausdruck der Gedanken fordert der vertrauliche Brief die allgemeinen Eigenschaften des guten Stils, Reinheit in der Wahl der Wörter und Ausdrücke, Korrektheit der grammatischen Formen, Würde und Verständlichkeit. Der vertrauliche Brief vertritt die Stelle eines mündlichen Gesprächs und soll ihm in den Formen der Darstellung gleichen: nur die Umgangssprache der gebildeten Gesellschaft soll jedoch die Sprache der vertraulichen Briefe sein, und sie giebt insbesondere das Maß, in dem auf Reinheit und Würde des Ausdruckes zu achten ist. Man soll den Gebrauch der fremden Wörter und der Provinzialismen vermeiden; aber fremde Wöter, welche in der Umgangssprache der Gebildeten einmal gäng und gebe geworden, sind auch in vertraulichen Briefen nicht anstößig. Auch ist schon bemerkt worden, daß in dem erzählenden Stile oft Provinzialismen und Ausdrücke, welche eigentlich nur der Sprache des gemeinen Volkes angehören, jedoch zuweilen auch in der vertraulichen Umgangssprache der Gebildeten vorkommen, gerade dadurch, daß sie in dem Leser das Gefühl eines heimischen Wohlbehagens hervorrufen, von guter Wirkung sind, und das ist in vollerem Maße auf die vertraulichen Briefe anzuwenden. Eine pedantische Auswahl der Wörter, gesuchte Formen des Ausdruckes und vornehm klingende Phrasen entfremden und stören bei dem Leser das Gefühl behaglicher Vertraulichkeit. Auch ist in den vertraulichen

Briefen, wie in der Sprache des vertraulichen Umganges, jeder Aufwand von Redefiguren unnatürlich.

Vor allen Dingen sollen die vertraulichen Briefe leicht verständlich sein; sie vertragen sich darum nicht wohl mit Anhäufungen von Abstrakten, überladenen Satzverhältnissen, eingeschachtelten Nebensätzen und einem periodischen Stile. Wie in der Umgangssprache so bewegt sich auch in den vertraulichen Briefen die Rede gewöhnlich in kurzen Hauptsätzen, und die logischen Verhältnisse der Gedanken werden mehr aus dem Inhalte der Sätze erkannt, als durch die grammatische Form der Verbindung bezeichnet. Auch fordern sie nicht die Präzision und die scharfe Bestimmtheit des Ausdruckes, die in Geschäftsbriefen unerläßlich sind. Zur Verständlichkeit trägt besonders die gehörige Anordnung des Stoffes bei: aber auch damit nimmt man es in den vertraulichen Briefen nicht so genau, als in andern Briefen, und es ist nicht immer anstößig, wenn die Gedanken in derselben Folge dargestellt werden, in der sie sich als Eingebungen des Augenblickes darbieten. Auch nehmen es die vertraulichen Briefe gewissermaßen als ein besonderes Vorrecht vor andern Briefen in Anspruch, daß sie zuweilen einen Gedanken nachträglich in einem Postskript darstellen, und man macht sogar oft von der Form eines Postskripts Gebrauch, um einen Gedanken besonders hervorzuheben.

Der vertrauliche Brief hat auch das mit der mündlichen Unterhaltung der gebildeten Gesellschaft gemein, daß er nicht bloß ein Bedürfnis des eignen Gemüts befriedigen, sondern auch dem Empfänger eine Befriedigung gewähren soll: der Inhalt des Briefes soll auch für den Empfänger anziehend und unterhaltend sein, und die Lebendigkeit der Darstellung seinen Geist auf wohlgefällige Weise erregen. Dinge, welche an sich den Empfänger nicht anziehen, finden oft schon darum bei ihm eine nähere Teilnahme, weil sie dem Freunde lieb und wichtig sind: aber wenn sentimentale Herzensergießungen oder ausführliche Beschreibungen kleinlicher Haushaltungssorgen und ähnliche Dinge, für die der Empfänger keinen Sinn hat, den Inhalt des Briefes ausmachen, so kann er dem Gemüte des Schreibenden große Befriedigung gewähren, aber bei dem Empfänger nur Langeweile erregen. Dieselbe Wirkung hat ein Brief, wenn alle besondern Umstände einer nicht wichtigen Begebenheit mit weitschweifiger Ausführlichkeit berichtet werden, und es hat oft für den Empfänger einen besondern Reiz, wenn man Umstände, welche eine berichtete Begebenheit verständlich machen, dem Empfänger nur leise andeutet und sie ihn selbst erraten läßt. Nur das, aber auch alles das, was unter den gegebenen Umständen dem Empfänger eine angenehme Unterhaltung gewähren kann, darf in den

vertraulichen Briefen eine Stelle finden; man darf darum bei diesen Briefen nicht mit derselben Strenge und in demselben Sinne Kürze und Präzision fordern, wie z. B. in den Geschäftsbriefen.

Wie ein geistreiches Gespräch, so fordert auch der vertrauliche Brief eine besondere Lebendigkeit der Darstellung, die jedoch dem Inhalte angemessen sein muß. Man macht daher, um dem Inhalte der Gedanken sinnliche Anschaulichkeit zu geben, gern Gebrauch von verschönernden Beiwörtern, Metaphern, Gleichnissen und andern bildlichen Formen der Darstellung. Besonders sind geistreiche Anspielungen von guter Wirkung, und Witz und Phantasie finden in den vertraulichen Briefen freien Spielraum. Mehr noch als der Inhalt der Gedanken fordert ihre logische Form eine lebendige Darstellung; man macht darum vorzüglich in den vertraulichen Briefen Gebrauch von Inversionen, von der Ironie, der Frage und andern Formen des Gegensatzes, durch welche Begriffe und Gedanken in der Darstellung hervorgehoben werden.

Wir haben die Eigenschaften des vertraulichen Briefes überhaupt darauf zurückgeführt, daß er das mündliche Gespräch der gebildeten Gesellschaft vertritt; aber abgesehen davon, daß Inhalt und Form eines Briefes schon darum, weil er ein schriftlicher Ausdruck der Gedanken ist, nicht gänzlich dieselben sind, wie in dem mündlichen Gespräche, so findet noch ein anderer Unterschied statt, den man in Bezug auf die ganze Fassung der vertraulichen Briefe nicht übersehen darf. Bei dem mündlichen Gespräche ist der Angesprochene dem Sprechenden in sinnlicher Anschauung gegenwärtig, und weil er ihn täglich sieht und täglich mit ihm seine Gedanken austauscht, so ist auch die Stimmung des Gemüts, mit der er in das Gespräch eingeht, eine immer gleiche, alltägliche. Wenn man aber dem entfernten Freunde seine Gedanken in einem Briefe mitteilen will, so vergegenwärtigt sich der Schreibende den Empfänger vermittelst der Erinnerung aus einer oft sehr langen Vergangenheit, und seine Phantasie schafft sich nicht nur von der Person des Empfängers, sondern auch von dem Verhältnisse, in dem er zu ihm steht, ein mehr oder weniger ideales Bild. Dieser Vorgang findet um so mehr statt, je edler, je empfänglicher für alles Ideale die Gemütsart des Schreibenden, und je würdiger an sich sein Verhältnis zu dem Empfänger ist, und ruft in dem Schreibenden eine besondere Stimmung des Gemüts hervor, die nicht ebenso bei dem mündlichen Gespräche stattfindet. Diese Stimmung des Gemüts tritt bei der schriftlichen Mitteilung in einer größeren Lebendigkeit der Darstellung und in einem höhern Aufschwunge des Ausdruckes in Erscheinung, und der vertrauliche Brief wird oft als Ausdruck eines Idealen zu einem poetisch schönen Kunstwerke. Er erhebt sich aber immer durch eine würdige

Haltung über alle Gemeinheit. Der vertrauliche Brief soll überhaupt das Gepräge der Vertraulichkeit haben; ihm ist darum die Förmlichkeit und besonders der Gebrauch der konventionellen Höflichkeitsformen, die andern Briefen nicht fehlen dürfen, erlassen: aber die Vertraulichkeit ist ein inniges, auf Gleichheit der Sinnesart und gegenseitige Achtung gegründetes Verhältnis der Gemüter, und sie giebt sich weniger durch Lossagung von dem Zwange konventioneller Höflichkeit, als durch den zarten Sinn zu erkennen, mit dem jeder der Freunde den Rücksichten, welche die Persönlichkeit des andern und ihr gegenseitiges Verhältnis fordert, eine besondere Aufmerksamkeit zuwendet. Nur zu oft trifft vertrauliche Briefe der gerechte Vorwurf der Gemeinheit, weil in ihnen nur das erstere und nicht das letztere hervortritt. Es gehört dazu überhaupt ein gewisser Adel der Sinnesart und geistigen Bildung, und zugleich ein nicht gewöhnlicher Takt, wenn mit der Freiheit des mündlichen Gesprächs die zarten Rücksichten auf den Empfänger des Briefes und auf sein Verhältnis zu dem Schreibenden in einer Weise verbunden werden sollen, welche der Schönheit eines vertraulichen Briefes vollkommen entspricht.

Zweites Kapitel.

Poetischer Stil.

Poetischer Stil im allgemeinen.

§ 178.

Wir haben den poetischen Stil als diejenige Form der Darstellung bezeichnet, welche, im Gegensatze zu dem prosaischen Stile weniger die auf einen äußeren Zweck gerichtete Mitteilung der Gedanken, sondern in erster Linie die Schönheit der Darstellung und das Wohlgefallen an der Schönheit zum Zwecke hat (§ 129). Die Darstellung der Gedanken durch die Sprache hat in dem alltäglichen Leben meistens eine Mitteilung der Gedanken zum Zwecke, durch welche die Befriedigung irgend eines Bedürfnisses oder die Erfüllung eines Wunsches erlangt oder doch gefördert werden soll. Sehr oft hat aber die Darstellung der Gedanken nicht eigentlich eine Mitteilung zum Zwecke, sondern der Gedanke stellt sich nur darum auch in der Sprache dar, weil nach einem allgemeinen Gesetze der organischen Natur jede innere Lebensverrichtung auch nach außen in die Erscheinung tritt und der Gedanke seiner Natur nach sich in dem Worte gleichsam einen Leib bildet (§ 4). Wir sehen dieses Sprechen ohne einen äußeren Zweck

täglich bei den Kindern; bei ihnen ist das Sprechen meistens nur ein lautes Denken. Dieser natürliche Trieb, den Gedanken auch in Worten auszudrücken, hat eine um so größere Gewalt, je lebendiger der Gedanke die Seele bewegt. Die Gedanken treten daher besonders dann ohne irgend eine Absicht des Sprechenden in die Erscheinung, wenn in einem Zustande von Begeisterung Gemüt und Phantasie in hohem Grade aufgeregt sind; nur bei einer aufgeregten Stimmung des Geistes treten die Gedanken in einem Monolog in die Erscheinung; der Sprechende redet dann nicht, um seine Gedanken einem andern mitzuteilen, und ist sich oft des Sprechens nicht einmal bewußt. Weil aber die Sprache der Begeisterung der organische Ausdruck einer gesteigerten Geistesthätigkeit ist und in ihr die Formen der Darstellung sich nicht nach einer äußeren Zweckmäßigkeit, sondern ungetrübt nur nach organischen Gesetzen ausbilden, so gestaltet sich der Ausdruck von selbst in einer größeren Vollkommenheit der organischen Formen: die Darstellung wird zu einer organisch schönen Darstellung, und sie erhebt sich leicht zu einer poetischen Darstellung. Bei den alten Römern wurden daher die von einem Gotte begeisterten Seher und die Poeten durch dasselbe Wort vates bezeichnet.

§ 179.

Wir haben den schönen Stil überhaupt als diejenige Form der Darstellung bezeichnet, in welcher die organische Vollkommenheit der Darstellung ungetrübt in die Erscheinung tritt (§ 5). In jedem poetischen Kunstwerke muß man aber unterscheiden zwischen der organischen Schönheit der Darstellung und der ästhetischen Schönheit des dargestellten Gedankenstoffes. Das eigentliche Wesen der Poesie besteht darin, daß das, was dargestellt wird, an sich schön, daß es die sinnliche Erscheinung eines Idealen sei (§ 5). Eine Naturerscheinung, in welcher das innerste Leben der Natur, der ihr inwohnende Geist, dem Menschen befreundet oder furchtbar drohend entgegen tritt, ein rein menschliches Gefühl, das sich ungetrübt in Wort und That kund giebt, ein hoher Charakter, der siegreich einen schweren Kampf besteht, eine großartige Idee, welche anregend und bildend in das Leben ganzer Völker eingreift: das sind Dinge, welche als sinnliche Erscheinungen eines Idealen immer eine nähere Teilnahme erregen und empfängliche Gemüter in Begeisterung setzen. Wenn nun in Dingen dieser Art das nicht sinnliche Ideale ungetrübt und lebendig in die sinnliche Erscheinung tritt und alles Besondere der sinnlichen Erscheinung durchdringt, so erregen sie ein besonderes Wohlgefallen und werden von uns als Dinge aufgefaßt, die, abgesehen von der Form der Darstellung,

an sich schön sind: und diese Schönheit bezeichnet man als die ästhetische Schönheit des dargestellten Gedankenstoffes und unterscheidet sie von der organischen Schönheit der Darstellung.

Die reale Wirklichkeit der Natur und des menschlichen Lebens bietet selten Gegenstände, in denen das Ideale ganz ungetrübt in die Erscheinung tritt und alles Besondere durchdringt: darum bildet der Dichter oft den von der Wirklichkeit gegebenen Gegenstand zu einem ästhetisch schönen Stoffe aus; er scheidet von ihm aus, was nicht schön ist, und nimmt in ihn schöne Züge auf, die ihm in der Wirklichkeit mangeln. So sind Goethes Egmont und Schillers Wallenstein nicht ganz dieselben Männer, welche die Geschichte darstellt. Noch öfter bildet sich die schöpferische Phantasie des Dichters ganz auf eigene Hand den Gegenstand der poetischen Darstellung und bekleidet ihn mit allem Reize ästhetischer Schönheit; so schufen sich die alten Dichter die Abenteuer der Ritter von der Tafelrunde. Die Thätigkeit des Dichters besteht nun zunächst und vorzüglich darin, daß er den für eine poetische Darstellung geeigneten Stoff erfinde oder einen ihm von der Wirklichkeit gegebenen Stoff bildend so gestalte, daß in ihm die ästhetische Schönheit ungetrübt hervortrete, und man hat diese Thätigkeit, weil sie das Werk einer schöpferischen Phantasie ist, sehr bezeichnend Dichtung (ποίησις) und die Kunst des Dichters Dichtkunst (Poetik) genannt.

§ 180.

Soll der in dem Geiste des Dichters poetisch ausgebildete Stoff als ein Kunstwerk in die Erscheinung treten, so muß er durch die Sprache dargestellt werden, und auch die Form der Darstellung muß poetisch, sie muß ein genau entsprechender Ausdruck des poetischen Stoffes sein. Die Darstellung wird aber nur dadurch zu einem genau entsprechenden Ausdrucke des poetischen Stoffes und der Stil zu einem poetischen Stile, daß die allgemeinen Gesetze der Gedankendarstellung, die wir als organische Gesetze aufgefaßt haben, auf den poetischen Stoff als ein Besonderes angewendet werden. Auch die rhythmisch schöne Form der Tonverhältnisse, welche der schöne Stil überhaupt fordert, tritt in der poetischen Darstellung in höherer Vollendung hervor in dem metrisch ausgebildeten Versbaue, dessen Betrachtung die Aufgabe der Metrik ist. Die Poetik in einer weiteren Bedeutung des Wortes umfaßt außer der Ausbildung des poetischen Gedankenstoffes auch die Lehre von der poetischen Darstellung und die Metrik. Nur die Darstellung des poetischen Stoffes ist eigentlich Gegenstand der Stilistik; wir beschränken uns daher in der Stilistik auf eine nähere Betrachtung der poetischen Darstellung im allgemeinen und besondern, und be-

rühren die poetische Ausbildung des darzustellenden Stoffes und auch die Metrik nur, insofern die stilistischen Formen der Darstellung durch sie bedingt sind.

Ein poetisches Erzeugnis ist nur dann als ein vollendetes Kunstwerk anzusehen, wenn in ihm mit der ästhetischen Schönheit des Inhaltes stilistische und metrische Schönheit der Darstellung in gleichem Maße verbunden ist. Nun geschieht es aber sehr oft, daß Produkte, welche nur nach einer Seite hin ausgebildet sind, als poetische Kunstwerke ausgestellt werden. Nicht selten werden Begebenheiten des alltäglichen Lebens und Reflexionen eines nüchternen Verstandes in schön klingenden Versen dargestellt und machen dann Anspruch auf den Namen eines Gedichtes; in Bezug auf die Stilistik als den eigentlichen Gegenstand unserer Betrachtung verdient aber besonders der entgegengesetzte Fehler näher bezeichnet zu werden. Sehr oft werden nämlich die Forderungen der Kunst in Bezug auf die ästhetische Schönheit der Dichtung in vollem Maße befriedigt, aber dem Gedichte fehlt die stilistische und besonders die poetische Schönheit der Darstellung, und je mehr uns die Schönheit der Dichtung anzieht, desto mehr wird unser Gefühl verletzt durch den Kontrast, in dem die Darstellung mit dem Inhalte steht. Die geistige Bildung der Deutschen hat sich, besonders seitdem Goethe als ein schaffender Genius unter uns aufgestanden, mit großer Vorliebe der Kunst überhaupt und besonders der Poesie zugewendet; zugleich ist in der neueren Zeit mehr als früher die ästhetische Schönheit ein Gegenstand philosophischer Forschungen geworden, und die eigentliche Natur des Schönen ist eingehender untersucht und genauer erkannt worden. Dadurch wurden die Geister mehr als früher angeregt, sich in poetischen Produktionen zu versuchen, und diejenigen, welche tiefer in das innere Wesen der poetischen Kunst eingedrungen sind, üben die Kunst mit größerer Leichtigkeit und Sicherheit aus und gefallen sich besonders in der kunstmäßigen Ausbildung des poetischen Stoffes. Auch muß der Dichter, der ja gefallen will, auf die kunstgerechte Ausbildung des Stoffes schon darum eine besondere Aufmerksamkeit richten, weil die Kunstbildung sich in einem weiteren Kreise verbreitet hat und die Zahl derer sehr groß ist, die, wenn sie selbst auch nicht im stande sind, ein schönes Kunstwerk hervorzubringen, sich doch berufen glauben, als Kunstrichter ein Urteil abzugeben. Nun hat sich in der neuern Zeit zwar auch die stilistische Darstellung der Gedanken zu größerer Vollkommenheit ausgebildet, und es sind vorzüglich die Dichter, die das Gefühl für die eigentümliche Schönheit des deutschen Stiles geweckt und neu belebt haben; aber man machte die Stilistik nicht in demselben Maße, wie die Ästhetik, zum Gegenstande wissenschaftlicher Forschungen.

Erst spät und genau genommen erst seit Jacob Grimm wurde die deutsche Sprache und die deutsche Grammatik, die der deutschen Stilistik zunächst als Grundlage dient, Gegenstand einer wahrhaft wissenschaftlichen Bearbeitung; wir dürfen in dieser Beziehung nur an das erinnern, was Goethe von dem Sprachunterrichte seiner Zeit sagt.[1])

Dazu kommt, daß die unnatürliche Vergeistigung der Sprache und des Stiles, die wir oben (§ 31) näher bezeichnet haben, auch manche Dichter berührt und besonders auf die poetische Darstellung in sehr nachteiliger Weise einwirkt. So geschieht es, daß sehr oft, nicht bloß bei Zeitungsschriftstellern, sondern auch bei anderen Schriftstellern, die nicht unter dem Drucke des Tagesbedürfnisses arbeiten, Anhäufungen von Abstrakten, fehlerhafte Wortbildungen, besonders fehlerhafte Zusammensetzungen, überladene Satzverhältnisse, unrichtige Wortstellungen, fehlerhafte Verbindungen und Stellungen der Sätze und andere Formfehler vorkommen, die ein gebildetes Sprachgefühl verletzen und am wenigsten geeignet sind, den Inhalt und die logische Form poetisch ausgebildeter Gedanken auch in schönen Formen des Ausdrucks darzustellen. Die Vernachlässigung der stilistischen Schönheit ist auch darum sehr zu beklagen, weil sie höchst nachteilig auf das Sprachgefühl und auf den Geschmack der Leser einwirkt und dadurch die gesunde Entwickelung der Sprache überhaupt hemmt.

§ 181.

Wie bei den verschiedenen Arten des prosaischen Stiles, so ergeben sich auch bei dem poetischen Stile die Gesetze der Darstellung aus der besondern Art der darzustellenden Gedanken und aus dem Zwecke der Darstellung. Ein Ideales, das in einem Besondern in die sinnliche Erscheinung tritt, macht den I n h a l t der darzustellenden Gedanken aus; darum fordert der poetische Stil vor allen Dingen sinnliche Anschaulichkeit des Besondern. Die sinnliche Erscheinung eines Idealen versetzt den Dichter selbst in Begeisterung, und soll die Darstellung ein getreuer Ausdruck der Gedanken sein, so muß auch die Begeisterung des Dichters in den Formen des Ausdrucks in lebendiger Weise in die Erscheinung

[1]) „So hatte ich denn das Lateinische gelernt, wie das Deutsche, das Französische, das Englische, nur aus dem Gebrauch, ohne Regel und ohne Begriff. Wer den damaligen Zustand des Schulunterrichts kennt, wird nicht seltsam finden, daß ich die Grammatik übersprang, sowie die Redekunst; mir schien alles natürlich zuzugehen, ich behielt die Worte, ihre Bildungen und Umbildungen in Ohr und Sinn und bediente mich der Sprache mit Leichtigkeit zum Schreiben und Schwätzen.“ Dichtung und Wahrheit, II, 6. Buch. Hempelsche Ausgabe XXI, 25.

treten. Der Zweck der Darstellung ist kein anderer, als die Wirkung auf das Gefühl und die Phantasie des Lesers und das Wohlgefallen, welches die sinnliche Erscheinung eines Idealen an sich und die Schönheit der Darstellung erregen soll, und dieser Zweck wird ebenfalls nur erreicht, wenn die Gedanken in sinnlicher Anschaulichkeit und so dargestellt werden, daß sie Gemüt und Phantasie in lebendiger Weise anregen. Die **Lebendigkeit** der Darstellung ist darum als eine wesentliche Eigenschaft des poetischen Stiles anzusehen. Jede lebhafte Aufregung des Gemüts und der Phantasie tritt ohne unser Wissen und Wollen in einer größeren Lebendigkeit der Darstellung in die Erscheinung, und sie darf auch in andern Stilarten nicht fehlen, wenn es die Absicht des Schriftstellers ist, auch in dem Leser dieselbe Stimmung des Geistes hervorzurufen: aber in keiner andern Stilart sind alle andern Eigenschaften der Lebendigkeit der Darstellung so untergeordnet, und in keiner macht sie so die besondere Färbung und den Grundcharakter der ganzen Stilart aus, wie in dem poetischen Stile. Was unter der Lebendigkeit der Darstellung zu verstehen sei, ist oben (§ 18) näher bezeichnet worden: und betrachten wir die besondern Stücke der Darstellung — den Inhalt der Gedanken, ihre logische Form und die logischen Verhältnisse der Gedanken zu einander, so ist in jedem dieser Stücke die Lebendigkeit der Darstellung das, was dem Stile eigentlich die poetische Färbung giebt.

§ 182.

Die Lebendigkeit des poetischen Stiles fordert vor allen Dingen, daß die Begriffe, welche den **Inhalt** der darzustellenden Gedanken ausmachen, in **sinnlicher Anschaulichkeit** dargestellt werden, und das wird zunächst erreicht durch eine sorgfältige Auswahl der Begriffswörter. Wörter, in denen noch ihre sinnlich anschauliche Grundbedeutung erkannt wird, sind vor andern zu poetischer Darstellung geeignet. Die deutsche Sprache ist dadurch, daß in ihr die sinnliche Grundbedeutung der meisten Wörter, auch wenn sie einen nicht sinnlichen Begriff ausdrücken, noch verstanden wird, vorzüglich, und besonders mehr als die romanischen Sprachen, einer poetischen Darstellung der Gedanken mächtig, und man fordert mit Recht, daß der deutsche Dichter diesen Vorteil geltend mache. Er soll darum namentlich auf alles das achten, was oben von dem Unterschied der Wörter und Wortformen in Bezug auf die sinnliche Anschaulichkeit ihrer Bedeutung bemerkt worden ist (§ 55). Die Sprache führt ursprünglich alle Begriffe und auch die der nicht sinnlichen Dinge, auf sinnliche Anschauungen zurück (§ 53), und Wörter, in denen man jetzt noch die Zurückführung des nicht sinn=

lichen Begriffes auf eine sinnliche Anschauung leicht erkennt, sind vor andern für die poetische Darstellung geeignet. Dagegen sind Wörter, bei denen die ursprünglich sinnliche Grundbedeutung des Wortes verloren gegangen und die Zurückführung des nicht sinnlichen Begriffes auf eine sinnliche Anschauung nicht mehr erkannt wird, für die poetische Darstellung nicht wohl geeignet; es giebt darum eine Menge Wörter, welche in der Prosa tadellos, aber mit dem poetischen Stile schlechterdings unverträglich sind und darum als nicht poetische Wörter bezeichnet werden. Zu den nicht poetischen Wörtern gehören auch sehr viele Wörter, deren ursprünglich sinnliche Bedeutung durch ihre etymologische Form oder durch die ausschließlich nicht sinnliche Bedeutung, welche ihnen der Sprachgebrauch beigelegt hat, ganz unkenntlich geworden oder doch sehr getrübt ist. Wir haben darum auch die durch eine fortschreitend wiederholte Ableitung oder Zusammensetzung gebildeten Formen, wie Verbindlichkeit, Ausführlichkeit, beeinträchtigen, beaufsichtigen, bewerkstelligen u. a. als nicht poetische Wörter bezeichnet (§ 55). Sehr viele Wörter dieser Art, wie Angelegenheit, Gefälligkeit, Annehmlichkeit, Beschaffenheit, Widerwärtigkeit, Verlegenheit sind auch darum nicht poetische Wörter, weil die Begriffe, welche sie bezeichnen, so allgemein und unbestimmt sind, daß sie nicht leicht in der sinnlichen Anschauung eines Besondern aufgefaßt werden. Aus demselben Grunde sind viele andere Wörter von einfacherer Form, wie bedenklich, ersprießlich, nachteilig, vorteilhaft, einträglich, anständig, vorzüglich, ratsam, angenehm und unangenehm für den poetischen Stil nicht sehr geeignet; besonders gehören hierher auch die substantivischen Infinitive, wie Betragen, Benehmen, Befinden, Verhalten, Ermessen, Gutdünken u. a.

Die Dinge werden in der sinnlichen Anschauung immer als Besonderes aufgefaßt; die Lebendigkeit der Darstellung fordert daher, daß die Begriffe auch in sinnlich anschaulicher Besonderheit dargestellt und nicht in unbestimmter Allgemeinheit nur als Person oder Sache, als Pflanze oder Tier, als gut oder schlecht, schön oder häßlich, angenehm oder unangenehm bezeichnet werden. — Nicht poetisch sind im allgemeinen auch die fremden Wörter, besonders diejenigen, welche nur in der Sprache der Wissenschaften und Künste oder in der Umgangssprache der vornehmen Gesellschaft Aufnahme gefunden haben. Abgesehen davon, daß die sinnliche Grundbedeutung solcher Wörter nicht erkannt wird, bezeichnen sie die Begriffe meistens in einer unbestimmten Allgemeinheit, der keine sinnliche Anschauung entspricht (vgl. § 57).

In Bezug auf sinnliche Anschaulichkeit sind die Abstrakta am

wenigsten für den poetischen Stil geeignet. Man kann zwar auch in der Poesie den Gebrauch der Abstrakten nicht gänzlich umgehen, und sie sind geradezu von ausgezeichneter Wirkung, wenn ein Begriff durch das Abstraktum hervorgehoben wird, z. B.

Schön ist der Mutter liebliche Hoheit
Zwischen der Söhne feuriger Kraft. Schiller. —

Der Herrscher Fall, der hohen Häupter Sturz
Ist ihrer Lieder Stoff und ihr Gespräch. Ders. —

Sage, was werden wir jetzt beginnen,
Auszufüllen die Leere der Stunden?
Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daseins ertrage. Ders.

Auch giebt es der Darstellung poetische Lebendigkeit, wenn in einem schönen Bilde ein abstrakter Begriff in sinnliche Anschauung herübergezogen wird, z. B.

Geflügelt ist das Glück und schwer zu binden;
Nur in verschloßner Lade wird's bewahrt.
Das Schweigen ist zum Hüter ihm gesetzt,
Und rasch entfliegt es, wenn Geschwätzigkeit
Voreilig wagt, die Decke zu erheben. Schiller. —

Müßige Ruh' ist das Grab des Mutes. Ders. —

Arglist hat auf allen Pfaden,
Fromme Unschuld zu verraten,
Ihr betrüglich Netz gestellt. Ders.

Wenn aber statt eines näher liegenden Ausdruckes konkreter Bedeutung schlechtweg ein Abstraktum gebraucht wird, und wenn besonders Abstrakta angehäuft werden, so wird der Ausdruck prosaisch, z. B.

Entfernt vom eitlen Tand der mühsamen Geschäfte
Wohnt hier die Seelenruh? Haller. —

Der langen Einsamkeit giebt alles Überdruß. Haller.

Diese Herrlichkeit Gottes,
Die sonst Liebe nur war, ist ganz zu Zorne geworden.
Klopstock.

Ersieht man an euch beiden
Den Zustand wahrer Lust und dauerhafter Freuden?
Hagedorn.

Mög' euch die schmeichelnde Gewöhnung
Befreunden auch mit fremder Tönung,
Daß ihr erkennt: Weltpoesie
Allein ist Weltversöhnung. Rückert. —

Hier herrscht kein Unterschied, den schlauer Stolz erfunden,
Der Tugend unterthan und Laster edel macht. Haller.

Mit dem poetischen Stile sind jedoch nicht alle Abstrakta gleich unverträglich. Einfache Wörter wie Fall, Flug, Kampf, Schlaf, Bund, Zug, Glanz, Pracht bezeichnen gewöhnlich den abstrakten Begriff der konkreten, sinnlich anschaulichen Thätigkeit, welche das Verbum ausdrückt, und stehen in Bezug auf Anschaulichkeit dem konkreten Verbum noch sehr nahe: dagegen bezeichnen die durch die Endungen heit, keit, nis und ung gebildeten Formen, wie Flüchtigkeit, Schläfrigkeit, Bündnis, Versündigung, Berechtigung, Begriffe, die der sinnlichen Anschauung sehr fern liegen, und diese Abstrakta sind im allgemeinen als nicht poetische Wörter anzusehen. Namentlich ist es höchst anstößig, wenn in einer poetischen Darstellung mit einem Abstraktum ein anderes Abstraktum in dem Verhältnisse eines attributiven Genitivs des Objekts verbunden wird, z. B.

Ihr allzu starker Trieb nach der Vollkommenheit
Ward endlich zum Gefühl der eignen Würdigkeit. Haller.

Die Begriffe nicht sinnlicher Dinge werden teils durch die Darstellung ihrer sinnlichen Erscheinungen, teils durch bildliche Darstellung anschaulich gemacht (§ 53), und das ist vorzüglich in dem poetischen Stile in Anwendung zu bringen. Bildliche Darstellungen, wie Gleichnisse, Metaphern und Allegorien, verschönernde Beiwörter, Anspielungen und andere Figuren des Inhaltes sind besonders in dieser Stilart von guter Wirkung.

Die Lebendigkeit der Darstellung fordert auch eine gewisse Frische und Neuheit der Ausdrücke. Bei der auf einen äußeren Zweck gerichteten Mitteilung der Gedanken will der Sprechende vor allen Dingen verstanden werden und wählt den gemein üblichen Ausdruck, weil er der verständlichste ist: aber es liegt in der Natur der Begeisterung, daß sie für den nicht gewöhnlichen Gedanken in dem Augenblicke der Rede sich einen Ausdruck schafft, der nicht gewöhnlich ist und mehr oder weniger als neu erscheint. Dem Dichter steht daher vorzugsweise der Gebrauch der feierlichen Wörter (§ 158) zu, und er schafft sich durch Ableitung oder Zusammensetzung neue Wörter oder gebraucht schon vorhandene Wörter in einer Bedeutung, die neu ist. Auch gebraucht er

gern Wörter und grammatische Formen, die in dem jetzigen Sprachgebrauche veraltet sind, aber, weil sie uns fremd geworden, wieder den Reiz der Neuheit haben. Was oben (§ 158) von der Auswahl der Wörter und der grammatischen Formen in dem pathetischen Stile in Bezug auf die Würde der Darstellung gesagt worden ist, das ist auch auf den poetischen Stil in Bezug auf die Würde sowohl als auf die Neuheit der Darstellung anzuwenden. Besonders verträgt sich der poetische Stil nicht mit Phrasen, die in der Umgangssprache alltäglich geworden und verbraucht sind, wie einem einen Gefallen thun, sich in acht nehmen, sich etwas gefallen lassen, einem gute Worte geben, zu Kreuze kriechen, oder in den förmlichen Verhandlungen des Geschäftslebens wie Stereotypen gebraucht werden, wie Anstand nehmen, auf etwas Bedacht nehmen, von etwas Umgang nehmen, etwas in Angriff nehmen, etwas in Aussicht stellen. Dasselbe gilt von Phrasen, wie ins Leben treten, Anklang finden, die wie eine Modeware durch zu häufigen Gebrauch gemein geworden sind. Auch an sich poetische Ausdrücke wie der Zahn der Zeit, die lachenden Fluren u. a. können durch häufigen Gebrauch unpoetisch werden.

Da die poetische Darstellung der Ausdruck einer Begeisterung ist; da sie zunächst nicht durch die Mitteilung der Gedanken einen äußeren Zweck erreichen, sondern in erster Linie durch ihre Schönheit gefallen will: so fordert sie mehr Klarheit als Deutlichkeit und Bestimmtheit der Ausdrücke; ohne Klarheit keine Lebendigkeit der Darstellung, aber nichts stört die Wirkung auf Gemüt und Phantasie so sehr, als ein ängstliches Bestreben, durch Deutlichkeit und scharfe Bestimmtheit des Ausdrucks jede mögliche Anforderung des Verstandes zu befriedigen. Adjektive und Adverbien, welche unwesentliche, auch ohne sie verständliche Bestimmungen der Begriffe ausdrücken, machen die Darstellung matt, und Formwörter, wie sehr, recht (recht stark), gewissermaßen, gleichsam, meistens, gänzlich, zwar, wirklich, welche nur Verhältnisse des Umfanges, der Größe oder der Wirklichkeit bezeichnen, gehören zu den unpoetischen Wörtern.

§ 183.

Es liegt in der Natur der Begeisterung, daß nicht nur der Inhalt der Gedanken, sondern auch ihre logische Form mit mehr als gewöhnlicher Lebendigkeit in die Erscheinung tritt. Die Aufregung des Gefühles, die mit der Begeisterung immer verbunden ist, giebt sich in der Rede besonders dadurch kund, daß die Hauptbegriffe der Gedanken in ihren Gegensätzen nachdrücklich hervorgehoben werden (§ 135). Es ist

daher besonders dem poetischen Stile eigen, den logischen Wert von Begriffen und Gedanken nicht nur durch kühne Inversionen, sondern auch durch die Figuren der logischen Form, besonders durch die Figuren des Gefühls und andere Formen der Darstellung, z. B. durch die Frage und durch Gegensätze, hervorzuheben. Um Wiederholungen zu vermeiden, bemerken wir nur, daß das, was oben in Bezug auf den rührenden Stil von dem Gebrauche dieser Formen gesagt worden ist, in vollem Maße auch auf den poetischen Stil anzuwenden ist (§ 159).

§ 184.

Der poetische Stil hat seiner Natur nach weniger, als die prosaischen Stilarten, mit der Darstellung der logischen Verhältnisse der Gedanken zu thun, und wenn solche Verhältnisse darzustellen sind, so sind sie gewöhnlich der Art, daß sie schon aus dem Inhalte der Gedanken leicht verstanden werden. Die kausalen Verhältnisse der Gedanken werden mit größerer Lebendigkeit in der Form einander beigeordneter Hauptsätze als in der unterordnenden Verbindung der Sätze dargestellt. Anhäufungen von Nebensätzen machen die Darstellung immer prosaisch. Übrigens ist das, was oben von der Darstellung der logischen Verhältnisse und auch von der rhythmischen Form der Sätze in dem rührenden Stile gesagt worden ist (§ 160), ebenfalls auf den poetischen Stil anzuwenden.

Wir haben hier den poetischen Stil zunächst im allgemeinen betrachtet und gesehen, daß er sich überhaupt von dem prosaischen Stile durch eine größere Lebendigkeit der Darstellung unterscheidet. Nun scheidet sich aber auch der poetische Stil nach den besondern Arten der darzustellenden Gedanken in besondere Unterarten, und den besonderen Arten der Dichtung entsprechen besondere Arten des poetischen Stiles. Die epische Dichtung fordert den epischen Stil, der Handlungen und Begebenheiten in lebendigen Anschauungen darstellt; die lyrische Dichtung hingegen fordert den lyrischen Stil, der die innersten Gefühle des in Freude oder Schmerz bewegten Gemüts in ihrem lebendigsten Ausdrucke darstellt. Wir werden weiter unten die besondern Arten des poetischen Stiles und die ihnen entsprechenden Formen der Darstellung näher bezeichnen.

§ 185.

Da der poetische Stil vor andern Stilarten und nach allen Seiten ein schöner Stil sein soll, so versteht sich von selbst, daß ihm nicht die allgemeinen Eigenschaften des guten Stiles mangeln dürfen, daß die Wörter richtig gebildet und nicht niedrig und die grammatischen Formen

korrekt sein müssen. Die Schönheit fordert aber insbesondere Wohllaut, d. h. ebenmäßige Verhältnisse ungleichartiger Laute (der Konsonanten und Vokale, der mutae und liquidae), und Wohlklang, d. h. ebenmäßige Tonverhältnisse der Wörter und Sätze. Mit der poetischen Begeisterung steht der Gesang, als die sinnliche Erscheinung eines lebhaft aufwallenden Gefühles, in natürlicher Verbindung; das Gedicht wird daher auch ein Lied und der Dichter ein Sänger genannt. Wohllaut und Wohlklang sind aber wesentliche Elemente des Gesanges. Sie treten daher in der poetischen Darstellung in höherer Vollendung hervor in dem Reime und in den metrischen Versmaßen. Wie sehr es in der Natur der Poesie liegt, daß sie sich in Silbenmaß und Reim darstellt, sehen wir an den Kindern, die spielend die Eingebungen ihrer Phantasie in Vers und Reimen ausbilden. Bei den verschiedenen Völkern konnten sich jedoch wegen der besondern Eigentümlichkeiten ihrer Sprachen Versmaße und Reim nicht auf gleiche Weise ausbilden. Von dem Reime machten die Griechen und Römer keinen Gebrauch; weil ihre Sprachen besonders die prosodischen Verhältnisse der Wörter hervorheben und sich in der Rede überhaupt einem melodischen Gesange nähern, hat sich bei ihnen mehr eine große Mannigfaltigkeit besonderer Versmaße ausgebildet. In den germanischen Sprachen hingegen hat sich neben den weniger bestimmten Versmaßen vorzüglich der Reim geltend gemacht. Da der Reim der lateinischen Sprache fremd ist, so scheint auch der Reim der romanischen Sprachen germanischen Ursprungs zu sein. Die französische Sprache ist fast ganz auf den Reim beschränkt, indem sie die Silben des Verses mehr abzählt als abmißt. Die Gesetze des Versbaues sind nicht eigentlich Gegenstand der Stilistik, sondern der Metrik, die wir als einen ergänzenden Teil der Poetik bezeichnet haben. In dem deutschen Verse machen jedoch die metrischen Formen nicht bloß einen wohlgefälligen Eindruck auf das Ohr, sondern es treten in ihnen zugleich Verhältnisse der Gedanken und besonders Verhältnisse der logischen Form in die Erscheinung, und insofern sie als Ausdrücke dieser logischen Verhältnisse aufgefaßt werden, steht die deutsche Metrik mit der Stilistik in inniger Beziehung, der wir um so mehr eine nähere Betrachtung zuwenden müssen, da sie in den Lehrbüchern der Metrik meistens zu wenig Beachtung gefunden hat.

§ 186.

Die metrischen Verhältnisse der deutschen Sprache sind von denen der alten Sprachen wesentlich verschieden. Die Metrik der alten Sprachen unterscheidet die Silben nach ihrer Quantität in Längen und Kürzen; die deutsche Metrik hingegen unterscheidet die Silben

nach ihrem Accent oder nach ihrer Betonung in hochtonige oder schwere, die sie als Hebungen (Arsis), und tieftonige, unbetonte oder leichte, die sie als Senkungen (Thesis) bezeichnet. Die halbtonigen Silben stehen nach Bedeutung und Betonung nicht mit den tonlosen, sondern mit den volltonigen Silben im Gegensatze; sie gehören daher, obgleich sie oft als Hebungen gebraucht werden, eigentlich mit den tonlosen zu den tieftonigen Silben. Es besteht also zwischen den antiken Sprachen und der deutschen Sprache ein durchgreifender Unterschied in der Messung der Silben: die antiken Sprachen waren quantitierende, die deutsche Sprache aber ist eine accentuierende; jene maßen die Silben nach der Zeit, welche das Aussprechen derselben erforderte, diese mißt sie nach dem inneren logischen Wert, welcher seinen Ausdruck in der Betonung findet. Dieser Unterschied zwischen der antiken und der deutschen Metrik ist erst in diesem Jahrhundert erkannt worden, und noch Klopstock und Voß bildeten eine deutsche Metrik aus, die sich, wie die der Alten, nur auf die Quantität der Silben gründete; ja, noch heute kann man Lehrbücher der deutschen Metrik finden, welche sich völlig an Klopstock und Voß anschließen und der Natur der deutschen Sprache und des deutschen Verses in keiner Weise Rechnung tragen. Daß man so lange in diesem jetzt klar erkannten Irrtum verharren konnte, daran trägt die Schuld einmal wieder die unwürdige Schülerstellung, die der Deutsche Jahrhunderte hindurch dem klassischen Altertum gegenüber einnahm, das andere Mal der Umstand, daß in der neuhochdeutschen Sprache diejenigen Silben, welche den Hauptton haben, meist auch lang ausgesprochen werden. Stammsilben, welche im Alt- und Mittelhochdeutschen kurz waren, haben sich im Neuhochdeutschen verlängert, z. B. mhd. sắgen ward nhd. zu sāgen, mhd. klắgen zu nhd. klāgen, mhd. nắme zu nhd. Nāme, mhd. nëmen zu nhd. nehmen u. s. w. Ein nicht in den Anschauungen der antiken Metrik befangener Geist hätte nun wohl auch an der neuhochdeutschen Sprache das wahre Princip unsrer Prosodie finden können, aber es war doch immerhin verhüllt und für den, der von Jugend auf in antiker Metrik geschult war, war es fast undurchdringlich verborgen. Daher kam es, daß das Princip unsrer Silbenmessung erst an der mittelhochdeutschen Sprache und erst in der Zeit erkannt wurde, als man unsre Sprache historisch zu erforschen begann. Der große Umschwung also, der seit Jakob und Wilhelm Grimm auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft überhaupt eingetreten ist, hat auch die rechte Einsicht in das Wesen unsrer Metrik mit herbeigeführt, und es wird nachgerade Zeit, daß man endlich einmal aufhöre, bei unsrer

deutschen Tonmessung von Längen und Kürzen (statt von Hebungen und Senkungen) zu sprechen.[1])

Der Unterschied in der Messung der Silben ist daraus zu erklären, daß sich die alten Sprachen mehr nach der phonetischen, und die deutsche mehr nach der logischen Seite hin entwickelt hat.[2]) Man sieht leicht, daß die metrischen Verhältnisse, wie manche andere Eigentümlichkeiten, als ein Vorzug der deutschen Sprache vor den alten Sprachen anzusehen sind. Die Versmaße der Alten erfreuen das Ohr durch ein schönes Verhältnis in der Quantität der Laute; die deutschen Versmaße erfreuen ebenfalls das Ohr durch einen schönen Rhythmus der Betonung, aber sie erfreuen zugleich den innern Sinn, indem sie in den rhythmisch schönen Tonverhältnissen die Formverhältnisse der Begriffe und Gedanken in sinnlicher Anschauung darstellen (§ 77). Die Aufgabe des deutschen Versbaues ist darum eigentlich eine zwiefache: die Tonverhältnisse sollen durch den metrischen Rhythmus unser rhythmisches Gefühl befriedigen, aber sie sollen auch, der logischen Unterordnung von Begriffswort und Formwort, Stamm und Endung u. s. w. genau entsprechend, die logische Form der Begriffe und Gedanken zu lebendiger Anschauung bringen. Nur wenn der Versbau dieser zwiefachen Aufgabe Genüge leistet, erhebt er sich zu vollendeter Schönheit und ist als sinnliche Erscheinung des Geistigen von wahrhaft poetischer Wirkung, die uns oft mit wunderbarer Gewalt ergreift, wie in folgenden Stellen:

O komm, mein Geliebter!
Wo bleibst du und säumest? Befreie, befreie
Die kämpfende Seele! Mich naget die Reue,
Es faßt mich der Schmerz;
Mit liebender Nähe versichre mein Herz! Schiller. —

Höret der Mutter vermahnende Rede,
Wahrlich, sie spricht ein gewichtiges Wort!
Laßt es genug sein und endet die Fehde,
Oder gefällt's euch, so setzet sie fort! Ders. —

[1]) Eine rühmliche Ausnahme von dem sonst üblichen Schematismus macht unter den neueren Werken dieser Art die „Deutsche Poetik von C. Beyer, Stuttgart 1882", in welcher der Unterschied zwischen der deutschen und antiken Silbenmessung in grundlegender Weise durchgeführt ist; freilich kann man sich mit der Verherrlichung des Jordanschen und Richard Wagnerschen Alliterationsverses, sowie mit der Beurteilung, welche dem Reime zuteil wird, nicht in allen Punkten einverstanden erklären, und Beyer geht entschieden zu weit, wenn er den Jordanschen Nibelungenvers als den neuhochdeutschen epischen Vers bezeichnet.

[2]) S. Organism. der Sprache § 11.

Wohl dem, selig muß ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreisen,
Kindlich liegt an der Brust der Natur!
Denn das Herz wird mir schwer in der Fürsten Palästen,
Wenn ich herab vom Gipfel des Glücks
Stürzen sehe die Höchsten, die Besten
In der Schnelle des Augenblicks. Ders. —

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesglut?
Ach, wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie du bist,
Und würdest erst gesund. Goethe.

Weil in der deutschen Sprache immer die bedeutsamste Silbe auch den Hauptton, und die Endungen und Formwörter den untergeordneten Ton haben, so drücken die metrisch schönen Versfüße zugleich die logische Form der Begriffe aus, und der logische Rhythmus fällt in dem vollkommen gebildeten Verse mit dem metrischen Rhythmus notwendig zusammen, wie in den eben angeführten Beispielen. Es geschieht aber oft, daß man, um nur die gehörigen Versfüße zu bilden, einer an sich tieftonigen Silbe — einem Formworte oder einer Endung — besonders wenn andere tieftonige Silben unmittelbar vorangehen oder nachfolgen, den metrischen Wert einer hochtonigen Silbe — einer Hebung — oder auch einer an sich hochtonigen Silbe, wenn ihr eine andere hochtonige Silbe vorangeht oder nachfolgt, den metrischen Wert einer Senkung giebt, und so werden unreine Versfüße gebildet, z. B.

Ein from | mer Knecht war Fri | dolin,
Und in | der Furcht | des Herrn
Erge | ben der | Gebie | terin,
Der Grä | fin von | Savern. —

Auf die | ser Bank | von Stein | will ich | mich set | zen,
Dem Wan | derer | zur kur | zen Ruh | berei | tet. — —
Hier geht
Der sor | genvol | le Kauf | mann und | der leicht
Geschürz | te Pil | ger, der | andächt | ge Mönch,
Der düst | re Räu | ber und | der hei | tre Spiel | mann,

Der Säu | mer mit | dem schwer | belad | nen Roß,
Der fer | ne her | kommt von | der Men | schen Län | dern.

Denn blin | der Miß | verständ | nisse | Gewalt
Drängt oft | den Best | en aus | dem rech | ten Gleise. —

Da, wo zum künst' | gen Ring | beru | fen,
Ein Erz | im Grund | schläft un | bewußt.

Wohl blö | kend kehrt | das Vieh | in lang | sam schwe | =
rem Tra | be
Heim von | der Au | ; es sucht | der Land | mann sei | ne
Thür,
Und ü | berläßt | die Welt | der Dun | kelheit | und mir.

Solche Verse dürfen nicht nach dem Metrum gesprochen werden, sondern sie sind so zu sprechen, daß die hochtonigen Silben und überhaupt die Worte, welche den größten logischen Wert im Satze haben, hervorgehoben werden, die übrigen Silben und Worte aber sich als Senkungen um dieselben gruppieren, z. B.

Denn blinder Mißverständnisse Gewalt
Drängt oft den Besten aus dem rechten Gleise.

Hier liegt der Hauptton auf den Silben „Miß-“ und „Best-“, zu denen der Verston aufsteigt und von denen er wieder nach dem Ende zu abklingt. Dabei muß der Vers so gesprochen werden, daß die Gesamtharmonie, die über dem Ganzen schwebt und auf die zuletzt alles ankommt, nicht gestört wird. Der Vers: „Denn blinder u. s. w.“ würde, wenn er so gesprochen wird, wie eben angegeben worden ist, dem Hörer den Eindruck eines vierhebigen Verses machen; er soll aber fünfhebig sein, und der Sprechende hat deshalb nach „Gewalt“ eine Pause zu machen, durch welche die fünfte Hebung ersetzt wird, so daß der Vers gesprochen folgende Gestalt hat:

Denn blin | der Miß | verständ | nisse Gewalt | ⏑– |

Eine accentuierende Sprache, wie die deutsche, kann solche unreine Versfüße nicht ganz vermeiden, und dieselben müssen in der lebendigen Rede auf die angegebene Weise: durch Auflösung einer unreinen Hebung in Senkungen und durch Aussparung einer Hebung durch Pausen ausgeglichen werden. Die Pausen, welche für den accentuierenden Rhythmus ebenso notwendig und unvermeidlich sind, wie für die genaue Feststellung des Taktes in einem musikalischen Werke, haben bisher in den Behandlungen unserer Metrik noch keine Berücksichtigung gefunden; eine eingehende Untersuchung nach dieser Richtung hin würde für die

Entwickelung unserer deutschen Verslehre gewiß von großer Bedeutung sein. Für die Zwecke der Stilistik genügen jedoch die gegebenen Andeutungen, und es würde zu weit führen, Specialuntersuchungen, die in eine Metrik oder Poetik gehören, hier einzufügen.

Die sogenannten unreinen Versfüße sind keineswegs immer tadelnswert, sondern sie dienen oft geradezu zur Erhöhung der Wirkung des Verses. Wenn eine schwere Silbe in der Senkung steht, so wird sie oft gerade dadurch, daß der Redeton mit dem Verston in Widerspruch tritt, nachdrücklich hervorgehoben. So wird z. B. in dem Verse aus Tell:

Dĕr schād | ĕt nīcht | mĕhr, īch | hăb īhn | ĕrschlā | gĕn

das „Der", auf dem der logische Hauptton ruht, dadurch, daß es in der Senkung steht, weit mehr hervorgehoben, als wenn es in der Hebung stehen würde, und der Vers ist zu sprechen:

Der schadet nicht mehr, ich hab ihn erschlagen.

Dasselbe geschicht in folgenden Versen aus Wilhelm Tell:

S'ist ein Hausvater und hat Weib und Kinder.

Frau, welchen Sturm gefährlicher Gedanken
Weckst du mir in der stillen Brust.

Ihr seid auch Männer, wisset eure Axt
Zu führen, und dem Mutigen hilft Gott.

Blind also? Wirklich blind, und ganz geblendet?

Weib, wollt Ihr mir Gewalt anthun? Hinweg!
Gerechtigkeit, Landvogt! Du bist der Richter
Im Lande an des Kaisers Statt und Gottes.

Man denke sich z. B. in dem vorletzten Verse einen reinen Rhythmus etwa durch folgende Änderung hergestellt:

Gerechtigkeit, o Vogt u. s. w.

Wie matt klingt diese Abänderung im Gegensatz zu dem den Rhythmus durchbrechenden und deshalb die Sprache der Leidenschaft und Verzweiflung trefflich charakterisierenden Verse: Gerechtigkeit, Landvogt! u. s. w." Man sieht hieraus, daß der vollbegabte Dichter, wo es sich um höhere Aufgaben der Darstellung handelt, auch die von den Theoretikern aufgestellten Gesetze des Rhythmus durchbrechen darf, ja durchbrechen muß, oder vielmehr, daß es für ihn eine Metrik giebt, die über der landesüblichen Theorie des Verses steht und deren Gesetze aufzuspüren die Aufgabe einer wahrhaft deutschen Metrik sein wird.

§ 187.

Da die deutsche Metrik sich lediglich auf die Tonverhältnisse der Silben gründet, die nicht immer unwandelbar dieselben bleiben, so kann sie den metrischen Wert der Silben nicht ebenso bestimmt bezeichnen, wie die Metrik der alten Sprachen, der die unwandelbaren Lautverhältnisse der Silben zu Grunde liegen. Auch darf man sich über die gegenwärtige Unbestimmtheit der deutschen Metrik schon darum nicht sehr wundern, weil sie erst spät in der Betonung ihre natürliche Grundlage erkannt hat und auch der Grammatik die eigentliche Bedeutung der Betonung erst spät ganz klar geworden ist.

In wunderbarer Weise war im mittelhochdeutschen Zeitalter unserer Sprache eine wahrhaft deutsche Versmessung entwickelt, welche auf den natürlichen Betonungsgesetzen unserer Sprache aufgebaut und völlig frei von fremden Einflüssen entstanden war. Daher finden wir in den Heldenliedern aus jener Zeit, in dem Nibelungenlied und der Gudrun, sowie in dem höfischen Epos und in den Liedern der Minnesinger eine Formvollendung, wie sie unsre Sprache seitdem nicht wieder erreicht hat. Wir können diese mittelhochdeutschen Dichtungen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts in Bezug auf Vollendung und Reinheit der Form getrost neben die Dichtungen der antikklassischen Welt stellen; sie zeigen uns, daß auf dem Gebiete des accentuierenden Rhythmus ebenso eine klassische Formvollendung möglich ist, wie auf dem Gebiete des quantitierenden.[1]) Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert bereits geriet leider diese mittelhochdeutsche Kunstsprache in Verfall, und es trat sogar eine völlige Zersetzung ein; man vergaß nach und nach die alten Betonungsgesetze, und im 16. Jahrhundert war man so weit gekommen, daß man den Vers ohne Rücksicht auf die Betonung und auf Hebung und Senkung nur noch nach der bloßen Silbenzahl maß.

Damals schon suchten einzelne, die in der Schule des Humanismus erzogen waren, die deutschen Verse, wie die Griechen und Römer, nach

---

[1]) Und was erfährt unsere Jugend in unseren Gelehrtenschulen von jener klassischen Vollendung unserer deutschen Sprache im Mittelalter? An den mittelhochdeutschen Klassikern würde eine weit innerlichere, in Fleisch und Blut übergehende formale Bildung zu gewinnen sein, als an den griechischen und lateinischen Metren. Aber der Deutsche verschmäht sein Eignes, er ist zu lange geknechtet worden, und mit der äußeren Freiheit hat er die innere noch nicht wiederzuerlangen vermocht. Wäre es sonst möglich, daß Preußen neuerdings durch einen ministeriellen Erlaß die mittelhochdeutschen Klassiker aus seinen Schulen gewiesen hat? Zwölf Jahre nach 1870! Elf Jahre nach der Errichtung des deutschen Kaiserreichs!

der Quantität zu messen. Die Verse aber, die aus diesen Bestrebungen hervorgingen, waren so hölzern und steif, daß sie das Übel, statt es zu heben, nur ärger machten. Erst Opitz verhalf der natürlichen Betonung innerhalb des Verses wieder zu ihrem Rechte durch sein „Buch von der Deutschen Poeterey. In welchem alle jhre eigenschafft und zuegehör gründtlich erzehlet, vnd mit exempeln außgeführt wird. Breßlaw 1624.“ In dieser Schrift verlangte er für den deutschen Vers, daß man denselben nach dem Accent oder nach dem Tone der Silben messen solle und zwar in der Weise, daß man zwischen hohen und niederen Silben abwechsele wie der Lateiner zwischen Längen und Kürzen. „Nachmals ist auch, sagt Opitz in der genannten Abhandlung, ein jeder verß entweder ein iambicus oder trochaicus; nicht zwar das wir auff art der griechen vnnd lateiner eine gewisse grösse der sylben können inn acht nemen; sondern das wir aus den accenten vnnd dem thone erkennen, welche sylbe hoch vnnd welche niedrig gesetzt soll werden. Ein Jambus ist dieser:

Erhalt vns Herr bey deinem Wort.

Der folgende ein Trochéus:

Mitten wir im Leben sind.

Dann in dem ersten verse die erste sylbe niedrig, die andere hoch, die dritte niedrig, die vierde hoch, vnd so fortan, in dem anderen verse die erste sylbe hoch, die andere niedrig, die dritte hoch, etc. außgesprochen werden. Wiewol nun meines wissens noch niemand, ich auch vor der zeit selber nicht, dieses genawe in acht genommen, scheinet es doch so hoch von noethen zue sein, als hoch von noethen ist, das die Lateiner nach den quantitatibus oder grössen der sylben jhre verse richten vnd reguliren. Denn es gar einen übelen klang hat:

Venus die hat Juno nicht vermocht zue obsiegen;

weil Venus und Juno Jambische, vermocht ein Trochéisch wort sein soll: obsiegen aber, weil die erste sylbe hoch, die andren zwo niedrig sein, hat eben den thon welchen bey den lateinern der dactylus hat, der sich zueweilen (denn er gleichwol auch kan geduldet werden, wenn er mit vnterscheide gesatzt wird) in vnsere sprache, wann man dem gesetze der reimen keine gewalt thun wil, so wenig zwingen leßt, als castitas, pulchritudo vnd dergleichen in die lateinischen hexametros vnnd pentametros zue bringen sind.“ So brachte Opitz das alte Betonungsgesetz des deutschen Verses wieder zur Geltung, freilich noch in völlig unentwickelter Gestalt. Man fing eben wieder völlig von vorn an, von dem herrlichen Ausbau, den der betonende Rhythmus im dreizehnten Jahr=

hundert erhalten hatte, war auch nicht eine Ahnung mehr im deutschen Volke lebendig. Die deutsche Verslehre mußte jetzt auf der von Opitz gegebenen Grundlage neu aufgebaut werden, aber Opitz selbst trug mit die Schuld, daß dieser Bau eine falsche Richtung erhielt. Indem er nämlich durch die Betrachtung der lateinischen und griechischen Metrik zu seinem Gesetz für den deutschen Vers geführt wurde, nahm er auch die Bezeichnungen Jambus, Trochäus und Daktylus aus der antiken Metrik in die deutsche Verslehre hinüber, obwohl wir doch im Deutschen gar keine Jamben, Trochäen und Daktylen haben. Opitz selbst war sich zwar wohl bewußt, daß diese Namen dem Wesen des deutschen Verses keineswegs genau entsprachen, aber er behielt sie als geeignete Analogien aus den altklassischen Sprachen bei. Da sich nun aber die Deutschen leider von jeher mehr an die Namen als an die Sachen hielten, so wurden sie durch die falschen Namen irregeführt, und man fing an zu glauben, daß wir im Deutschen wirkliche Jamben, Trochäen und Daktylen hätten. Man redete nicht mehr von hohen und niedrigen Silben, wie Opitz, sondern von Längen und Kürzen, und trug so viel wie möglich von der antiken Metrik auf die deutsche über. Dem Jambus, Trochäus und Daktylus folgten bald der Anapäst, Kretikus, Amphibrachys, Spondeus, Bacchius und andere antike Versfüße nach, und im achtzehnten Jahrhundert erreichten diese Bestrebungen ihren Gipfelpunkt in der „Zeitmessung der deutschen Sprache“, in welcher Johann Heinrich Voß eine deutsche Metrik gab, die sich hauptsächlich auf das Quantitätsprincip der Alten gründete und der Natur des deutschen Verses nur in geringem Maße gerecht wurde. Man versuchte auch wirklich in antiken Metren zu dichten, namentlich Klopstock sah in denselben ein Mittel, um die deutsche Sprache von den, wie er meinte, unwürdigen Fesseln des Reimes zu befreien. Auch Goethe und Schiller hielten sich nicht frei von dieser Verirrung, beide aber drangen zuerst wieder voll zu einer wirklich deutschen Rhythmik durch, trotz der falschen Theorie, in der auch sie befangen waren. Mit glücklichem Instinkt durchbrachen sie die falsche Theorie und schufen, ihrem Genius folgend, echt deutsche Verse, in denen der Natur der deutschen Sprache und des deutschen accentuierenden Rhythmus ihr volles Recht wurde. Erst die durch Jacob Grimm begründete deutsche Philologie erkannte an der Hand der Geschichte unserer Sprache klar den Grundirrtum, in dem unsere Metrik befangen war, und durch die deutsche Philologie und insbesondere durch die von ihr wieder ans Licht gezogene mittelhochdeutsche Verskunst ist endlich die wahre Grundlage gewonnen worden, auf der nun die Metrik der neuhochdeutschen Sprache sich aufzubauen hat.

§ 188.

Wenn die Dichter Versarten bilden, zu denen die besondern Tonverhältnisse der deutschen Sprache nicht geeignet sind, so häufen sich in ihren Dichtungen die unreinen Versfüße oft in unerträglicher Weise. Als man sich in der deutschen Litteratur wieder dem klassischen Altertum zuwendete und die klassischen Sprachen als die Muster ansah, nach denen sich der deutsche Stil und die deutsche Poesie ausbilden sollte, versuchte man auch, wie im vorigen Paragraphen bereits erwähnt wurde, die besondern Versarten der Alten, z. B. anapästische, kretische, bacchische, ionische, äolische, sapphische und päonische Verse nachzubilden, und man hat lange Zeit eine gelungene Bildung dieser Versarten als ein besonderes Zeichen der Meisterschaft angesehen. Man muß nun zwar anerkennen, daß manche unserer Dichter solche Versarten, besonders in der lyrischen Poesie, mit glücklichem Erfolge nachgebildet haben, namentlich hat sich v. Platen in dieser Beziehung rühmlich ausgezeichnet, aber man darf nur nicht meinen, daß wir nun in diesen deutschen Nachbildungen wirklich antike Metren hätten. Wenn sich diese Versarten in reinen Versfüßen bewegen, so sind sie, weil sie auch die logische Form der Gedanken in schönen Tonverhältnissen darstellen, im Deutschen zuweilen von guter Wirkung: aber wenn sie in derselben Ausdehnung, wie in den alten Sprachen, in Anwendung gebracht werden, so wird es sehr fühlbar, daß sie nicht aus dem eignen Leben der deutschen Sprache hervorgegangen und ihr eigentlich fremd sind. Nicht jede Sprache ist geeignet, auch jede besondere Versart zu bilden. Man kann im allgemeinen annehmen, daß die Versarten jeder besondern Sprache schon in den metrischen Verhältnissen der einzelnen Wörter vorgebildet und diese gewissermaßen die Grundtypen von jenen sind: je mannigfaltiger die metrischen Silbenverhältnisse der Wörter, desto mannigfaltiger sind die Versarten der Sprache. Schon die Wortformen der lateinischen Sprache bieten die Silbenfüße dar, aus denen ihre Versarten gebildet werden; wir finden unter ihnen nicht nur den Trochäus, den Jambus, den Daktylus und Amphibrachys, sondern auch den Anapäst (legerent), den Kretikus (legerant), den Bacchius (legebant), den Antispastus (legebatur), den Jonikus (relegebant), den Päon (legerimus und relegerent) u. s. w., und diese Wortformen fügen sich leicht in daktylische, amphibrachische, anapästische, kretische, bacchische, ionische und andere Verse. Ganz anders sind die metrischen Verhältnisse der deutschen Wortformen. Die einfachste und allgemeinste Wortform stellt sich in der Verbindung eines hochtonigen Stammes mit einer tieftonigen En-

dung dar und bildet den Trochäus, z. B. singet, Sänger, und die Verbindung des Stammes mit einer Vorsilbe bildet den Jambus, z. B. Betrug, Verlust, Gesang; ferner bildet der Stamm mit zwei Endungen den Daktylus, z. B. redete, Sängerin, und wenn er eine Endung und zugleich eine Vorsilbe hat, den Amphibrachys, z. B. Betrüger, betrogen, gesungen; daktylische Wörter bilden endlich in der Verbindung mit einer Vorsilbe den zweiten Päon, z. B. bemächtigen, verherrlichen, gewaltiger. Wörter, wie freudigeres, freundlicheres, herrlicheres, die den ersten Päon darstellen, sind an sich nicht schön und darum nicht zu poetischer Darstellung geeignet. Die deutsche Sprache hat eigentlich nur die hier aufgezählten Wortformen, in denen sich reine Silbenfüße darstellen; sie hat nicht, wie die lateinische Sprache, einfache Wörter, die sich zu Silbenfüßen, wie der Anapäst, der Kretikus, der Bacchius, der Antispast, der Jonikus u. s. w. entwickelt haben. Wenn man zu diesen Silbenfüßen notgedrungen Zusammensetzungen verwendet, wie Augenblick, Gemütsart, Jubelgesang, oder neue Zusammensetzungen bildet, wie Klopstocks: allmachttragende, donnergesplitterte, schicksalenthüllenden, Silbergewölk, lebenduftendes, so sind die Silbenfüße nicht rein: denn in den Zusammensetzungen hat das Beziehungswort dem Hauptworte gegenüber untergeordneten Ton und darum eigentlich nicht den vollen metrischen Wert einer Länge. Darum fehlt den deutschen Wortformen auch der reine Spondeus, und ihn muß in dem Hexameter meistens der Trochäus ersetzen.

In der deutschen Sprache lassen sich die Silbenfüße der Alten als reine Silbenfüße meistens nur dadurch darstellen, daß mehrere Wörter — besonders tieftonige Formwörter mit hochtonigen Begriffswörtern — verbunden werden. Aber man darf nicht übersehen, daß Silbenfüße, welche auf diese Weise gebildet werden, wenn auch rein, doch nicht ebenso schön sind, als diejenigen, welche sich in einem Worte darstellen. Der Unterschied wird sogleich fühlbar, wenn man in folgenden Hexametern die Daktylen der einen Art mit denen der andern Art vergleicht.

Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung. —
Ihr mit dem kommenden Weltgerichte vertrauliche Seelen,
Hört mich, und singt den ewigen Sohn durch ein göttliches Leben.
Klopstock.

Hier war's, wo der Messias von einem Volke sich losriß,

Das zwar jetzt ihn verehrte, doch nicht mit jener Empfindung,
Die untadelhaft bleibt vor dem schauenden Auge der Gottheit.
Klopstock.

Und den Gesegneten Gottes zu sehn, war ihr Auge zu dunkel.
Gott kam selbst von dem Himmel herab, die gewaltige Stimme:
Sieh ich hab' ihn verklärt, und will ihn von neuem verklären.
War die Verkündigerin der gegenwärtigen Gottheit. Klopstock.

Anstößig sind besonders die Anhäufungen der tieftonigen Formwörter (§ 87), und vollends unleidlich die durch solche Anhäufungen gebildeten Päone in Klopstock's Oden, z. B.

An der Höhe, wo der Quell der Barden in das Thal — — —
stürzet u. s. w. —
Und mit Hoheit in der Miene stand sie, und ich sah
Die Geister um sie her, die, den Liedern entlockt u. s. w.
So bezwang nicht an des Rheins Strom Romulus Geschlecht.
So erscholl's mir von der Telyn wieder in dem Hain.

Es ergiebt sich aus dieser Betrachtung, daß die Eigentümlichkeit der deutschen Sprache in ihren Wortformen und in ihrer Betonung den Silbenfüßen der alten Sprachen widerstrebt. Nicht leicht lassen sich diese Silbenfüße in deutschen Versen rein darstellen, und wenn es einmal gelingt, reine Silbenfüße zu bilden, so sieht man ihnen zu sehr den Aufwand künstlicher Mittel an, als daß die Verse ein ungetrübtes Wohlgefallen erregen könnten. Der Trochäus und der Jambus, um die üblichen Namen zu gebrauchen, sind diejenigen Silbenfüße, welche mit den Tonverhältnissen der deutschen Sprache gegeben, welche ihr angeboren sind; darum bieten sie sich überall ungesucht dar, nicht nur in den Ableitungs- und Flexionsformen, sondern auch in den Verbindungen der Begriffswörter mit Formwörtern. Auch haben die deutschen Dichter, seitdem sie sich nicht mehr auf Reim und bloße Zählung der Silben beschränken, vorzüglich in trochäischen und iambischen Versen gedichtet. Auch der Daktylus hat in der deutschen Poesie eine auf die Tonverhältnisse der Sprache begründete Berechtigung, und er ist oft, besonders wenn er mit dem Choreus abwechselt, von vortrefflicher Wirkung: aber der Hexameter der Alten ist in der deutschen Poesie doch eine ausländische Pflanze. So sehr man sich auch bemüht hat, besonders diese Versart vermittelst künstlich gebildeter Wortformen, unnatürlicher Wortstellungen und müßiger Flickwörter zu stande zu bringen, so ist es doch nur selten gelungen, sie in reinen Silbenfüßen dar-

zustellen, und diese Versart hat in der deutschen Poesie wenig Glück gemacht.

Aber selbst die von der antiken Metrik entlehnten Namen muß die deutsche Verslehre ausscheiden, wenn sie nicht immer und immer wieder irre gehen will. Wir können nicht accentuierende Rhythmen durch quantitierende bezeichnen, es ist das ein Widerspruch in sich selbst. Daher müssen die Namen Jambus, Trochäus, Daktylus u. s. w. bekämpft werden, und sie müssen endlich aus unsrer Metrik verschwinden. Es ist das nicht etwa Kleinigkeitskrämerei oder Pedanterei, sondern es handelt sich hier um das innerste Wesen der deutschen Metrik. So lange wir die der griechisch-lateinischen Metrik entlehnten Namen beibehalten, so lange wird es den meisten Deutschen sehr schwer, ja vielleicht unmöglich sein, die völlige Verschiedenheit unserer Rhythmik von der altklassischen klar zu erkennen, und dadurch wird die Einsicht in das wahre Wesen unserer Poesie und damit zuletzt unsere Dichtkunst überhaupt geschädigt. Jene Namen sind auch gar nicht schwer zu beseitigen. Beim Accentverse kommt alles auf die Hebungen an, sie sind der wichtigste Bestandteil des Verses; wir müssen daher unsere deutschen Verse überhaupt nach Hebungen, nicht nach Füßen zählen. Wir haben demnach nicht vierfüßige, fünffüßige, sechsfüßige Verse u. s. w., sondern vierhebige, fünfhebige, sechshebige Verse u. s. w. Die zwischen den Hebungen liegenden Senkungen machen nun den Rhythmus je nach ihrer Zahl zu einem ruhigeren oder bewegteren. Folgt auf je eine Hebung immer nur eine Senkung, so entsteht ein schreitender, folgt aber mehr als eine Senkung, so entsteht ein hüpfender Rhythmus. Wir können demnach alle Rhythmen in schreitende (Trochäus, Jambus) und hüpfende (Daktylus, Anapäst) einteilen. Ein Vers kann nun entweder mit einer Hebung oder einer Senkung beginnen; die vor der Anfangshebung liegende Senkung nennt man Auftakt. Beginnt also ein Vers mit einer Senkung, so ist es ein Vers mit Auftakt; beginnt er mit der Hebung, so ist es ein Vers ohne Auftakt. Man kann demnach die deutschen Rhythmen in folgender Weise einteilen:

I. schreitender Rhythmus ohne Auftakt (Trochäus):

— ⏑ | — ⏑ | — ⏑ u. s. w.

II. schreitender Rhythmus mit Auftakt (Jambus):

⏑ — | ⏑ — | ⏑ — u. s. w.

III. hüpfender Rhythmus ohne Auftakt (Daktylus):

— ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ u. s. w.

IV. hüpfender Rhythmus mit doppeltem Auftakt (Anapäst):

⏑ ⏑ — | ⏑ ⏑ — | ⏑ ⏑ — u. s. w.

Will man sich hiermit nicht begnügen, will man nicht bloß für die

ganzen Rhythmen, sondern auch für die einzelnen Versglieder bestimmte Namen haben, so könnte man den Trochäus einfach den Schreiter, den Jambus den Auftaktschreiter, den Daktylus den Hüpfer und den Anapäst den Auftakthüpfer nennen. Das Gesagte mag genügen, um wenigstens die Grundlage für eine wirkliche deutsche Metrik anzudeuten; eine weitere Ausführung kann hier nicht gegeben werden, da diese den Rahmen einer Stilistik zu weit überschreiten würde.

§ 189.

Der Reim steht mit dem schreitenden Rhythmus (dem Trochäus und Jambus) in natürlicher Verbindung, er ist gewissermaßen an diesen gebunden und mit ihm der deutschen Poesie angeboren. Alle Reime sind nämlich entweder männliche (stumpfe) oder weibliche (klingende) Reime: erstere werden gebildet durch hochtonige Silben, denen eine tieftonige Silbe vorangeht, z. B. erwacht und bedacht, das Horn und im Zorn, letztere durch Verbindung einer hochtonigen Silbe mit einer nachfolgenden tieftonigen Silbe, denen ebenfalls eine tieftonige vorangeht, z. B. bezwungen und errungen, sie streiten und bei Zeiten. So entspricht der männliche Reim immer dem schreitenden Rhythmus mit Auftakt und der weibliche dem schreitenden Rhythmus ohne Auftakt; daher stellt sich der Reim besonders am Schlusse solcher Verse ein, welche einen schreitenden Rhythmus haben. In den gereimten Sprichwörtern und in andern gereimten Ausdrücken, die sich in der Volkssprache erhalten haben, finden wir überall dieselben metrischen Verhältnisse, z. B. „Glück und Glas, wie bald bricht das?“ „mitgegangen, mitgehangen“ „heute rot, morgen tot“ „mit Rat und That“ „mit Gut und Blut“. Auch bei den Dichtern des Mittelalters bilden sich die Schlußreime der Verse immer in der genannten Weise, z. B.

Dô der sumer komen was
und die bluomen durch daz gras
wünneclîche ensprungen,
aldâ die vogele sungen,
dar kom ich gegangen
an einen anger langen,
dâ ein lûter brunne entspranc;
vor dem walde was sîn ganc,
dâ diu nahtegale sanc.

Walther von d. Vogelweide.

Ez was ein küniginne gesezen über sê:
ir gelîche was deheiniu mê.

si was unmâzen schoene: vil michel was ir kraft:
si schôz mit snellen degnen umbe minne den schaft.

Nibelungenlied.

Daß die deutsche Poesie im Gegensatz zu der der alten Sprachen den Reim aufgenommen, erklärt sich wohl zunächst daraus, daß die metrischen Verhältnisse der deutschen Sprache im Gegensatze zu denen der alten Sprachen auf der Betonung beruhen und sich ihrer Natur nach vorzüglich in schreitenden Rhythmen ausbilden. Der deutsche Versbau fordert als solcher den Reim; diejenigen Versarten aber, welche den alten Sprachen nachgebildet sind, lassen den Reim nicht zu oder können ihn doch entbehren.

Es drängt sich hier die Frage auf, ob der Reim neben dem Wohlgefallen, welches die Wiederholung gleicher Laute gewährt, nicht auch eine Wirkung auf die Darstellung der Gedanken habe, die in stilistischer Hinsicht zu beachten wäre. Da der Reim vorzüglich an hochtonigen Silben haftet und der Hochton in Begriffswörtern und in Satzverhältnissen immer die Hervorhebung eines Begriffes bezeichnet, so liegt der Gedanke sehr nahe, daß auch der Reim eine logische Bedeutung habe und den logischen Wert der Begriffe hervorhebe, und das findet besonders eine Bestätigung in gereimten Sprichwörtern und andern gereimten Ausdrücken der Volkssprache, in denen der Reim gewöhnlich entweder einen durch zwei gereimte Wörter ausgedrückten Begriff oder zwei Begriffe hervorhebt, die mit einander in einem kausalen Verhältnisse oder in einem Gegensatze stehen, z. B.

Mit Lug und Trug — mit Rat und That — in Saus und Braus — Dach und Fach — mit Sack und Pack — schalten und walten — und: Borgen macht Sorgen — Ehestand Wehestand Heute rot, morgen tot — Eile mit Weile — Der Mensch denkt, Gott lenkt — Reichen Mannes Kinder und armen Mannes Rinder werden früh reif. —

Auch spricht für diese Bedeutung des Reimes die Analogie in der Allitteration, die ebenfalls in manchen Ausdrücken der Volkssprache eine Hervorhebung von Begriffen bezeichnet, z. B. mit Schimpf und Schande, in Wind und Wetter, mit Mann und Maus, mit Haut und Haar, mit Stumpf und Stiel, mit Zittern und Zagen. Der Reim gilt ferner nur dann als ein schöner Reim, wenn er nicht durch ein Formwort, z. B. einen Artikel, eine Präposition, oder durch eine Endung gebildet wird, z. B.

Sie liebet, ich
Bemerk' es, dich. —

Kommst Du vor
Nacht ans Thor,

sondern durch ein Begriffswort, das ein wichtiger Träger des Sinnes ist und dessen logischer Wert hervorgehoben wird, z. B.

Frommer Stab! o hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauscht!
Hätt' es nie in deinen Zweigen,
Heil'ge Eiche, mir gerauscht!
Wärst du nimmer mir erschienen,
Hohe Himmelskönigin!
Nimm — ich kann sie nicht verdienen,
Deine Krone — nimm sie hin. Schiller.

Da endlich der Reim gewöhnlich nur an dem Schlußworte des Verses hervortritt und mit dem Schlusse des Verses meistens auch der Satz zu Ende geht, so fällt der Reim gewöhnlich demjenigen Worte zu, welches nach den oben entwickelten Gesetzen der deutschen Worstellung den Hauptbegriff des Satzes ausdrückt.

Da man nach allem dem annehmen muß, daß der Reim auch eine logische Bedeutung hat, so ist es nicht genug, daß der Reim durch Reinheit (Gleichheit des Lautes) das Ohr befriedige, sondern die stilistische Schönheit der Darstellung fordert auch, daß der Reim durch bedeutsame Wörter und nicht durch Wörter gebildet werde, die in dem Satze geringen logischen Wert haben, wie z. B.

Austern, Lachse, Frösche, Schnecken,
Sind vor andre, nicht vor mich.
Speisen, die zu künstlich schmecken.
Sind der Nahrung hinderlich. Daniel Stoppe.

Im Herzen du; dort außen die Figur:
Ich liebe dich in deinen Schildereien
Und muß mich ja herz-kindlich drüber freuen;
Wie schön, wie schön ist deine Kreatur.
Gerhard Tersteegen, Geistliches Blumengärtlein.

In deinem Namen freu' ich mich,
Daß endlich du, o Sonne, dich
Entschließest nun zu scheinen. —

Kommt, und triumphiert, Philister,
Simson, euch verfallen ist er.

Die Reinheit des Reimes fordert, daß die gereimten Silben beide hochtonig seien. Tieftonige Endungen bilden mit hochtonigen Stamm-

silben, z. B. Hirtin mit Gewinn, Bündnis mit zerriß, keinen schönen Reim. Auch ist es anstößig, wenn man eine für sich hochtonige Stammsilbe, die aber in einer Zusammensetzung tieftonig geworden ist, mit einer hochtonigen Silbe reimt, z. B.

Dem Wandersmann gehört die Welt
In allen ihren Weiten,
Weil er kann über Thal und Feld
So wohlgemut hinschreiten. Rückert. —

Gegner doppelt überlegen,
Ausgerüstet mit zwiefalter
Waff' als Dichter und Sachwalter. Rückert.

Die Reinheit des Reimes fordert endlich, daß die Vokale der gereimten Silben nicht nur vollkommen gleichen Laut, sondern auch gleiche Quantität haben; anstößig sind Reime, wie fühlen und zielen, Beute und Seite, und: Wahl und Fall, Stoß und Roß u. a. Unreine Reime dieser Art gehen oft aus mundartlicher Aussprache hervor; so erkennt man die schwäbische Mundart in:

Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual. Schiller.

Der Reim ist vermöge seiner logischen Bedeutung mehr für die eine als für die andere Art poetischer Darstellung geeignet. Da besonders der Darstellung lebhafter Gefühle die Hervorhebung der Begriffe eigen ist (§ 135), so ist der Reim vorzüglich für die lyrische Poesie geeignet und ist besonders in der pathetischen Darstellung von großer Wirkung. Dies tritt sehr fühlbar hervor in Schillers Dramen, wenn der Dichter die Rede der handelnden Personen da, wo sie sich zum Pathetischen erhebt, aus nicht gereimten Versen in Reime übergehen läßt, z. B. in dem Monolog der Jungfrau von Orleans:

Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich stillen Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln,
Johanna sagt euch ewig Lebewohl.
Ihr Wiesen, die ich wässerte! Ihr Bäume,
Die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort!
Lebt wohl, ihr Grotten und ihr kühlen Brunnen!
Du Echo, holde Stimme dieses Thals,
Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder,
Johanna geht, und nimmer kehrt sie wieder.

Ihr Plätze alle meiner stiller Freuden,
Euch laß ich hinter mir auf immerdar!

Zerstreuet euch, ihr Lämmer, auf der Heiden!
Ihr seid jetzt eine hirtenlose Schar:
Denn eine andere Herde muß ich weiden
Dort auf dem blut'gen Felde der Gefahr. u. s. w.

Ebenso im ersten Auftritte des vierten Aufzugs:

Die Waffen ruh'n, des Krieges Stürme schweigen,
Auf blut'ge Schlachten folgt Gesang und Tanz;
Durch alle Straßen tönt der muntre Reigen,
Altar und Kirche prangt in Festesglanz. u. s. w.

Ähnliche Übergänge der pathetischen Rede in gereimte Verse finden sich in Maria Stuart 1. Aufzug 7. Auftritt (am Ende), 4. Aufzug 4. Auftritt, 5. Aufzug 9. Auftritt und besonders an vielen Stellen der Braut von Messina, z. B.

Umfanget euch mit eherner Umarmung!
Leben um Leben tauschend, siege jeder,
Den Dolch einbohrend in des andern Brust,
Daß selbst der Tod nicht eure Zwietracht heile,
Die Flamme selbst, des Feuers rote Säule,
Die sich von eurem Scheiterhaufen hebt,
Sich zweigespalten von einander teile,
Ein schaudernd Bild, wie ihr gestorben und gelebt.

§ 190.

Die Schönheit des Versbaues überhaupt und besonders der gereimten Verse fordert, daß jeder Vers auch für sich schon einen Gedanken darstelle, daß der Versbau nicht den Zusammenhang des Satzes unterbreche, sondern der Schluß des Verses mit dem Schlusse eines Hauptsatzes oder Nebensatzes zusammenfalle. Das Versmaß und der Reim sind Ton- und Lautverhältnisse der Rede, die als solche nur hervortreten können, wenn die Verse laut gesprochen werden: auch wenn wir Verse nur still für uns lesen, werden immer die Ton- und Lautverhältnisse der laut gesprochenen Verse hinzugedacht. Nun liegt es aber in der Natur des Verses und Reimes, daß am Schlusse jedes Verses eine Hebung des Tones und zugleich eine kleine Pause in der Rede eintritt, die sich ganz verhält, wie die Gliederpausen des zusammengesetzten Satzes, und die Wirkung des Verses und Reimes geht verloren, wenn die Verse ohne diese mit einer Hebung des Tones verbundenen Pausen gesprochen werden. Wenn nun der Schluß eines Verses in die Mitte eines Satzes fällt, so wird der Zusammenhang des Satzes durch die Pause unterbrochen, und die rhythmische Form

des Satzes entspricht nicht mehr der logischen Form des Gedankens. Der unnatürliche Zwiespalt zwischen der rhythmischen Form des Satzes und der logischen Form des Gedankens wird besonders dann sehr fühlbar, wenn die Glieder eines attributiven oder objektiven Satzverhältnisses von einander getrennt werden, wie in folgenden Versen:

Gesengt vom heißen Mittagswind
Erstarb die Flur. Die Nymphe leckte
Am trocknen Krug. Der Hunger blökte
Mit seinem blassen Mordgesind,
Den Seuchen, welche Myriaden
Erwürgt, gleich rasenden Mänaden
Durch's öde Land. Ein Pelikan
Am Ida litt mit seinen Jungen
Des Orkus Durst. Der Hyderzahn
Des Tod's, mit dem sie lang gerungen,
Durchwühlt ihr Mark. Pfeffel.

In solchen Versen geht der lebendige Ausdruck für die logische Form der Gedanken mehr oder weniger verloren. Man kann besonders in der dramatischen Poesie wegen der Form des Dialogs oft einen solchen Versbau nicht vermeiden. Da aber vorzüglich der Dialog fordert, daß die logische Form der Gedanken und Begriffe auch in der rhythmischen Form des Satzes ausgedrückt werde, und ein Mangel des lebendigen Ausdruckes besonders beim Vortrage auf der Bühne sehr fühlbar wird, so giebt man den Schauspielern die Vorschrift, sie sollen in dem Dialog mehr die grammatische und logische Betonung des Satzes und weniger den Versbau und den Reim hervorheben. Wenn aber die Verse in dieser Weise wie Prosa vorgetragen werden, so geht die poetische Wirkung des Verses und des Reimes verloren.

Es ist allerdings nicht leicht, die Verse durchgängig so zu bilden, daß nirgends der Zusammenhang der Sätze durch den Versbau unterbrochen werde, und wenn es dem Dichter nicht überall gelingt, so ist es billig, gegen ihn nachsichtig zu sein. Die Schönheit des Versbaues fordert aber im allgemeinen, daß der Zusammenhang des Satzes nicht unterbrochen werde. Auf diese Forderung ist bei allen Dichtungsarten zu achten, bei der lyrischen jedoch mehr als bei der epischen, und sie ist unerläßlich bei denjenigen Gedichten, welche für den Gesang bestimmt sind.

Wiederholt ist man bestrebt gewesen, den Reim ganz aus der deutschen Dichtung zu entfernen. Namentlich im achtzehnten Jahrhundert hatte man eine Zeit lang dem Reime aufs heftigste den Krieg erklärt.

So sang Karl Fiedrich Drollinger (1688—1742) in seinem Gedicht: Über die Tyrannei der deutschen Dichtkunst:

Ihr Musen helft! Der Verse Tyranney
Ist allzu schwär. O macht uns endlich frey!
Uns plagt ja schon mit seinem Schellenklang
Der Feind von Geist und Witz, der Reim, zu lang,
Der, von den rauhen Barden ausgeheckt,
Die strenge Herrschaft bis auf uns erstreckt.

Klopstock namentlich ging auf dieser Bahn weiter und verbannte den Reim aus seinen Dichtungen, indem er sich die antiken Metren zum Muster nahm. Goethe erst gewann der deutschen Dichtung in vollem Umfange den Reim wieder und gab dem deutschen Verse dadurch wieder seine eigentümliche Gestalt, wie sie der Natur der deutschen Sprache entspricht. Neuerdings hat man wieder versucht den Reim durch den reimlosen Allitterationsvers zu verdrängen; Wilhelm Jordan hat denselben eingeführt, und Richard Wagner hat denselben in seinen Musikdramen in freier Weise verwendet. Dieser Allitterationsvers verstößt nicht gegen die Gesetze unserer accentuierenden Rhythmik, wie die Nachbildungen antiker Metren, und man kann nicht leugnen, daß die Verse Jordans, wie auch die Richard Wagners stellenweise von vortrefflicher Wirkung sind, wie z. B. folgende Verse aus Richard Wagners Götterdämmerung:

Nicht Gut, nicht Gold,
Noch göttliche Pracht;
Nicht Haus, nicht Hof,
Noch herrischer Prunk:
Nicht trüber Verträge
Trügender Bund,
Noch heuchelnder Sitte
Hartes Gesetz:
Selig in Lust und Leid
Läßt die Liebe nur sein!

Aber die Allitteration kann uns doch in keiner Weise den Reim ersetzen, und der Allitterationsvers ist viel zu formlos, als daß er der Idealvers der deutschen Dichtung werden könnte. Auch läßt sich der Allitterationsvers nur in der hohen Poesie verwenden, ein einfaches Lied in Allitterationsversen ist undenkbar; der Reim dagegen ist für alle Stufen unserer Poesie, von der höchsten bis zur einfachsten herab, in ausgezeichneter Weise verwendbar. Unsere deutsche Dichtung ist von Haus aus auf den Reim gestellt, und sie wird sich desselben nie ent=

schlagen können, ohne zugleich ihrer innersten Natur untreu zu werden. Man kann daher durchaus nicht beistimmen, wenn C. Beyer in seiner *Deutschen Poetik* sagt: „Erst bei genauerem wissenschaftlichen Studium der Betonungsgesetze wird unsere Poesie mit der Zeit eine klassische Höhe erreichen, die uns — *vielleicht teilweise* — *sogar auf den Reim verzichten lassen* wird."

§ 191.

Die Dichter haben zu allen Zeiten eine gewisse Freiheit in dem Gebrauche der Wörter und ihrer grammatischen Formen in Anspruch genommen, und man hat immer die *poetische Freiheit* als ein besonderes Vorrecht der Dichter anerkannt. Da diese Freiheit jedoch leicht das rechte Maß überschreitet, so fragt man billig nach dem eigentlichen Grunde und nach dem Maße ihrer Berechtigung. Wir haben gesehen, daß die Poesie sich von der Prosa vorzüglich durch eine größere *Lebendigkeit* der dargestellten Gedanken und der Darstellung unterscheidet. Wo aber mehr Leben ist, da tritt es auch mit größerer Freiheit in die Erscheinung, und während die Prosa, zunächst auf eine verständliche Mitteilung der Gedanken gerichtet, sich nur in Formen bewegt, welche in der Sprache schon eine anerkannte Geltung haben und allgemein üblich sind, schafft sich die poetische Begeisterung einen Ausdruck, der nur ihr eigen und neu ist. Sie gebraucht Wörter und grammatische Formen, die in dem gemeinen Sprachgebrauche veraltet sind, bildet neue Wörter und erlaubt sich ungewöhnliche Wortstellungen. Die poetische Freiheit, in diesem Sinne genommen, hat volle Berechtigung und trägt wesentlich zur Schönheit der Darstellung bei. Man versteht jedoch unter der poetischen Freiheit gewöhnlich das Recht, um des *Versbaues* und um des *Reimes* willen, sich über die Gesetze der Grammatik und Stilistik wegzusetzen. Nun ist der Dichter in der Wahl der Wörter und der grammatischen Formen zwar abhängig von Versbau und Reim, aber je weniger von uns die Abhängigkeit wahrgenommen wird, desto größer ist unser Wohlgefallen an den Versen, und der Dichter beweist besonders dadurch seine Meisterschaft, daß er eine freie Ausbildung der grammatischen und stilistischen Formen mit der Schönheit des Versbaues verbindet. Wenn der Dichter um des Versbaues willen der Sprache Gewalt anthut und die Formen der Wörter und Sätze verschiebt und verstümmelt, so verletzen die Formen des Ausdrucks, weil sie den organischen Bildungsgesetzen widerstreben, an sich schon unser Sprachgefühl, und was man poetische Freiheit nennt, kann, weil es uns als ein gewaltsamer Zwang künstlerischer Unbeholfenheit erscheint, nur Mißfallen erregen. Die Bildung der Formen hat ihre

durch organische Gesetze bestimmten Grenzen; eine poetische Freiheit, welche über diese Grenzen hinausschreitet, ist mit der Schönheit des poetischen Stiles unverträglich.

Es ist um so schwieriger, grammatische Reinheit der Ausdrucksformen mit metrischer Reinheit des Versbaues zu verbinden, je weniger einerseits der Dichter sich den Reichtum der Sprache und ihrer organischen Gebilde zu eigen gemacht hat und einer freien Bewegung in ihren mannigfaltigen Formen mächtig ist, und je weniger andererseits die besondere Versart der deutschen Sprache natürlich ist. Diejenigen, deren Sprache, gewohnt, sich nur in den geregelten Formen einer dürftigen Prosa zu bewegen, durch keine Begeisterung zu den freien Schöpfungen einer poetischen Darstellung belebt wird, erlauben sich gern, wenn sie Gelegenheitsgedichte machen, poetische Freiheiten. Auch werden die Dichter besonders dann, wenn sie die Produkte fremder Sprachen übersetzen, oder Versarten, für welche die deutsche Sprache ihrer Natur nach nicht geeignet ist, den klassischen oder auch den romanischen Sprachen nachbilden, genötigt, von poetischen Freiheiten Gebrauch zu machen. Unter den Handgriffen, durch die man den Versbau zu erleichtern sucht, steht oben an die an Willkür grenzende Freiheit, mit der man tieftonige Silben als Hebungen und hochtonige Silben als Senkungen gebraucht (§ 187). Ferner gehören hierher Verstümmelungen der Wortformen und den Wohllaut verletzende Zusammenziehungen der Endungen mit ihrem Stamme, z. B.

Auch ein Vorrat von Kornellen,
Nutzbar kaum, doch sind sie hie,
Doch die edle Frucht der Quitten,
Keinem Kranken schadet sie. —

Wenn nun die Flecken nehmen zu,
Wird sie wohl eines Morgens fruh
Kohlschwarz zum Vorschein kommen. —

Aber mit den hölzern Waden. —
Daß sie auf deinem Augenlicht
Beobacht hätten Flecken. —
Welch's sind unsre Bundsgenossen? —
Frost oder Glut, was wählst du? Beid's macht trocken. —
Mehr als hier auf diesem Zettel
Findst du groß und kleinen Bettel. —
Was pflügst du Baur? Das Feld u. s. w. —
Wie bald ein Feur, das jetzt noch u. s. w.

Besonders gehört hierher eine oft sehr verletzende Willkür der Wortstellung, z. B.

Vier mußten werden Soldaten:
Ist es nicht schade dafür,
Daß Flinten sie müssen tragen
Und tot sich lassen schlagen,
Und wissen nicht wofür.
Und werden hätten's müssen
Die andern vier wohl auch,
Wenn nicht mit klugen Sinnen
Sie hätten geflennt und gegrinnen
Nach gutem Soldatenbrauch. —

Was schreibest, Dichter, du? In Glutbuchstaben
Einschreib' ich mein' und meines Volkes Schande.

Selbst fehlerhafte Flexionsformen wie in dem eben angeführten Beispiele „geflennt und gegrinnen", und Fehler der syntaktischen Form wie:

Jetzt willst du dich, o Retter in den Nöten,
Erbarmen wieder über deinem Lande.

werden oft unter dem Deckmantel der poetischen Freiheit eingeführt.

Auch gehört hierher, daß Dichter oft, nur um des Versmaßes oder des Reimes willen, statt einer einfachen Zeitform des Verbs den mit einem Hilfsverb verbundenen Infinitiv gebrauchen, z. B.

Unter vielen löblichen Thaten,
Die Eulenspiegel's Witze geraten,
Ist eine von sondrer Lehr' und Nutzen,
Wie er die Schneider zurecht thät stutzen.

A. W. Schlegel.

§ 192.

Der Inhalt der Dichtung ist immer ein Besonderes, in dem ein Allgemeines — das Ideale — in die Erscheinung tritt. Dieses Besondere wird entweder von dem Dichter in der äußeren Welt angeschaut, oder es ist ein Gefühl des Dichters selbst, das ein Ideales zum Gegenstande hat. Man unterscheidet daher nach dem darzustellenden Inhalte zunächst zwei Arten der Poesie, die epische, welche von dem Dichter in der äußern Welt angeschaute Handlungen und Begebenheiten, und die lyrische, welche Gefühle darstellt, die innerlich das Gemüt des Dichters bewegen. Eine dritte Art der Poesie ist die dramatische, die Handlungen und Begebenheiten nicht, wie die epische Poesie, nur

erzählend für die geistige Anschauung darstellt, sondern die Begebenheiten in ihrer Zeitfolge, und die Personen, wie sie handeln und sprechen, als in Zeit und Raum gegenwärtig unsern leiblichen Sinnen vorführt. Dinge, welche als Erkenntnisse nur von dem Verstande aufgefaßt und nur zur Belehrung andern mitgeteilt werden, sind ihrer Natur nach nicht für die Dichtung und für eine poetische Darstellung geeignet, und die sogenannte didaktische Poesie verträgt sich als solche nicht mit dem eigentlichen Begriffe der Poesie. Nur wenn der Gegenstand der Belehrung einer idealen Weltanschauung angehört und auch auf Gemüt und Phantasie einwirkt, eignet er sich auch für eine poetische Darstellung.

Unter der epischen Dichtung werden sehr mannigfaltige, nach ihrem besondern Inhalte verschiedene Unterarten begriffen, nämlich das Epos in der engeren Bedeutung des Wortes oder die Epopöe, die Idylle, die poetische Erzählung, der Roman, das Märchen, die Legende, die Fabel, die Parabel und die Ballade. Da es eine wesentliche Eigenschaft der epischen Poesie ist, daß sie Handlungen darstellt, so können leblose Dinge, die nur im Raume neben einander angeschaut werden, an sich nicht wohl Gegenstand einer epischen Darstellung sein. Poetische Beschreibungen können zwar der epischen Darstellung einen größern Reiz geben, aber nicht für sich allein den Inhalt der epischen Dichtung ausmachen. Nur wenn die an sich leblosen Dinge, wie z. B. in Platens Bildern von Neapel, durch Handlungen belebt werden, oder wenn Naturgegenstände, z. B. Landschaften, von dem menschlichen Geiste beseelt und als ein Abdruck des menschlichen Geistes aufgefaßt und dargestellt werden, sind sie auch für sich zu poetischer Darstellung geeignet, und die poetische Beschreibung gehört dann ebenfalls zu der epischen Dichtung. — Unter der lyrischen Dichtung begreift man als Unterarten, die ebenfalls nach dem besondern Inhalte unterschieden werden, die Ode, das Lied und die Elegie. — Die dramatische Dichtung scheidet sich nach ihrem Inhalte in die Komödie und Tragödie.

Es ist die Aufgabe der Poetik, die Eigentümlichkeiten jeder besondern Dichtungsart, ihren Inhalt und die poetische Gestaltung des darzustellenden Gedankenstoffes näher zu bezeichnen; die Stilistik hat die Aufgabe, die den besondern Dichtungsarten entsprechenden Formen der Darstellung zu bezeichnen. Wir werden darum bei jeder besondern Dichtungsart die poetische Gestaltung des Stoffes nur insofern berühren, als nach den allgemeinen Gesetzen der Stilistik mit der besondern Art der darzustellenden Gedanken die besondere Form der Darstellung gegeben, und diese durch jene erklärt wird.

Epische Dichtung.

§ 193.

Das epische Gedicht (von griech. τὸ ἔπος, das Wort, die Erzählung) stellt Begebenheiten dar, welche als sinnliche Erscheinungen eines Idealen ein allgemein menschliches Interesse haben; die Darstellung darf darum nicht die Wirkung der Begebenheiten auf das subjektive Gefühl des Dichters hervorheben, sondern muß sich durchaus in einer objektiven Haltung bewegen. Gegenstand der epischen Dichtung sind vorzüglich Handlungen aus dem menschlichen Leben, welche solcher Art sind, daß sie auf Gemüt und Phantasie lebhaft einwirken; diese Wirkung wird aber nur herbeigeführt, wenn die Handlungen auch in sinnlicher Anschaulichkeit dargestellt werden. Lebendigkeit der sinnlichen Anschauung ist darum eine wesentliche Eigenschaft der epischen Darstellung. Die epischen Dichter machen daher vor andern häufig Gebrauch von verschönernden Adjektiven, Gleichnissen, Metaphern, Prosopopöien und anderen Figuren, welche die sinnliche Anschauung beleben und die Phantasie anregen. Auch ist es besonders den epischen Dichtern eigen, sich in malerischen Beschreibungen der handelnden Personen und der in die Handlung aufgenommenen Gegenstände zu ergehen. Dinge, die an sich nicht sinnlich anschaulich sind, wie der Charakter und die Gefühle der handelnden Personen, werden in ihren sinnlichen Erscheinungen anschaulich gemacht, und die handelnden Personen werden, wenn ihr Inneres nicht auf andere Weise in die Erscheinung tritt, besonders von den epischen Dichtern sehr oft, wie z. B. in Klopstocks Messias, selbst redend eingeführt. — Der in der Zeit fortschreitenden Handlung entspricht endlich eine gleichförmigere und ruhigere Bewegung der Darstellung, durch die sich die epischen Dichtungsarten besonders von den lyrischen unterscheiden.

Die epische Poesie ist naturgemäß bei allen Völkern die erste gewesen; erst später hat sich die Lyrik und zuletzt das Drama entwickelt.

Das Epos oder die Epopöe.

§ 194.

Das Epos im engern Sinne oder die Epopöe stellt außerordentliche, mythisch gewordene Begebenheiten aus dem Leben eines Volkes und wunderbare, von außerordentlichen Menschen unter Ein-

wirkung übermenschlicher Wesen vollbrachte Thaten dar und wird darum auch das Heldengedicht genannt. Es hat, im entschiedensten Gegensatze zur lyrischen Dichtung, nur in der Außenwelt angeschaute Begebenheiten und Handlungen zum Gegenstande; die Darstellung muß daher, wie in dem historischen Stile (§ 145), durchaus objektiv sein. Die Wirkung der Darstellung auf Gemüt und Phantasie und das Wohlgefallen an der Darstellung ist größer, wenn der Leser selbst aus den von ihm angeschauten Begebenheiten ihre innere Bedeutung und aus den Handlungen die Art und den Charakter der handelnden Personen erkennt; diese Wirkung wird aber geschwächt, wenn der Dichter in der Darstellung das durch seine subjektive Auffassung der Begebenheiten hervorgerufene Gefühl und seine Vorliebe oder Abneigung gegen die handelnden Personen hervortreten läßt, und dem eigenen Urteile des Lesers vorgreift. — Die welthistorische Bedeutung der Begebenheiten, ihr sagenhafter Charakter und die wunderbare Einwirkung übermenschlicher Wesen, die ungemeine Charakterstärke der handelnden Personen und die Größe ihrer Thaten, welche das gewöhnliche Maß menschlicher Kräfte übersteigt: alles das giebt dem Inhalte des Epos eine Erhabenheit, die das Gemüt und die Phantasie des Dichters ergreift. Die feierlich ernste Stimmung des Dichters, die auch den Leser ergreifen soll, tritt in die Erscheinung in einer feierlichen Würde der Darstellung, und diese ist eine wesentliche Eigenschaft des Epos. Sie fordert nicht nur, daß an den Personen und ihren Handlungen nichts an sich Unedles dargestellt werde, sondern auch daß alle niedrigen oder verbrauchten Wörter und Phrasen vermieden werden. Auch in der Wahl der Bilder und Gleichnisse muß sich eine besondere Würde kund thun, und in dem feierlichen Rhythmus der Sätze muß die Erhabenheit ihres Inhaltes fühlbar werden. Auf die Würde der Darstellung ist besonders da zu achten, wo Reden der handelnden Personen angeführt werden. Auf das Epos ist in Bezug auf die Würde der Darstellung überhaupt alles das anzuwenden, was oben bei der Betrachtung des pathetischen Stiles gesagt worden ist (§ 161).

Das Epos soll nur in der Außenwelt angeschaute Begebenheiten darstellen. Wenn eines Menschen Gemüt und Phantasie von einer großen und wunderbaren Erscheinung lebhaft ergriffen ist, fühlt er sich gedrungen, die von ihm angeschaute Begebenheit nach allen Besonderheiten in lebendiger Anschaulichkeit wieder darzustellen, und er versetzt dadurch auch andere in dieselbe Stimmung des Gemüts. Darum fordert vorzüglich das Epos sinnliche Anschaulichkeit der Darstellung. Es vergegenwärtigt uns nicht nur die Begebenheit selbst, sondern stellt

auch den Schauplatz, die Zeit und andere Umstände der Begebenheit in lebendigen Farben vor unsere Augen und belebt die Anschauung durch schöne Bilder, Gleichnisse und Allegorien. Mehr noch als die Begebenheiten sind die handelnden Personen und ihre Charaktere der eigentliche Gegenstand des Epos, und der Dichter macht besonders die Charaktere dadurch anschaulich, daß er alle Besonderheiten der äußern Erscheinung, in denen sich der Charakter der handelnden Personen ausprägt — ihre Gestalt, ihre Gesichtszüge, ihre Bewegungen, ihre Reden, selbst ihre Kleidung und ihre alltäglichen Verrichtungen — in lebendiger Anschaulichkeit darstellt. Die homerischen Helden sind in dieser Weise, jeder nach den äußern Erscheinungen seines Charakters, so anschaulich dargestellt, daß sie in den Geist des griechischen Volkes in Bildern aufgenommen wurden, welche so bestimmt waren, daß die griechischen Künstler im stande waren, von jedem derselben Bilder zu verfertigen, in denen sie von jedermann sogleich wieder erkannt wurden.

Da das Epos eine durchaus objektive Darstellung der Begebenheiten fordert, in der das Gefühl und die nähere Teilnahme des Dichters nicht hervortreten darf, so schreitet die Darstellung in einer sich gleich bleibenden Ruhe fort: diese ruhige Haltung und die feierliche Würde der Darstellung drückt sich auch in den metrischen Formen aus, und das Epos unterscheidet sich besonders auch darin von der lyrischen Dichtung, daß es nicht, wie diese, einen mannigfaltigen Wechsel verschiedener Versarten zuläßt, sondern sich in einer gleichförmigen Versart fortbewegt. Das Epos der klassischen Sprachen hat sich den in gleichmäßigen Versfüßen fortschreitenden Hexameter geschaffen, und auch das deutsche Epos hat von dieser Versart Gebrauch gemacht. Weil jedoch die metrischen Verhältnisse der deutschen Sprache der kunstgerechten Ausbildung des Hexameters widerstreben, so kann derselbe nicht als ein geeigneter Vers für das deutsche Epos bezeichnet werden. In der ältesten deutschen Zeit war die Form für epische Gesänge der Allitterationsvers. Der Stabreim oder die Allitteration besteht darin, daß die bedeutsamsten Wörter des Verses durch gleichen Anlaut hervorgehoben und verknüpft werden. Der altgermanische Vers war eine Langzeile von gewöhnlich acht Hebungen, die durch eine Cäsur in zwei Hälften von je vier Hebungen geteilt wurde. Die allitterierenden Worte nannte man Stäbe, und diese waren in der Regel so verteilt, daß die erste Hälfte des Verses zwei Stäbe, die letzte einen, den Hauptstab, enthielt, z. B.

Sunufatarungo iro saro rihtun,
garutun sê iro gûdhamun gurtun sih iro suert ana
helidos, ubar hringâ, dô sie tô dero hiltiu ritun[1]. u. s. w.
(Hildebrandslied).

Diese altgermanische Langzeile ist auch der Vers, welcher der Strophe des mittelhochdeutschen Volksepos zu Grunde liegt, nur daß in letzterem an Stelle der Allitteration der Reim tritt und allemal vier Langzeilen zu einer Strophe vereinigt sind. Die Strophe des mittelhochdeutschen Volksepos nennt man die Nibelungenstrophe, weil in ihr das Nibelungenlied gedichtet ist. Das andere Volksepos, welches in derselben, nur ein wenig abgeänderten Strophe gedichtet ist, ist die Gudrun. Das höfische oder Kunstepos des dreizehnten Jahrhunderts dagegen bedient sich kurzer Reimpaare von vier Hebungen. Die wichtigsten dieser höfischen Epen sind: Wolfram von Eschenbachs Parzival, Gottfried von Straßburgs Tristan und Isolde, Hartmann von Aues Iwein und desselben Dichters Erec und Enite. Als Beispiele für beide Formen seien hier eine Strophe aus dem Nibelungenlied und ein Stück aus Wolframs Parzival angeführt:

Dô stuonden in diu venster diu minneclîchen kint.
ir schif mit dem segele ruorte ein hôher wint.
die stolzen hergesellen sâzen an den Rîn.
dô sprach der künic Gunther „wer sol schifmeister sîn?“
(Nibelungenlied).

Dannen schiet sus Parzivâl.
ritters site und ritters mâl
sîn lîp mit zühten fuorte,
owê wan daz in ruorte
manec unsüeziu strenge.
im was diu wîte zenge,
und ouch diu breite gar ze smal:
elliu grüene in dûhte val,
sîn rôt harnasch in dûhte blanc:
sîn herze d'ougen des bedwanc.
(Parzival).

In der neuhochdeutschen Zeit versuchte man den Hexameter für

[1]) In Simrocks Übersetzung:
Der Sohn und der Vater, sie sahn nach der Rüstung,
Die Schlachtgewänder schnallten sie, gürteten die Schwerter an,
Die Recken, über die Ringe und ritten zum Kampf.

das deutsche Epos zu verwenden, und in diesem Versmaß hat z. B. Klopstock seinen Messias, Voß seine Luise, Goethe Hermann und Dorothea und Reineke Fuchs gedichtet. Aber schon Goethe und Schiller kehrten sich mit Recht von diesem undeutschen Versmaß ab, und als den eigentlichen neuhochdeutschen epischen Vers haben wir den fünfhebigen Vers mit Auftakt (den fünffüßigen Jambus) zu betrachten, der gerade durch Goethe und Schiller zu höchster Vollendung ausgebildet worden ist, sei es nun, daß man denselben ungereimt wie im Drama, oder in der achtzeiligen Stanze gereimt und zur Strophe gruppiert zur Verwendung bringt. Wieland dichtete seinen Oberon in Stanzen, die er allerdings nach seiner Art in freier Weise behandelte. Auch Goethe hat ein Epos: Die Geheimnisse, in Stanzen begonnen, das leider Fragment geblieben ist[1]), und auch Schiller hat die Stanze für das Epos unserer Zeit empfohlen. Es sind denn auch verschiedene moderne Epen in Stanzen gedichtet worden, wie z. B. Ernst Schulzes Cäcilie und desselben Dichters bezauberte Rose, Bodenstedts Andreas und Marfa, Paul Heyses Braut von Cypern, Hermann Linggs Völkerwanderung u. a. Ebenso geeignet wie die Stanze erscheint für das Epos unserer Zeit der nicht in Strophen gruppierte fünfhebige Vers mit Auftakt (der fünffüßige Jambus), der von unseren Dichtern mit besonderer Liebe gepflegt wird und in dem auch neuere Dichter zum Teil Ausgezeichnetes geschaffen haben. In diesem Versmaße hat z. B. Robert Hamerling seinen Ahasverus in Rom, Rudolf von Gottschall seinen Carlo Zeno, Julius Wolff verschiedene Gesänge des Tannhäusers gedichtet. Mit großem Glück hat Victor von Scheffel in seinem Trompeter von Säkkingen den ungereimten vierhebigen Vers ohne Auftakt (vierfüßigen Trochäus) angewendet, und auch Julius Wolff hat in einzelnen Gesängen des Tannhäusers von demselben Gebrauch gemacht. Das Zurückgehen auf die Allitteration, das namentlich Wilhelm Jordan und Richard Wagner versucht haben, vermag im allgemeinen das moderne Formgefühl nicht zu befriedigen; die Allitteration wird von unserm Gefühl nicht mehr lebendig genug erfaßt und empfunden, und sie erscheint uns deshalb immer etwas gekünstelt und gesucht. Der Allitterationsvers kann daher im allgemeinen nicht als eine für unsere Zeit geeignete epische

[1]) Friedrich Zarncke bezeichnet in seiner Schrift über den fünffüßigen Jambus den episch-lyrischen Vers der Stanze geradezu als „den Träger und das Symbol jener gereiften Harmonie, zu welcher Goethe sein Wesen aus dem Sturm und Drange heraus seit dem Beginn der achtziger Jahre läuterte.“

Form bezeichnet werden, obwohl er ja, ähnlich wie Klopstocks und Goethes freie Odenmaße, Gelegenheit zur Entfaltung mancher sprachlichen Schönheiten gegeben hat (s. oben S. 560).

Die Idylle.

§ 195.

Die Idylle (= gr. *εἰδύλλιον*, d. i. Bildchen, von *εἶδος*, das Ansehen, die Gestalt, das Bild) stellt die anmutigen Begebenheiten eines Lebens dar, das noch nicht der Botmäßigkeit einer künstlichen Verfeinerung verfallen ist, sondern sich noch unschuldig und glücklich in der Beschränktheit und Einfalt natürlicher Zustände und Verhältnisse bewegt. Die ideale Wirklichkeit einer noch unschuldigen Welt, welche sie darstellt, erregt unser Wohlgefallen, aber zugleich eine oft wehmütige Sehnsucht nach dem für uns verlornen Gute. Die Idylle gehört, weil sie nur in der Außenwelt angeschaute Begebenheiten und Handlungen darstellt, der epischen Poesie an, und was oben von der epischen Darstellung überhaupt gesagt worden (§ 193), ist im allgemeinen auch auf die Idylle anzuwenden. Wie die Epopöe, so fordert auch die Idylle eine durchaus objektive Darstellung. Der Dichter läßt die handelnden Personen die Gefühle aussprechen, welche ihr Inneres bewegen, aber sein eignes Gefühl läßt er in der Darstellung nicht hervortreten. Die gemütlichen Zustände der handelnden Personen, ihre auf einen engen Kreis beschränkten Wünsche, Freuden und Leiden und die sittlichen Motive ihrer Handlungen, die den eigentlichen Inhalt der Idylle ausmachen, sind an sich nicht sinnliche Dinge; aber sie treten in die Erscheinung in der Haltung und in den Bewegungen der handelnden Personen, in ihrer Kleidung und Umgebung und in ihren Beschäftigungen, und es ist besonders die Aufgabe des Dichters, diese äußeren Erscheinungen eines inneren Lebens in sinnlicher Anschaulichkeit darzustellen. Auch läßt der Dichter sehr oft die handelnden Personen selbst aussprechen, was in ihrem Gemüte vorgeht, und man giebt der Idylle gern die Form eines Dialogs. Fordert die Darstellung auch nicht die feierliche Würde der Epopöe, so muß sie doch eine ernste Haltung haben, und die Sprache edel sein.

Die Idylle ist kein deutsches Gewächs, sondern sie ist aus der Fremde zu uns verpflanzt. Als Idyllen bezeichnete zuerst der griechische Dichter Theokrit (um 300 v. Chr.) seine Hirtenbilder aus Sicilien. Nach seinem Vorbild dichtete der römische Dichter Virgil seine Eclogen oder Hirtengedichte. An diesen Hirtengedichten fing man im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert zuerst in Italien an Geschmack zu finden.

Dabei trat zugleich Arkadien in diesen Gedankenkreis ein, und das Hirtengedicht Arcadia, welches der italienische Dichter Sannazaro im Jahre 1502 veröffentlichte, war das Vorbild zunächst für des Engländers Phil. Sidney Arcadia (1609) und damit zugleich für die große Schar von Hirtengedichten und Schäferspielen, welche nun im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert in Deutschland entstanden. In Arkadien, bei den griechischen Hirten glaubte man die reinste, schönste Lebensform zu finden. Opitz gab zuerst in seiner Dafne (1627), sowie in seiner Schäferei von der Nymphe Hercinie (1630) deutsche Dichtungen in diesem Geschmacke, und an ihn schlossen sich eine große Schar solcher Idyllendichter, wie der Nürnberger Philipp Harsdörfer, der Pfarrer Johann Klai in Kitzingen u. a., an. Einer der letzten dieser Idyllendichter war Salomon Geßner (1730—1787). Die gesamte Idyllendichtung von Opitz bis Geßner trägt das Gepräge der Unnatur und ist fast ausnahmslos süßlich und widerlich. Die Schulgelehrsamkeit hatte diese Richtung hervorgerufen, und wie in dem siebzehnten Jahrhundert überhaupt durch eine gedankenarme Gelehrsamkeit aller bessere Geschmack und höhere Schwung gelähmt wurde, so trug auch die Idyllendichtung vollständig den Stempel gelehrter Pedanterei und Unnatur an sich. Noch gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts finden sich selbst bei guten Dichtern einzelne Dichtungen in diesem arkadischen Schäferstile. So hat noch Gellert ein Schäferspiel: das Band, und selbst Goethe schrieb ein solches: die Laune des Verliebten. Die letzteren beiden sind zwar, wie viele Schäfergedichte ihrer Vorläufer auch, in dramatischer Form geschrieben, aber das Charakteristische ist doch hier der behandelte Stoff und der Gedankenkreis, welchem derselbe entlehnt ist, so daß wir auch die sogenannten Schäferspiele samt und sonders zur Idyllendichtung rechnen können, vielleicht müssen. Durch all den gelehrten Wust hindurch hat sich aber doch der gesunde Geist unseres deutschen Volkes emporgearbeitet bis zur Natur selbst und hat noch am Schlusse des vorigen Jahrhunderts ein wahrhaft deutsches Idyll geschaffen: Voßens Luise ist ein solches, und ebenso Goethes Hermann und Dorothea, wenn man dasselbe noch zur Idyllendichtung rechnen will.

Die poetische Erzählung.

§ 196.

Die poetische Erzählung hat nicht, wie die Epopöe, Begebenheiten von welthistorischer Bedeutung aus dem Leben eines ganzen Volkes, großartige Charaktere und wunderbare Thaten zum Gegen=

stande; sie stellt nur in sich abgeschlossene Begebenheiten und Handlungen aus dem Leben einzelner Menschen dar, welche an sich nicht außerordentlich sind und uns nur durch ihren individuellen Charakter und durch ein individuelles Interesse anziehen. Sie nimmt ihren Stoff aus dem wirklichen Leben oder auch aus der Phantasie des Dichters, und sie kann eben so wohl scherzhafter Art sein, wie in Langbeins Schwänken, als eine ernste Haltung haben, wie in Pfeffels Türkenpfeife und in Chamisso's Salas y Gomez. Man hat sehr oft mit der poetischen Erzählung ebenso, wie mit der Fabel, einen besondern Zweck verbunden und in ihr nur irgend eine moralische Lehre anschaulich gemacht; aber diese didaktische Richtung ist der poetischen Erzählung eigentlich fremd. Die Erzählung wird nur durch die schöne Darstellung des von dem Dichter poetisch ausgebildeten Stoffes und durch das Wohlgefallen, das sie erregt, zu einer poetischen Erzählung, und sie gehört als solche der epischen Dichtung an.

In Bezug auf die Darstellung ist auf die poetische Erzählung alles das anzuwenden, was oben von der prosaischen Erzählung gesagt worden ist (§ 140). Sie fordert jedoch eine größere Lebendigkeit, und in dieser Hinsicht ist alles das zu beachten, wodurch in der epischen Dichtung überhaupt eine lebendige Anschaulichkeit der dargestellten Begebenheiten bewirkt wird (§ 193).

Insbesondere sind lebendige Charakterschilderungen und malerische Beschreibungen in der poetischen Erzählung von guter Wirkung. Wenn jedoch Charakterschilderungen und Beschreibungen zu weit ausgesponnen werden, unterbrechen sie den Fortgang in der Erzählung der Begebenheiten und werden dem auf die Begebenheiten und ihren Ausgang gespannten Leser leicht mißfällig. Die Darstellung soll überhaupt lebendig, aber wie das Dargestellte, einfach sein. Ein großer Aufwand von Figuren ist dem Inhalte nicht angemessen und darum zu vermeiden. Die Darstellung soll endlich klar sein: sie ist ohne Wirkung auf Gemüt und Phantasie, wenn die Begebenheiten und die Verbindungen, in denen sie miteinander stehen, nicht klar aufgefaßt und nur mit Mühe verstanden werden.

Die poetische Erzählung ist zu allen Zeiten und in allen Perioden unserer Litteratur gepflegt worden. Aus der mittelhochdeutschen Sprachperiode sind als solche zu erwähnen: Der arme Heinrich von Hartmann von Aue, Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner, der gute Gerhard von Rudolf von Ems, der Pfaffe Amis vom Stricker u. a. Hundert poetische Erzählungen aus dem 14. und 15. Jahrhundert, freilich zum Teil von sehr geringem poetischen Werte, hat von der Hagen in seinen Gesamtabenteuern herausgegeben.

Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert war namentlich der Schwank beliebt, und Hans Rosenblüt, Hans Folz, Hans Sachs u. a. zeichneten sich in dieser Dichtungsgattung aus. Poetische Erzählungen aus neuerer Zeit sind: Der Bauer und sein Sohn, Der Informator u. a. von Gellert, Das Kind der Sorge von Herder, Die Erfrorenen von Rückert, Schwäbische Kunde, Graf Richard Ohnefurcht von Uhland, Est, Est von Wilhelm Müller, Eine Seeräubergeschichte von Emanuel Geibel, Die Fahne der Einundsechziger von Julius Wolff u. v. a.

Der Roman.

§ 197.

Der Roman (Roman bezeichnet eigentlich eine Erzählung in romanischer Sprache, dann überhaupt die Erzählung wunderbarer Ritter- und Liebesabenteuer) hat mit der Epopöe gemein, daß er eine große Mannigfaltigkeit von Begebenheiten darstellt, die zu einem Ganzen verbunden sind, aber er nimmt seinen Stoff nicht aus dem Leben ganzer Völker, sondern aus dem Leben einzelner Menschen. Die Begebenheiten und die handelnden Personen sind nicht von welthistorischer Bedeutung, nicht einer mythischen Zeit angehörig und unter die Einwirkung übermenschlicher Wesen gestellt, sondern gehören, wenn sie auch nicht alltäglich sind, doch derjenigen Zeit und denjenigen Kreisen des menschlichen Lebens an, in denen wir uns täglich bewegen. Auch stellt der Roman weniger die in die Erscheinung hervortretenden Begebenheiten und Thaten, als die inneren Zustände und Bewegungen der Gemüter dar, aus denen sich psychologisch die Charaktere der handelnden Personen, die besonderen Richtungen ihres inneren Lebens und ihre Geschicke erklären. Wenn die Epopöe durch die Wunder einer mythischen Zeit unsere Phantasie lebhaft erregt, wenn die über alles, was wir erlebt haben, erhabene Größe der Begebenheiten und der Charaktere uns in Bewunderung setzt, so erregt der Roman mehr eine innige Teilnahme an den innern Kämpfen der handelnden Personen, und an ihren Freuden und Leiden. Er unterscheidet sich von der poetischen Erzählung dadurch, daß er nicht eine einzelne Begebenheit aus dem Leben eines einzelnen Menschen darstellt, sondern das ganze Leben eines Individuums als ein in sich abgeschlossenes Ganze, oder doch einen in der Entwickelung desselben hervorragenden Lebensabschnitt umfaßt. Der Roman hat für uns gerade dadurch einen besondern Reiz, daß er Begebenheiten und Ver-

hältnisse des menschlichen Lebens darstellt, in denen wir uns heimisch fühlen: Zustände und Ereignisse aus dem Leben des Volkes oder besonderer Stände und Genossenschaften, wie wir sie schon oft in unserer Nähe gesehen haben, Gesinnungen und Charaktere, die uns in dem Kreise unserer Bekannten schon vorgekommen sind, Situationen, die wir an uns selbst oder an andern schon erlebt haben. Indem der Dichter im Roman ein einzelnes Leben in mannigfaltiger Wechselwirkung mit der das Individuum umgebenden Welt darstellt, giebt er uns zugleich ein Bild des ganzen Lebens, wie es in seiner Zeit sich in dem ganzen Volke oder in besondern Ständen und Klassen des Volkes gestaltet. Der von Abel-Remusat aus dem Chinesischen übersetzte Roman Les deux cousines giebt uns mehr, als alle Reisebeschreibungen, ein treues Bild von dem Leben der höheren Stände im himmlischen Reiche; er gewährt uns einen überraschenden Blick in die Gefühls- und Gedankenwelt eines ostasiatischen Volkes, und wir lernen Motive verstehen, die unserer europäischen Kultur fremd sind. Unsere Romane können künftigen Jahrhunderten den Stand unserer Kultur, die politischen und religiösen Richtungen unserer Zeit und unsere Freuden und Leiden vergegenwärtigen.

Die mannigfaltigen Begebenheiten des Romans sind dadurch zu einer Einheit verbunden, daß sie, fördernd oder hemmend, in das Leben einer begabten Natur eingreifen, welche auf nicht gemeinen Wegen und mit nicht gemeiner Kraft nach dem Besitze eines Gutes höherer Art ringt, und dadurch eine nähere Teilnahme unseres Gemüts in Anspruch nimmt. Ein gewöhnlicher Inhalt des Romans ist die nach einem schweren Kampfe mit den äußern Verhältnissen glücklich zu stande gekommene Verbindung eines liebenden Paares, und man hat damit auch oft, wie in den Richardson'schen Romanen, einen moralischen Zweck verbunden. Eine höhere Bedeutung erhält der Roman, wenn er darstellt, wie ein von der Natur mit glücklichen Anlagen ausgestatteter Mensch durch die Wechselwirkung zwischen ihm und der ihn umgebenden Welt zu einer höheren Weltanschauung und zu größerer Freiheit des inneren Lebens gelangt, wie die unbestimmten Anlagen durch die Berührung mit mannigfaltigen Begebenheiten und Charakteren sich in bestimmten Richtungen zu einer gediegenen Reife des Urteils und Charakters entwickeln, und der Mensch nur durch das Leben zu einem reichen und würdigen Leben erzogen wird.

Die Darstellung muß im Roman der eigentümlichen Art seines Inhalts entsprechen. Der Roman soll interessante Begebenheiten erzählen; die Darstellung soll darum überhaupt klar und einfach, von einer schönen prosaischen Erzählung nur wenig verschieden sein. Sie

hat nicht die feierliche Würde der Epopöe, in der sich eine wunderbare Erhabenheit des Inhalts kund thut; jedoch fordert die Darstellung überhaupt, und besonders die Darstellung von Begebenheiten, die eine ernste Stimmung des Gemüts hervorrufen, eine edle Sprache und eine würdige Haltung. Wenn Begebenheiten und Verhältnisse dargestellt werden, die an sich nicht außerordentlich sind und unser Gefühl nicht näher berühren, so ist eine feierliche Haltung des Ausdrucks ungereimt, und der Gebrauch von Ausdrücken, die sonst nur in der Sprache des vertraulichen Umganges gewöhnlich sind, giebt der Darstellung oft einen besondern Reiz. — Der Roman hebt mehr die Begebenheiten als die Charaktere hervor; er geht daher selten auf die Beschreibung von Charakteren ein, sondern läßt diese in die Erscheinung treten in dem, was die Personen thun und sprechen, und in der Weise, wie sie auf die Begebenheiten einwirken oder diese auf sich einwirken lassen. Die Möglichkeit oder Notwendigkeit der Begebenheiten und Handlungen soll dem Leser klar gemacht werden, und das wird dadurch bewirkt, daß alles Besondere, was mit den Begebenheiten und Handlungen in Beziehung steht, das tägliche Leben der handelnden Personen, ihre Berufsgeschäfte, ihre Gewohnheiten und Umgebungen, ihre angebornen und anerzogenen Sympathien und Antipathien anschaulich dargestellt werden. Der Roman soll insbesondere die inneren Vorgänge anschaulich machen, durch welche sich die Charaktere aus unbestimmten Anlagen in bestimmten Richtungen und in eigentümlichen Gestalten entwickeln; er muß daher vorzüglich alle Einwirkungen hervorheben, welche dem inneren Leben der Personen und der Entwickelung des Charakters eine eigentümliche Richtung geben.

Die Begebenheiten sollen nicht bloß, wie in einer prosaischen Erzählung, dem Leser mitgeteilt werden, sondern sie sollen sein Gemüt berühren und Teilnahme erregen; diese Wirkung wird besonders dadurch verstärkt, daß alles Besondere in sinnlicher Anschaulichkeit dargestellt wird. Auch die Vorgänge des innern Lebens müssen in den Handlungen und Reden der Personen in die Erscheinung treten. Die Darstellung gewinnt besonders eine größere Lebendigkeit, wenn die geistige Bildung und die Charaktere der Personen, welche miteinander in Berührung kommen, ihre besonderen Interessen und Richtungen in Gegensätzen einander gegenübergestellt und diese Gegensätze hervorgehoben werden. — Der Inhalt des Romans ist durchaus poetisch; aber er ist von solcher Art, daß er mehr, als der Inhalt anderer Dichtungsarten, eine ruhige Betrachtung hervorruft, und darum in geringerem Maße das Gefühl und die Phantasie aufregt: der Roman fordert daher seiner Natur nach nicht die metrische Form der Darstellung, in der die Zu=

stände eines zur Begeisterung gesteigerten Gefühles in die Erscheinung treten. Die Darstellung hat endlich überhaupt einen epischen Charakter. Der Dichter läßt jedoch sehr oft die handelnden Personen selbst redend besondere Situationen und Begebenheiten darstellen, und oft hat der ganze Roman die Fassung eines von den handelnden Personen geführten Briefwechsels: in solchen Fällen stellen die handelnden Personen ihre eignen Gefühle oft mit einem lyrischen Aufschwunge und auch wohl in metrischen Formen dar.

Die Novelle (ital. novella, frz. nouvelle, d. i. Nachricht, Neuigkeit, Erzählung) unterscheidet sich von dem Roman nur dadurch, daß sie den Verlauf eines besondern in sich mehr abgeschlossenen Lebensverhältnisses, einer einzelnen Interesse erregenden Begebenheit zum Gegenstande hat. In den Formen der Darstellung ist sie von dem Roman nicht verschieden.

Die ersten Spuren von Prosaromanen finden sich bei uns bereits im Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts (s. oben S. 437). In jener Zeit, als der feine Sinn für die poetischen Formen zu schwinden begann, aber doch das Interesse an den Stoffen und Abenteuern der Ritterwelt noch nicht erkaltet war, fing man an die alten Rittergedichte in Prosa aufzulösen, und das fünfzehnte Jahrhundert weist bereits eine stattliche Zahl solcher Prosaerzählungen auf, wie z. B. Tristan, Wigalois, der hörnen Siegfried, Herzog Ernst u. a. Die meisten Romane jener Zeit sind aber Übersetzungen französischer, lateinischer und italienischer Prosawerke, wie die Romane Lother und Maller, Hug Schapler (Hugo Capet), Pontus und Sidonia, Melusine, Euriolus und Lucretia, die schöne Magelone, Kaiser Octavian, Fortunatus, die Haimonskinder u. a.[1]). Der berühmteste dieser übersetzten Romane war der Amadis, der wahrscheinlich von dem Portugiesen Vasco Lobeira († 1325) verfaßt wurde und im 16. Jahrhundert über Frankreich nach Deutschland kam (das erste Buch desselben erschien schon 1569, der ganze Roman wurde zuerst 1583 zu Frankfurt gedruckt). Eine ganze Sammlung von Ritterromanen gab 1587 der Buchdrucker Feierabend in seinem Buch der Liebe heraus. Alle diese Romane bestehen ausnahmslos in der Erzählung wunderbarer Abenteuer, die gewöhnlich ein ritterlicher Held besteht. Jedoch schon im sechzehnten Jahrhundert trat ein Roman-

[1]) Als die ältesten solcher Übersetzungen gelten gewöhnlich die Gesta Romanorum, das ist der Roemer Tât, eine Sammlung von kleinen Erzählungen, Novellen u. s. w., welche aus dem 14. Jahrhundert stammen soll. Zuweilen wird daher der Name Roman auch von diesen Gesta Romanorum abgeleitet.

schriftsteller auf, der eine durchaus eigenartige Stellung einnahm: Johann Fischart. In seinem Hauptwerk, der Geschichtsklitterung (s. oben S. 438), giebt er einen satirischen Roman, der eigentlich gar nicht mehr als Übersetzung bezeichnet werden kann, da er von seinem französischen Original fast nur die Anlage und den Gang der Erzählung im allgemeinen beibehalten hat. Durch Gedankenreichtum, sowie durch Witz und große Sprachgewandtheit ragt Fischart hoch über die anderen Erzähler und Übersetzer jener Zeit empor. Im siebzehnten Jahrhundert erlosch die alte Heldensage vollständig, und die Romanlitteratur Deutschlands schloß sich ganz an die Liebes- und Heldenromane des Auslandes an. Die Romane des siebzehnten Jahrhunderts sind im allgemeinen in einem höchst schwülstigen und abgeschmackten Stile geschrieben; man liebte namentlich den historischen Roman, in dem man alles, was die Gelehrsamkeit und Philosophie jener Zeit bot, oft in einer widerlich breiten Weise zur Sprache brachte. Die Romane Eberhard Werner Happels sollten zugleich Lehrbücher der Geographie, Geschichte u. s. w. sein. Es seien hier nur einige Romane dieser Richtung erwähnt: Philipp von Zesen schrieb die Romane Ibrahim, Sofonisbe (Übersetzungen), die adriatische Rosemund (1645), Simson (eigene Schöpfungen) u. a., der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel die Romane: die durchlauchtige Syrerin Aramena (5 Bde., Nürnberg 1669—1673), die römische Octavia (6 Bde., Nürnberg 1685—1707); Heinrich Buchholtz verfaßte die Romane: Des christlichen teutschen Großfürsten Hercules und des böhmischen Königl. Fräulein Valisca Wundergeschichte, und: der christlichen königlichen Fürsten Herculiscus und Herculadisla anmutige Wundergeschichte u. v. a. Viel gelesen wurden namentlich Lohensteins Arminius oder Hermann und Thusnelda (1689 u. 1690) und Heinrich Anselms von Ziegler und Klipphausen: Asiatische Banise oder blutiges doch mutiges Pegu. Eine rühmenswerte Ausnahme von dieser für unsere Zeit ganz ungenießbaren Unterhaltungslectüre macht der abenteuerliche Simplicissimus von Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen, der die Lebensgeschichte des Verfassers enthält, die zugleich ein außerordentlich lebensvolles und getreues Kulturbild aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges ist (s. oben S. 439).

In eine neue Entwickelungsstufe trat der Roman im achtzehnten Jahrhundert durch englischen Einfluß. Richardsons Romane Clarissa, Pamela und Grandison, sowie Sternes und Fieldings humoristische Romane wurden in Deutschland eifrig gelesen und fanden

vielfache Nachahmung. Die humoristisch-satirische Richtung vertrat namentlich Musäus, der in seinen physiognomischen Reisen Lavaters physiognomische Bestrebungen geißelte und in seinem deutschen Grandison die übertriebene Schwärmerei für Richardson verspottete. Richardsons Einfluß war ein sehr tiefgehender, besonders war er das Vorbild für jene „Anatomie des Herzens", für jene psychologisch feine Beobachtung und Darstellung des innersten Seelenlebens, als deren Meister sich dann namentlich Goethe zeigte. Ganz eng an Richardson schloß sich Johann Timotheus Hermes an, dessen berühmtester Roman: Sophiens Reise von Memel nach Sachsen (5 Bde. 1769—1773) völlig ein Sittenroman im Stile Richardsons ist. Auch in Gellerts „Leben der schwedischen Gräfin von G." ist das englische Vorbild deutlich zu erkennen. Namentlich hat Richardson auch die Briefform für den Roman in Aufnahme gebracht; der berühmteste deutsche Roman, der in dieser von Richardson eingeführten Form abgefaßt ist, ist Goethes Werther, und noch heute wird zuweilen diese Form mit Glück angewendet. Französischen Geschmack dagegen führte Wieland in seinen teils leichtfertigen und frivolen, teils philosophisch räsonnierenden Romanen ein. So wenig uns aber der Inhalt seiner Romane anzieht, so sind dieselben doch hinsichtlich der Form in hohem Grade beachtenswert, und der eigentliche Romanstil hat gerade durch Wieland eine bedeutende Förderung erfahren. Auch Goethe und Schiller wandten dem Roman lebhaftes Interesse zu. Schillers Roman: der Geisterseher blieb zwar unvollendet, aber er ist dennoch hinsichtlich der Form ein Meisterstück zu nennen. Einen Roman von klassischer Vollendung gab uns Goethe in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" (1795—1796) und in dessen Fortsetzung: Wilhelm Meisters Wanderjahre (1821), während seine Wahlverwandtschaften (1809) zwar in der Form hinter Wilhelm Meister nicht zurückstehen, aber in Bezug auf den Inhalt unerquicklich sind und deshalb unser Gefühl wenig befriedigen.

Dadurch daß namentlich Goethe und Schiller so lebhaft für den Roman eintraten, ist es wesentlich mit herbeigeführt worden, daß sich gegenwärtig der Roman einer außerordentlichen Pflege und Vorliebe erfreut. Mit Recht hat man den Roman das Prosaepos unserer Zeit genannt, er hat für unsere Zeit ganz dieselbe Bedeutung, die in älterer Zeit das Epos hatte. Im Roman spiegelt sich gegenwärtig das gesamte Geistesleben unseres Volkes wieder, und durch ihn werden die Ideen und Gedanken, welche unsere Zeit bewegen, in alle Schichten der Bevölkerung getragen; denn von allen Ständen und Klassen des Volkes, von Vornehm wie Gering, werden gegenwärtig die Romane unserer zeitgenössischen Dichter mit gleichem Eifer gelesen. Der Roman

ist ein mächtiger Kulturträger unserer Zeit geworden, und wer seine Bedeutung unterschätzt, der begiebt sich damit eines wichtigen Mittels, das Geistesleben unserer Zeit voll und ganz erfassen zu lernen. Seitdem der Philosoph Kant so gewaltig gegen das Romanlesen geeifert, seitdem Schiller den Romanschriftsteller nur den Halbbruder des Dichters genannt hat, suchen sich viele den Anschein einer besondern geistigen Würde dadurch zu geben, daß sie eine geflissentliche Verachtung der Romanlitteratur zur Schau tragen. Die Stellung, welche Kant dem Roman gegenüber einnahm, ist zu begreifen, wenn man an die gehaltlosen Produkte der Romanlitteratur im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert denkt; für das gegenwärtige Zeitalter aber, in dem sich der Roman zu voller Kunsthöhe emporgeschwungen hat, ist eine solche Stellung in keiner Weise zu rechtfertigen. Daß Schiller den Romanschriftsteller den Halbbruder des Dichters nannte, ist wohl nur auf die Form im allgemeinen zu beziehen; Dichter nennen wir eigentlich nur den, welcher seine Gedanken in metrischen Formen ausspricht, wodurch ja zugleich ein höherer Schwung der Gedanken und der Sprache bedingt zu sein pflegt; da der Romanschriftsteller seine Erzählungen in Prosa giebt, so ist er auch nicht ein Dichter in dem angeführten Sinne. Mehr will Schiller mit seinem oft citierten Worte nicht sagen. Dem Inhalte nach aber, auf den doch im Grunde alles ankommt, steht der Romanschriftsteller dem eigentlichen Dichter völlig gleich, und es ist daher vollkommen berechtigt, wenn wir in einem weiteren und höheren Sinne auch von Romandichtern sprechen.

Mit besonderer Vorliebe wandten sich namentlich die Romantiker dem Romane zu, und unter denselben war es besonders Ludwig Tieck (1773—1853), der durch seine Romane Abdallah, William Lovell, Franz Sternbalds Wanderungen u. a. nach den verschiedensten Richtungen hin auf das geistige Leben seiner Zeit Einfluß gewann. Wahre Meisterwerke sind ganz besonders seine Novellen: Dichters Tod, Dichterleben u. a., die er seit dem Jahre 1821 veröffentlichte. In neuerer Zeit hat die Romanproduction eine solche Ausdehnung gewonnen, daß sie in ihren einzelnen Erscheinungen gar nicht mehr zu übersehen ist. Daß dabei auch eine große Menge höchst dürftiger und ungenießbarer Erzählungen, die auf den Namen Roman oder Novelle auch nicht den geringsten Anspruch haben, mit entstanden sind und noch entstehen, ist unvermeidlich; vor dieser erbärmlichen Litteratur unserer Zeit, die zum Glück aber meistens auch nur ein Eintagsleben führt, können allerdings Augen und Herzen unserer Jugend und unserer Frauen (der Mann prüft und verwirft schon selbst) nicht sorglich genug bewahrt werden; aber diese Litteratur darf auch nicht zur Romanlitteratur gerechnet werden, da von einer kunstmäßigen Auswahl und

Behandlung des Stoffes in derselben ja gar nicht die Rede ist. Dagegen weist die wirkliche Romanlitteratur unserer Zeit manches geradezu künstlerisch Vollendete und Abgerundete auf, das sich über den Rang bloßer Tagesnovitäten erhebt und zum Teil von dauerndem Werte ist. Als Romandichter unserer Zeit, die Romane von wirklich gutem Gehalt geschaffen haben, sind zu nennen: Gustav Freytag (Soll und Haben, die verlorene Handschrift, die Ahnen), Victor von Scheffel (Ekkehard), Friedrich Spielhagen (Problematische Naturen 1861, In Reih und Glied 1866, Hammer und Amboß 1869, Sturmflut 1878, Platt Land 1879), Berthold Auerbach (Schwarzwälder Dorfgeschichten), Gottfried Keller (Grüner Heinrich), Paul Heyse (Die Kinder der Welt 1873, Im Paradies 1875), Julius Rodenberg (Die Straßensängerin von London 1863), Wilhelm Jensen (Die Namenlosen 1873, Nach hundert Jahren 1873, Nirwana 1877, Nach Sonnenuntergang 1879, Metamorphosen 1882), Robert Hamerling (Aspasia 1875), Levin Schücking (Ein Schloß am Meer 1843, Ein Sohn des Volks 1849, Der Doppelgänger 1876 u. a.), Robert Schweichel (Der Bildschnitzer vom Achensee, die Falkner von St. Vigil 1881), Rudolf von Gottschall (Im Bann des Schwarzen Adlers 1876, Das Fräulein von St. Amaranthe 1880) u. a.

Die Novelle hat ihren Ursprung in Italien und wurde dort namentlich durch Boccaccio in seinem Decamerone (einer Sammlung von hundert Novellen) kunstmäßig ausgebildet. In die deutsche Litteratur wurde sie schon im sechzehnten Jahrhundert eingeführt, und seitdem haben die bedeutendsten Schriftsteller, wie Goethe (in seinen Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten und in seiner meisterhaft ausgeführten Novelle), Schiller, Wieland u. a. von dieser Darstellungsform Gebrauch gemacht. Seit Tiecks geist- und gehaltreiche Novellen so großen Erfolg hatten, sind in Deutschland eine außerordentlich große Zahl Novellendichter aufgetreten. Zu den bedeutendsten Novellisten der Gegenwart gehören Paul Heyse, Wilhelm Jensen und Gottfried Keller.

Das Märchen und die Legende.

§ 198.

Das Märchen und die Legende haben mit einander gemein, daß sie wunderbare Begebenheiten darstellen, welche durch ihren mythischen Charakter auf Gemüt und Phantasie einen besondern Reiz ausüben; sie unterscheiden sich vorzüglich dadurch, daß das Märchen mehr auf die Phantasie, die Legende hingegen mehr auf das Gemüt wirkt.

Das Märchen (von ahd. mâri, mhd. maere, d. i. etwas, wovon viel und gern gesprochen wird, dann überhaupt eine Kunde, eine Erzählung) nimmt seinen Stoff meistens aus alten Volkssagen, in denen sich der Glaube an zauberische Mächte erhalten hat, und berichtet, wie Wesen, die mit übernatürlichen Kräften ausgerüstet sind, je nach ihrer Gemütsart, entweder wohlwollend und hilfreich, oder böswillig und schadenfroh in das Leben und die Geschicke der Menschen eingreifen. Oft schafft sich jedoch das Märchen auch in einem freien Spiele der Phantasie Dinge und Begebenheiten, welche der natürlichen Ordnung der Dinge ganz fremd sind. Das Märchen will zunächst nur der Phantasie ein ergötzliches Spiel bereiten; es fordert darum, daß die Begebenheiten nur mit der Phantasie aufgefaßt werden, und daß der urteilende Verstand sich dabei seiner Rechte gewissermaßen begebe: selbst Kinder bescheiden sich, wenn ihnen zuerst ein Märchen erzählt wird, sogleich, daß es nicht mit dem Verstande aufgefaßt werden soll, sondern nur ein Spiel der Phantasie ist; darum wird ihr Wahrheitsgefühl, so zart es sonst ist, nicht verletzt. Daher hat das Märchen durchaus nichts Nachteiliges oder gar Gefährliches für das Kind, wie wohl Schulmänner zuweilen gemeint haben und noch meinen, sondern es ist im Gegenteil ein außerordentlich wirksames Hilfsmittel für die Entfaltung und Belebung der kindlichen Phantasie und des kindlichen Geistes überhaupt. In keinem Schullesebuch sollten daher die Märchen fehlen.

Die Legende (von legenda, d. i. eigentlich etwas, das gelesen werden soll; Legenda wurde zuerst ein Buch der alten katholischen Kirche genannt, in welchem sagenhafte Geschichten der Heiligen und Märtyrer enthalten waren)[1]) gehört als eine besondere Art von Dichtung der modernen Poesie an und ist zu unterscheiden von der Kirchenlegende, die asketischen Zwecken dient. Sie hat von dieser nur den Namen, weil sie ihren Stoff gewöhnlich aus alten Sagen nimmt, in denen sich in einer früheren Zeit der Wunderglaube des christlichen Volkes ausgebildet hatte. Die Legende soll vorzüglich auf das Gemüt

---

[1]) In seiner Abhandlung: Über die Legende sagt Herder: „Legende hieß das Buch, das die Summe dessen umfaßte, was nicht nur durchs ganze Jahr hin dem Volke öffentlich vorgelesen, sondern auch zu seiner häuslichen Erbauung fast einzig in die Hand gegeben ward. Und da dies insonderheit Leben der Heiligen waren, auch allem, was man damals schrieb, der Ton der Andacht und des Wunderbaren anhing, so ist der Name Legende vorzüglich der wunderbar frommen Erzählung, d. i. Lebensbeschreibungen und Geschichten, die durch das, was Andacht vermöge, zur Nachfolge reizen sollten, geblieben.

wirken; sie gefällt sich darum besonders in rührenden Schilderungen eines christlich demütigen, in Glauben und Liebe sich aufopfernden Lebens.

Eine wesentliche Eigenschaft des Märchens und der Legende ist, daß die Begebenheiten auch an sich anmutig seien, d. h. daß sie das Gefühl für das Reinmenschliche angenehm berühren, und es ist wohl vorzüglich aus diesem Reize des Anmutigen und aus der lebhaften Teilnahme des Gemüts zu erklären, daß die Begebenheiten, so sehr sie auch den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit und einer verständigen Auffassung widerstreben, doch für den Augenblick ganz so wie wahrhafte Begebenheiten aufgefaßt werden. Eine solche Auffassung der Begebenheiten setzt aber die kindliche Einfalt eines arglosen Gemüts voraus; darum muß auch die Darstellung bei dem Märchen und der Legende mehr, als bei allen andern Arten der poetischen Erzählung, einfach sein. Es sind mehr die dargestellten Begebenheiten an sich, als die Form der Darstellung, was eine Wirkung auf die Phantasie und das Gemüt hervorbringen soll. Die Darstellung soll anschaulich und überhaupt lebendig sein, aber jeder Aufwand von Redefiguren, Charakterschilderungen, malenden Beschreibungen und Formen des Ausdrucks, welche der Darstellung nur den Reiz der Neuheit geben sollen, sind dem Märchen und der Legende fremd. — Die Beziehungen, in denen die Legende zu dem religiösen Glauben steht, und ihre vorzüglich dem moralischen Gefühle zugewendete Richtung fordern insbesondere eine ernste und würdige Haltung; man giebt darum der Legende auch gern eine metrische Form. Dagegen ergeht sich das Märchen in freiem Spiele der Phantasie und schafft sich in Ernst und Scherz anmutige Begebenheiten, durch welche zunächst und vorzüglich die Phantasie des Lesers angeregt und zu einem behaglichen Spiele herbeigezogen werden soll. Das Märchen fordert darum nicht ebenso, wie die Legende, eine immer gleiche Haltung voll Ernst und Würde, sondern erlaubt sich je nach der besondern Art der Begebenheiten auch komische Darstellungen und schließt die Spiele des Witzes nicht gänzlich aus. Auch ist die metrische Form für das Märchen nicht ebenso, wie für die Legende geeignet.

Eine reiche Sammlung guter Märchen haben die Gebrüder Grimm in ihren Kinder- und Hausmärchen gegeben; gut erzählte Märchen enthält auch Bechsteins Deutsches Märchenbuch, Kinder- und Hausmärchen aus Süddeutschland (1855) und Märchen aus Tyrol (1858) veröffentlichte Zingerle, Märchen aus Sachsen und Thüringen (1846) Sommer, Volksmärchen aus Siebenbürgen (1856) Haltreich u. s. w. Gute Legenden dichteten Herder (Der ge-

rettete Jüngling, der Tapfere, das Bild der Andacht, der himmlische Garten, das Paradies in der Wüste, Christenfreude, die drei Blinden, die Geschwister, die wiedergefundenen Söhne u. a.), Goethe (Legende vom Hufeisen), Leopold Schefer (der Gast), Jul. Mosen (der Kreuzschnabel), Anastasius Grün (Sanct Hilarion), Adolf Pichler u. a.

Die Fabel und die Parabel.

§ 199.

Die Fabel und die Parabel stehen auf eine besondere Weise in der Mitte zwischen Poesie und Prosa. Daß sie einen äußeren Zweck haben und didaktisch die Mitteilung höherer Wahrheiten oder praktischer Lehren und Klugheitsregeln beabsichtigen, haben sie mit der Prosa gemein; daß sie aber diese Belehrungen durch Begebenheiten und Handlungen anschaulich machen, welche nicht der Wirklichkeit angehören, sondern Erzeugnisse einer schöpferischen Phantasie sind, und daß sie mehr die Schönheit der Darstellung und das Wohlgefallen, das diese erregt, als die Mitteilung der Begebenheiten zum Zwecke haben, giebt ihnen den Charakter von epischen Gedichten. Weil sie nicht ganz entschieden dem Gebiete der Poesie angehören, fordern sie nicht ebenso, wie andere Dichtungsarten, eine metrische Form. Es ist überhaupt mehr der Inhalt als die Form der Darstellung, was der Fabel und Parabel einen poetischen Charakter giebt, und was oben in Bezug auf die Darstellung in der poetischen Erzählung gesagt worden, ist auch auf die Fabel und Parabel anzuwenden. Da die Begebenheit, welche den epischen Inhalt der Fabel und der Parabel ausmacht, nicht um ihrer selbst willen, nicht weil sie an sich wichtig oder sehr interessant ist, sondern nur um der mitzuteilenden Lehre willen und als der Träger derselben dargestellt wird, so darf die Begebenheit in der Darstellung nicht sehr hervor gehoben werden. Die Begebenheiten sollen darum zwar in lebendiger Anschaulichkeit dargestellt werden, aber die Darstellung soll besonders in diesen Dichtungsarten kurz und einfach sein: sie vermeidet ausführliche Beschreibungen und Schilderungen sinnlicher Gegenstände, die der Epopöe so oft einen besondern Reiz geben, und sie macht von den Figuren einen sparsameren Gebrauch, als alle andere Arten der epischen Dichtung.

Die Fabel (lat. fabula, von fari, reden) hat den Zweck, vorzüglich praktische Lehren, Lebenserfahrungen und Klugheitsregeln mitzuteilen, und sie macht diese Lehren anschaulich an nicht menschlichen Wesen, wie Tieren und Pflanzen, denen sie menschliche Freiheit und menschliche

Zustände und Handlungen andichtet. Die Parabel (gr. παραβολή, Nebeneinanderstellung, Gleichnis) unterscheidet sich von der Fabel dadurch, daß sie gewöhnlich höhere, mehr dem beschaulichen Leben angehörige Wahrheiten, besonders Lehren von moralischem oder religiösem Inhalte zum Gegenstande hat und diese in Begebenheiten und Vorfällen des menschlichen Lebens anschaulich macht. Dieser Unterschied des Inhalts tritt auch in der Darstellung hervor. Die Handlungen und Reden, welche die Fabel den Tieren beilegt, müssen der besondern Natur und dem Instinkte der besondern Tierart, z. B. die Handlungen und Reden des Fuchses der ihm zugeschriebenen Schlauheit, entsprechen, und die Darstellung gewinnt dadurch größere Lebendigkeit, daß die Formen des Ausdrucks der einem Tiere zugeteilten Rolle angemessen sind. Die Fabel bewegt sich daher in der Sprache des alltäglichen Lebens, sie gebraucht gern Ausdrücke der Volkssprache und erlaubt sich oft einen heitern Scherz. Die Parabel hingegen fordert infolge ihres Inhalts eine edlere Sprache, eine ernste Haltung und eine besondere Würde der Darstellung.

Die meisten deutschen Fabeln sind nach dem Vorbild der Fabeln des griechischen Dichters Äsop oder des römischen Dichters Phädrus gedichtet. Im Mittelalter verfaßten deutsche Fabeln: der Stricker, Ulrich Boner, Burkhard Waldis, Steinhöwel u. a. Auch Luther gab einen verdeutschten Äsop heraus. Im achtzehnten Jahrhundert namentlich wandte man sich der Fabel mit großer Vorliebe zu, Hagedorn, Gellert, Lichtwer, Pfeffel, Langbein u. a. schrieben viel gelesene Fabeln, die zum Teil noch heute gern gehört werden. Von besonderem Werte sind Lessings Fabeln, der zugleich die beste und gründlichste Abhandlung über die Fabel geschrieben hat. Der beste Fabeldichter der neueren Zeit ist der Schweizer Abraham Emanuel Fröhlich, der im Jahre 1825 eine große Zahl trefflicher Fabeln veröffentlichte. Gute Parabeln dichteten namentlich Herder, Rückert und Krummacher.

Die Ballade.

§ 200.

Wenn man die erzählenden Volkslieder nach ihrer früheren Heimat in Balladen und Romanzen unterscheidet, so lassen wir hier diese Unterscheidung, weil sie bloß historisch ist, unbeachtet und begreifen unter der Ballade auch die Romanze. In der Ballade ist die lyrische Dichtung mit der epischen auf eine eigentümliche Weise verbunden.

Außerordentliche, oft geheimnisvolle und wunderbare Begebenheiten machen den epischen Inhalt der Ballade aus und versetzen die Phantasie in eine lebhafte Aufregung, aber diese Begebenheiten ergreifen, indem sie entweder ein bekümmertes Herz mit unerwarteter Freude beseligen oder verhängnisvoll und mit unwiderstehlicher Gewalt den Frieden oder selbst das Leben eines Glücklichen zerstören, zugleich das Gemüt in seinen innersten Tiefen, und diese Wirkung auf das Gefühl giebt der Ballade einen lyrischen Charakter. Die Ballade hat ursprünglich ihre Heimat in der Volkspoesie; sie hat vorzüglich alte Sagen, die von dem Volke noch geglaubt werden oder doch früher geglaubt wurden, und wunderbare Begebenheiten einer mythischen Vorzeit zum Gegenstande, wie die Lenore und der wilde Jäger von Bürger, der Erlkönig und das Hochzeitslied von Goethe, und der Taucher und die Bürgschaft von Schiller.

Mit dem eigentümlichen Inhalte der Ballade ist auch eine eigentümliche Form der Darstellung gegeben. Das Außerordentliche und Wunderbare der Begebenheit an sich soll die Phantasie, und ihre Wirkung auf das Wohl und Wehe der handelnden Personen das Gemüt lebendig ergreifen: darum läßt der Dichter die Begebenheit in rasch fortschreitender Bewegung vor uns vorübergehen; er führt uns sogleich in die Mitte der Begebenheit und stellt sie in lebendiger Anschaulichkeit, aber einfach und kurz, in wenigen ihren Charakter bezeichnenden Zügen dar. Schilderungen von Personen und Sachen finden nur statt, insofern sie die Wirkung der Begebenheit auf Phantasie und Gemüt verstärken, wie in Schiller's Taucher die Beschreibung der Charybde:

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Flut auf Flut sich ohn' Ende drängt
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Die Wirkung auf die Phantasie wird besonders dadurch verstärkt, daß der Dichter die Begebenheit als ein Geheimnisvolles erscheinen läßt und den Leser manches, was den Gang der Begebenheit erklärt, nur

ahnen läßt. Wenn auch der Inhalt der Ballade zugleich lyrischer Art ist, so ist doch die Darstellung eigentlich ganz episch. Nicht die Gefühle des Dichters, sondern nur die Gefühle der handelnden Personen werden dargestellt, und auch diese nur, wie sie in Wort und That der handelnden Personen in die sinnliche Erscheinung treten, und unsere Teilnahme ist gerade darum größer, weil ihre Freude und ihr Schmerz nicht in Worten ausgesprochen wird, sondern nur in Handlungen in die Erscheinung tritt. Pathetische Ausdrücke der Gefühle sind darum für diese Dichtungsart nicht geeignet. Es ist nicht der pathetische Ausdruck der Gefühle, sondern die Begebenheit an sich, was unser Gemüt ergreifen soll. Ist die Begebenheit an sich ergreifend — und das soll sie immer sein — so bedarf sie nur einer einfachen Erzählung, um auf unser Gefühl einen tiefen Eindruck zu machen. Weit mehr als eine pathetische Darstellung ergreift uns der einfache Schluß in Goethes Erlkönig:

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Not:
In seinen Armen das Kind war tot.

und in dem König von Thule:

Die Augen thäten ihm sinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

Weil die Ballade ursprünglich der Volksdichtung angehört, bewegt sie sich gern in Ausdrucksformen, die der Volkssprache geläufig sind, z. B.

Die Mutter hat gefackelt,
Doch welch' ein Schrecken hinterher!
Die Glocke kommt gewackelt. G. —

Sie macht insbesondere häufigen Gebrauch von den der Volkssprache geläufigen Formen der Allitteration und des Reimes wie in Bürgers Lenore:

Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern. —

Und überall all überall auf Wegen und auf Stegen u. s. w. —

Daß Roß und Reiter schnoben u. s. w.

Zum Schädel ohne Zopf und Schopf.

Die Ballade ist ursprünglich ein zum Tanze gesungenes Volkslied, daher der Name; sie fordert darum mehr als andere Dichtungsarten den Reim, einen für den Gesang geeigneten Versbau und überhaupt musikalisch schöne Laut- und Tonverhältnisse.

Wenn auch zwischen Ballade und Romanze noch immer in den Poetiken ein Unterschied gemacht und derselbe mit allerlei unhaltbaren Definitionen zu begründen gesucht wird, so ist doch in Wirklichkeit ein solcher Unterschied nicht vorhanden, und die Dichter haben auch nie einen solchen gemacht, sondern dasselbe Gedicht bald Ballade, bald Romanze genannt. Nur die Theoretiker sind die Urheber dieses Unterschiedes und wollen, wie es scheint, denselben um keinen Preis aufgeben. Wenn man aber die Begriffsbestimmungen, die sie geben, auf die Gedichte selbst anwendet, so passen sie niemals. Diese künstlich gemachte und in Wirklichkeit gar nicht vorhandene Unterscheidung muß daher auch aus unsern Poetiken verschwinden, und namentlich dürfen die Schüler in unsern Schulen nicht mehr mit solchen unwirklichen und unnatürlichen Unterscheidungen geplagt werden. In Wirklichkeit bedeuten Ballade und Romanze dasselbe; sie bezeichnen nämlich beide das, was wir Volkslied nennen. Die Ballade ist das englische, die Romanze das spanische Volkslied. Der Name Ballade stammt eigentlich aus dem Italienischen[1]); dort bezeichnete ballata (von ballare, tanzen) ein Tanzlied. Von Italien kam das Wort nach Frankreich und von da nach England, wo es anfangs Lieder im romaschen Geschmack, später die alten englischen Volkslieder bezeichnete. Durch Percys Sammlung englischer und schottischer Balladen wurden diese Volkslieder in Deutschland eingeführt und zuerst von Bürger nachgeahmt. Die Romanze (aus Romanice cantare, d. i. romanisch singen) führte Gleim 1756 in unsere Litteratur ein, indem er sich dabei den Spanier Gongora und den Franzosen Moncrif zum Vorbild nahm. Hervorragende Balladendichter der neueren Zeit sind Emanuel Geibel, Freiligrath, Hagenbach, Gust. Pfitzer, Wolfg. Müller, Felix Dahn u. a.

Lyrische Dichtung.

§ 201.

In der lyrischen (von gr. λύρα, d. i. Leier, ein Saiteninstrument zur Begleitung der Gesänge) Poesie werden nicht, wie in dem Epos, in der Außenwelt von dem Dichter angeschaute Begebenheiten, sondern

[1]) Von dem keltischen gwaelawd (spr. wallad), d. i. Gassenlied, Volkslied, von dem man es neuerdings abzuleiten versucht hat, ist es wohl schwerlich herzuleiten.

die in dem Innern des Dichters selbst durch die Anschauung eines Ideellen hervorgerufenen Gemütsstimmungen und Gefühle dargestellt. Soll das Gefühl nicht bloß in Lauten, Gebärden und andern unwillkürlichen Bewegungen, sondern auch in der Sprache in die äußere Erscheinung treten, so muß es sich zu Gedanken gestalten, in denen es zum Gegenstande einer geistigen Anschauung wird. Das Gefühl wird, weil es an sich ein Nichtsinnliches ist, in den Gedanken vorzüglich in sinnlichen Bildern angeschaut; der Inhalt der Gedanken aber und ihre Beziehungen zu einander entsprechen nicht den in der Außenwelt angeschauten Dingen, sondern sind das Werk der Phantasie. Die eigentliche Aufgabe der lyrischen Dichtung besteht nun in der Nachbildung dieses Vorganges, durch den die Phantasie das Gefühl zu Gedanken gestaltet und in eine geistige Anschauung verwandelt, und derselbe Vorgang und die durch ihn gebildete geistige Anschauung tritt auch nach außen in die Erscheinung in der lyrischen Darstellung. In dem von einem lebhaften Gefühle ergriffenen Geiste bestimmt die aufgeregte Phantasie die Gedankenfolge, und mannigfaltige Vorstellungen, Bilder und Gedanken, oft scheinbar ohne innern Zusammenhang, wechseln mit einander, eins das andere verdrängend: die lyrische Dichtung und die lyrische Darstellung wird nur dem vollkommen gelingen, der tiefere Blicke in die innersten Regungen des menschlichen Herzens gethan und diesen Wechsel der Gedanken beobachtet hat.

Die lyrische Darstellung soll überall der lebendige Ausdruck des Gefühls sein; die Eigentümlichkeiten derselben ergeben sich aus der natürlichen Wechselwirkung, in der die Erregung des Gemüts einerseits mit der sinnlichen Anschauung der äußeren Welt und andererseits mit der Phantasie steht, die das innere Leben des Geistes in sinnlichen Bildern anschaulich macht (§ 135), und was oben von dem rührenden Stile gesagt worden (§ 157), ist besonders auf die lyrische Darstellung anzuwenden. Wenn der poetische Stil überhaupt sinnliche Anschaulichkeit fordert, so gilt dies vorzüglich von dem lyrischen Stile. Wörter und Redeformen, denen keine sinnliche Anschauung entspricht und die darum als nicht poetische bezeichnet werden, besonders die Abstrakten nicht sinnlicher Thätigkeiten sind der Sprache des Affekts nicht natürlich, und der unangenehme Eindruck, den ihr Gebrauch macht, ist sehr fühlbar, z. B.

Der Absicht Niedrigkeit erniedrigt große Thaten;
Wem Geiz und Ruhmbegier auch Herkuls Werke raten,
Der heißt vergebens groß. Uz

Dagegen geben Figuren und vorzüglich Bilder, welche die an sich nicht

sinnlichen Zustände der Seele in sinnliche Anschauungen verwandeln, der lyrischen Darstellung einen besondern Reiz, z. B.

Ich versinke, geh' unter
In deiner Welten Ozean. Klopstock.

In unserm Herzen spricht sein (des Richters) Spruch,
Wer mag den Spruch bestehen?
Frei aufgeschlagen ist sein Buch,
Mit jeglichem Vergehen.
Sein Blick wie Feuerflamme fährt
Und teilt, wie ein zweischneidig Schwert,
Was keine Augen sehen.
Was keines Feindes Mund erzählt,
Erzählt uns das Gewissen. Herder.

Die lyrische Darstellung soll aber der unmittelbare Ausdruck, nicht eine Beschreibung des Gefühls sein. Beschreibungen des Gefühls, und auch Beschreibungen von dem Gegenstande desselben sind der Sprache des Gefühls nicht natürlich und darum für die lyrische Darstellung nicht geeignet.

Es ist besonders der Sprache lebhafter Erregung eigen, Begriffe, welche zu dem Gefühle in näherer Beziehung stehen, in der logischen Form der Gedanken mit großem Nachdrucke hervorzuheben; daher sind der lyrischen Darstellung besonders kühne Inversionen und die Figuren der logischen Form sehr geläufig. Der Hervorhebung eines Begriffes oder Gedankens liegt immer ein, wenn nicht ausgedrückter, doch hinzugedachter Gegensatz zu Grunde: die Lyriker stellen darum gern die hervorzuhebenden Begriffe und Gedanken mit einem Gegensatze zusammen, und diese Zusammenstellung ist oft von großer Wirkung, z. B.

Alles ist der Freude offen,
Alle Herzen sind beglückt,
Und die alten Eltern hoffen,
Und die Schwester steht geschmückt:
Ich allein muß einsam trauern,
Denn mich flieht der süße Wahn,
Und geflügelt diesen Mauern
Seh' ich das Verderben nahn. Schiller.

Wir kommen, wir kommen,
Mit festlichem Prangen
Die Braut zu empfangen;

Es bringen die Knaben
Die reichen Gewande, die bräutlichen Gaben;
Das Fest ist bereitet, es warten die Zeugen:
Aber der Bräutigam höret nicht mehr,
Nimmer erweckt ihn der fröhliche Reigen;
Denn der Schlummer der Toten ist schwer. Schiller.

Es liegt in der Natur des Menschen, daß er bei lebhaften Aufregungen seines Gemüts Teilnahme sucht, und daß es ihm wohl thut, sie zu finden. Daß die Gefühle sich mit größerer Gewalt in die äußere Erscheinung hervordrängen, als die Gedanken des Erkennens, und daß sie sich nicht nur in der Sprache, sondern auch auf andere Weisen darstellen, hat seinen Grund zunächst darin, daß Gefühle an sich eine größere Lebendigkeit haben, als die Gedanken des Erkennens; es ist jedoch zugleich das Bedürfnis der Teilnahme, was uns zur Mitteilung drängt. Und weil Teilnahme dem aufgeregten Gemüte Bedürfnis ist, setzt es sie bei andern schon voraus, und die Phantasie zieht sogar an sich gefühllose Dinge heran und läßt sie ihre Teilnahme äußern. Dieses auf an sich gefühllose oder selbst leblose Wesen übertragene Mitgefühl giebt der lyrischen Darstellung einen besondern Reiz, z. B.

Kennst du das Haus, auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan? Goethe.

Ebenso ist es der lebhaften Erregung des Gemüts natürlich, abwesende Personen anzureden, z. B.

O komm mein Geliebter!
Wo bleibst du und säumest? Befreie, befreie
Die kämpfende Seele. Mich naget die Reue,
Es faßt mich der Schmerz.
Mit liebender Nähe versichre mein Herz. Schiller.

Der Gesang und die Musik, als der unmittelbare Ausdruck des Gefühls, stehen mit der lyrischen Poesie in inniger Verbindung, und man hat sie die lyrische genannt, weil bei den Griechen den Gesang die Lyra begleitete. Die lyrische Dichtung fordert daher vorzüglich Wohllaut und Wohlklang, und mehr als andere Dichtungsarten eine metrische Form. Sie bewegt sich, weil sie ursprünglich für den Gesang bestimmt ist, in Strophen, und diese sind gewöhnlich, entsprechend dem lebendigen Wechsel der Gefühle und Gedanken, aus mannigfaltigen Versarten zusammengesetzt. Als die deutschen Lyriker im vorigen Jahr-

hundert mit besonderer Vorliebe versuchten, die Strophen der alten Sprachen nachzubilden, wurde auch der Reim aus der deutschen Ode verdrängt; bei der innigen Beziehung, in der die lyrische Poesie zum Gesange und zu der Musik steht, liegt es aber sehr nahe, daß sie ihrer Natur nach mehr als andere Dichtungsarten auf den Reim angewiesen ist. Es ist oben schon bemerkt worden, daß der Reim auch vermöge seiner logischen Bedeutung vorzüglich für die lyrische Darstellung geeignet ist (§ 189).

Die deutsche Lyrik hat sich zweimal zu klassischer Vollendung entfaltet: das eine Mal im Ausgang des zwölften und Anfang des dreizehnten, das andre Mal im Ausgang des achtzehnten und Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Im dreizehnten Jahrhundert waren es die Minnesinger, welche köstliche Lieder schufen, und unter diesen Minnesingern war wieder Walther von der Vogelweide der bedeutendste. Im achtzehnten Jahrhundert wurde eine neue deutsche Lyrik durch Klopstock begründet, die dann durch Schiller und namentlich durch Goethe zur höchsten Blüte gelangte. Walther von der Vogelweide und Goethe sind die größten deutschen Lyriker, und Goethes lyrische Dichtungen können geradezu als Muster dieser Dichtungsgattung für alle Zeiten bezeichnet werden; er hat dem deutschen Gefühlsleben einen ewig giltigen Ausdruck gegeben. Goethes Bedeutung als Lyriker ist jetzt wohl allgemein anerkannt, dagegen wird Walthers Bedeutung noch vielfach unterschätzt. Besonders möchten blinde Vergötterer des klassischen Altertums, die meist die mittelhochdeutsche Poesie gar nicht oder nur höchst oberflächlich kennen, seine Bedeutung womöglich ganz hinwegleugnen und hinwegdisputieren. Aber der gesunde Geist des deutschen Volkes selbst wird verhüten, daß ihnen dieses Unterfangen gelinge. In unserm Jahrhundert ist die Lyrik mit ganz besonderer Vorliebe gehegt und gepflegt worden. So haben Dichter wie Rückert, Uhland, Heinrich Heine, Eichendorff, Julius Mosen, Nicolaus Lenau, Mörike u. a. zum Teil treffliche Lieder gedichtet. In der Gegenwart ragen als Lyriker namentlich Emanuel Geibel, Friedrich Bodenstedt, Julius Sturm, Otto Roquette, Karl Gerok u. a. hervor.

Die Ode.

§ 202.

Unter der Ode (gr. ἡ ᾠδή, der Gesang) begreift man diejenigen lyrischen Gedichte, in denen sich das durch die Betrachtung eines Idealen zur Begeisterung gesteigerte Gefühl ausspricht; ihr gehört insbesondere

die Begeisterung an, welche die erhabenen Ideen aus dem Gebiete der moralischen und religiösen Weltanschauung und außerordentliche, in Bezug auf die höheren Interessen der Menschheit folgenreiche Thaten und Begebenheiten in dem Gemüte hervorrufen. Es ist besonders die Erhabenheit des Inhaltes und der höhere Aufschwung der von der Begeisterung fortgerissenen Phantasie, was die Ode von andern lyrischen Dichtungen unterscheidet und auch der Darstellung eine eigentümliche Färbung giebt.

Die Erhabenheit des Inhaltes ergreift das Gemüt des Dichters und versetzt ihn in eine feierlich ernste Stimmung, die in einer feierlichen Würde der Darstellung in die Erscheinung tritt und sich auch dem Gemüt des Lesers mitteilt. In der Ode müssen darum Wörter und Ausdrucksformen und besonders die Bilder edel sein, und auch die rhythmischen Formen der Sätze sollen eine feierliche Stimmung ausdrücken. Die Begeisterung schafft sich eine neue Sprache; ungewöhnliche Gedanken und ungewöhnliche Gefühle können nicht in alltäglichen, verbrauchten Ausdrücken in die Erscheinung treten: darum fordert besonders die Ode Neuheit des Ausdrucks, und sie gewinnt diese durch eine sorgfältige Auswahl der Wörter, durch die Bildung neuer Zusammensetzungen und durch den Gebrauch syntaktischer Formen, die jetzt veraltet sind. Von großer Wirkung sind besonders Bilder, die neu und überraschend sind. Die Aufregung des Gefühles giebt sich in der sinnlichen Anschaulichkeit der Darstellung, in einem Reichtume von Figuren und hervorhebenden Gegensätzen, und ein höherer Aufschwung der Phantasie in dem Gebrauche kühner Bilder kund. Auch drückt sich ein rascher Wechsel der Gefühle in einem mannigfaltigen Wechsel der Versmaße aus. Die Sprache der Begeisterung liebt endlich Kürze des Ausdrucks: drum bewegt sich die Ode in abgeschnittenen Hauptsätzen und einfachen Satzverhältnissen und belebt die Darstellung mehr durch Bilder als durch Gleichnisse.

Der bedeutendste griechische Odendichter war Pindar, der berühmteste römische Horaz. In Deutschland tauchte der Name Ode zum ersten Male im Jahre 1618 bei Georg Rudolf Weckherlin auf, der in dem genannten Jahre eine Sammlung herausgab, welche er Oden und Gesänge betitelte. Der bedeutendste aller deutschen Odendichter ist Klopstock. In den Oden dieses Dichters lebt ein solcher Schwung der Begeisterung, ein so echt deutscher Geist, ein so großer Wahrheitssinn und eine solche Reinheit des Herzens, daß dieselben noch heute, wenn sie dem Verständnisse in der rechten Weise nahe gebracht und gut vorgetragen werden, den für wahre Poesie empfänglichen Hörer mächtig zu ergreifen und wahrhaft zu erheben vermögen. Namentlich

lassen sich dieselben in der Schule ausgezeichnet verwerten, und sie können dem Lehrer zur Behandlung in der Schule nicht dringend genug empfohlen werden. Die Schwierigkeiten, die sich dem Verständnisse bieten, überwindet der jugendliche Geist, dem Klopstocks frisches Wesen so recht entspricht, leichter, als man denkt.

Das Lied.

§ 203.

Das Lied ist von der Ode nur darin verschieden, daß es leichtere Bewegungen des Gefühles ausdrückt, welche minder erhabene Dinge zum Gegenstande haben. Die Schönheiten der Natur, Liebe und Freundschaft, patriotische Gefühle, die Freuden des geselligen Lebens überhaupt und die Freuden besonderer Genossenschaften werden in dem Liede besungen, und wenn es einen mehr erhabenen Inhalt und einen höhern Aufschwung der Begeisterung hat, ist es von der Ode kaum zu unterscheiden.

Die Form der Darstellung muß durchaus lyrisch — Ausdruck des Gefühls — sein, und auf das Lied ist alles das anzuwenden, was oben von der lyrischen Darstellung im allgemeinen gesagt worden ist (§ 201). Die Form der Darstellung muß jedoch dem Inhalte angemessen sein. Lieder, welche eine erhabene Idee und einen höheren Aufschwung der Begeisterung zum Inhalte haben, fordern auch, wie die Ode, eine feierliche Würde der Darstellung; dagegen drückt in Liedern, welche sanftere Empfindungen, etwa Freundschaft und Liebe oder die Freuden des geselligen Lebens zum Gegenstande haben, die ganze Art der Darstellung eine Stimmung des Gemüts aus, die je nach dem besondern Inhalte mehr oder weniger ernst, heiter oder fröhlich ist. Das Lied bewegt sich in einer leichteren und einfacheren Sprache, als die Ode, und die Bilder sind weniger erhaben, aber mannigfaltiger. Es giebt Liedern, welche für besondere Genossenschaften z. B. für Seeleute, Jäger oder Bergleute bestimmt sind, oft einen besonderen Reiz, wenn in die Lieder Ausdrücke, welche der Sprache solcher Genossenschaften eigentümlich sind, oder Bilder aufgenommen werden, welche aus dem Leben derselben hergenommen sind.

Da das Lied für den Gesang bestimmt ist, so fordert es mehr als andere Dichtungsarten Wohllaut und Wohlklang und die metrische Form gereimter Strophen; auch dürfen die Verse nicht das Maß von fünf Hebungen überschreiten. Ferner fordert die Bestimmung für den Gesang vorzüglich Reinheit der Silbenfüße und der Reime. Fehlerhafte

Laut- und Tonverhältnisse, die beim Lesen weniger auffallen, werden beim Gesange sehr anstößig. Auch giebt ein mannigfaltiger Wechsel der Vokale dem Gesange einen besondern Reiz. Es ist endlich insbesondere darauf zu achten, daß der Schluß jedes Verses mit dem Schlusse eines Satzes — sei er ein Hauptsatz oder Nebensatz oder nur ein verkürzter Satz — zusammenfalle. Es gehört zur Schönheit der lyrischen Verse überhaupt, daß durch den Versbau nicht der Zusammenhang der Sätze unterbrochen werde (§ 190), aber es macht besonders bei dem Gesange einen sehr widrigen Eindruck, wenn mit dem Schlusse des Verses nicht auch ein Satz abgeschlossen ist, und mit Recht stellt der Musiker, der eine Melodie komponieren soll, an ein gutes Lied die Forderung, daß sich mit jedem Verse wo möglich auch ein ganzer Satz abschließe.

Die Elegie.

§ 204.

Die Elegie (gr. ἐλεγεία, von ἔλεγος, d. i. Klagelied, Trauergesang) ist der lyrische Ausdruck der wehmütigen Seelenstimmung, welche uns ergreift, wenn wir im Geiste einen idealen Zustand anschauen, dem die Wirklichkeit nicht entspricht, und uns ein beseligendes Gut vergegenwärtigen, das wir entbehren. Das Gemüt wird, indem es sich der Betrachtung eines solchen Gutes hingiebt, entzückt, und unter das wonnige Entzücken mischt sich die Sehnsucht nach dem Besitze und der Schmerz des Entbehrens. Auch ein Gut, das an sich nicht ein ideales ist, wird, mit Sehnsucht aufgefaßt, oft zu einem Idealen erhoben und Gegenstand einer elegischen Dichtung. Die Gefühle von Wonne und Schmerz, die miteinander wechseln, und, eins das andere mäßigend, in dem Gefühle einer milden Wehmut miteinander verschmelzen, machen den Inhalt der Elegie aus und unterscheiden sie insbesondere von der Ode, in der sich ein einfaches, aber zur Begeisterung gesteigertes Gefühl darstellt.

Dem eigentümlichen Inhalte der Elegie entspricht eine eigentümliche Form der Darstellung. Die wehmütige Stimmung des Dichters, der jede leidenschaftliche Aufregung fremd ist, giebt sich kund in einem würdevollen Ernste und in einer sich gleich bleibenden Haltung der Darstellung; der auf- und niederwogenden Bewegung gemäßigter Gefühle entspricht besonders, als metrische Form der Elegie, der Wechsel des rasch fortschreitenden Hexameters mit dem mehr weilenden Pentameter (das elegische Distichon). Die Elegie fordert, wie jedes lyrische Gedicht, große Lebendigkeit der Darstellung und darum sinnliche An-

schaulichkeit der darzustellenden Zustände; aber die Darstellung ist einfach und vermeidet großen Aufwand von Figuren. Die Bilder, von denen die Elegie Gebrauch macht, sind edel, aber nicht ebenso kühn und erhaben, als die der Ode. Auch entspricht die gedrängte Kürze, mit der die Ode einen höhern Aufschwung der Gedanken darstellt, nicht der Stimmung des elegischen Dichters. Die Elegie stellt die Gefühle des Dichters nach einer durchaus subjektiven Auffassung dar, und es ist besonders der Wehmut natürlich, daß sie sich gern in ausführlichen Schilderungen von Begebenheiten und Zuständen ergeht, die mit den Gefühlen in einer nähern Beziehung stehen. Die erzählende und beschreibende Darstellung hat dann nicht, wie in dem Epos, eine objektive Haltung, sondern wird gerade dadurch lyrisch, daß sich in ihr das subjektive Gefühl des Dichters auf eine lebendige Weise ausdrückt; Beschreibungen der Art geben der Elegie oft einen wunderbaren Reiz. Der elegische Dichter stellt beschreibend besonders den Gegensatz dar, in dem die Wirklichkeit seines unseligen Zustandes mit dem seligen Besitze des idealen Gutes steht, das er entbehrt, und hebt diesen Gegensatz in seinen Beziehungen zu dem subjektiven Gefühle des Dichters durch die Figuren der logischen Form und durch anmutige Bilder hervor. Die Darstellung muß endlich dem Inhalte angemessen sein; besonders muß die Elegie vermeiden, Aufregungen des Gefühls darzustellen, welche dem Gegenstande des Gefühls nicht entsprechen und darum unwahr und unnatürlich sind. Die Versuchung zu einer krankhaften Sentimentalität der Darstellung liegt besonders dem elegischen Dichter sehr nahe, und mit Recht hat man manchen Elegien aus dem achtzehnten Jahrhundert diesen Fehler zum Vorwurfe gemacht.

Gute Elegien dichteten Haller (Trauerode beim Absterben seiner geliebten Mariane), Klopstock (An Ebert, Die tote Clarissa), Schiller (Der Spaziergang), Novalis (Sehnsucht nach dem Tod), Lenau (Der trübe Wanderer, An einen Jugendfreund, An der Bahre der Geliebten u. a.), Chamisso (Das Schloß Boncourt), Freiligrath (Die Bilderbibel), Dingelstedt (Am Grab Chamissos) u. a.

Dramatische Dichtung.

§ 205.

Das Drama (von gr. δρᾶμα, d. i. Handlung) hat mit dem epischen Gedichte gemein, daß es Handlungen darstellt; aber es ist von ihm darin verschieden, daß es nicht die Handlungen als der Vergangenheit angehörig erzählt, sondern die handelnden Personen und ihre Hand-

lungen als in Raum und Zeit gegenwärtig unsern leiblichen Sinnen vorführt. Wie der Roman offenbart uns das Drama, besonders die Tragödie, auch die innern Zustände und Richtungen der Gemüter, aus denen sich die Charaktere der handelnden Personen erklären; aber es läßt diese innern Vorgänge in Handlungen vor uns in die sinnliche Erscheinung treten. Mit dem lyrischen Gedicht hat das Drama gemein, daß es auch Gefühle ausspricht, unterscheidet sich von demselben aber dadurch, daß es nicht die subjektiven Gefühle des Dichters, sondern die Gefühle der handelnden Personen darstellt. Abgesehen von dem Inhalte des Dramas, erregt es schon dadurch eine lebhaftere Teilnahme, daß es Handlungen, welche die epischen Dichter nur berichtend einer geistigen Auffassung näher bringen, sinnlich anschaulich macht und zugleich die Gefühle der handelnden Personen in lebendiger Wirklichkeit vor unsere Sinne stellt. — Das Drama stellt eine ganze Reihe von Vorgängen dar, welche als Ursache und Wirkung mit einander verkettet und zu einer Einheit verbunden sind. Man nennt die ganze Reihe der zu einer Einheit verbundenen Vorgänge die Fabel des Dramas. Diese Fabel, die den Inhalt des Gedichtes ausmacht, ist entweder die Schöpfung des Dichters, oder ihr Stoff ist aus der Geschichte, aus alten Sagen oder aus der Mythologie hergenommen und von dem Dichter zu einem dramatischen Kunstwerke ausgebildet. Das Drama hat entweder einen ernsten Inhalt und läßt in dem Kampfe um die höhern Güter des Lebens eine einzelne schöne Erscheinung — den Helden des Dramas — als das Opfer einer siegreichen großen Idee untergehen, oder es hat einen scherzhaften Inhalt und stellt die komischen Gegensätze dar, in denen so oft das irdische Leben und Treiben der Menschen in seiner Nichtigkeit dem Idealen entgegen tritt und im einzelnen die Erscheinung des Idealen trübt. Die Dramen der ersteren Art begreift man unter der Tragödie oder dem Trauerspiele, und die der letzteren Art unter der Komödie oder dem Lustspiele. Erst in der modernen Poesie hat sich das Schauspiel in der engern Bedeutung des Wortes als eine zwischen dem Ernste der Tragödie und dem heitern Scherze der Komödie in der Mitte stehende Art von Dramen geltend gemacht, und man unterscheidet das romantische, das historische, das idyllische, das didaktische, das geistliche Schauspiel, das Familiendrama u. a. als besondere Arten des Schauspieles. Da sich aber das Schauspiel überhaupt von den andern Arten dramatischer Gedichte mehr durch den besondern Inhalt als durch ihm eigentümliche Formen der stilistischen Darstellung unterscheidet, so beschränkt sich unsere Betrachtung auf die Tragödie und Komödie. Aus demselben Grunde können wir hier auch die Oper übergehen.

§ 206.

Das Drama stellt Handlungen d. h. Äußerungen eines freien Willens dar, die auf einen bestimmten Zweck gerichtet sind. Nur die äußere Handlung wird in dem Drama unmittelbar vor unsere Sinne gestellt: die innere Handlung, das, was in dem Innern der handelnden Personen vorgeht und der äußern Handlung erst seine Bedeutung giebt, wird in dem Gespräche der handelnden Personen dargestellt, und die Stilistik hat zunächst und ausschließlich nur den dramatischen Dialog zu betrachten.

Das mündliche Gespräch unterscheidet sich von jeder andern Form der Gedankenmitteilung dadurch, daß die Gedanken selbst und die Folge, in der sie mitgeteilt werden, durch die Wechselwirkung von Rede und Gegenrede bestimmt werden, und daß die Gedanken als Eingebungen des Augenblicks in natürlicher, einfacher Form, ohne alle Zuthat stilistischer Kunst dargestellt werden. Der Wechsel von Rede und Gegenrede giebt dem Gespräche eine besondere Lebendigkeit, und die natürlich einfache Form der Darstellung giebt ihm eine größere Verständlichkeit. Man macht daher von dem Dialog auch wohl Gebrauch bei Mitteilungen, welche an sich für diese Form der Darstellung nicht sehr geeignet sind (§ 154): aber die dramatische Dichtung als solche fordert notwendig den Dialog, auch bei den pantomimischen Darstellungen ist die Pantomime ein Surrogat des Dialogs. — Der Dialog wird dem mündlichen Gespräche künstlich nachgebildet, und die natürlich einfache Form der Darstellung, die er mit diesem gemein hat, giebt ihm einen besondern Reiz; aber als ein stilistisches Kunstwerk unterscheidet er sich doch von dem gewöhnlichen Gespräche. Auch von dem gewöhnlichen Gespräche fordert man mit Recht die allgemeinen Eigenschaften eines guten Stils, insbesondere Korrektheit, Reinheit, Präzision und angemessene Würde des Ausdrucks; aber der Dialog fordert diese Eigenschaften in vollerem Maße als das gewöhnliche Gespräch. Mängel, welche man bei dem Gespräche leicht übersieht, können in dem Dialog sehr anstößig werden. Es ist besonders darauf zu achten, daß die logische Form der Begriffe und Gedanken durch die ihnen entsprechenden Formen des Ausdrucks richtig bezeichnet werden. Hervorhebungen von Begriffen, welche in dem Gespräche durch die Lebendigkeit der Rede und besonders durch die Betonung hinlänglich ausgedrückt werden, gehen in dem Dialog verloren, wenn sie nicht durch Inversionen der Wortfolge oder auch durch besondere Figuren der logischen Form bezeichnet werden. Bei dem dramatischen Dialog ist auch schon darum genau auf richtige Wortstellung zu achten, weil die fehlerhafte Wort-

stellung den Schauspieler leicht zu einer fehlerhaften Betonung verleitet. Der Dialog bewegt sich übrigens, wie das gewöhnliche Gespräch, mehr in kurzen Hauptsätzen als in periodischen Sätzen, und die logischen Verhältnisse der Gedanken werden mehr aus dem Inhalte der Sätze verstanden, als durch die Konjunktionen genau bezeichnet.

Der Dialog soll endlich auch die Lebendigkeit des mündlichen Gesprächs haben, und diese gründet sich vorzüglich auf die Gegensätze, welche in dem fortlaufenden Wechsel der Rede und Gegenrede hervortreten. Der Dialog ist um so lebendiger und anziehender, je mehr in dem Wechsel der Rede und Gegenrede Gegensätze der Ansichten und Gefühle, der Situationen und Charaktere und selbst Gegensätze der Darstellungsformen hervortreten. Wo diese Gegensätze fehlen, wird der Dialog, wie das mündliche Gespräch, matt und langweilig. Auch in dem Monolog treten immer die Gegensätze hervor. Nur bei einer leidenschaftlichen Aufregung des Gemüts treten die Gedanken in einem lauten Selbstgespräche in die Erscheinung, und das Selbstgespräch ist immer als ein Zwiegespräch anzusehen, in dem die leidenschaftliche Aufregung des Gefühls und die verständige Besinnung, wie zwei sprechend Personen, in einem Gegensatze einander gegenüber stehen. Es ist darum eine wesentliche Eigenschaft des Monologs, daß dieser Gegensatz zwischen leidenschaftlicher Aufregung und ruhiger Besinnung in dem Inhalte und auch in den Formen der Darstellung auf lebendige Weise hervortrete.

Die eben bezeichneten allgemeinen Eigenschaften des Dialogs dürfen auch dem dramatischen Dialog nicht fehlen, sind aber für das, was der dramatische Dialog seiner ganzen Natur nach fordert, nicht genügend. Das Drama stellt Handlungen dar, und der dramatische Dialog ist nicht eigentlich, wie andere Dialoge, nur eine dem gewöhnlichen Gespräche künstlich nachgebildete Form der Gedankenmitteilung, sondern er selbst macht einen Teil und zwar einen wesentlichen Teil der dargestellten Handlung aus. Es gründen sich hierauf besondere Eigenschaften in Bezug auf den Inhalt und die Form des dramatischen Dialogs. Das Drama fordert ein rasches, lebendiges Fortschreiten der Handlungen; darum muß auch der Dialog, der großenteils als der Träger der Handlungen erscheint, sich in rascher Lebendigkeit fortbewegen. Alle Weitschweifigkeit ist besonders in dem dramatischen Dialog anstößig, und man vermeidet nicht nur ausführliche Beschreibungen und in die Breite gezogene Reflexionen, welche nicht unmittelbar in die Handlung eingreifen, sondern auch Phrasen, Umschreibungen, überladene Sätze und Satzverhältnisse und alle Formen des Ausdrucks, welche die Darstellung in die Breite ziehen.

Da der dramatische Dialog das Innere der Handlung darstellt, das der ganzen dramatischen Handlung erst seine Bedeutung giebt, und das Innere der Handlung sich nach der Individualität der handelnden Personen gestaltet, ist es vor allen andern eine wesentliche Eigenschaft des dramatischen Dialogs, daß er nicht nur in dem Inhalte der Gedanken, sondern auch in den Fromen der Ausdrücke das Charakteristische der handelnden Personen auf eine lebendige Weise darstelle. Die Gedanken und Gefühle der Menschen und auch der Ausdruck, in dem sie in die Erscheinung treten, sind nach ihrer besondern Sinnesart und ihrem Charakter, nach ihrer Geistesbildung, Situation und augenblicklichen Gemütsstimmung, nach Stand, Alter und Geschlecht sehr verschieden. Anders denkt, fühlt und spricht der weltkluge Staatsmann, als der von einer hohen Idee begeisterte Held, anders der Gelehrte als der Handwerker, anders der, dem ein unverhofftes Glück zufällt, als der, dem plötzlich ein teures Gut geraubt wird, anders der lebenslustige Jüngling, als der bedächtige Greis, und die Kunst des dramatischen Dichters offenbart sich besonders darin, daß er die besondere Eigenart und die augenblickliche Stimmung der handelnden Personen nicht nur in dem Inhalte, sondern auch in der stilistischen Form ihrer Rede in die Erscheinung treten läßt. Der dramatische Dichter erlaubt sich sogar den Gebrauch fremder oder auch niedriger Wörter, Formen die nicht korrekt sind, Ausdrücke, die gesucht, manieriert oder schwülstig sind, anstößige Weitschweifigkeit und andere Formen der Darstellung, welche sich mit den üblichen Gesetzen der Grammatik und Stilistik nicht vertragen, um nur die Eigenart der handelnden Personen in lebendiger Weise zu bezeichnen.

Das Drama gliedert sich in der Regel in fünf größere Teile, welche Akte genannt werden. Der erste Akt enthält die Exposition oder Einleitung, der zweite Akt die Steigerung, der dritte Akt den Höhepunkt, der vierte Akt die Peripetie oder Umkehr, der fünfte Akt die Katastrophe. Innerhalb dieser größeren Abschnitte baut sich nun das Drama in folgender Weise auf: 1. Der erste Akt oder die Einleitung besteht aus dem stimmenden Accord, aus der eigentlichen Expositionsscene, aus dem erregenden Moment (dem ersten Moment der Bewegung) und der ersten Scene der Steigerung[1]). 2. Der zweite Akt oder die Steigerung führt in einer oder mehreren Stufen die Handlung weiter. 3. Der dritte Akt oder der Höhepunkt enthält den Gipfelpunkt der Handlung, auf den der

[1]) Wir folgen hier Gustav Freytag, dessen Technik des Dramas das Beste ist, was bisher über den Bau des Dramas veröffentlicht worden ist.

Dichter all seine dramatische Kraft und den höchsten Fleiß zu verwenden hat. Zuweilen schließt sich an den Höhepunkt noch ein tragisches Moment an, welches den Beginn der sinkenden Handlung bezeichnet. 4. Der vierte Akt oder die Umkehr enthält die fallende Handlung, in welcher die Conflikte des Helden immer mehr einem verhängnisvollen Ausgang zustreben. Der Akt der Umkehr stellt der dramatischen Gestaltung gewöhnlich die größten Schwierigkeiten entgegen, und es ist für den Dichter eine der schwersten Aufgaben, die Teilnahme der Hörer auch für die sinkende Handlung festzuhalten und womöglich noch bis zum Schlusse hin zu steigern. 5. Der fünfte Akt oder die Katastrophe enthält die letzte Stufe der fallenden Handlung, zuweilen noch ein Moment der letzten Spannung und die Katastrophe selbst: den Untergang des Helden. Das Moment der letzten Spannung besteht darin, daß durch irgend ein Ereignis, das der Dichter kurz vor der Katastrophe eintreten läßt, in dem Hörer noch eine leise Hoffnung auf die Rettung des Helden erweckt wird. In der Antigone des Sophokles z. B. widerruft Kreon den Todesbefehl, den er über Antigone ausgesprochen hatte; in Shakespeares Romeo und Julie kann Lorenzo noch in die Gruft treten, ehe Romeo sich tötet u. ähnl.

Als Beispiel für den Bau eines Dramas sei hier nach Gustav Freytag folgende Gliederung von Schillers Maria Stuart angeführt:

I. Einleitung. 1. Der stimmende Accord: Paulet erbricht die Schränke, Streit zwischen Kennedy und Paulet. 2. Die Exposition selbst: Die Bekenntnisse der Maria gegen Kennedy. 3. Das erregende Moment: Der Eintritt Mortimers und die Unterredung zwischen Mortimer und Maria. 4. Die erste Stufe der Steigerung: Die große Scene zwischen Maria und Lord Burleigh.

II. Steigerung. 1. Zweite Stufe der Steigerung: Nach einer einleitenden Vorführung der Personen des Gegenspiels (der Elisabeth und ihrer Getreuen) wird der Kampf der Höflinge für und gegen Maria und die Wirkung des Briefes von Maria auf Elisabeth dargestellt. 2. Dritte Stufe der Steigerung: Unterredung des Mortimer mit Leicester, eingeleitet durch ein Gespräch der Elisabeth mit Mortimer. 3. Vierte Stufe der Steigerung: Elisabeth läßt sich durch Leicester verleiten, Maria zu sehen. Gesamtinhalt: Annäherung der Königin an Maria.

III. Höhepunkt. 1. Der Höhepunkt: Die ganze Gartenscene. 2. Das tragische Moment: Die Beleidigung der Elisabeth durch Maria. (Höhepunkt und tragisches Moment sind hier nicht scharf von einander

getrennt. Der Höhepunkt beginnt mit der herrlichen lyrischen Scene: Laß mich der neuen Freiheit genießen, laß mich ein Kind sein, sei es mit! u. s. w., und er reicht noch in die Unterredung zwischen Elisabeth und Maria hinein. Die Wendung der Unterredung zum Streit zwischen den beiden Königinnen bezeichnet aber bereits den Eintritt des tragischen Moments). 3. Erste Stufe der sinkenden Handlung: Mortimers Leidenschaft gegen Maria bricht hervor. Die Zerstreuung der Verschworenen bildet den Übergang zum vierten Akt.

IV. Die Umkehr. 1. Zweite Stufe der sinkenden Handlung: Die Verweisung Aubespines und der Streit zwischen Leicester und Burleigh. 2. Dritte Stufe der sinkenden Handlung: Unterredung zwischen Leicester und Mortimer und Mortimers Tod. 3. Vierte Stufe der sinkenden Handlung: Der Kampf um das Todesurteil (Scene 5—12).

V. Die Katastrophe ist eine dreifache: 1. Marias Erhebung und Tod, mit einem episodischen Situationsbild, ihrer Beichte. 2. Die Katastrophe Leicesters. 3. Die Hauptkatastrophe: Die Vergeltung an Elisabeth.

Die dramatische Poesie tritt in der Geschichte eines Volkes später auf als die epische und lyrische; sie ist die schönste und reifste Blüte der Kunst, die nur auf einer hohen Stufe der Kultur zur Entfaltung kommen kann. Zum Verständnis, sowie zum Hervorbringen großer dramatischer Wirkungen gehört eine Vertiefung der Menschenseele, wie sie nur selten in der Geschichte der Völker sich findet. Bei den Griechen entwickelte sich das Drama daher erst um 540 v. Chr., in welchem der Attiker Thespis dem für die Dionysosfeste bestimmten Dithyrambus, den ein in Bocksfelle gekleideter Sängerchor den Altar umtanzend zu Ehren des Bacchus vortrug, die Form eines Dialogs gab, in welchem der Vorsänger, der zugleich seinen Gesang mit entsprechenden Bewegungen begleiten mußte, mit dem Chore abwechselte. Äschylus, Sophokles und Euripides waren die größten dramatischen Dichter Griechenlands, welche die griechische Tragödie zu hoher Blüte entfalteten. In die moderne Welt trat das Dramatische eigentlich erst im Jahrhundert der Reformation. In England gelangte es durch William Shakespeare (1564—1616) zu höchster Entfaltung, in Deutschland, wo das Drama ähnlich wie bei den Griechen aus großen Kultusfesten (hier aus den Passionsspielen) sich entwickelte, fand dasselbe liebevolle Pflege bereits durch Hans Sachs und Andreas Gryphius, wenn es bei diesen Dichtern auch noch in ziemlich unbeholfener Gestalt in die Erscheinung trat. Nachdem das Drama in England geblüht, gelangte es zunächst

bei den Franzosen und Spaniern zu hoher Entfaltung und endlich auch im Ausgang des vorigen Jahrhunderts in Deutschland. Lessing war es, der hier die Bahn brach, und wenn seine Dramen Miß Sara Sampson, Emilia Galotti, Nathan der Weise u. a. auch noch bei weitem nicht den Glanz der Poesie und die dramatische Gewalt zeigen, welche Schillers Dramen eigen sind, so waren sie doch die Grundlage, auf der unser klassisches deutsches Drama erwuchs. Goethe und Schiller führten dann weiter, was Lessing begonnen hatte, und namentlich Schiller ist als der größte dramatische Dichter der Deutschen zu bezeichnen. Wenn auch Goethes Dramen Egmont, Iphigenie, Tasso, Faust u. a. als Dichtungen an sich von unvergänglicher Schönheit und von einer dichterischen Tiefe sind, wie sie selbst bei Schiller sich nicht findet, so werden sie doch in Bezug auf die eigentliche dramatische Kraft von Schillers Dramen überragt. Schillers Wallensteintrilogie, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Braut von Messina, Wilhelm Tell u. a. sind sowohl in Bezug auf den Aufbau der Scenen und Akte, auf die Entwickelung und Lösung des dramatischen Konflikts, als auch auf den poetischen Glanz der Sprache und die Behandlung des dramatischen Verses wahre Meisterwerke zu nennen. In unserer Zeit ist leider die Oper in den Vordergrund getreten, doch fehlt es immerhin nicht an trefflichen dramatischen Schöpfungen. So ragen als dramatische Dichter gegenwärtig hervor: Adolf Wilbrandt (Arria und Messalina, Nero u. a.), Rudolf von Gottschall (Mazeppa, der Nabob, Arabella Stuart, Katharina Howard, das Lustspiel Pitt und Fox u. a.), Friedrich Hebbel (Judith, Gyges und sein Ring, Die Nibelungen), Felix Dahn (König Roderich), Gustav Freytag (Die Valentine, Graf Waldemar, Die Fabier, das Lustspiel: Die Journalisten), Heinrich Laube (Graf Essex, die Karlsschüler, die Bernsteinhexe, Böse Zungen u. a.), Brachvogel (Narciß), Peter Lohmann (Savonarola, Appius Claudius, die Brüder u. a.), Ernst von Wildenbruch (Der Mennonit, die Herrin ihrer Hand, König Harald, die Karolinger u. a.) u. s. w.

Die Tragödie.

§ 207.

Die Tragödie (gr. τραγῳδία, entstanden aus τράγος, der Bock, und ᾠδή Gesang, bezeichnete ursprünglich den Opfergesang, welcher bei dem Dionysusfeste zu Ehren des Bacchus angestimmt wurde, und bei dem die Sänger als Satyrn, in Bockfelle gehüllt, auftraten) stellt

die Handlung eines individuellen Lebens dar, welches als ein großartiges und reiches Leben in die Erscheinung tritt, aber im Kampfe gegen die in einer höhern Weltordnung waltende Notwendigkeit untergeht. Das ist nämlich zuletzt die Bedeutung der Weltgeschichte, daß die von einer höhern Macht ausgehende Anordnung der menschlichen Geschicke als ein Allgemeines und Ewiges gerade dadurch besteht, daß das Besondere in der Zeit untergeht und dem Allgemeinen und Ewigen zum Opfer wird. Indem die Tragödie diesen Gang der Weltgeschichte uns in dem Geschicke eines einzelnen Menschen zur Anschauung bringt, wird unser Gemüt tief ergriffen von Wehmut über den Untergang eines in der Erscheinung großartigen Lebens, aber auch wieder emporgehoben und beruhigt durch die Offenbarung einer höhern Weltordnung, die ewig besteht. Durch die Erhabenheit ihres Inhaltes wirkt die Tragödie auf das Gemüt mit größerer Gewalt, als jede andere Dichtung: sie berichtet nicht bloß, wie die Epopöe, große und wunderbare Begebenheiten und Thaten vergangener Zeiten, sondern läßt uns das geheimnisvolle Walten einer höhern Weltordnung, die zerstörend und aufbauend in das menschliche Leben eingreift, in lebendiger Gegenwart schauen und versetzt dadurch mehr, als jede andere Dichtung, das Gemüt in eine feierlich ernste Stimmung. Auch ergreift die Tragödie die Gemüter der Zuschauer mit größerer Gewalt, da in ihr die besondern Stimmungen des Gemüts nicht als Stimmungen des Dichters, sondern als Stimmungen der handelnden Personen in lebendiger Gegenwart in die Erscheinung treten.

Der ganze Inhalt der Tragödie ist ernst, erhaben, das Gemüt in seinen innersten Tiefen ergreifend, und dieser Inhalt muß sich ungetrübt in der Form der Darstellung ausprägen. Es ist bald die Ahnung von der Einwirkung höherer Mächte, oder der Kampf einer großartigen Individualität gegen die Gewalt der Geschicke, was in der Handlung vorherrscht, und die Darstellung fordert dann die feierliche Würde der Epopöe: bald ist es eine leidenschaftliche Aufregung des Gefühls, was einen lyrischen Aufschwung der Darstellung fordert. Die feierliche Würde der Epopöe verbunden mit dem lyrischen Pathos ist das, was in der Tragödie dem Dialog seine eigentümliche Färbung giebt; auch Personen, die auf einer niedern Stufe geistiger Bildung stehen, läßt der Dichter in der Tragödie zu einer edleren, würdevollen Sprache sich erheben. Der Dialog der Tragödie fordert darum nebst den allgemeinen Eigenschaften des dramatischen Dialogs, daß alle besondern Formen der Darstellung vollkommen dem entsprechen, was in Bezug auf den pathetischen Stil und besonders in Bezug auf den Ausdruck feierlicher Würde bemerkt worden ist (§ 58, 135, 161). Eine

feierliche Stimmung des Gemüts tritt auch in einem feierlichen Rhythmus der Rede in die Erscheinung: darum bewegt sich der Dialog der Tragödie meistens in metrischen Formen, und ihm ist besonders der fünfhebige Vers mit Auftakt (der fünffüßige Jambus) angemessen.

Die Komödie.

§ 208.

Die Komödie (gr. κωμῳδία, von κῶμος, festlicher Aufzug am Bacchusfeste, und ᾠδή, Gesang) steht in Hinsicht auf ihren Inhalt und ihre Bedeutung mit der Tragödie in einem entschiedenen Gegensatze. Sie stellt nicht große Begebenheiten dar, in denen eine höhere Weltordnung sich durch den Untergang irdischer Größe offenbart, sondern Begebenheiten, in denen durch Thorheit und moralische Verkehrtheit herbeigeführte Verirrungen und Mißverhältnisse des alltäglichen Lebens sich in heiterer und ergötzlicher Weise auflösen. In der Tragödie tritt das Ideale selbst auf eine großartige Weise in die sinnliche Erscheinung, und die Erhabenheit dieser Erscheinung versetzt das Gemüt in eine feierlich ernste Stimmung: in der Komödie hingegen offenbart sich das Ideale durch den Gegensatz, in dem die Nichtigkeit der vergänglichen Güter und der nur auf diese gerichteten Sorgen und Mühen der Erhabenheit des Idealen gegenüber steht, und dieser Gegensatz macht, indem er als eine Ungereimtheit des in irdischem Treiben befangenen Lebens aufgefaßt und dargestellt wird, den Eindruck des Komischen und versetzt das Gemüt in eine heitere, scherzhafte Stimmung. Die Eigentümlichkeit der Komödie und ihre Wirkung beruht vorzüglich darauf, daß dieser Gegensatz in der Handlung und in dem Charakter der handelnden Personen auf eine ergötzliche Weise hervortritt; darum erlaubt sich die Komödie gern Übertreibungen, die jedoch daß Maß des Natürlichen nicht überschreiten dürfen.

Weil die Komödie ihren Stoff aus dem alltäglichen Leben hernimmt, so bewegt sich der Dialog im allgemeinen in der Sprache des täglichen Umganges: er hat nichts von der feierlichen Würde der Tragödie, vermeidet aber alles Gemeine und Niedrige, es sei denn, daß der niedrige Ausdruck zur Charakterisierung notwendig ist und die Wirkung des Komischen verstärkt. Es ist vorzüglich bei der Komödie darauf zu achten, daß das Charakteristische der handelnden Personen in den Formen der Darstellung auf lebendige Weise in die Erscheinung trete (§ 206). Meisterhaft ist die charakteristische Darstellung der Handwerker in Shakespeares Sommernachtstraum. Da die auf der

Bühne dargestellten Personen nicht immer der sogenannten guten Gesellschaft angehören, so vermeidet der Dialog nicht ängstlich jeden Ausdruck, der in der guten Gesellschafft verpönt ist, und ein derber oder selbst niedriger Ausdruck ist, wo er das Charakteristische darstellt, von guter Wirkung. Ebenso bezeichnet eine gesuchte oder verschrobene Form des Ausdrucks, eine stereotypische Phrase oder ein sentimentaler Ausdruck mehr als alles andere das Charakteristische der handelnden Personen; dasselbe gilt von dem Gebrauche fremder Wörter und anderer Ausdrücke, die nur besondern Ständen, Gewerben und Genossenschaften eigen sind. — Die Wirkung des Komischen hängt vorzüglich von der sinnlichen Anschauung ab. Begebenheiten, welche, wenn sie erzählt werden, uns kaum ein heiteres Lächeln abgewinnen, erregen, wenn sie vor unsern Augen vorgehen, lautes Lachen; darum liebt das Komische überall vorzugsweise die dramatische Darstellung. Es stellt sich mehr in den Handlungen selbst, als in besondern Formen des sprachlichen Ausdruckes dar, und es tritt in dem Dialog vorzüglich hervor in solchen charakteristischen Besonderheiten der Sprache, wie die eben bezeichneten. Die Wirkung des Komischen wird indessen verstärkt durch witzige Bilder, Gleichnisse und Anspielungen; diese müssen jedoch nicht gesucht sein, sondern, herbeigeführt durch die Handlung und das Charakteristische der handelnden Personen, sich von selbst darbieten. Spiele des Witzes, wie Wortspiele und dergleichen, welche nicht das Komische der Handlungen ausdrücken, sondern nur für sich als witzige Formen des Ausdruckes sich einstellen, sind selten von guter Wirkung.

Die Komödie fordert ihrer ganzen Natur nach eine große Lebendigkeit der Darstellung, und auch diese wird vorzüglich dadurch gewonnen, daß in dem Dialog das Charakteristische der handelnden Personen in treffenden Zügen bezeichnet und in seinen Gegensätzen hervorgehoben wird. Insofern die Lebendigkeit der Darstellung von den besondern Formen des Ausdrucks abhängt, ist besonders darauf zu achten, daß die Gegensätze der Begriffe und Gedanken in der logischen Form der Gedanken auf lebendige Weise durch die ihnen entsprechenden Formen des Ausdrucks dargestellt werden. Die Wirkung des Komischen beruht überhaupt auf dem Kontraste, in dem die Dinge mit ihrer Erscheinung stehen, und die Komödie fordert mehr als andere Dichtungsarten, daß die Gegensätze der Begriffe und Gedanken in der Darstellung hervorgehoben werden. Man belebt darum den Dialog vorzüglich durch Inversionen, durch den Kontrast, die Ironie und andere Figuren der logischen Form. Auch die Frage und andere Formen der Sätze, welche den Gedanken hervorheben, sind besonders in der Komödie von guter Wirkung (§ 91, 93).

Man hat auch dem Dialog der Komödie oft eine metrische Form gegeben: aber ein bestimmtes immer gleiches Versmaß stimmt nicht wohl zu dem mannigfaltigen Wechsel von Ernst und Scherz, und die metrische Form ist der Komödie um so weniger angemessen, je mehr in der Handlung das Komische vorherrschend ist. Die metrische Form giebt der Darstellung eine gewisse Würde, und sie ist für die deutsche Komödie auch darum nicht geeignet, weil diese gewöhnlich ihren Stoff aus dem niedrigen Leben hernimmt; nur als Parodie der feierlichen Tragödie bringt sie oft auch in der Komödie eine gute Wirkung hervor.

Komische Dichtung.

§ 209.

Das Komische ist nicht ein ausschließliches Eigentum der Komödie; es giebt auch andern Dichtungen vielfältig eine eigentümliche Färbung. Nun liegt zwar das Komische überhaupt mehr in der besondern Art der dargestellten Gedanken, als in eigentümlichen Formen der Darstellung, und man kann daher nicht wohl einen komischen Stil in demselben Sinne, wie z. B. den epischen und lyrischen Stil, als eine besondere Stilart unterscheiden: das Komische tritt jedoch vielfach auch in den Formen der Darstellung hervor, und wir müssen darum die Natur des Komischen überhaupt und seine Beziehungen zu der stilistischen Darstellung näher betrachten.

Komisch ist seiner Natur nach das Ungereimte, d. h. jeder Widerspruch, in dem die sinnliche Erscheinung eines Dinges mit seinem Wesen, eine Wirkung mit ihrer Ursache, ein Mittel mit dem Zwecke, oder ein Grund mit der aus ihm gezogenen Folgerung steht. Etwas Ungereimtes ist z. B. ein kleiner Knabe mit Chapeaubas und Degen, eine Affenkomödie, in der unvernünftige Tiere in Kleidung, Stellungen und Verrichtungen von Menschen erscheinen, und einer, der selbst in einem Kahne stehend, sich abmüht, mit seinen Händen den Kahn ans Land zu ziehen. Der grelle Gegensatz, in dem das Umgereimte mit den Gesetzen unseres Denkens steht, hat die eigentümliche Wirkung, daß er ein unwillkürliches Lachen erregt, und das Ungereimte wird darum komisch genannt. Je mehr die ungereimte Zusammenstellung der natürlichen Weise unseres Vorstellens und Denkens und der allgemeinen Weltanschauung widerstrebt, und je überraschender sie darum ist, desto größer ist ihre komische Wirkung. Höchst komisch ist es z. B., wenn in der Brüder Grimm Kinder- und Hausmärchen die kluge Else,

der im Schlafe ihr Hans ein Vogelgarn mit kleinen Schellen umgehängt hatte, an sich selbst irre wird, erschrocken fragt „Bin ich's, oder bin ich's nicht?", und endlich den Entschluß faßt: „Ich will nach Hause gehen und fragen, ob ich's bin, oder nicht; die werden's ja wissen", oder wenn Tiecks Prinz Zerbino gewaltsam die Handlung des Schauspiels rückgängig macht, und die eben da gewesenen Scenen und Rollen in umgekehrter Folge wieder auf die Bühne kommen. Das Ungereimte erregt jedoch nur Lachen, insofern es nur als ungereimt aufgefaßt wird: wenn es zugleich unsere Sinne auf eine widrige Weise berührt, oder das sittliche Gefühl tief verletzt, oder ein Unglück herbeiführt, und entweder Ekel oder Unwillen oder Mitleid erregt, so macht es nicht mehr einen komischen Eindruck. Auch hört das an sich Ungereimte auf, einen komischen Eindruck zu machen, wenn man an den Anblick desselben gewöhnt ist; so machten die Reifröcke und die Allongeperücken zu ihrer Zeit keinen komischen Eindruck. Das Ungereimte kann in der Wirklichkeit der realen Natur nicht wohl vorkommen; denn in den Naturprodukten entspricht immer die Erscheinung eines Dinges seinem Wesen und die Wirkung ihrer Ursache: nur die freien Handlungen der Menschen, ihre Vorstellungen und Urteile sind oft ungereimt, und nur die Verirrungen des Verstandes und das Verkehrte und Zweckwidrige der Handlungen ist das eigentliche Feld, auf dem sich das Komische bewegt.

Es ist schon bemerkt worden, daß die Wirkung des Witzes, der als Kontrast eines Bildes mit dem in dem Bilde dargestellten Begriffe dem Komischen nahe verwandt ist, vorzüglich davon abhängt, ob in ihm sinnreiche Beziehungen liegen (§ 11), und das ist in vollem Maße auch auf das Komische anzuwenden. Sinnreich sind die Beziehungen auf das Ideale — auf das, was in einer höhern Weltanschauung als wahr erkannt und von einem richtig gebildeten Gefühle als sittlich gut und schön aufgefaßt wird, und durch diese Beziehungen wird das Komische den Gebildeten zugleich wohlgefällig. Zufall, Mutwille und schlechter Geschmack führen oft ungereimte Zusammenstellungen von Dingen herbei, denen jede sinnreiche Beziehung fehlt. So erzählt man von einem Engländer, daß er einmal zu einem Gastmahle nur Leute mit einem langen Kinn eingeladen, und von einem italienischen Prinzen, daß in seinem Palaste die marmorne Büste eines römischen Kaisers mit einer doppelten Nase und ihr gegenüber ein Neger mit einem Pferdefuße steht, und ungereimte Zusammenstellungen der Dinge machen die eigentliche Würze des unter dem Namen „Schenken und Logieren" bekannten Spieles aus. Ungereimte Dinge dieser Art, zu denen man auch die unnatürlichen Stellungen und Gesichtsverzerrungen der Possen-

reißer zählen kann, erregen Lachen und haben diese Wirkung vorzüglich bei Kindern und bei der ungebildeten Volksklasse: aber weil ihnen jede sinnreiche Beziehung fehlt, erregen sie bei dem geistig Gebildeten, auch wenn er dazu lacht, nicht eigentlich ein Wohlgefallen; man unterscheidet das Ungereimte der Art von dem sinnreich Komischen dadurch, daß man es eine *Posse* nennt.

§ 210.

Von dem *rein Komischen*, in dem das Ungereimte überhaupt nur als ein Ungereimtes aufgefaßt und dargestellt wird, muß man die *Satire* (lat. satira, alte Form: satura, eig. eine Mischspeise, dann ein Mischgedicht, das in scherzhafter Weise über die verschiedensten Gegenstände handelte, gewöhnlich auch bei Volksfesten als Ergötzlichkeit dramatisch aufgeführt wurde) unterscheiden, die das Verkehrte in dem Denken, Sinnen und Handeln der Menschen dadurch hervorhebt, daß sie es als *ungereimt* darstellt. Die Satire hat nämlich die Thorheiten der Menschen und vorzüglich sündhafte Gesinnungen und Laster zum Gegenstande, die in der menschlichen Gesellschaft überhaupt, oder in besondern Klassen, Ständen und Zeitaltern mehr oder weniger herrschend geworden sind, und sie hebt an der Verkehrtheit das Ungereimte hervor, das für die Meisten, weil sie schon daran gewöhnt sind, nicht mehr sehr auffallend ist. Sie hat darum einen *didaktischen* Charakter und hat sich in der Form eines didaktischen Gedichtes zu einer besondern Dichtungsart ausgebildet; sie macht jedoch auch den Inhalt von Erzählungen, Schauspielen und andern Dichtungsarten aus und kommt besonders oft in einzelnen Stellen derselben als Würze vor. Die Satire hebt die Ungereimtheit der Thorheiten und Laster und durch diese das Ideale hervor, und sie hat, je nachdem die Darstellung mehr die Beziehung auf das Ideale oder die Ungereimtheit hervorhebt eine ernsthafte oder scherzhafte Haltung.

§ 211.

Das *Humoristische* hält auf eine besondere Weise die Mitte zwischen dem Satirischen und dem rein Komischen. Es hat mit der Satire gemein, daß es das Verkehrte im Denken und Handeln der Menschen als ein Ungereimtes darstellt; es nähert sich aber mehr dem rein Komischen, indem es mehr die komische Ungereimtheit, als das Verkehrte und unsittliche hervorhebt. Der Unterschied zwischen dem Humor und der Satire gründet sich vorzüglich auf die ganz verschiedene Auffassung ihres Gegenstandes. Während der Satiriker die Verkehrtheit

als etwas Besonderes auffaßt, das nur an besondern Individuen hervortritt, und auf diese Verkehrtheit, über die er sich erhaben fühlt, mit Unwillen und Hohn herabsieht, erblickt der Humorist in dem verkehrten Sinnen und Treiben der Individuen nur die allgemeine Schwäche der menschlichen Natur, von der auch er selbst sich nicht frei fühlt. Weil er selbst nach dieser Auffassung an den Verkehrtheiten anderer gewissermaßen teil hat, ist sein Urteil milde und versöhnend. Der Humor ist überhaupt mehr gegen die Thorheiten als gegen moralische Verkehrtheit gerichtet, und er stellt auch sündhafte Gesinnungen und Handlungen nur als Verirrungen des Verstandes dar. Was dem Satiriker Gegenstand scharfer Rüge und bittern Spottes ist, das wird für den Humoristen Gegenstand eines gutmütigen Scherzes, unter den sich immer eine freundliche und oft sogar eine wehmütige Teilnahme mischt. So ungereimt auch die Thorheit des edlen Ritters Don Quixote ist, so können wir ihm doch eine nähere Teilnahme nicht versagen, wenn er, der sich als den Vernichter jeglicher Ungebühr ansieht, einen Bauer, der seinen an eine Eiche gebundenen Knecht ohne Erbarmen geißelt, zwingt, von der grausamen Züchtigung abzustehen, und ihm das Versprechen abnimmt, dem Knechte den rückständigen Lohn auszuzahlen, dann aber, weil er den Bauern für einen Ritter hält, in dem festen Vertrauen, daß er sein gegebenes Wort auch ritterlich halten werde, davon reitet.

Der Humor hat immer eine sinnreiche Beziehung auf ein Ideales, und das Ungereimte, das der Humorist darstellt, hat sehr oft seinen Grund nur in einer Weltanschauung, welche von der gewöhnlichen Weltanschauung verschieden ist. Eine Idee, die an sich wahr und erhaben ist, wird zu einer Thorheit, weil sie mißverstanden wird oder sich im wirklichen Leben auf eine maßlose Weise geltend machen will. So berichtet uns Cervantes von seinem Helden:

> Es schien ihm nützlich und nötig, sowohl zu Vermehrung seiner Ehre, als zum Besten seiner Republik, ein irrender Ritter zu werden und mit Rüstung und Pferd durch die ganze Welt zu ziehen, um Abenteuer aufzusuchen und alles das auszuüben, was er von den irrenden Rittern gelesen hatte, alles Unrecht aufzuheben und sich Arbeiten und Gefahren zu unterziehen, die ihn im Überstehen mit ewigem Ruhm und Namen schmücken würden.

Darum stellt sich der Humor ungesucht und oft unbewußt vorzüglich bei Geistern ein, welche selbst reich begabt und dem Idealen zugewendet sind. Indem der Humorist die Thorheit als ein Ideales auffaßt, das mißverstanden oder auf ungeschickte Weise in das wirkliche Leben ein-

geführt wird, wird er oft gewahr, daß auch ihm etwas der Art begegnen könne oder wirklich begegne: es geschieht daher sehr oft, daß er nicht nur an den Freuden und Leiden seines Helden einen nahen Anteil nimmt, sondern sich sebst unter diejenigen stellt, die in der Thorheit befangen sind, und mit anscheinendem Ernste sich selbst parodiert. So ergießt sich sehr oft Jean Pauls Humor über ihn selbst und sein eigenes Treiben, z. B.

> Es hülfe dem Tode nichts, wenn er mich ein halbes Säkulum am Schreibpulte stehen und dann erst aus der Schreibstube der Erde laufen ließe: ich wende mich doch noch in der Stubenthür um, und sage mehr lebens- als schreibenssatt: „Nur den dritten Teil lasse mich liefern; ich weiß, wie die Rezensenten sind.“ Wenn der Strom der Zeit einen Autor wie der Karlsbader Strudel ganz übersintert und versteinert hat, so bleiben doch seinen Schreibfingern die motus vitales unbenommen.

Sehr ergötzlich ist Jean Paul's Bericht, wie er auf einem Dorfe die Rolle des Herrn von Esenbek, eines alten Hofkavaliers, spielt und sich als solcher einer alten Dame, der vormaligen Geliebten desselben, vorstellt, wie ihm in dieser Rolle einige Verlegenheiten begegnen, in denen er sich mitunter sehr unbeholfen benimmt. Ebenso ist die Ironie sehr humoristisch, mit der, wie man erzählt, ein großer Diplomat (Talleyrand), auf sich selbst und seinen Beruf hindeutend, sagt „die Sprache sei erfunden, nicht um seine Gedanken andern mitzuteilen, sondern sie vor ihnen zu verbergen“.

Indem der Humor die Thorheit als ein Mißverständnis des Idealen darstellt, erniedrigt er oft, wie Jean Paul sagt, das Große, um ihm das Kleine, und erhöht das Kleine, um ihm das Große an die Seite zu stellen. Er versöhnt uns mit der Thorheit, ohne jedoch der Thorheit zu huldigen oder der Würde der Vernunft etwas zu vergeben. Auch läßt er oft in demselben Wesen die Thorheit mit der Weisheit verträglich zusammengehen. So hatte Jean Paul's Hofdame bei ihrem Adelstolze doch die Leute in dem Pfarrhause so lieb, daß sie allemal, wenn sie von ihnen wieder nach Hause kam, sich über ihr herablassendes Wohlwollen Gewissensvorwürfe machte, weil sie zwar gebrüstet kam, aber weichherzig schied. Der Humor unterscheidet sich gerade dadurch von dem rein Komischen, daß er das Ungereimte nicht schlechtweg als ungereimt und darum lächerlich auffaßt, sondern neben und selbst in dem Ungereimten noch das Ernste, Würdige, oft sogar das Wehmütige erblickt. In der Stimmung des Humoristen sind Scherz und Ernst auf sonderbare Weise gemischt, und diese Stimmung tritt auch in der

Darstellung hervor, indem mit dem mutwilligen Scherze feierliche Würde und oft sogar ein lyrischer Aufschwung wechselt.

§ 212.

Gewöhnlich bezeichnet man als eine besondere Art des Komischen das Naive. Naiv nennt man die Erscheinung kindlicher Unschuld und Einfalt im Gegensatze zu der durch künstliche Bildung getrübten Vorstellungs-, Empfindungs- und Handlungsweise der in konventionellen Formen befangenen Gesellschaft. So fordern Anstand und konventionelle Rücksichten der künstlich gebildeten Gesellschaft sehr oft, daß man sein Urteil oder seine Empfindung gar nicht ausspreche oder doch verhülle. Wenn in einem solchen Falle einer in kindlicher Einfalt offen die nackte Wahrheit ausspricht und jedes Ding bei seinem rechten Namen nennt, so nennt man das, was er sagt, naiv. Insofern das Naive mit einer Sitte, die in der gebildeten Gesellschaft als ein Gesetz des geselligen Umganges angesehen wird, im Widerspruche steht, wird es als etwas Ungereimtes aufgefaßt und hat dann eine komische Wirkung. Indem aber in dem Naiven die in dem künstlich gebildeten Leben verloren gegangene Unschuld und Einfalt der Sitten als ein Ideales in die Erscheinung tritt, erregt es ein moralisches Wohlgefallen und flößt uns Achtung ein. In dem Naiven liegt eine Beschränktheit des Verstandes, auf die der Gebildete lächelnd herabsieht, aber zugleich eine moralische Überlegenheit, zu der er mit Ehrfurcht und Bewunderung hinaufsieht. Und dieser letztere Begriff des Naiven ist es, den Schiller in seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung entwickelt und geradezu als das letzte und höchste Ziel aller Kunst hinstellt. Diese Seite des Naiven kommt natürlich hier nicht in Betracht, sondern hier handelt es sich nur um den Widerspruch, in den das Naive mit den Gewohnheiten und Sitten der Gesellschaft tritt. Aber selbst wenn dieser Widerspruch betrachtet und zur Darstellung gebracht wird, liegt es in dem Begriffe des Naiven als eine wesentliche Bedingung, daß es die moralische Lauterkeit eines kindlichen Gemüts und nicht etwa Leidenschaft, Verschrobenheit oder Roheit sei, was über die Regeln des Anstandes den Sieg davon trägt; auch hat es nicht die Wirkung des Naiven, wenn nur kindischer Unverstand ohne kindliche Reinheit der Gesinnung in die Erscheinung tritt.

Das Naive ist sehr bezeichnend für den Charakter der Personen, an denen es hervortritt; man macht daher von dem Naiven vorzüglich in den dramatischen Dichtungen Gebrauch, um das Charakteristische der handelnden Personen zu bezeichnen. Die Form der Darstellung muß

der natürliche Ausdruck kindlicher Einfalt sein. Die Natur des Naiven fordert die größte Einfachheit des Ausdrucks; sie widerstrebt allem Schmucke der Rede, und durch die nicht sorgfältige Wahl der Wörter, mangelhafte Verbindung derselben und andere stilistische Mängel des Ausdruckes wird oft auch die Form der Darstellung naiv.

§ 213.

Richten wir unsere Betrachtung auf die stilistische Darstellung des Komischen überhaupt, so müssen wir unterscheiden zwischen dem darzustellenden Gedankenstoffe und der Form der Darstellung. Die Wirkung des Komischen erreicht den höchsten Grad, wenn schon der dargestellte Gedankenstoff an sich und auch die Form der Darstellung ungereimt und darum komisch ist. Sehr oft ist aber nur der Gedankenstoff komisch, und es handelt sich nur um die den allgemeinen Gesetzen der Stilistik entsprechende Darstellung des Komischen: sehr oft hingegen ist die Form der Darstellung an sich, und abgesehen von dem dargestellten Gedanken, komisch, und es fragt sich dann, von welcher Art das Ungereimte sei, wodurch die Darstellung zu einer komischen wird.

Die Darstellung des Komischen fordert außer den allgemeinen Eigenschaften des schönen Stils besonders sinnliche Anschaulichkeit, große Lebendigkeit und einen leichtverständlichen Ausdruck der Gedanken. Es ist schon bemerkt worden, daß die Wirkung des Komischen überhaupt vorzüglich von der sinnlichen Anschauung abhängt und das Komische seiner Natur nach vor andern Dingen für die dramatische Darstellung geeignet ist (§ 208). Darum fordert auch die epische Darstellung des Komischen vor allem sinnliche Anschaulichkeit, und diese wird besonders dadurch erlangt, daß die Begriffe in konkreter Besonderheit dargestellt und die Anschauung durch Bilder, Gleichnisse und andere Figuren des Inhaltes belebt wird. — Nur die in dem Ungereimten liegenden Widersprüche bringen eine komische Wirkung hervor (§ 209); diese müssen in der Darstellung auf lebendige Weise hervortreten und die Begriffe und Gedanken besonders in ihren Gegensätzen hervorgehoben werden. Man macht daher vorzüglich in der Darstellung des Komischen einen freien Gebrauch von Inversionen, von kühnen Bildern, von dem Kontraste, der Ironie, dem Paradoxen, der Hyperbel und andern Formen der Darstellung, welche den logischen Wert der Begriffe und Gedanken hervorheben und der Darstellung große Lebendigkeit geben. — Die Wirkung des Komischen hängt endlich davon ab, daß es leicht verstanden werde: wenn das Komische nur mit Mühe verstanden wird und

einer Erklärung bedarf, geht die Überraschung und mit ihr die komische Wirkung verloren. Die Ausdrücke der Begriffe und die Beziehungen, in denen sie zusammengestellt werden, müssen darum leicht verständlich, und der Bau der Sätze muß einfach sein. Humoristische Schriftsteller verfallen sehr häufig in den Fehler, daß sie fremde oder ganz neu gebildete und darum unverständliche Wörter gebrauchen, oder in Bildern, Gleichnissen und Anspielungen Dinge herbeiziehen, die dem Leser fremd sind, oder endlich die verschiedenartigsten Dinge nach Beziehungen zusammenstellen, die nur mit Mühe aufgefunden werden.

Die Darstellung ist, abgesehen von ihrem Inhalte, komisch, wenn die Form derselben ungereimt ist, und diese wird auf zwiefache Weise ungereimt, je nachdem entweder die besondere Form der ganzen Darstellung mit der besondern Art der darzustellenden Gedanken oder die Form besonderer Ausdrücke mit den grammatischen und stilistischen Gesetzen der Darstellung in Widerspruch steht. In beiden Fällen ist die ungereimte Form der Darstellung, wie alles Ungereimte, an sich etwas Fehlerhaftes, und sie macht nur dann einen wohlgefälligen Eindruck, wenn auch in der ungereimten Form eine sinnreiche Beziehung liegt (§ 209) und diese die komische Wirkung des Inhalts verstärkt. Es ist darum sehr zu tadeln, wenn Schriftsteller, welche, ohne selbst die eigentliche Bedeutung des Humors zu verstehen, doch gern als Humoristen erscheinen möchten, sich Formen der Darstellung erlauben, die ungereimt, aber auch ohne alle sinnreiche Beziehung sind.

§ 214.

Ein Widerspruch zwischen der Form der Darstellung und der besondern Art der darzustellenden Gedanken findet besonders statt in dem Heroischkomischen (der komischen Epopöe) und dem Niedrigkomischen. Die komische Epopöe stellt eine Begebenheit, die an sich nicht außerordentlich, aber komisch ist, in der feierlich ernsten Form einer Epopöe dar, in der unbedeutende thörichte Personen sich wie Helden gebärden, und alltägliche Ereignisse durch die Einwirkung übermenschlicher Wesen herbeigeführt werden, und die komische Wirkung der Begebenheit wird durch die ungereimte Form der Darstellung verstärkt. So ist in dem Phaeton von Zachariä die Begebenheit sebst gar nicht außerordentlich: eine junge Gräfin gelüstet es gar sehr, einmal in einem Wagen, selbst die wilden Pferde lenkend, auszufahren. Ungern giebt der alte gichtkranke Vater die Erlaubnis zu dem gefahrvollen Unternehmen: aber sie hat ihm mit eigenen Händen ein Lieblingsgericht bereitet, und er hat mit einem feierlichen Eide versprochen, ihr

eine Bitte zu gewähren. So beginnt sie denn mit einem Begleiter, den sie ungern zuläßt, die Fahrt; aber nachdem die Pferde eine Weile sich unter die ungewohnte Leitung gefügt, werden sie scheu und gehen durch, und die Gräfin büßt ihr thörichtes Gelüsten damit, daß sie aus dem Wagen in einen See stürzt. Sie wird jedoch von ihrem Begleiter gerettet und belohnt ihn dafür mit ihrer Hand. Diese an sich unbedeutende Begebenheit kündigt der Dichter nun schon durch eine feierliche Anrufung der Muse als etwas ganz Außerordentliches an, er beschreibt dann sehr ausführlich, und mit dem ganzen Gepränge der Epopöe, wie die Gräfin in die Küche — „wie der beherzte Ulysses und der fromme Aeneas in die brüllende Hölle" — hinabsteigt, und, umringt von der staunenden Dienerschaft, mit eigner Hand dem kranken Vater die Schwämme bereitet, die der Kuhhirt aus dem Walde gebracht; wie der Vater erquickt durch seine Lieblingsspeise und der Tochter zarte Aufmerksamkeit, ihr, nachdem er vergebens ihr die Gefahren des Unternehmens vorgestellt, doch endlich ihre Bitte gewährt, und sie unter allen Pferden des Stalles zwei weiße Hengste wählt, „so mutig wie die Pferde der Sonne"; wie sie dann im Amazonenkleide den Wagen besteigt, die Zügel ergreift und die trabenden Rosse ihr anfangs willig gehorchen. Aber sie läßt sich durch den Gesang einer neidischen Nixe verleiten, an das Ufer des Sees zu fahren, und ein tückischer Kobold macht die Pferde scheu: und so wird die unglückliche Katastrophe herbeigeführt. — Mit dem Heroischkomischen nahe verwandt ist die Parodie, die eine edle Form des Ausdruckes, in der ein Schriftsteller einen ernsten und erhabenen Gedankenstoff dargestellt hat, auf einen alltäglichen oder sogar niedrigen Gedankenstoff überträgt.

Wenn ein niedriger Gedankenstoff in niedrigen Ausdrücken dargestellt wird, so liegt darin an sich nichts Ungereimtes: es wird nur ungereimt und komisch durch den Widerspruch, in dem ein Gedankenstoff, der nur dem Leben der niedrigen Volksklassen angehört, und die Darstellung desselben mit der Sitte der gebildeten Gesellschaft steht. Von dieser Art ist z. B. die Erzählung des Handwerksburschen in Heines Harzreise:

> Wir hatten einen Preußen in der Herberge zu Kassel, der eben solche Lieder macht, er kann keinen seligen Stich nähen; hat er einen Groschen in der Tasche, so hat er für zwei Groschen Durst, und wenn er im Thran ist, hält er den Himmel für ein blaues Kamisol und weint wie eine Dachtraufe.

Man macht von dieser Art des Niedrigkomischen besonders in

der dramatischen Dichtung Gebrauch, um die handelnden Personen zu charakterisieren. Häufiger wird ein nicht niedriger Gedankenstoff in einer niedrigen Form dargestellt: das Niedrigkomische ist dann an sich ungereimt, weil die Form der Darstellung mit der besondern Art des dargestellten Gedankenstoffes in Widerspruch steht. Die Darstellung kann nun auf zwiefache Weise an sich ungereimt sein. Sie ist ungereimt, wenn in die Darstellung des nicht niedrigen Gedankenstoffes Begriffe, Vorstellungsweisen und Bilder aufgenommen werden, die nur der Denk- und Sinnesweise der niedrigen Volksklassen geläufig sind, z. B.

Wie sich hinter ihm (Schach Lolo) die goldne Pforte schleußt,
Ein neues Nymphenpaar ihm stracks die Zähne weist.
Wieland.

Schach Lolo streckt sich, gähnt, bohrt in der Nase, dreht
Die Augen und so fort. Wieland.

Man klatscht und jubiliert, als hätt' ein Göckelhahn
Ein Ei gelegt. Wieland.

Die eine Dame bildete ganz den Gegensatz der andern: stammte die eine von Pharao's fetten Kühen, so stammte die andere von den magern. Heine.

Die Darstellung wird burlesk, wenn ein erhabener Gedankenstoff in der eben bezeichneten Weise dargestellt wird, z. B. im Hudibras das allgemeine Verlangen nach einer Verbesserung der Kirche und des Staates:

Dann schrien Kesselflicker laut, daß Staat und Kirche
Verändert werden müßt', das Kesselflicken zu verbessern,
Und Pfuscher ließen ihre Flickerei im Stiche,
Die Kirche auszuflicken und zu wenden.
Noch andre wollten in den Trödelbuden
Kein Priesterkleid und keine Liturgie mehr leiden.

Die Darstellung eines an sich nicht niedrigen Gedankenstoffes wird auch ungereimt und darum komisch, wenn in der Darstellung auf eine auffallende Weise Ausdrücke hervortreten, die nur bei dem niedrigen ganz ungebildeten Volke gebräuchlich sind. Es gehört hierher zunächst der Gebrauch niedriger Wörter und Phrasen, z. B.

Unsre Mädchen, unsre Bübchen
Spielen künftig auf dem Mist:
Und auf unsern Promenaden

Zeigt sich erst die Neigung stark;
Liebes Mädchen, laß uns waten,
Waten noch durch diesen Quark. Goethe.

Sie schleppten mich in die Schenke und machten mich besoffen, und mausten mir die Taschen leer. Shakesp. — Er machte große Anstalten zum Gehen und bramarbasierte: „Jetzt will ich den Weg zwischen die Beine nehmen.“ Heine.

Besonders gehört hierher die Weise, wie fremde Wörter von den Ungebildeten mißbraucht, verstümmelt und mit einander verwechselt werden, z. B. in Shakespeares lustigen Weibern von Windsor:

Was willst du Mephistophilus? — Verleugnungswort in deine Labra's dir. — Könnt Ihr auch Affektionierungen spüren für das Frauenzimmer? — So heirate ich sie: dazu bin ich völlig dissolviert, und ganz dissolut. — Alle seine Deszendenten, die ihm vorangegangen, haben's so gehalten, und alle seine Aszendenten, die nach ihm kommen, können's auch so halten.

§ 215.

Die Darstellung ist, abgesehen von ihrem Verhältnisse zu dem darzustellenden Gedanken, überhaupt komisch, wenn in der Darstellung Begriffe auf eine ungereimte Weise zusammengestellt werden. Dies kann auf sehr mannigfaltige Weise geschehen. Eine komische Wirkung haben vorzüglich ungereimte Zusammenstellungen der Begriffe, und man könnte sie darum als Figuren des Komischen bezeichnen. Von dieser Art sind:

a. Die Zusammenstellung ganz verschiedenartiger Dinge, z. B. des Edlen und Niedrigen unter einen gemeinsamen Begriff, z. B.

Die Stadt Göttingen, berühmt durch ihre Würste und Universität. Heine.

Wenn ich mit Tint' und Pech besudelt Vers' erdacht,
Und manchen Schuh zu kurz und Fuß zu lang gemacht.
Hans Sachs.

Besonders wird das Charakteristische geistiger Verbildung sehr komisch dargestellt dadurch, daß auf eine ungereimte Weise besondere Begriffsbestimmungen bezeichnet werden, wenn z. B. in Heines Harzreise der junge Kaufmann entzückt ausruft:

Wie ist die Natur doch im allgemeinen so schön!

b. Anachronismen, in denen Begebenheiten, Sitten und Gebräuche alter und neuer Zeiten zusammengestellt werden, z. B.

Man mußte sie (Pallas) im Harnisch, mit Helm und Lanze
Beim Ritterspiel, beim kriegerischen Tanze,
Und im Kontusch dem Zeus Manschetten näh'n,
Marli durchziehn und Handschuh wirken seh'n:
Da sah man sie in vollem Glanze. Wieland.

D'Arcon, der nur zu wohl gehört,
Wie's dort die Griechen trieben,
Und daß sie sich ein hohles Pferd
Von Nürnberg her verschrieben,
Bemalt mit Tulpen rot und weiß,
Nur statt des Pfeifchens in dem Steiß
Mit einem Bombenmörser.

c. Ungereimte Bilder, Gleichnisse, Personifikationen, Hyperbeln u. s. w.

Der Senior Swers hatte seinen jüngsten Sohn von der Glashütte der Akademie zu einem guten geistlichen Arzneiglase blasen lassen, dem nur der lange Gebrauchszettel der Vokation, das bunte Papier der schwarzen Kleidung und der Bindfaden des Kragens fehlte. Jean Paul. — Althea flog, wie ein Stern der Weisen, oder wie ein Kibitz, vor dem Boten voraus. Jean Paul. — Schlag' ihn tot: aber vorher steck' deine Ungeduld in die Scheide, gieß kalt Wasser auf deinen Zorn. Shakespeare. Ich habe sie verfolgt, wie mich die Liebe verfolgt hat, das heißt auf dem Fittich aller Gelegenheiten. Shakespeare.

Die Schornstein selbst sehn rund umher
Sich schon nach Menschenköpfen um,
Um sich darauf zu stürzen.

Welcher Sturmwind mußte uns diesen Walfisch (Falstaff) mit so viel Tonnen Öl im Bauch an die Küste von Windsor werfen! Shakespeare.

Falstaff rät dem aus seinem Dienste entlassenen Bardolph, Kellner zu werden, und sagt:

Ein Bierzapf ist ein gutes Gewerbe, ein alter Mantel giebt ein neues Wams, und ein verwelkter Lakai einen frischen Zapfer.

d. Ungereimte Zusammenstellungen der Dinge in ihren kausalen Beziehungen, z. B.

Ich wäre ertrunken, wenn nicht das Ufer seicht gewesen, ein

Tod, den ich verabscheue: denn das Wasser schwellt den Menschen auf, und was für eine Figur wäre aus mir geworden, wenn ich ins Schwellen geraten wäre. Ich wäre ein Gebirg von einer Mumie geworden. Shakespeare. — So lange ich lebe, will ich mich nicht wieder besaufen, als in ehrlicher, höflicher, gottesfürchtiger Gesellschaft, weil mir das passiert ist; und wo ich mich einmal wieder besaufe, da will ichs mit solchen thun, die da Gottesfurcht haben, und nicht mit versoffenen Schelmen. Shakespeare.

e. Wortspiele, z. B.

Falstaff: Meine ehrlichen Jungen, ich will euch sagen, was mir vorschwebt.

Pistol: Ein Wanst von hundert Pfund.

Falstaff: Keine Wortspiele, Pistol! Allerdings hat mein Wanst es weit in der Dicke gebracht; aber hier ist die Rede nicht von Wänsten, sondern von Gewinnsten, nicht von Dicke, sondern von Tücke. Shakespeare.

Falstaff, den man in die Themse gestürzt hatte, antwortet einer Frau, die ihm einen Gruß von einer Frau Flut bringt:

Frau Flut! Ich habe genug von der Flut gekostet. Man hat mich hineingeworfen in die Flut; ich habe den Bauch voll von Flut.

Auch gehört hierher Lichtenberg's to bäh or not to bäh, that is the question, worin er den Anfang von Hamlets Monolog parodierend auf den zu seiner Zeit heftig geführten Streit über die Aussprache des griechischen η anwendet.

Zu den Figuren des Komischen gehören auch ungereimte Wortbildungen und Zusammensetzungen und ein ungereimter Gebrauch fremder Wörter; sie kommen namentlich bei Shakespeare, Fischart und Jean Paul sehr häufig vor und charakterisieren insbesondere in Wallensteins Lager von Schiller den Geschmack des Kapuziners.

Es ist schon bemerkt worden, daß die komische Darstellung überhaupt nur dann eine wohlgefällige Wirkung hervorbringt, wenn das Ungereimte unsern Geist auch durch sinnreiche Beziehungen befriedigt (§ 209). Dies ist nun vorzüglich auf die Figuren des Komischen anzuwenden, und es beweist einen Mangel des guten Geschmacks, wenn man in ihnen nur das Ungereimte, auch ohne sinnreiche Beziehungen schön findet. In der deutschen Litteratur sind wenige so gefeiert worden, wie Jean Paul; lange Zeit war die ganze Lesewelt von seinem Humor wie bezaubert. Diese wunderbare Wirkung erklärt sich zunächst aus der höchst liebenswürdigen Gutmütigkeit, die in das Komische

überall sinnreiche Beziehungen zu legen wußte und dadurch dem Humor eine eigentümliche Färbung gab. Es liegt aber in der Natur des Humors, daß er, wie eine lebendige Quelle, aus der innern Fülle eines begabten Geistes hervorquillt und nicht, wie eine fremde Pflanze in einem Treibhause mit Mühe gezogen wird, und es ist eine alltägliche Erfahrung, daß der Humor, wenn er nicht mehr ein heitres Spiel ist, sondern zu einem mit Absicht getriebenen Geschäfte wird, leicht matt wird, und nur noch komischen Zusammenstellungen nachjagt, denen sinnreiche Beziehungen fehlen. So sehr es nun Jean Paul auch verstand, dem Komischen auch eine sinnreiche Beziehung zu geben, so darf man sich doch nicht wundern, wenn man auch bei ihm, der zum Behufe ungereimter Zusammenstellungen alle Reiche der Natur, die Geschichten aller Völker und Jahrhunderte und die Gebiete aller Künste und Wissenschaften ausbeutete, sehr oft die sinnreichen Beziehungen vermißt. Mehr noch als diesen von der Natur so reich begabten Humoristen trifft dieser Vorwurf den großen Haufen seiner nicht ebenso begabten Nachahmer, und diese haben in der neuern Zeit der Einführung eines durchaus fehlerhaften Geschmacks Vorschub geleistet. Es hat sich nämlich in der neuern Zeit, angeregt teils durch Jean Paul, teils durch die nähere Bekanntschaft mit Shakespeare und Cervantes eine besondere Vorliebe für das Humoristische bemerklich gemacht, und Schriftsteller, denen die Natur den eigentlichen Humor versagt hat, glauben schon humoristisch zu sein, wenn sie irgend einem Gedankenstoffe, der an sich unbedeutend ist, und in dem auch nichts Komisches liegt, durch ungereimte Zusammenstellung der Begriffe, ungereimte Bilder und Gleichnisse, Wortspiele und verschrobene Wortformen, denen alle sinnreiche Beziehung fehlt, nur einen ungereimten Ausdruck und dem nicht humoristischen Gedanken eine humoristische Form der Darstellung geben, wie in folgenden Stellen:

> Das Mädchen ist eine Idylle, die Jungfrau eine Ode, das Weib ein didaktisches Epos, und die Matrone der Epilog der Weiblichkeit. Die Schönen sind die Pracht- und Velinausgaben von Ovid's Kunst zu lieben und die Häßlichen der unkorrekte Bürstenabzug eines Mausberger'schen Nachdrucks. Die Spröden gehören unter die Märchen und Erzählungen, die Koketten unter die periodischen Unterhaltungsschriften, die Eitlen unter die Modejournale, die Schwatzhaften unter die allgemeinen Repertoirs, die Verleumderischen unter Länder- und Völkerkunde, die Verträglichen unter Raritäten und Curiosa, die Treuen unter Anekdotenlesen, die Stillen zu den Wundern im Gebiete der Natur, die Zänkischen zu den Andachtsübungen frommer Christen, die Belesenen zu den

Wörterbüchern und die Verschwenderischen endlich zu den Rechnungsfaulenzern. —

Ich öffnete das Fenster, und sah hinaus in die Unendlichkeit, in den Raum, die Wiege und das Grab aller Wesen. In dem Oberhause war die Pairskammer der Sterne schon versammelt; gerade über mir schimmerte das Siebengestirn, die Septemviraltafel dieser leuchtenden Welten. Die Natur hielt ihren Atem an, und die heil'ge Stille lag wie eine Sargdecke auf dem geschlossenen Auge der Welt; ein warmer Hauch, wie der leise Seufzer eines unaussprechlichen Bangens, wehte durch die Luft und zog mich hin in das süße Laubad der Sehnsucht; namenlose Empfindungen und Schmerzen legten sich, wie elastische Brusthütchen, warm und geschmeidig an mich an, und die dünnen Schuppen fielen ab von den Schnittwunden der Liebe, und rote glühende Tropfen quollen heiß aus ihnen heraus, und die Eismützen der kühlenden Zeit zerschmolzen an dem Anhauche einer glühend heißen Sehnsucht.

Weil Produkte dieser Art nur darauf berechnet sind, durch ungereimte Zusammenstellungen eine komische Wirkung hervorzubringen, so werden sehr häufig ungereimte Bilder und Gleichnisse herbeigezogen und diese von Dingen hergenommen, welche die meisten Leser gar nicht kennen, oder bei denen der Vergleichungspunkt — das tertium comparationis — sehr schwer zu finden ist. Aus demselben Grunde wird die Darstellung auch sehr oft mit ungereimten Bildern und andern Figuren des Komischen überladen. Beides verträgt sich nicht mit einer wesentlichen Eigenschaft der komischen Darstellung, nämlich mit der, daß sie leicht verständlich sein muß (§ 212). Auch Jean Paul trifft der Vorwurf, daß er häufig die Darstellung mit Bildern überladen und aus allen Gebieten der geistigen und realen Welt Dinge herbeigezogen hat, die außer ihm nur sehr wenigen bekannt waren, und seine eifrigen Verehrer mußten, wenn sie auch gerade an den in Nebel gehüllten Bildern ein besonderes Wohlgefallen hatten, doch sehr oft gestehen, daß sie ihn nicht verstanden. Auch prosaische Schriftsteller suchen oft der Darstellung eines ernsten Gedankenstoffes durch ungereimte Zusammenstellungen der Begriffe, weit hergeholte Bilder und Wortspiele einen schöngeisterischen Schein zu geben. Die auf die hier bezeichnete Weise erkünstelte Form einer humoristischen Darstellung ohne humoristischen Inhalt ist von dem eigentlichen Humor zu unterscheiden; sie gehört dem sogenannten geistreichelnden Stile an, den wir oben schon näher bezeichnet haben (§ 31), und ist wie dieser die Ausgeburt eines verdorbenen Geschmackes.

Register.

Die beigefügten Ziffern geben die Seitenzahlen an.

H.

J.

M.

N.

O.

P.

T.

U.

V.

W.

Z.

Druck von Greßner & Schramm in Leipzig.

